

FELIX ZANDMAN MIT DAVID CHANOFF



# NIE DIE LETZTE REISE



Vom polnischen Ghetto an die Wallstreet  
Ein Unternehmer erzählt die Geschichte seines Lebens

Econ

Polnischer Jude. Überlebender. Physiker.  
Erfinder. Erfolgreicher Unternehmer.  
Nach langen Jahren des Schweigens  
hat Felix Zandman mit außerordentlichem  
Feingefühl und großer Offenheit  
die Geschichte seines Lebens aufgezeichnet.  
Der fast übermenschliche Mut, der Optimismus  
und die Hoffnung, die ihm in seiner Jugend die Kraft  
zum Überleben gaben, waren auch Motor  
seiner beispiellosen beruflichen Karriere.

„Nie die letzte Reise“ ist eines der seltenen Bücher,  
das ein erschütternder Schicksalsbericht  
und ein außerordentlich bedeutsames  
Wirtschaftsbuch zugleich ist.

ISBN 3 430 19921 2

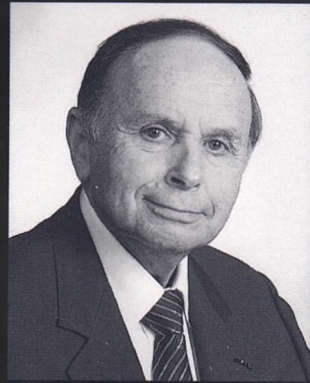
Econ

Grodno, Polen 1943. Die Ausrottungskampagne der Nazis ist in vollem Gang. Unter dramatischen Umständen gelingt dem fünfzehnjährigen Felix die Flucht aus dem jüdischen Ghetto seiner Heimatstadt. Eine Bauernfamilie versteckt ihn und vier weitere Flüchtlinge in einer kleinen, dunklen Grube unter den Dielenbrettern ihres Schlafzimmers. Siebzehn Monate müssen sie in diesem Kerker ausharren – ständig in der Angst, entdeckt und getötet zu werden.

Geblieben ist ihnen einzig und allein die Freiheit, zu denken und zu hoffen. Um den Verstand nicht zu verlieren, unterrichtet Onkel Sender, ein Naturwissenschaftler, seinen Neffen Felix in Trigonometrie und höherer Mathematik. Nach dem Krieg fliehen Felix und sein Onkel nach Frankreich und beginnen dort ein neues Leben.

Heute ist Felix Zandman erfolgreicher Unternehmer in Amerika. Seine Firma, Vishay Intertechnology Inc., ist einer der größten internationalen Hersteller von elektronischen Bauelementen mit weltweit 20 000 Angestellten in dreizehn Ländern.

Zandmans Autobiographie ist nicht nur das erschütternde Zeugnis eines Überlebenden, sondern auch die Erfolgsstory eines Erfinders und Geschäftsmanns, dessen Jugendträume in Erfüllung gingen.



Felix Zandman wurde 1927 in Grodno/Polen geboren. An der Sorbonne erwarb er einen Dokortitel in Physik. Der Gründer und Mehrheitsaktionär von Vishay Intertechnology hält 38 Patente und wurde mit dem Kreuz der Ehrenlegion Frankreichs und der Medaille des amerikanischen Franklin Instituts für besondere naturwissenschaftliche Verdienste ausgezeichnet. Mit seiner Frau Ruta pendelt Zandman zwischen Philadelphia und Israel, wo er seine Heimat gefunden hat.

David Chanoff ist Autor zahlreicher Buchveröffentlichungen und schreibt u.a. für das *New York Times Magazine* und das *Wall Street Journal*. Er stammt wie Zandman aus Grodno.

Umschlaggestaltung: Büro Meyer & Schmidt, München – Costanza Puglisi

Umschlagfotos: Roman Vishniac, *Bratislava*, 1938 Gelatin silver print © Mara Vishniac Kohn, courtesy the International Center of Photography. © Photonica Bildagentur

Econ Verlag  
München

Felix Zandman  
mit David Chanoff

# *Nie die letzte Reise*

**Vom polnischen Ghetto an die Wallstreet**

Ein Unternehmer erzählt  
die Geschichte seines Lebens

Aus dem Amerikanischen von  
Giuliana Broggi Beckmann

Econ

*Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel  
Never the last Journey bei Schocken Books, ein Unternehmen von  
Random House, Inc., New York.*

*Der Econ Verlag ist ein Unternehmen der  
Verlagshaus Goethestrasse GmbH & Co. KG*

*ISBN 3-430-19921-2*

*© 1993 by Felix Landman*

*© der deutschen Ausgabe 1999*

*Verlagshaus Goethestrasse GmbH & Co. KG, München*

*Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany*

*Lektorat: Claudia Schlottmann*

*Gesetzt aus der Sabon und Optima*

*bei Franzis print & media GmbH, München*

*Druck und Bindung: Bercker, Kevelaer*

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

In diesem Buch werden viele Gespräche wiedergegeben, die innerhalb eines grossen Zeitraums geführt und aus der Erinnerung rekonstruiert wurden. Inhalt und Ton dieser Gespräche entsprechen in jedem einzelnen Fall den Tatsachen; der Wortlaut wird so präzise wiedergegeben, wie es aus dem Gedächtnis möglich ist.

# *Inhalt*

Vorwort	13
Einführung von David Chanoff	17
Vorwort zur deutschen Ausgabe von David Chanoff	21
1 Brygidzka-Strasse 28	27
2 In der Gewalt von Barbaren	47
3 Ghetto Nummer eins	62
4 Der Todesengel	79
5 Möge Gott dich beschützen	94
6 Ein Geschenk Gottes	108
7 Heiss, übelriechend und schwärzer als die Nacht	120
8 Eine Gesellschaft in einem Grab	139
9 Sind das Juden?	158
10 Dein Volk	172
11 Ein unglaublicher Schatz	189
12 Ein kultureller Quantensprung	205
13 Unser Heimatland, gewiss	223
14 Spannungstest	243
15 Der Vishay-Widerstand	267
16 Die Rückkehr des Schlächtergotts	286
17 Wie Balsam für meine Seele	307
18 Die Thermohülle	329
19 Ruta	341
20 Ein Schritt nach vorn	355
21 Fremdkapital	366
22 Israel ist unsere Rettung	384
23 Die Ethik meines Vaters	404
24 Unter Giganten	430
25 Kaddisch	474
Nachwort	499
Einige Überlebende: Ein Nachtrag	504
Danksagung	508

*Sog nit kejn mol, as du gejsst dem leztn Weg,  
Chotsch Himlen blajene farschteln bloje Teg.  
Kumen tuet noch unser ojssgebenkte Scho,  
Ss 'wet a Pojhton unser Trot: mir senen do!*

Sage niemals, dass du den letzten Weg gehst,  
Wenn auch bleierner Himmel den blauen Tag verdeckt.  
Kommen wird noch unsere erträumte Stunde,  
Dröhnen wird unser Schritt: Wir sind da!

**EIN PARTISANENLIED**



Für Ruta,  
deren Liebe mir die Kraft verlieh,  
dieses Buch zu schreiben.  
Für meine Kinder  
und deren Familien,  
und zum Gedenken  
an meine geliebten Eltern Genia und Aaron  
und an meine Schwester Mira,  
die im Holocaust umkamen.

## *Vorwort*

Lange Zeit war ich nicht in der Lage, über den Holocaust zu sprechen. Erst Jahrzehnte später gelang es meiner Frau Ruta, meine Geschichte aus mir herauszulocken, mich dazu zu bringen, jene Dinge in Worte zu fassen, die ich bis dahin unterdrückt hatte. Auszusprechen, was ich durchgemacht hatte, ermöglichte mir wiederum, meine Erfahrungen aus einer anderen Perspektive zu sehen. Sie waren nicht länger der unaussprechliche Alptraum, der jederzeit aus meinem Unterbewusstsein hervorzubrechen drohte. Vielmehr begann ich diese Geschehnisse nun im Zusammenhang des gesamten Lebens zu sehen, das zu führen mir gelungen war.

Als ich erst einmal imstande war, Ruta meine Geschichte zu erzählen, drängte sie mich, sie niederzuschreiben. Das überstieg allerdings lange Zeit meine Kräfte. Vor ein paar Jahren traf ich mich dann mit einem prominenten israelischen Autor zum Mittagessen, in dessen Verlauf wir auf die Kriegsjahre zu sprechen kamen, und ich erwähnte, dass ich mein Überleben einer polnischen katholischen Familie verdankte, die mich mit vier weiteren Menschen siebzehn Monate lang unter den Dielenbrettern ihres Schlafzimmers versteckt hatte. Das Interesse des Schriftstellers war geweckt. Das war eine existentielle Extremsituation: Wie hatten diese fünf Menschen es fertiggebracht, über so lange Zeit in der Enge eines Grabes miteinander auszukommen? Wie hatten sie unter derart unmenschlichen Umständen körperlich, seelisch und moralisch überleben können? Denn es war so, dass wir als anständige Menschen aus unserem Loch unter dem Fussboden hervorgekrochen kamen, als endlich die sowjetische Armee eintraf. Gesundheitlich waren wir angeschlagen, doch seelisch und moralisch waren wir noch intakt.

Der israelische Schriftsteller zeigte sich von meiner Geschichte beeindruckt und wollte darüber schreiben. Nach etlichen Unterredungen wurde mir jedoch bewusst, dass wir uns nicht auf derselben Wellenlänge befanden. Seiner Auffassung nach bot unser Aufenthalt in dem Grab die Möglichkeit, grundsätzlich über Fragen des menschlichen Zusammenlebens nachzudenken. Ich war für diesen Ansatz keineswegs unempfänglich. Jedem von uns war schliesslich klar, dass wir vier überlebt hatten, weil wir bestimmte Verhaltensregeln aufgestellt hatten, eine Art Gesellschaftsvertrag, bei dessen Einhaltung wir weiterleben konnten, und bei dessen Missachtung wir gestorben wären. Dank dieser Erfahrung hatte ich, obwohl ich beim Verlassen des Loches erst siebzehn Jahre alt war, begriffen, warum die Zehn Gebote einst aufgestellt worden waren. Es handelte sich keineswegs um blosse ethische Vorschriften; es waren Regeln für den Fortbestand der Gesellschaft. Ich wusste auch, was es bedeutete, einzig und allein auf die Findigkeit des eigenen Geistes angewiesen zu sein, um den Wahnsinn abzuwehren und die Kraft zum Weiterleben aufzubringen. Diese Dinge waren alles andere als unwichtig. Trotzdem: Jene siebzehn Monate machten nur einen Teil meines Lebens aus. Wenn ich ein Buch schreiben sollte, so musste es vollständig sein.

Obwohl es zu keiner Einigung kam, veranlassten die Gespräche mich zu weiterem Nachdenken über die Idee, meine Erfahrungen zu Papier zu bringen. Ich wurde auch von anderen Menschen darauf angesprochen, so von Isaac Zuckerman, einem der Helden des Aufstandes im Warschauer Ghetto. Er hielt es für die Pflicht jedes Überlebenden, Zeugnis abzulegen und sein persönliches kleines Stück zum Gesamtmosaik hinzuzufügen. Die Argumente für das Aufschreiben schienen, trotz meiner Ängste, immer zwingender. Vor allem liess mir der Gedanke an meine Eltern und meine Grosseltern keine Ruhe mehr. Sie waren, wie die meisten Juden der polnischen Stadt Grodno, Anfang 1943 bei der Vernichtung des Ghettos durch die Nazis ums Leben gekommen. Mit einem Buch könnte ich die Erinnerung an sie bewahren – und nicht nur an sie, sondern auch an meine übrigen Familienangehö-

rigen sowie an all die anderen Menschen in Grodno, die mir in jener Zeit so viel bedeutet hatten.

Die Erinnerung an meine Vorfahren hatte ich bereits auf andere Weise zu bewahren versucht. Mein Unternehmen nannte ich nach dem jüdischen Dörfchen, aus dem meine Familie ursprünglich stammte, Vishay, ein Name, der für viele fremd und seltsam klang. Mir aber rief er meine Grossmutter ins Gedächtnis, die nicht nur für mich eine grosse Stütze und Quelle an Kraft gewesen war. Auch symbolisierte er all die anderen verschwundenen jüdischen Gemeinschaften Osteuropas. Doch ergeht es, wie ich sehr wohl weiss, Unternehmen nicht anders als Menschen: Sie verschwinden. Sie werden geboren, sie wachsen, und eines Tages sterben sie. Mir ist das grosse Glück zuteil geworden, dass sich meine zunächst winzige Firma zu einem internationalen Unternehmen mit 21'000 Beschäftigten in dreizehn Ländern entwickelt hat. Ich hege die Hoffnung und die Erwartung, dass sie nach meinem Tode noch hundert Jahre lang weiterbesteht. Bücher aber, und das weiss ich mit Sicherheit, sind unsterblich.

Es gab für mich weitere Motive, dieses Buch zu schreiben. Wie alle Überlebenden bin auch ich vom Holocaust geprägt. Diese Katastrophe hat mein Leben verändert, sie hat mich in vieler Hinsicht zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin. Doch betrachte ich mein persönliches Schicksal keineswegs als Tragödie. Zur Zeit dieser schrecklichen Geschehnisse befand ich mich in jugendlichem Alter, und seither habe ich andere, ereignisreichere und interessante Zeiten erlebt. Ich bin Wissenschaftler, Erfinder, Unternehmer geworden. In der internationalen Geschäfts- und Finanzwelt habe ich bisweilen atemberaubende Abenteuer erlebt. Ich habe die Freuden wissenschaftlicher Forschung kennengelernt, die Genugtuung, neue Dinge herauszufinden, abstrakte Konzepte in die Realität umzusetzen. Die Vorstellung, dass ich gern etwas schaffen würde, was der Lebensführung des Menschen nützt, hatte ich schon in jungen Jahren. Ich zähle mich zu den wenigen Glücklichen, deren Jugendträume in Erfüllung gingen. Die gesellschaftliche und geistige Isolation, in der ich mich nach der Zerstörung meines Heims und meiner

Familie so lange befand, haben schliesslich – und das empfinde ich als besonders befriedigend – dazu geführt, dass ich mich in erster Linie als jüdischen Menschen im Lande Israel begreife.

Als Erwachsener habe ich selbstverständlich, wie alle Menschen, auch Leid erfahren, andererseits wird mir aber die Liebe und Unterstützung von Ruta, die eine wirkliche Lebensgefährtin ist, und die meiner drei wunderbaren Kinder Gisele, Ariele und Marc mit ihren Familien zuteil. Ich betrachte mich als glücklichen, erfüllten Menschen. Aus diesem Grund hielt ich es für notwendig, über mein ganzes Leben zu schreiben. Alles andere hätte eine Verzerrung bedeutet.

Letzten Endes muss ich jedoch bekennen, dass ich ein Mensch bin, der eigentlich 1943 hätte sterben sollen. Vieroder fünfmal bin ich dem Tod damals nur mit knapper Not entronnen. Warum ausgerechnet ich, statt der anderen 29'000 Juden aus Grodno, die nicht gerettet wurden, das vermag ich nicht zu erklären. Ich habe beinahe anderthalb Jahre lang in einem engen, düsteren Loch gehaust, aus dem meine Leidensgenossen und ich nur durch ein Wunder entkommen sind. Ich halte an Wirtschaftsschulen und Universitäten manchmal Vorlesungen, nicht über den Holocaust, sondern über Industrie und Handel. Bei meinen Ausführungen versuche ich meinen Zuhörern stets Optimismus zu vermitteln. Die jungen Leute, zu denen ich spreche, kommen, um etwas über das Wirtschaftsleben zu erfahren, sie hören es aber von jemandem, der in besonderer Weise dazu berechtigt ist, die Botschaft zu verkünden, dass sie – ganz gleich, wie gross die Widrigkeiten oder wie grauenhafte die Umstände auch sein mögen – nie das Gefühl haben sollten, alles sei verloren. «Sag niemals, dass du den letzten Weg gehst», wie es das berühmte Lied der Partisanen ausdrückt. Diese Überzeugung habe ich aus den Verwüstungen des Lebens gewonnen, die ich erfahren habe. Isaac Zuckerman hielt es für notwendig, dass wir alle Zeugnis ablegen. Ein unverrückbarer Teil des Zeugnisses, das ich persönlich ablegen muss, ist die Hoffnung.

Philadelphia und Tel Aviv,  
1. November 1994

## *Einführung*

von David Chanoff

Mit der vorübergehenden Ruhe war es am 23. Juni 1944 vorbei. Andert-halb Monate vorher war die Winteroffensive der Roten Armee erlahmt. Inzwischen hatten die Sowjets ihre Streitkräfte jedoch neu formiert und bereiteten den nächsten Angriff vor. An der ganzen, 1300 Kilometer langen Front vom Finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer waren die sowjetischen Truppen zum Einsatz bereit. Ihnen standen 180 deutsche Divisionen, drei Fünftel der gesamten Kampfverbände der Wehrmacht, gegenüber. Das waren allerdings nicht die unerschütterlichen, siegesgewissen Einheiten, die fast genau drei Jahre zuvor in die UdSSR eingedrungen waren. Diese deutschen Divisionen waren ausgeblutet und erschöpft, ihre Mannschaften geschrumpft, ihre Panzerstärke reduziert. Sie wussten, dass der Angriff bevorstand, und sie wussten, wenn er kam, würde ihnen keine Verstärkung zu Hilfe eilen. Drei Wochen vorher waren die Alliierten in der Normandie gelandet, und die deutsche Heeresmacht setzte alles daran, den Ansturm im Westen zurückzuhalten. Das Ostheer stand allein da.

Angesichts der wachsenden sowjetischen Stärke war der militärische Nachrichtendienst der Deutschen bemüht, das Zentrum des bevorstehenden Angriffs herauszufinden. Die Winteroffensive der Roten Armee hatte in nahezu alle Frontabschnitte grosse Schneisen geschlagen, doch nirgendwo war der sowjetische Vormarsch so bedrohlich wie südlich der Pripjetsümpfe. Dort hatten sowjetische Einheiten bereits die Ausläufer der Karpaten erreicht. Würde diese Barriere überwunden, wären die Deutschen konfrontiert mit dem massenhaften Eindringen der Sowjets in das ungarische Tiefland, an dessen Westrand Wien lag – und dahinter das deutsche Heimatland.

Oberhalb des Pripjet sah die Lage ein klein wenig besser aus. Dort war der Zugang zum nördlich Polen und zum Baltikum durch die «Vaterlandslinie», eine Reihe befestigter Städte, versperrt. In diesem Bereich standen die 850'000 Männer der Heeresgruppe Mitte unter Feldmarschall Ernst von Busch einer Gesamtmacht von einer Million sowjetischer Soldaten gegenüber. Das Zahlenverhältnis begünstigte die Verteidigung, und die Festungsstädte bildeten einen gewaltigen Schutzschild. Für den deutschen Nachrichtendienst deuteten alle Zeichen auf Angriff – doch nicht hier, sondern im Süden.

Diese Annahme wurde von den Sowjets kräftig gefördert. Von Ende Mai bis Anfang Juni zogen sie eines der umfangreichsten Täuschungsmanöver der Militärgeschichte auf, indem sie Tausende von Artillerie- und Panzerattrappen bauten, die Schaffung von Kommunikationsnetzen und Verteidigungsbauten sowie Truppenkonzentrationen vor-täuschten. Der sowjetische Generalstab arbeitete unter strengster Geheimhaltung. Es gab keinerlei schriftliche Anweisungen; nur die höchsten Befehlshaber waren im Bilde. Derart getarnt, setzte die Rote Armee sich in Bewegung. Bei Nacht, unter Verdunkelungsbedingungen, strömten zwei komplette Armeen gen Norden. Zwölf Schützendivisionen und ein Panzerkorps bezogen im weissrussischen Sektor Stellung und machten sich für einen Überraschungsschlag bereit.

Am 23. Juni setzte die Sowjetoffensive mit überwältigender Stärke ein. Gegen Ende des ersten Tages besiegelte ein doppelter Flankenangriff das Schicksal von Witebsk, einer Kernfestung der «Vaterlandslinie», die während der Winteroffensive zwei Angriffen standgehalten hatte. Drei Tage danach schnappte die sowjetische Falle zu, und die ramponierten Reste von fünf Panzerdivisionen wurden vernichtet. Fünfhundert Kilometer von der alten polnischen Grenze entfernt war in die deutsche Front eine klaffende Lücke gerissen worden.

Dann wurden weitere Bastionen der «Vaterlandslinie» von der sowjetischen Lawine überrollt. Die Erste Weissrussische Armee unter General Rokossowsky durchbrach die deutschen Linien unmittelbar nördlich der Pripjetsümpfe und vernichtete in Bobruisk fünf weitere Di-

visionen. Hinter der Front wurden Eisenbahnschienen und Brücken von Partisanen zerstört. Die Rote Armee strömte von Norden, Süden und Osten her auf das Militär- und Kommunikationszentrum Minsk zu.

Am 2. Juli umschlossen die Sowjets die Stadt und kreisten 100'000 deutsche Soldaten ein. Einige wenige Einheiten entkamen durch die Wälder nach Süden. Die meisten sassen jedoch in dem grossen Kessel gefangen und starben oder ergaben sich. Die Heeresgruppe Mitte brach zusammen. Binnen zehn Tagen hatte Deutschland fast eine viertel Million Soldaten verloren.

Die Deutschen wankten zurück in Richtung Polen und mühten sich, eine feste Stellung aufzubauen, doch gab es dort keine natürliche Verteidigungslinie, und Geschwindigkeit und Wucht der sowjetischen Offensive liessen ihnen keine Zeit, sich neu zu formieren. So fiel Melodetschno, dann Baranowitschi, dann Lida. Am 13. Juli erreichten die Sowjets die ehemals jüdische Stadt Grodno auf der polnischen Seite der alten Grenze.

Der letzte Angriff auf diese stark befestigte Stadt begann am frühen Morgen des 15. Juli im Schutze dichten Nebels. Eine SS-Panzerdivision leistete heftigen Widerstand, doch um zwei Uhr morgens am folgenden Tag hatten die sowjetischen Truppen das Postamt und den Bahnhof eingenommen. Die letzten deutschen Panzer flohen vor Mittag nordwärts, wo sich eine Biegung des Flusses Njemen zum Aufbau einer Barriere anbot.

Dort am Ufer des Njemen, gleich oberhalb von Grodno, sammelten sich die versprengten deutschen Einheiten – Panzer, Artillerie, motorisierte Infanterie und sogar eine Division Feldpolizei. Auf den bewaldeten Hügeln nahe dem Flussufer gruben sich die Truppenreste aus den überrannten deutschen Festungen der ganzen Region unter einem Hagel sowjetischer Geschosse hektisch ein.

Auf der deutschen Flussseite lagen die Dörfer Losossna und Klein-Losossna. Nicht weit von Losossna entfernt befand sich ein Waldgebiet, das einst wegen seiner herrlichen Sommerdatschas bekannt war. Dort stand ein kleines Zweizimmerhaus, in dem Jan und Anna Puchalski mit ihren fünf Kindern wohnten. Die Puchalskis waren tiefreligiöse Katholiken. Sie hatten dafür gebetet, dass die Kriegsfront an ihnen vorüberziehen und sich rasch westwärts weiterbewegen möge. Die Nachricht



vom Fall Grodnos hatte ihnen Hoffnung gemacht, ebenso die heftigen Explosionen, die ihnen verrietten, dass die Deutschen die Brücken über den Njemen gesprengt hatten.

Doch nun strömten Tausende von Soldaten herbei und hoben in unmittelbarer Nähe des Häuschens und in den umliegenden Wäldern Schützengräben aus. Als die Puchalskis erkannten, dass die Deutschen beschlossen hatten, sich an diesem Ort dem Kampf zu stellen, wurde ihnen himmelangst – um ihrer selbst willen und wegen ihrer Gäste, um die sie sich seit der Liquidierung des Ghettos von Grodno vor anderthalb Jahren gekümmert hatten. Unter den Fussbodenbrettern ihres hinteren Zimmers lebten in einer winzigen Grube zusammengepfercht fünf Juden. Zwei Männer, zwei Frauen – und ein 17-jähriger Junge namens Felix (Feiwel) Zandman.

## *Vorwort zur deutschen Ausgabe*

von David Chanoff

Ein Held zeichnet sich dadurch aus, dass er Herausforderungen annimmt. Der antike Held trotz der Übermacht, überwindet unüberwindlich scheinende Hindernisse, bezwingt das unausweichliche Schicksal. Er verfügt, wie Herakles oder Samson, über quasi göttliche Kraft, er stützt sich, wie Odysseus, auf eine übernatürliche Schlaueit. Er verkörpert die geballte Stärke und manchmal auch die Weisheit des Idealbildes, das der Mensch von sich selbst entwirft.

Helden der antiken Erscheinungsform existieren heute nicht mehr. Ihre einfache Art passt nicht in unsere komplexe, haltlose Welt. Unsere Helden – sofern wir überhaupt noch welche finden – sind menschlicher. Sie tragen die Last von Entscheidungsmöglichkeiten und Umständen, die in früheren Zeiten unvorstellbar waren, und die Götter haben sie auch nicht mit aussergewöhnlichen Kräften ausgestattet. Dennoch – dass sie Herausforderungen annehmen, ist auch ihr besonderes Kennzeichen. In ihnen offenbart sich der unbeugsame menschliche Wille, zu überleben und Widerstände zu überwinden, am deutlichsten. In ihnen manifestieren sich die wichtigsten Tugenden der Menschheit.

Felix Zandmans Leben legt genau von diesem heldischen Potential des Menschen Zeugnis ab. Er ist jemand, der am 13. Februar 1943 eigentlich hätte sterben sollen. An diesem Tag wurde das jüdische Ghetto seiner Heimatstadt Grodno in Polen liquidiert, an diesem Tag wurden seine Familie und seine Gemeinde ausgelöscht. Statt zu sterben, flüchtete der erst vierzehnjährige Felix aufs Land, in die eiskalten Wälder der Umgebung. Dort wurden er und drei weitere Juden, darunter sein junger Onkel, von einem polnischen Ehepaar aufgenommen und versorgt, das dadurch sich selbst und seine fünf Kinder in grosse Gefahr brachte.

Unter den Bodenbrettern des aus zwei Zimmern bestehenden Häuschens dieser Familie hoben sie eine anderthalb Meter breite, 1,70 Meter lange und 1,20 Meter tiefe Grube aus. In diesem Loch, in diesem Grab, lagen drei Flüchtlinge am Boden, während ein vierter zwischen ihren angewinkelten Knien hockte. Bis sie wieder das Sonnenlicht erblickten, vergingen siebzehn Monate.

Was geschieht, wenn man bei lebendigem Leibe begraben ist? Welche Ressourcen des Geistes, der Psyche, der Phantasie stehen einem Menschen da zur Verfügung, um Verstand und Seele vor dem Zusammenbruch zu bewahren? Was kennzeichnet den Menschen, der so etwas überlebt? Wie verändert er sich? Auf welchem Wege findet er wieder in das normale Leben zurück? Mit solchen existentiellen Fragen befasst sich «Nie die letzte Reise» auf eine Weise, wie das selten geschehen ist. Hier legt ein Überlebender des Holocaust sein Innerstes frei, indem er den Schmerz über erlittene unvorstellbare Verluste und das lebenslange Ringen um die Wiederherstellung eines zerstörten Selbst offenbart.

Leben, Tod und Wiedergeburt – ein universales Paradigma. Doch warum sollten ausgerechnet Deutsche dieses Buch lesen? Die erneute Beschäftigung mit den Schreckenstaten, die die eigenen Väter und Grossväter an unschuldigen, wehrlosen Menschen verübten, ist schliesslich wenig reizvoll. Die Antwort lautet: Weil das Schicksal Felix Zandman und Deutschland auf eine Weise miteinander verbunden hat, die ein Romanschriftsteller sich kaum auszudenken vermocht hätte.

Als der junge Felix Zandman in jenem Grab unter den Fussbodenbrettern lag, träumte er von vielem. In einem dieser Träume ging es um finstere Rache. «Ich stellte mir vor», berichtet er, «wie ich nach Deutschland fuhr und alle umbrachte – Männer, Frauen, sogar Kinder. Ich malte es mir aus. Ich legte heilige Schwüre ab, dass ich es wirklich tun würde...Ich wollte schiessen und schiessen, nicht mehr aufhören zu schiessen. Ich empfand es als meine Aufgabe, fühlte mich gegenüber meiner Mutter, meinem Vater und all den anderen förmlich dazu verpflichtet.» Später – nach der Befreiung Polens durch die Rote Armee – kam er mit einer Pistole im Gürtel nach Danzig. Doch trotz all seiner

Rachephantasien war er ausserstande, unbewaffnete Menschen zu töten. «Ich hatte die heiligsten Eide geschworen», schreibt Zandmann, «es zu tun, ohne mich je zu fragen, ob ich auch geeignet war, solche Taten auszuführen. In einer Schlacht, zur Verteidigung meiner selbst oder eines anderen, das ja – dass ich dazu fähig gewesen wäre, stand für mich ausser Zweifel. Aber ob ich einen Revolver kaltblütig an den Kopf eines Menschen halten und abdrücken könnte? Beim Anblick der Frauen und Kinder, dieser verhärmten Deutschen in ihren zerschlossenen Kleidern, sah ich mich dazu schlicht ausserstande.»

Nach einiger Zeit fand der junge Mann, der lebendig begraben gewesen war, Zuflucht in Frankreich und machte an der Sorbonne seinen Doktor in Physik. Einige Jahre später ging er in die Vereinigten Staaten, im Zuge jener massenhaften Abwanderung von Wissenschaftlern aus Europa in den 50er Jahren. Als Zandman entdeckte, dass er neben seinem schon in Frankreich aufgeblühten schöpferischen Genie auch einen Geschäftssinn besass, borgte er sich viertausend Dollar und gründete eine Firma zur Herstellung eines von ihm entwickelten elektronischen Bauelements. Die winzige Firma entwickelte sich, ganz im Sinne des amerikanischen Traums – vom Tellerwäscher zum Millionär –, in einer zunehmend globalisierten Industrie zu einem wichtigen Machtfaktor. Mitte der 80er Jahre sah sich Zandman mit einem unvermeidlichen Problem konfrontiert: Er musste sich entscheiden, wie er es mit Deutschland, der drittgrössten Volkswirtschaft der Welt, halten sollte.

Vielen Juden war Deutschland nach dem Holocaust ein Greuel. Für Felix Zandman war die Vergangenheit in ganz besonderer Weise stets lebendig geblieben; sie hatte sich in sein Gedächtnis eingegraben. 1966 sagte er in Deutschland beim Prozess gegen die Offiziere der Gestapo aus, die die Vernichtung des Ghettos von Grodno befehligt hatten. Ihre Verurteilung bedeutete eine Linderung seiner ständigen Alpträume. Doch der Zorn, den er gegenüber den für die Greuel Verantwortlichen empfand, liess damit nicht nach – und er wird wohl nie nachlassen. Bei allen unternehmerischen Erfolgen blieb Felix Zandman psychisch weiterhin in den Fängen der Katastrophe, die seine Familie, seine Freunde

und sechs Millionen Angehörige seines Volkes verschlungen hatte. Wie bei fast allen Überlebenden des Holocaust hat dieses Trauma sein Leben geprägt. Er gab seiner Firma den Namen «Vishay», zum ehrenden Gedenken an das Dorf, aus dem seine Grossmutter stammte – eines von unzähligen jüdischen Städtchen, die von der Landkarte Osteuropas ausgeradiert wurden. Der Untergang der Welt, in der er aufgewachsen war, weckte in ihm das tiefe Bedürfnis, am Wiedererstehen des jüdischen Volkes teilzuhaben, sich selbst im Leben seines Volkes wiederzufinden – weil er mit dessen Vernichtung im Holocaust so viel von sich selbst verloren hatte. Und dieses Verlangen führte ihn nach Israel.

Als Zandman sich aufgrund der geschäftlichen Entwicklung mit der Frage nach seiner Haltung gegenüber Deutschland konfrontiert sah, war er schon seit Jahren in hohem Masse in Israel engagiert. Er hatte im Auftrag des israelischen Verteidigungsministeriums eine geheime Technik entwickelt, die israelischen Panzergeschützen einen beträchtlichen Präzisionsvorteil sicherte. Er hatte in Israel ein Tochterunternehmen von Vishay eröffnet, wodurch Arbeitsplätze geschaffen und die junge israelische Elektronikindustrie gefördert wurde. Vishay Israel war ein unternehmerischer Erfolg, doch für Zandman war der damit verbundene persönliche Erfolg noch viel bedeutender. Am Aufbau Israels beteiligt zu sein stillte ein brennendes inneres Verlangen. Das war und ist die treibende Kraft im Leben Felix Zandmans.

1986 stand ein grosses deutsches Traditionsunternehmen der Elektronikbranche zum Verkauf. Mit Draloric, dessen Verwaltung in Selb angesiedelt war, ging es bergab. Das Unternehmen war zwar noch nicht bankrott, hatte jedoch angesichts des überaus harten internationalen Wettbewerbs den Kampf ums Überleben bereits verloren.

Für Zandman bedeutete Draloric unternehmerisch eine Chance. Die Akquisition einer derart grossen deutschen Firma hätte aber dazu geführt, dass Vishay zum Teil deutsch würde – eine nahezu undenkbar Vorstellung. Andererseits war es so, dass der Erwerb von Draloric und die Verlegung eines Teils der Produktion nach Israel das Wirtschafts-

wachstum des Landes fördern würden. Es war eine verzwickte Situation. Am Ende kaufte Zandman Draloric; der Wunsch aufzubauen war stärker als die Dämonen aus seiner Vergangenheit. Doch die Ironie an der Geschichte war unübersehbar.

Das verstärkte sich mit den Jahren noch. Nachdem Vishay sich erst einmal auf dem deutschen Markt etabliert hatte, erwarb Zandman weitere grosse deutsche Unternehmen, die elektronische Bauelemente herstellten, zuletzt – nach Erscheinen der Originalausgabe dieses Buches – Telefunken, ein Juwel unter den alten deutschen Firmen. Mit dieser Akquisition wurde das Band zwischen Deutschland und Israel enger geknüpft. Unter der Oberaufsicht eines Holocaust-Überlebenden entstand eine israelisch-deutsche industrielle Symbiose, und das ist gewiss eines der ungewöhnlichsten Kapitel in den Annalen der modernen Industriewelt. Die gegenwärtige ökonomische Globalisierung hat die unterschiedlichsten Überraschungen zur Folge. Dies aber ist wohl der einzige Fall, bei dem sich globale Wirtschaftstrends auf der Bühne der Nach-Holocaust-Moralität abspielten.

In dieser Geschichte ist auch das Hervortreten einer jüngeren deutschen Generation von Bedeutung, die von den Geschehnissen der Zeit zwischen 1939 bis 1945 persönlich nicht betroffen war, aber mutig genug ist, sich der Frage nach der historischen Verantwortung Deutschlands zu stellen. Ein Angehöriger dieser Generation von Deutschen – vielleicht ist das der Gipfel der Ironie – wurde jüngst zum Vorstandsvorsitzenden von Zandmans Unternehmen ernannt (Zandman selbst bleibt Aufsichtsratsvorsitzender und Generaldirektor). Man hat einmal behauptet, der jüdische Diskurs sei kein Diskurs der Antworten, sondern der Fragen. «Nie die letzte Reise» ist das herausragende Lebenszeugnis eines aussergewöhnlichen Menschen, eines modernen Helden, der wie ein Phönix aus der eigenen Asche aufstieg. Für deutsche Leser ist dieses Buch jedoch vielleicht mehr als für andere ein Werk voll drängender Fragen über Schuld, Unschuld, nationale Verantwortung, geschichtliches Erbe und die menschliche Fähigkeit zur Erneuerung.

# 1

## *Brygidzka-Strasse 28*

«Feiwe!», sagte Grossmama Tema Frejdowicz. «Feiwe! sag mir. Wem gehört dieses Haus?»

Wir standen auf dem Balkon unseres grossen Hauses an der Brygidzka-Strasse 28, in dem meine Eltern eine Wohnung hatten, mein Onkel Grischka eine zweite sowie meine Grosseeltern mit meinen damals unverheirateten Onkeln und Tanten Sender, Kuschka und Lisa eine dritte. In einem Teil des ersten Stockwerks befanden sich die Büros der Bau- und Baumaterialienfirma Frejdowicz; deren Geschäftsräume, Lager und Stallungen waren in anderen Flügeln und in Nebengebäuden untergebracht, die um den grossen Innenhof lagen. Es war eine schwierige Frage, die Grossmutter Tema mir da stellte, denn das Haus war randvoll mit Angehörigen der Familie Frejdowicz und mit Frejdowicz-Firmen.

«Es ist unser Haus, Grossmutter. Es ist unser Eigentum.»

Tema hatte eine sanfte, aber kräftige Stimme; sie war wie die Hand, die meine Hand in einem zarten, aber festen Griff hielt. Das breite Gesicht und die blauen Augen strahlten Macht und Liebe aus; wenigstens kam es mir im Alter von neun Jahren so vor.

«Nein, Feiwele. Es ist nicht unser Haus. Sag mir» – sie zeigte auf die Blumenbeete längs der Mauern eines Lagergebäudes – «wem gehört dieser Garten?»

«Es ist unser Garten, Grossmutter.»

«Nein, Feiwele. Es tut mir leid, auch die Blumen gehören uns nicht. Aber was ist mit den Gebäuden dort drüben?» Wir schauten über den Hof zu der Reihe von Geschäften, die ebenfalls Teil des Unternehmens Frejdowicz waren.

«Sie gehören uns.»

«Nein, Feiwele, sie gehören uns nicht.»

«Wie meinst du das: ,Sie gehören uns nichts Grossmutter? Ich weiss doch, dass sie uns gehören.»

«Nein, Feiwele, das tun sie nicht. Sie könnten morgen abbrennen. Die Regierung könnte sie uns wegnehmen. Das Ganze könnte verschwinden. Besitzen tun wir es nicht.»

«Aha!» Mir ging ein Licht auf. «Jetzt weiss ich, was wir besitzen, Grossmama. Papa hat's mir gesagt. Er hat gesagt: Die einzige Sache, die wir wirklich besitzen, ist das, was wir gelernt haben. Das ist das einzig Wichtige, hat er gesagt. Alles andere können sie uns wegnehmen. Sogar unsere Kleider. Aber unser Wissen können sie uns nicht nehmen.»

Tema schaute mich mit ihren tiefblauen Augen fest an. «Weisst du», sagte sie nach einem Augenblick, «wir besitzen nicht einmal das.»

«Aber wieso nicht, Grossmutter? Weiss ich denn nicht, was ich gelernt habe?»

«Na ja, Feiwele, heute weisst du es, aber vielleicht wirst du morgen entdecken, dass du es doch nicht weisst. Es gibt ja so viele Dinge, die gestern richtig waren und von denen wir heute wissen, dass sie falsch sind. Nicht wahr?»

Langsam wurde die Sache ärgerlich. «Grossmutter, sag mir doch. Was besitzen wir? Haben wir denn gar nichts?»

«Doch, Feiwele. Wir haben sogar sehr viel. Das einzige, was wir besitzen, sind die Dinge, die wir wegschenken. Die haben wir wirklich. Wenn du einem Menschen hilfst, wenn du etwas von dir selbst weggibst – das kann dir nie genommen werden.»

Ich hätte es erraten müssen. Soweit ich zurückdenken konnte, hatte Grossmutter Tema mich mitgenommen auf ihre Besuche in Krankenhäusern, Altersheimen und Waisenhäusern, mit Taschen voller Nahrung und Kleidungsstücken für Leute, die weniger glücklich dran waren als wir. Sie war ein unermüdliches, energiegeladenes, wohltätiges Ein-Mann-Unternehmen. Ich musste schon seit meinem fünften Geburtstag bei Wohltätigkeitsveranstaltungen auftreten, Geige spielen oder ein Gedicht aufsagen, das ich für den Anlass auswendig gelernt hatte. In diesen Sälen strahlten grosse Lampen aufs Podium herab, die mich so sehr blendeten, dass ich die riesig wirkende Zuschauermenge, die vor mir wogte, nicht klar zu erkennen vermochte. Ich schluckte die Angst hin-



unter und begann mit meinem Gedicht oder meiner Sonate, während Grossmutter Tema strahlend daneben stand. Sie war eine regelrechte Wohltätigkeitsorganisation.

Grossvater Frejdowicz dagegen war alles andere als eine Wohltätigkeitsorganisation. Er war durch und durch Geschäftsmann. Hart, aber gerecht. Und für mich auch ein Lehrer. «Feiwe! Geh und kauf mir eine Packung Plaski-Zigaretten», befahl er mir einmal. Aber im Geschäft um die Ecke gab es keine Plaski-Zigaretten. Ich befand mich also in einem Dilemma. Ich konnte ihn schon hören. Falls ich zurückkehrte und ihm mitteilte, dass es dort keine Plaskis zu kaufen gab, würde er mich anfahren: «Wie bitte? Du Dummkopf, warum hast du mir dann keine andere Marke gekauft?» Und wenn ich ihm nun die andere Marke kaufte? «Feiwe, wieso hast du die da gekauft? Wer hat dir das gesagt? Warum kannst du dich nicht an die Anweisungen halten?»

Grossmamas Frage nach dem, was wir besitzen, hatte ich zwar nicht zufriedenstellend beantworten können, doch diesmal fand ich die Lösung. Ich kaufte Zigaretten der anderen Marke und versteckte sie in meiner Tasche. «Grosspapa», sagte ich, als ich wieder zu Hause war, «es gab keine Plaskis.» – «Warum hast du mir dann nicht eine andere Marke gekauft, Dummerchen?» Ich griff in die Jackentasche, zog die Packung heraus und reichte sie ihm. «Hab' ich ja, Grosspapa. Da sind sie.» – «Gut, gut», meinte er und nahm sie entgegen. «Du bist in Ordnung, Feiwe!» Von Nahum Frejdowicz ein Kompliment gemacht zu bekommen – selbst ein so bescheidenes wie in diesem Fall –, das kam der Verleihung des höchsten Ordens gleich.

Er war ein gestrenger Mann. Bei Grossvater Frejdowicz hielt man sich an die Regeln, da erwartete man keine Komplimente, bloss weil man eine Sache richtig gemacht hatte. Wenn man die Regeln verletzte, so akzeptierte man die Bestrafung. Ich kann mich noch an den Tag erinnern, als mein Onkel Sender 20 oder 21 Jahre alt war und eine Zigarette rauchte. Rauchen war strikt verboten; es war keinem der Kinder erlaubt, selbst nicht dem so grossen und starken Sender. Grosspapa ging

an einem Stock, eine Folge der «spanischen Grippe», die er sich während des Ersten Weltkrieges geholt hatte. Er nahm den Stock und schlug Onkel Sender damit auf den Rücken, bis der Stock entzweibrach. Sender hätte natürlich einfach wegrennen können, doch er rührte sich nicht von der Stelle. Er hatte eine Regel gebrochen und nahm seine Strafe willig hin. Was gerecht war, war gerecht.

Bei aller Strenge war mein Grossvater aber auch äusserst liebevoll. Ich wusste, dass er mich – sein erstes Enkelkind – von Herzen liebte. Am Sabbat ging ich Hand in Hand mit ihm an der Spitze des Familienzugs, der sich die Brygidzka-Strasse entlang und über die Brücke zur Slobodka-Synagoge bewegte: wir zwei voran, gefolgt von meinen Onkeln Grischka, Kuschka und Sender; dann kam mein Vater, anschließend die Damen. Später, nach der grossen Mahlzeit, nahm Grosspapa mich beiseite und erzählte mir Geschichten. Eine seiner Lieblingsgeschichten handelte von einem Biber; ich hörte sie immer und immer wieder. (Die Geschichte hat mir vielleicht das Leben gerettet, als die Nazis das Ghetto von Grodno liquidierten, meinem Grossvater leider nicht.)

«Es lebte einmal ein Biber im Wald, der ging Tag für Tag zum See Fische fangen. Er ging immer dieselbe Strecke, er wich nie von ihr ab. Nun war es aber so, dass die Jäger, die ihn einfangen wollten, genau wussten, dass er nie von seinem Weg abwich. Deshalb stellten sie mitten auf diesen Weg eine Falle. An dem Tag nun kam der Biber wie gewöhnlich seines Weges und sah die Falle. Er blieb davor stehen und fing an zu weinen und zu klagen. Er wusste, dass es eine Falle war und er nicht hineingeraten durfte, aber er wusste nicht, was er machen sollte. Die Strecke war ihm so vertraut, dass ihm gar nichts anderes einfiel, als sich an den üblichen Weg zu halten, und so ging er schliesslich in die Falle. Sie schnappte zu. Das war das Ende des Bibers.»

«Feiwel», sagte mein Grossvater, «was würdest du tun?»

«Der Biber ist dumm», sagte ich. «Ich würde um die Falle herumgehen.»

«Du bist ein braver Junge. Geh nie in die Falle.»

Am nächsten Schabbes erzählte er die gleiche Geschichte.

«Feiwe!» sagte er. «Ich möchte dir eine Geschichte erzählen, die Geschichte von dem Biber.» So sah sie aus, meine Belehrung durch den Grossvater. In anderen Worten: Wenn du eine Falle vor dir siehst, so weine nicht, klage nicht, geh nicht in die Falle. Geh einfach drum herum. Sei nicht dumm.

In unserem grossen Haus besass jede Familie ihre eigene Wohnung, doch herrschte zwischen ihnen ein ständiges Kommen und Gehen, so dass ich vieles mitbekam, was sich im Leben meiner Verwandten ereignete. Echte Aufregungen gab es allerdings selten. Umso beunruhigender waren die Schreie, die eines Abends aus der Wohnung meiner Grosseltern gellten. «Hilfe!» rief mein Grossvater. «Hilfe! Mir ist mein Geld gestohlen worden. Diebe! *Ganowim!*» Es gab ein grosses Gedränge. Alle rannten hoch – ich, meine Mutter, mein Vater, mein Onkel. Als wir oben ankamen, befanden Grosspapa und Grossmama sich im Schlafzimmer, wo an einer Wand ein wuchtiger, gelber Tresor stand, der mit zwei langen Schlüsseln geöffnet und abgeschlossen wurde, die Grossvater im Nachttisch neben seinem Bett aufbewahrte. Tag für Tag wurde der Umsatz aus den Geschäften bei ihm abgeliefert, auf dem grossen Esstisch gezählt und anschliessend in den Tresor gesperrt. Das hatte ich bestimmt schon hundertmal beobachtet.

«Jemand hat das Geld aus dem Tresor gestohlen», erklärte Grosspapa, als alle versammelt waren. Wir waren sehr erregt. So etwas war noch nie vorgekommen. Wie hätte ein Dieb überhaupt in unser Haus eindringen können?

«Wer hat das Geld genommen?» fragte mein Grossvater und starrte mich argwöhnisch an, bevor sein zorniger Blick zu den anderen wanderte. «Es ist von jemandem entwendet worden, der sich in diesem Augenblick hier im Zimmer befindet. Nur die Familie weiss über den Aufbewahrungsort der Tresorschlüssel Bescheid. Also muss es einer von euch gewesen sein.» Auf die unerwartete Beschuldigung reagierten alle sehr beunruhigt und begannen, ihre Unschuld zu beteuern. Mir fiel auf, dass nur Grossmutter seelenruhig abseits stand und von dem Tohuwabohu ungerührt schien.

Als der Lärm sich ein wenig legte, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: «Ich war's. Ich habe das Geld genommen.»

«Du?» Grossvater musterte sie ungläubig. «Und warum hast du das Geld genommen? Was hast du damit gemacht?»

Inzwischen starrten alle sie an. «Ich habe es verschenkt», erklärte sie. «Ich habe es Leuten gegeben, die es dringend brauchten.»

«Wie bitte?» Grosspapa traute seinen Ohren nicht. Ich dagegen glaubte es ihr sofort, denn ich hatte ja die Erfahrung gemacht, dass meine Grossmutter, wenn sie einen Menschen in Not sah, stets einen Weg fand, ihm zu helfen. Ich konnte mir durchaus vorstellen, wie sie den Tresor geöffnet und das Geld in ihre grosse braune Handtasche gesteckt hatte. Ich hatte auch gleich ein paar mögliche Empfänger des Geldes vor Augen.

«Wem hast du es gegeben?» wollte Grosspapa wissen, der sich ein wenig beruhigt hatte, aber noch immer ganz perplex wirkte. Er musste das für Wohltätigkeit geltende jüdische Gesetz vergessen haben: Soweit irgend möglich, sollte der Wohltäter nicht wissen, wem er gab, und der Empfangende sollte nicht erfahren, von wem er die Gabe bekam.

«Das kann ich dir nicht sagen», erwiderte sie. «Das geht dich nichts an.»

Mein Vater, Aaron Zandman – den alle Archik nannten –, hatte in die reiche Frejadowicz-Familie eingeheiratet und war im Familienunternehmen Juniorpartner geworden. Er entstammte jedoch einer verarmten Gelehrtenfamilie, die aus den jüdischen Städten Lida und Olkienik – rund 100 Kilometer in Richtung der russischen Grenze – kam und nach Grodno gezogen war. Sein Vater, also mein Grossvater Zandman, war ein orthodoxer Jude, der sein Leben dem Studium der Thora widmete. Grossvater Zandman lehrte mich zu beten und den Tefillin, den Gebetsriemen, anzulegen, redete mit mir jedoch nie hebräisch, sondern immer nur jiddisch. «Grosspapa», sagte ich, «in der Schule sprechen wir hebräisch. Ich bin stolz, hebräisch zu können. Lass uns hebräisch miteinander reden.» Und dann setzte ich meinen Teil der Unterhaltung in dieser Sprache fort. Doch er weigerte sich. «In der Sprache der Thora», erklärte er mir, «darf man nicht reden.»

Bei den Zandmans kreisten die Gespräche bei Tisch um die Bibel,

den Talmud, aber auch um Philosophisches und aktuelle politische Fragen – so beispielsweise den Zionismus, ein Thema, das die gesamte jüdische Gemeinde von Grodno lebhaft beschäftigte. Ich wusste bereits mit neun Jahren, dass ich Zionist war. In meiner Schule, dem Tarbut, waren alle Zionisten; die Frage war bloss, zu welcher Art Zionismus man sich bekannte.

Grosspapa allerdings konnte sich mit der zionistischen Idee nicht so recht anfreunden. Schliesslich war der Messias noch nicht gekommen, und Grosspapa hatte Zweifel, ob es richtig war, dass die Juden ins Heilige Land zurückkehrten, bevor dieses gesegnete Ereignis eingetreten war. «Ich bin mir in dieser Frage nicht sicher», erklärte er mir. «Ich wäge noch ab.»

Wenn ich bei meinen Grosseltern übernachtete, schlief ich stets zwischen ihm und Grossmutter Rifka. Einmal wollte ich von ihm wissen, warum er nachts im Bett Socken trug, eine Angewohnheit, die mich schon immer verwundert hatte. «Wenn der Messias kommt», erwiderte er, «und er kann jederzeit kommen, Feiwele, werden wir so rascher nach Jerusalem kommen.» Ich war mir nie ganz sicher, ob er es ernst meinte.

Wie viele fromme Talmud-Gelehrte dieser Zeit ging mein Grossvater Zandman keiner Arbeit nach. Er verbrachte seine Tage mit dem Studium der Schriften – was natürlich das Wesentliche im Leben war. Den Lebensunterhalt für ihn und die drei Kinder bestritt unterdessen meine Grossmutter Rifka, indem sie in einem Lädchen Stoffe verkaufte und von zu Hause aus Winterschuhe. Doch wenngleich Rifka Leib und Seele der Familie zusammenhielt, während ihr Mann sich der Frömmigkeit widmete, war sie nicht gerade eine typische orthodoxe Ehefrau.

Zunächst einmal muss erwähnt werden, dass sie die Tochter des Kelmer Maggid war, einês durchs Land wandernden heiligen Mannes, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ganz Polen bekannt war. Die Predigten des Kelmer Maggid waren legendär. In einem eigenartigen Singsang geisselte er landauf, landab die Reichen. Mit Donnerstimme rief er sie auf zum Erbarmen mit den Armen, ermahnte sie unablässig, zu geben und den Bedürftigen Arbeit zur Verfügung zu stellen. Von Synagoge zu Synagoge reiste er und verdamnte die Reichen, um

ihnen gleichzeitig eindringlich ins Gewissen zu reden, um sie zu beschämen, sie zu Stiftungen, Schenkungen und zur Errichtung von Krankenhäusern, Schulen und Waisenhäusern aufzurufen. Einmal machte eine Gruppe von Kaufleuten sich wegen seiner üblichen Anprangerung falscher Masse und Gewichte solch grosse Sorgen, dass sie ihn bei den Behörden denunzierten, damit er ins Gefängnis gesperrt wurde, bevor er die Gelegenheit bekam, in ihrer Stadt zu predigen. Er persönlich war bettelarm, aber es kümmerte ihn nicht. Den eigenen materiellen Bedürfnissen schenkte er keinerlei Beachtung.

Sowohl bei uns daheim als auch bei Grossvater Zandman war der Kelmer Maggid ein häufiges Gesprächsthema. Er war für uns ein *j ich es*, der Stolz der Familie. Wenn ich in der Synagoge aufgerufen wurde, ein Gebet zu sprechen, wurde jedesmal erwähnt, dass ich der Urenkel des Maggid war.

Während meines Studiums in Frankreich, viele Jahre später, war ich einmal bei einem Rabbi zum Mittagessen eingeladen. Er erkundigte sich nach meinen Eltern, Grosseltern und Urgrosseltern. Als er hörte, dass der Kelmer Maggid mein Vorfahr war, erhob er sich sofort und bat mich, auf seinem Stuhl Platz zu nehmen. Er wurde rot vor Scham, weil er sich in Anwesenheit eines direkten männlichen Nachkommens des Maggids auf den Platz am Kopfende des Tisches gesetzt hatte.

Dass eine Persönlichkeit wie der Kelmer Maggid eine Tochter wie meine Grossmutter Rifka haben konnte, war und bleibt für mich ein Rätsel. Rifka war eine gelehrte Frau. Sie kannte den Talmud auswendig, und zwar in einer Zeit, als man dergleichen von Mädchen nicht erwartete, sie nicht einmal zum Lesen ermuntert wurden. Als ich viele Jahre später den Film *Yentl* sah, kam es mir vor, als ob Isaac Bashevis Singer für seine Heldin meine Grossmutter Rifka zum Vorbild genommen hätte. Sie war schon allein aufgrund ihrer Bildung eine Revolutionärin. Damit nicht genug: Rifka war obendrein eine echte Radikale, die im Jahr 1905 sogar an der Revolution gegen den Zaren teilnahm. Ich erinnere mich, dass sie gern die «Marseillaise» sang, *das* Revolutionslied, bevor die «Internationale» populär wurde.

Doch selbst die radikalen politischen Ideen Rifkas wirkten harmlos,

verglichen mit ihrem Verhalten, das alle schockierte, die sie kannten: Sie weigerte sich, ihr Haar zu schneiden und ihren Kopf mit dem *scheitl* zu bedecken, der Perücke, die alle orthodoxen Frauen trugen, um nicht ihr eigenes Haar unsittlich zu zeigen. Hiess es denn nicht im Schulchan Aruch, dem massgeblichen Gesetzeswerk, dass eine verheiratete Frau ihr Haar vor den Augen der Männer nicht offen zur Schau stellen durfte? Für fromme Juden war ein solcher Akt des Aufstands unfassbar. Doch Rifka war stur wie Granit, und von ihr sprang der Funke der Rebellion auf alle anderen Frauen der Familie über. Wenn Rifka ihren *scheitl* nicht trug, wollten auch sie es nicht tun. Obwohl sich all das zwei Generationen zuvor ereignet hatte, waren die Erschütterungen noch immer in der Familie zu spüren, als ich alt genug war, davon zu erfahren. Es war allen völlig unbegreiflich, wie mein frommer Grossvater Zandman eine Frau hatte heiraten können, die sich weigerte, einen *scheitl* zu tragen.

Bei der Familie Frejdowicz drehten sich die abendlichen Tischgespräche gewöhnlich um geschäftliche und praktische Dinge, bei Grossvater Zandman gab es hingegen einen höchst lebendigen Gedankenaustausch. Mein gelehrter, orthodoxer Grosspapa hatte drei Söhne: meinen politisch links orientierten, zionistischen Vater Archik; Mosche, einen gänzlich unpolitischen Zionisten; und Josef, einen nichtzionistischen Marxisten, der dem jüdisch-sozialistischen Bund angehörte. Mir drehte sich oft alles, wenn die vier Männer und Grossmama Rifka, die orthodoxe, radikale Frauenrechtlerin, sich um den Esstisch versammelten, der beladen war mit Borschtsch, Challah, Fladen, Grieben und Zimmes. Ich hörte ihnen liebend gern zu. Es gab da einen Witz, demzufolge es bei einer Zusammenkunft von zwei Juden drei Meinungen zu hören gibt; aber wer sich den Witz ausgedacht hat, der hat nie am Schabbes an einem Abendessen im Haus des Rebbe Berl Zandman teilgenommen, wo die unterschiedlichen Meinungen durch die Luft schossen wie streitende Engel.

Als erstes Enkelkind beider Familien wurde ich mit Liebe überschüttet. An den Feiertagen wollten mich beide Seiten bei sich haben, und ich bekam dunkel etwas von den Auseinandersetzungen darüber mit,

wer mich kriegen würde, und auch davon, dass man sich auf einen Kompromiss einigte. Fortan feierte ich den ersten Seder-Abend des Passahfestes ein Jahr mit der Familie Frejdowicz und im nächsten Jahr mit den Zandmans. Ich wurde geradezu belagert von Liebe und liebte meinerseits beide Familien sehr.

Mein Vater war, wenngleich im Frejdowiczschen Familienbetrieb tätig, weder von seiner Ausbildung her noch aus Neigung ein Geschäftsmann. Er war vielmehr Chemiker, hatte seinen Doktor an der Universität in Wien gemacht und dort ausserdem eine Zeit lang gelehrt. Während eines Besuchs daheim hatte er sich in Genia Frejdowicz verliebt, war seinem Herzen gefolgt, hatte sie geheiratet und war nach Grodno zurückgekehrt.

In Polen aber stand Juden weder eine Dozentur noch eine Forschungsposition an Universitäten offen, und in der Umgebung von Grodno gab es ausserdem kaum Industrie. Was bedeutete: Mein Vater konnte in seinem geliebten Beruf keine Arbeit finden und musste sich deshalb mit der Stellung eines Juniorpartners zufriedengeben, die ihm mein Grossvater Frejdowicz in seiner Bau- und Baumaterialienfirma anbot.

Dass meine Eltern einander innig liebten, stand für mich ausser Zweifel. Ich spürte aber auch, dass es Reibungen gab. Mein Vater sprach mit mir nur jiddisch, nie polnisch. Er war der Auffassung, das Jiddische sei ein Wesensmoment der Identität der europäischen Juden allgemein und auch von ihm persönlich. Er scheute keine Mühe, mir die Liebe zu dieser Sprache und ihrer Kultur zu vermitteln; ich sass bei ihm auf dem Schoss, und er las mir Texte von Scholem Aleichem oder anderen jiddischen Schriftstellern vor. Er besass auch eine schöne Gesangsstimme. Bei Familienzusammenkünften hiess es oft: «Archik, bitte sing!» Und dann ging er in eine Ecke des Raumes und sang jiddische Volkslieder. Meine Mutter dagegen sprach mit mir nur polnisch; das galt in ihrer Familie als vornehmer.

Obendrein war mein Vater ein zionistischer Sozialist. Am 1. Mai nahm er mich jedesmal mit, um die illegalen Demonstrationen zu beobachten. Wir nahmen nicht an ihnen teil, fanden jedoch immer einen guten Platz, um die Arbeiter durch die Strassen marschieren sehen zu kön-



nen. Ich war von der Menschenmenge und dem ganzen Lärm fasziniert. Und dann – ein besonders eindrucksvolles Schauspiel – rückte die berittene Polizei an und zerstreute die Demonstranten. Manchmal hörte ich mit meinem Vater zusammen Radio Moskau. Er sei zwar kein Kommunist, sagte er mir, aber entschieden für gesellschaftliche Veränderungen.

Die Familienangehörigen mütterlicherseits dagegen waren Geschäftsleute mit festen konservativen Überzeugungen – ein Unterschied, der dramatische Folgen haben konnte, was tatsächlich einmal geschah, als mein Vater in einen Streik gegen das Unternehmen hineingezogen wurde.

Die Firma Frejdowicz baute Grossprojekte – unter anderem Armeekasernen und Brücken –, das Hauptgeschäft machte sie aber mit Baumaterialien: Holz, Zement, Rohrleitungen (die sie auch selbst anfertigte) und anderem mehr. Das Unternehmen hatte eine beachtliche Zahl von Beschäftigten, Juden wie Polen, in der Mehrzahl aber Juden. Mein Grossvater Frejdowicz hatte seine drei Söhne Kuschka, Sender und Grischka zu Juniorpartnern bestellt. Dann war mein Vater in die Firma eingetreten und dessen jüngerer Bruder Josef ebenfalls aufgenommen worden.

Josef Zandman war Buchhalter – das war gut für die Firma. Er war aber auch ein Bundist – das war weniger gut. Der Bund war eine jüdisch-sozialistische Vereinigung, die sich vehement für die Rechte der Arbeiter einsetzte. Ich vernahm vage Gerüchte, Josef sei möglicherweise Kommunist, aber mit meinen zehn Jahren hatte ich nicht die blasseste Ahnung, worin der Unterschied zwischen einem Sozialisten und einem Kommunisten bestand.

Der Aufruhr, in den die Familie geriet, als Onkel Josef einen Streik gegen das Unternehmen Frejdowicz organisierte, kam mir allerdings überdeutlich zu Bewusstsein. Grossvater Frejdowicz schäumte vor Wut. Er forderte meinen Vater auf, unverzüglich mit seinem Bruder zu sprechen und dafür zu sorgen, dass der Streik abgebrochen wurde. Aber mein Vater weigerte sich, worauf meine Mutter die gemeinsame Wohnung verliess und ein Stockwerk höher zu ihren Eltern zog.

Es war ein Schock für mich, und die nächsten Tage verliefen gleichermassen spannungsgeladen. Ich lief zwischen den Wohnungen im ersten und zweiten Stockwerk des Hauses hin und her, hörte meinem Vater zu, der mir den Streik erklärte und begründete, warum er seinen Bruder nicht unter Druck setzen könne, den Streik zu beenden: weil er nämlich von dessen Berechtigung überzeugt sei. Auf der anderen Seite standen mein Grossvater und meine Mutter, und sie waren entsetzt. «Wie kannst du so etwas verteidigen», wollten sie von ihm wissen, «wo wir unsere Arbeiter doch so gut behandeln? Im Übrigen ruinierst du das Unternehmen – ausgerechnet du, ein Familienmitglied, und ein Teilhaber dazu! Du bist illoyal!» Irgendwann schaltete sich sogar die Polizei ein, wollte wissen, wer den Streik angezettelt hatte, ob es sich vielleicht um Kommunisten handelte.

Schliesslich nahmen die Beschäftigten ihre Arbeit wieder auf, meine Mutter zog wieder zu uns nach unten, und das Leben wurde wieder friedlicher. Ich war jedoch völlig verwirrt und fand keine Antwort auf die Frage, ob der Streik nun tatsächlich gerechtfertigt gewesen war oder ob mein Vater sich der eigenen Familie gegenüber illoyal verhalten hatte oder ob möglicherweise beides stimmte.

Der Streik machte mir bewusst, dass die Konflikte und Spaltungen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft von Grodno nicht auf heftige Diskussionen abends bei Tisch beschränkt blieben. Es gab reiche Juden und arme Juden, Firmeninhaber und Sozialisten. Zwischen ihnen konnte handfester Streit ausbrechen. Meine eigene Familie war auf der Frejdowicz-Seite reich, auf der Seite der Zandmans arm. In Grodno gehörten Meinungsverschiedenheiten zum Alltag, so dass die Luft wie elektrisch geladen schien. Es gab Orthodoxe und Weltliche, Zionisten und Internationalisten, Anhänger des Jiddischen und Hebraisten, Kommunisten und Konservative – ein Dutzend Spielarten von Linken und ein weiteres Dutzend Schattierungen von Zionisten. Im jüdischen Grodno war ein intellektueller, politischer und kultureller Gärungsprozess im Gange. Grodno war so hektisch und zersplittert wie eine streitlustige Familie, voller Konflikte, aber immer noch eine Familie.

Seit Ende des 14. Jahrhunderts, als Grossherzog Witold von Litauen ihnen hier eine Charta verlieh, lebten Juden in Grodno. Polen hatte sich, vor allem in Anbetracht der Alternativen, als ein attraktives Land erwiesen. Trotz gelegentlicher Phasen des Leidens und selbst zeitweiliger Vertreibung machte die jüdische Gemeinschaft die Stadt Grodno zu einem Zentrum ihres wirtschaftlichen und religiösen Lebens. Im Jahr 1939 zählte Grodno 50'000 Einwohner, darunter waren 30'000 Juden, und die deutlichste Trennungslinie verlief nicht zwischen den Juden, sondern zwischen Juden und Polen. Es waren Angehörige zweier Nationen, die im selben Land lebten, hier die jüdische Bevölkerung, dort die polnische, d.h. die katholische Bevölkerung. Ein Jude konnte nicht von sich sagen: «Ich bin Pole», weil das soviel bedeutet hätte wie das Bekenntnis: «Ich bin Katholik.» Polen und Juden lebten als Nachbarn zusammen, manche hassten einander, manche mochten einander, aber ein Moment des Unbehagens war allgegenwärtig und – auf jüdischer Seite – eine unterschwellige Angst.

Nicht, dass es in Grodno viele organisierte Pogrome gegeben hätte, wengleich 1935 – damals war ich acht Jahre alt – ganz Polen von einer Woge von Aufständen erfasst wurde. In Grodno tobten Banden randalierender Polen durch die Strassen, schlugen Fenster und Türen ein, zerstörten Eigentum und griffen jeden Juden an, der ihnen begegnete. Von meinem Fenster aus habe ich Leute Steine werfen sehen; ein Riesenexemplar landete in unserem Hof. Später erfuhr ich, dass einige Menschen bei den Tumulten ums Leben gekommen waren.

Das war ungewöhnlich. Der Antisemitismus gehörte in Polen zwar zum Alltag, doch die nachbarschaftlichen Beziehungen waren in der Regel friedlicher. Meine persönlichen Pogrome machten mir allerdings zu schaffen. Unser Haus stand in der Nähe einer katholischen Kirche und der dazugehörigen Schule. Ich begann den Heimweg von meiner eigenen Schule in Begleitung einer grossen Gruppe von Freunden. Sobald wir meine Wohngegend erreicht hatten, waren nur wenige übrig, und wenn ich in die Brygidzka-Strasse einbog, war ich gewöhnlich allein und spazierte geradewegs auf einen Haufen polnischer Kinder zu, die eben aus der katholischen Schule kamen. Oft traf ich mit blauen Fle-

cken zu Hause ein, und manchmal fürchtete ich sogar um mein Leben. Einmal rannte ich in panischer Angst, unmittelbar bedrängt von meinen Verfolgern, die mich gewiss umbringen wollten, blindlings zur Haustür von Frau Starowski. Sie öffnete mir, liess mich herein, und begleitete mich dann nach Hause. Meine Mutter wollte, dass ich boxen lernte, damit ich mich besser verteidigen könnte, doch irgendwie ist es dazu nie gekommen. Da wir so dicht bei der Kirche wohnten, lauschte ich oft dem Gesang, der während der Messe nach aussen drang, denn er war so schön, dass er mich regelrecht verzauberte. Ich hörte die Engelsstimmen des Chors besonders gern während des Abendgebets und habe mich oft gewundert, wie es angehen konnte, dass dieselben Mistkerle, die mich zusammenschlugen, solch eine himmlische Musik machten.

Für jüdische Kinder gab es in Grodno mehrere religiöse Schulen einschliesslich einer weithin bekannten Jeschiwa, einer Talmudschule. Der Bund unterhielt eine eigene Grundschule, wo eine besondere Mischung aus jiddischer Kultur und Sozialismus gelehrt wurde. Dann gab es eine Schule mit Unterricht in polnischer Sprache und einmal wöchentlich Hebräischstunden. Ich besuchte das Tarbut, in dem Grundschule und Gymnasium untergebracht waren, ein weltliches Institut mit der Unterrichtssprache Hebräisch. Die Schule war aus einer zionistischen pädagogischen Bewegung hervorgegangen, die zu Beginn des Jahrhunderts in Litauen und Polen aufkam.

Ein paar Juden besuchten auch die regulären staatlichen Schulen – aber nur einige wenige, weil die von der Regierung unterhaltenen Schulen pro Klasse nicht mehr als zwei oder drei jüdische Schüler aufnahmen, und das, obwohl die Bevölkerung der Stadt zu sechzig Prozent jüdisch war. Was das Ganze noch schlimmer machte: Absolventen der regulären Schulen waren qualifiziert für ein Studium an der Universität, Absolventen eines jüdischen Gymnasiums dagegen nicht. Obwohl die Ausbildung an den jüdischen höheren Schulen oft besser war als an den polnischen, wurde ihr Abitur von den Universitäten nicht anerkannt. Juden, die eine polnische Universität besuchen wollten, mussten zwei Jahre in einem polnischen Gymnasium dranhängen – falls sie denn Aufnahme fanden. Geling es ihnen nicht, blieb für sie nur das Studium an

einer ausländischen Universität. Das war auch der Grund, warum mein Vater an der Universität von Wien landete, mein Onkel Sender an der Danziger Universität und mein Onkel Mosche an der Universität von Grenoble.

Ich wollte von früh auf Ingenieur werden. Maschinen und ihre Funktionsweise haben mich schon immer interessiert. Es reizte mich, Dinge zu konstruieren, zum Teil möglicherweise deshalb, weil ich im Dunstkreis der Frejdowiczschen Bauunternehmen aufwuchs. Ich machte mir Gedanken darüber, wie eine Brücke oder ein Flugzeug gebaut wurde, und ich war beeindruckt, als mein Onkel Sender zum Ingenieurstudium nach Danzig ging. Auf der Schule begann mir Mathematik richtig Spass zu machen. Wenn ich eine schwierige Aufgabe löste, überkam mich ein Gefühl des Friedens, ganz so, als wäre in der Welt nun alles in Ordnung. Dabei hielt ich mich anscheinend nie genau an den vom Lehrer vorgezeichneten Weg, sondern fand es befriedigender, einen eigenen Weg zur Lösung der Aufgabe zu finden. Den Lehrern gefiel das im allgemeinen gar nicht, mir aber umso mehr. Ich empfand es als eine Art Triumph. Anders als bei politischen oder religiösen Fragen gab es hier nur eine einzige Antwort. Ich wusste, dass die Antwort richtig war, und ich hatte sie ganz allein gefunden. Entgegen Grossmutter Temas Auffassung von Eigentum hatte ich das Gefühl: Das gehört mir.

In gewisser Hinsicht war meine Schule wie ein zweites Zuhause für mich, ein Ort, an dem Geist und Strenge herrschten, der mich aber auch mit Stolz erfüllte. Wir waren von zionistischen Idealen durchdrungen. Israel war unser jüdisches Heimatland, Hebräisch unsere Sprache. Zu guter Letzt würden wir uns dort ansiedeln und das Land aufbauen. Abgesehen von den Stunden für polnische Sprache und Geschichte wurden alle Fächer auf Hebräisch unterrichtet. Voller Stolz sprachen wir sogar ausserhalb der Klassenräume hebräisch statt polnisch oder jiddisch – was natürlicher gewesen wäre.

Unter den Schülern am Tarbut hatten praktisch sämtliche zionistischen Bewegungen ihre Anhängerschaft. Bereits in der Grundschule regte sich politisches Interesse. Unter dem Einfluss der zionistischen

Sehnsüchte von Eltern und Lehrern begannen wir mit acht oder neun Jahren, über diese Dinge nachzudenken. Jede heute in Israel vertretene wichtige parteipolitische Position war in jenen Bewegungen enthalten, denen die Juden in Polen sich anschlossen, und jede von ihnen – von Haschomer Hazair am linken bis zu Betar am rechten Rand des Spektrums – brannte darauf, die Jugend von Grodno für sich zu gewinnen.

Ich fühlte mich zu Betar hingezogen, der Vereinigung, aus der sich in Israel schliesslich die Likud-Partei entwickelte. Ihre Mitglieder trugen Uniformen und übten Gewehrschiessen. Sie waren nicht einfach bloss Zionisten, sie strebten einen jüdischen Staat an. Mir gefiel diese Vorstellung. Doch mein sozialistischer Vater war entsetzt: «Dort darfst du nicht beitreten», sagte er. «Das ist der falsche Weg. Denen wirst du dich auf keinen Fall anschliessen!» Er versuchte, mir seine Vorbehalte zu erklären. Wie viele linke Zionisten empfand er die Idee eines separaten jüdischen Staates als Greuel. «Was würdest du mit den Arabern machen, Felix? Was immer wir in Israel anstreben, es muss mit ihnen gemeinsam geschehen, es muss binational sein, ein binationales Gebilde. Und kein eigener Staat, Felix.» Ich wollte das nicht akzeptieren. «Wenn es um etwas Gemeinsames geht – wer braucht dann Palästina?» machte ich geltend. «Solch ein Zusammensein haben wir schon hier in Polen. Warum sollte ich für so etwas also dorthin gehen? Haben wir etwa kein Recht auf einen eigenen Staat?»

«Es ist unser Land, Felix, das Land, wo unsere Vorfahren gelebt haben. Aber Land ist nicht gleichbedeutend mit Staat. Es bedeutet nicht, dass wir die Araber hinausdrängen dürfen. Und selbst wenn du es wolltest – es gibt Millionen Araber. Du würdest es nicht schaffen.»

Meines Vaters Einwände gegen Betar waren mir zum Teil einsichtig, von der Notwendigkeit eines eigenen jüdischen Staates war ich allerdings wirklich überzeugt. Doch ich respektierte seine Haltung. «Du bist zu jung, um dir schon eine feste Meinung zu bilden, Felix. Hör auch andere Ansichten. Schau dich um.» Und weil ich mich nun einmal entschlossen hatte, irgendeiner Gruppe beizutreten, suchte ich auch die an-

deren auf, als erstes die extrem linke Haschomer Hazair. Dort trug man sehr schöne graue Uniformen. Ich war beeindruckt. Doch bei der ersten Versammlung, der ich beiwohnte, schaute der Gruppenleiter mich an und wollte wissen: «Wer ist der Neue da? Wie heisst du?»

«Ich heisse Felix», erwiderte ich.

«Und wie lautet dein Namen auf Hebräisch, Felix?»

«Auf Hebräisch heisse ich Schrage Feiweil.»

«Schrage Feiweil? Was für ein komischer Name. Wir werden dir einen neuen Namen geben. Von nun an heisst du Jehuda.»

Ich war so beleidigt, dass ich aufstand und ging. Der Typ mochte meinen Namen nicht, da versuchte er also, ihn loszuwerden, meinen einwandfreien hebräischen Namen Schrage Feiweil. Der Schwachkopf, dachte ich. Haschomer Hazair war für mich erledigt. Schliesslich schloss ich mich der Akiba-Gruppe an, die mir eine gemässigtere Form der Haschomer zu sein schien. Auf den Versammlungen redeten wir über Israel, über Emigration, den Aufbau des Landes, über genau die gleichen Themen, die auch bei den anderen Bewegungen diskutiert wurden, allerdings ohne den marxistischen Drill der Haschomer oder die militärischen Untertöne der Betaris.

Diese zionistischen Vereine kämpften um unsere Seelen. Es gab zwischen ihnen heftige Spannungen. In der Schule kam es sogar zu Faustkämpfen zwischen Anhängern von Haschomer und Betar. Betar forderte einen jüdischen Staat, und das war für Haschomer-Schüler schon Grund genug, den Betar-Mitgliedern Faschismus vorzuwerfen. Das erschien mir völlig verrückt. Haschomer wollte die gesellschaftlichen Verhältnisse verbessern, was sie wiederum im Bewusstsein der Betaris allesamt zu Kommunisten machte. Das kam mir genauso verrückt vor.

Doch die Zeiten waren der Mässigung nicht förderlich. Die Ereignisse während der fortschreitenden 30er Jahre in Deutschland erfüllten die jüdische Gemeinschaft in Polen mit grosser Angst. Ze'ev Jabotinsky, ein Redner, der die Zuhörer in seinen Bann zu schlagen wusste, reiste mit seiner Krisenbotschaft durch die jüdischen Zentren im ganzen Land. «Verlasst eure Besitztümer», so verkündete er. «Gebt sie auf!

Hitler wird kommen. Geht nach Israel – zu Fuss, mit dem Auto, per Schiff, ganz gleich wie, nur macht euch auf den Weg. Und zwar sofort! Uns steht eine Katastrophe bevor. Was ihr hier besitzt, ist unwichtig. Lasst es einfach zurück, macht euch auf den Weg. Geht!»

Mein Vater ging jedesmal hin, wenn Ze'ev Jabotinsky in der Stadt war, und anschliessend erklärte er mir: «Felix, der Mann ist ein phantastischer Redner, aber ich bin nicht ganz seiner Meinung. Er löst eine Panik aus, und auswandern wird sowieso keiner.» Er fand Jabotinskys Aussagen hinsichtlich der heraufziehenden Krise im allgemeinen vernünftig, teilte aber nicht dessen Überzeugung unmittelbarer Bedrohung. Dennoch hielt er Jabotinsky für die charismatischste Persönlichkeit, die ihm je begegnet war.

Mein Vater war zwar Zionist, sprach jedoch nie davon, dass wir selbst nach Israel gehen sollten. Der Zionismus war theoretisch richtig; Israel (damals noch Palästina) war unser Heimatland, wo eines Tages alle Juden leben würden. Beteten wir etwa nicht: «Nächstes Jahr in Jerusalem»? Das konnte jedoch kaum bedeuten, dass wir einfach weggezogen von dem Ort, an dem wir verwurzelt waren. Ein paar Juden wanderten allerdings aus. Nach einigen gewalttätigen antisemitischen Vorkommnissen in Deutschland kam im Jahr 1938 grosse Panik auf, und in der Schule fehlten plötzlich fünf Kinder. Sie waren zuletzt gesehen worden, als sie die Stadt auf dem Fahrrad verliessen. Sie wollten versuchen, mit dem Rad die ganze Strecke bis nach Palästina zurückzulegen, wie ihre Freunde zu erzählen wussten. Zwei Wochen später nahm die Polizei sie an der rumänischen Grenze, 700 Kilometer weiter südlich, fest. Sie wurden zurückgebracht – um einige Jahre später mit dem Ghetto unterzugehen.

Es verliessen sogar Angehörige unserer Familie das Land. Mosche, der Bruder meines Vaters, nahm 1933 an der Makkabiade teil, den jüdischen Sportwettkämpfen. Er blieb, wie die meisten anderen Athleten, illegal in Palästina und bemühte sich verzweifelt um die Einwanderungsgenehmigung für Frau und Sohn – ohne Erfolg. Bei der Vernichtung des Ghettos kamen auch sie ums Leben. Mein Onkel Kuschka Frejdowicz ging für ein Jahr nach Palästina, um am Technion zu studie-



ren. Ihn führte die Liebe nach Grodno zurück, und so wurden er und seine Frau ebenfalls verschlungen.

Es war also mitnichten so, dass wir keine Beispiele vor Augen gehabt hätten. Trotzdem haben wir die Ausreise nie ernsthaft erwogen. Palästina bestand zumeist aus unfruchtbarer Wüste, Malariasümpfen, verarmten Dörfern und sich mühsam durchschlagenden landwirtschaftlichen Gemeinschaften. Entscheidend war wohl, dass wir ein zu angenehmes Leben führten. Da könnte man heute genauso gut einen zufriedenen Amerikaner auffordern, in die Sahara zu ziehen. «Ich soll von hier wegziehen und in der Sahara leben?» Er würde einen für verrückt halten. Das war auch die Einstellung vieler polnischer Juden. Abenteuerlustige junge Pioniere und wahre Idealisten mochten das Wagnis eingehen. In meinem engeren Familienkreis aber ging es – von Mosche und Kuschka abgesehen – über Gedankenspiele nie hinaus.

Das machte mich unzufrieden. In der Schule weckte man unsere Liebe zu Palästina. Ich war mir absolut sicher, dass ich eines Tages dorthin ziehen und irgendetwas bauen würde. Ich träumte davon, in einem Kibbuz zu leben und beim Pflügen, Anpflanzen und Ernten zu helfen. Doch 1939 war ich erst zwölf Jahre alt, was konnte ich also tun?

Die Lage in Deutschland verschlimmerte sich zusehends; die jiddischen Zeitungen waren voller Berichte über Zwischenfälle. Meine Grossmutter Tema holte mich nachmittags nach dem Tee zu sich ins Bett und las mir aus den Zeitungen vor. Wenn sie von den Greueln und Akten der Entweihung in Deutschland sprach, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Ich begriff, dass es sich um furchtbare Vorkommnisse handelte, andererseits sah ich aber auch, dass mein Vater sich noch mehr Sorgen machte wegen des Kriegs in Abessinien, wo die Italiener eingefallen waren, und wegen des Kriegs in Spanien.

Nach der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts von 1939 erklärte mein Vater sofort: «Das bedeutet eine neue Teilung Polens.» Es hatte, wie wir in der Schule lernten, drei polnische Teilungen gegeben, bis unser Land Ende des 18. Jahrhunderts völlig verschwunden war. Insofern hatte das Wort «Teilung» einen unheilvollen Klang. Aber selbst diese Aussicht berührte mich nicht sonderlich.

Ich hörte von all den Dingen, doch das Leben ging weiter. Ich ass, ich trank, ich lernte, ich wurde gelegentlich zusammengeschlagen. So war das Leben hier immer gewesen. Gefahr lauerte hinter jeder Ecke – hatte ich je etwas anderes gekannt? Es würde einiges Herumgeschubse geben, vielleicht sogar einen Krieg. Für die Familie Frejdowicz verschlechterten sich unter Umständen die Geschäfte. Möglicherweise kam es zu neuen Pogromen.

Es konnte aber auch sein, dass die Lage sich besserte. Vielleicht gab Hitler sich ja mit einem Teil der Tschechoslowakei oder irgendeines anderen Landes zufrieden. Ausserdem waren die Franzosen und die Engländer starke Mächte, und hinter ihnen standen die Amerikaner. Sie würden es nie zulassen, dass etwas wirklich Schreckliches geschah. Und die Sowjetunion, Deutschlands Erzfeind trotz des Pakts? Was konnte dieser kleine Deutsche denn schon anstellen? Vieles schien kaum mehr als heisse Luft. Schwierigkeiten hatte es schon immer gegeben, doch die jüdische Lebensart hatte sich in Grodno über 600 Jahre erhalten, eine beeindruckende Kontinuität. Die bevorstehende Vernichtung der Juden war etwas, was hier im Jahre 1939 niemand für möglich gehalten hätte.

## 2

### *In der Gewalt von Barbaren*

Wie alle Fahrräder in Grodno wurde Ende August 1939 auch mein Rad von der polnischen Armee requiriert. Es war etwas ganz Besonderes, ein Geburtstagsgeschenk, das extra für mich in der Starowolski-Fabrik gefertigt worden war. Was wollte die Armee mit so einem kleinen Fahrrad, fragte ich mich. Wer konnte denn damit fahren?

Dass die Armee alle Fahrräder benötigte, war ein böses Zeichen – soviel war mir klar. Es gab allerdings noch viele andere Zeichen. So erklärte man uns in der Schule den Gebrauch von Gasmasken (wir bekamen jedoch keine ausgehändigt). Wenn ihr keine Gasmaske habt, so sagte man uns, müsst ihr ein Taschentuch nass machen, es euch unter die Nase halten und losrennen. Bei einem Bombenangriff sollten wir uns, sofern vorhanden, sofort in einen Luftschutzkeller begeben. Wenn eine Granate neben uns landete, sollten wir sie ganz schnell wegwerfen.

Wir hörten zu und dachten auch nicht eine Sekunde lang, dass dergleichen wirklich eintreten könnte. Das alles kam mir ebenso unwahrscheinlich vor wie etwas, das wir im naturwissenschaftlichen Unterricht gelernt hatten, dass nämlich die Sonne beim gegenwärtig herrschenden Verbrennungsgrad in einigen tausend Jahren ausbrennen würde (damals wusste man noch nichts über die Kernreaktionen im Zentrum der Sonne). Ausserdem, was interessierte es mich, ob die Sonne in tausend Jahren noch existierte oder nicht.

Dennoch, im August herrschte grosse Nervosität. Mein Vater kam täglich ganz aufgeregt mit Berichten über Hitler und dessen neueste Verlautbarungen heim. Nach dem Abendessen nahm er mich beiseite, um mir das Vorgehen der Nazis in Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei zu erläutern. Wir lasen das Ultimatum der Franzosen

und der Briten: Sie würden den Deutschen den Krieg erklären, falls diese Polen angriffen.

Trotz all der Nervosität packte keiner von uns seine Sachen und verliess die Stadt. Dabei diskutierten wir unablässig darüber. Visa nach Australien waren verfügbar, Shanghai stand uns offen. Auch an Amerika dachten wir. Ein Zweig der Familie von Grossmutter Tema war Ende des 19. Jahrhunderts nach Oklahoma ausgewandert; in den 20er Jahren hatten uns zwei Verwandte von dort einmal besucht. Meine Urgrossmutter Chaya war sogar nach Oklahoma gezogen. Doch es gab dort keine Juden, keine Synagoge und keine koschere Nahrung zu kaufen, und deshalb war sie wieder zurückgekommen. Den anderen Familienangehörigen war es in Amerika aber gut ergangen, und so fragten wir uns, ob wir vielleicht dorthin aufbrechen sollten. Während all dieser Diskussionen hörte ich allerdings nicht einen einzigen wirklich ernsthaften Auswanderungsvorschlag.

Erklärbar war dieses Verhalten durch die Tatsache, dass die Familie schon Kriege durchgemacht hatte. Die Situation war ihr also keineswegs neu. Der Erste Weltkrieg war vor nur 21 Jahren zu Ende gegangen; während der letzten anderthalb Jahre dieses Krieges hatte Grodno unter deutscher Besatzung gestanden. Die Familie Frejdowicz war vor den Deutschen ins weit entfernte ukrainische Zarizyn geflüchtet. Das Exil war, wie ich aus vielen Erzählungen wusste, unangenehm gewesen. Es hatte kaum zu essen gegeben, immer bloss Kartoffeln. Für das Passahfest hatten sie keine Matzen aufreiben können. Nach ihrer Heimkehr erreichte der russische Bürgerkrieg Grodno. Trotz der Rote Armee bombardierte die Stadt. Während der Kampfhandlungen wurden meine Grosseltern von ihren Kindern getrennt. Weil meine Mutter die Älteste war, kümmerte sie sich um ihre fünf Geschwister, von denen einige erkrankten. Einmal musste sie wegen dringend benötigter Medizin unter Artilleriefire durch die Strassen zum Apotheker rennen. Das Erlebnis brannte sich in ihr Gedächtnis ein.

Die Familie meines Grossvaters Zandman aber blieb – mit Ausnahme meines Vaters, der mit seiner Oberschulklasse in den Osten evaku-

iert wurde – während der deutschen Besatzung in Grodno. Die Deutschen, so berichteten die Zandmans, hatten sich recht zivilisiert verhalten, viel netter als die Russen, und überhaupt nicht antisemitisch. Im Grossen und Ganzen war das Leben in Grodno unter deutscher Besatzung ruhig und sorglos verlaufen.

Die Russen hatten die Leute zuvor mit Gruselgeschichten über die Deutschen zur Flucht zu bewegen versucht, es war ihnen jedoch nichts geschehen. Kein Angehöriger der Familie kam ums Leben, niemand hungerte, und am Ende waren alle wieder vereint. Die ganze Sache ging letztlich gut aus. Es hatte einen Weltkrieg gegeben, die Russische Revolution hatte stattgefunden, doch das Leben der Juden in Grodno hatten diese Ereignisse im Grunde nicht verändert. Insofern schien es nun am vernünftigsten, an Ort und Stelle auszuharren und das Beste zu hoffen.

Am frühen Morgen des 1. Septembers wurde im Rundfunk bekanntgegeben, dass der Schulunterricht in der Stadt für einige Tage ausfallen müsste. An der Grenze sei es zu «Scharmützeln» mit den Deutschen gekommen. Eine Viertelstunde später heulten die Sirenen, und wir hörten das Dröhnen herannahender Flugzeuge. Dann prasselten Bomben auf Grodno hernieder. In der Brygidzka-Strasse wurden Menschen verletzt, und einige von ihnen kamen hilfeschend zu uns.

Mein Grossvater fasste unverzüglich den Entschluss, im Keller des Hauses einen Luftschutzraum zu errichten. Genau darüber wurden im Erdgeschoss Zementsäcke ausgelegt. Ausserdem wurden Nahrungsvorräte nach unten gebracht. Wann immer in der folgenden Woche die Sirenen heulten, eilten wir in den Luftschutzkeller, von wo wir dem dumpfen Aufschlag und Donnern der Bomben lauschten.

Frankreich und Grossbritannien erklärten Deutschland den Krieg. Wir hegten die Hoffnung, dass die Kämpfe bald beendet wären und Deutschland besiegt würde. Vergeblich. Stattdessen kamen die deutschen Truppen näher und näher. Als klar wurde, dass die polnische Armee sie nicht aufzuhalten vermochte, entschied die Familie sich, Grod-

no zu verlassen und ins weiter östlich gelegene Lida zu ziehen, wo noch immer zahlreiche Verwandte meiner Grosseltern Zandman wohnten, die sich gern bereit erklärten, uns bei sich aufzunehmen.

Ich erfuhr erst in dem Moment von dem Vorhaben, als meine Mutter mir erklärte: «Hol deine Sachen, Felix. Wir gehen fort.» Als wir reisefertig waren, lag in Grodno Panik in der Luft. Wir hatten eben genug Zeit gehabt, unsere Kleidung in Koffern zu verstauen und uns – das heisst, die ganze Grossfamilie, von Grosspapa Frejdownicz bis hin zu meiner vierjährigen Schwester Mira – in die drei Taxis zu drängen, die vor unserem Haus warteten.

In Lida wurden wir von meinen Verwandten väterlicherseits willkommen geheissen. Meine Grosseltern Zandman waren bereits angekommen, und nun zog also auch noch ein ganzer Haufen Angehöriger der Familie Frejdownicz ein. Das Gedränge schien jedoch niemanden zu stören. All die kleinen Spannungen, die zwischen der reichen, weltlichen Familie Frejdownicz und den armen, frommen Zandmans früher einmal bestanden haben mochten, schienen wie weggeblasen. Wir waren – jedenfalls kam es mir so vor – eine grosse, glückliche Familie.

Am 17. September drangen von Osten her die Sowjets in Polen ein. Einen Tag später hatten sie Lida erreicht. Mit den Deutschen als Besatzungsmacht im einen Teil des Landes und den Sowjets im anderen würde es kein unabhängiges Polen mehr geben. Ich konnte verstehen, dass das für die polnische Bevölkerung eine Tragödie bedeutete. Aber nicht notwendigerweise auch für uns. So sah es zumindest mein sozialistischer Vater. «Nun wird alles besser, Felix», sagte er. «Es wird keine Judenverfolgung mehr geben. Niemand wird dich mehr auf der Strasse zusammenschlagen. Das wird ein schönes Leben. Du wirst sehen.»

Wir kehrten sofort nach Grodno zurück, das zur sowjetischen Zone gehörte. Mittlerweile traf die Rote Armee in grosser Stärke ein. Ich beobachtete die anrollenden Panzer und die fremden Soldaten in ihren fremden Uniformen, die eine Sprache sprachen, die ich nur zum Teil verstand. Mein Vater war begeistert von den neuen Möglichkeiten, die

sich mit der bevorstehenden Annektion Ostpolens durch die Sowjetunion eröffneten. Er nahm mich mit zu politischen Veranstaltungen. Bei der ersten sprach ein sowjetischer Politfunktionär vor einer riesigen Menge. Ich hatte Mühe, ihn zu verstehen. «Es gibt keinen Grund, sich vor Hitler zu fürchten», rief er. «Hitler ist tot. Wir haben ihn getötet.» Diese Aussage durchschaute selbst ich als Lüge. Meinen Vater schien es nicht zu stören, dass die Reden aus purer Propaganda bestanden. Er war der Überzeugung, der Krieg sei nun zu Ende, und in unserem Teil von Polen werde sich bald alles zum Besseren wenden. Nun würden all die wundervollen Dinge wahrgemacht, von denen wir jahrelang auf Radio Moskau gehört hatten.

Was meinen Vater wenig später dazu bewog, seine Meinung zu ändern, weiss ich nicht. Doch ungefähr einen Monat nach dem Einmarsch der Sowjets kam er bedrückt nach Hause und sagte: «Es ist alles eine einzige grosse Lüge.» Er setzte sich neben mich, wie immer, wenn er etwas Ernstes mit mir zu besprechen hatte. «Was ich dir bisher erzählt habe, sind nichts als Lügen, Felix. Die grösste Täuschung meines Lebens. Kannst du mir verzeihen? Versuch bitte, soweit es eben geht, zu vergessen, was ich dir zuvor gesagt habe.» Das fiel mir gar nicht so schwer, denn es war ohnehin nicht viel davon in meinem Gedächtnis hängengeblieben.

Was immer meinen Vater desillusioniert haben mochte – es entzog sich meiner Wahrnehmung. Ganz im Gegenteil, ich hatte sogar den Eindruck, dass viele der Veränderungen, die in Grodno vonstatten gingen, gut für uns waren. Die beste Veränderung bestand darin, dass die Sowjets dem offenen Antisemitismus, der zu unserem täglichen Leben gehört hatte, ein Ende bereiteten. Es gab unter den Juden viele Sozialisten und Kommunisten, und sie begannen plötzlich in wichtige Funktionen aufzurücken. Dass ein Jude das Amt eines Richters oder Bürgermeisters bekleiden könnte, wäre keinem von uns auch nur im Traum eingefallen. Aber genau das wurde nun Wirklichkeit.

Natürlich war diese Entwicklung vielen Polen verhasst. Sie störte das offizielle Verbot des Antisemitismus. Sie wurden ja sogar gezwungen, ihre sprachlichen Gewohnheiten zu ändern.

So durfte beispielsweise niemand mehr das Wort «Zyd» als Bezeichnung für Juden verwenden, weil es einen beleidigenden Unterton hatte, soviel wie «schmutzige Juden» bedeutete. Auf einmal war dieser absolut gebräuchliche Ausdruck unter Androhung einer Vorladung beim NKWD untersagt. Wie sollte man da also noch einen Juden bezeichnen? Es war ein Problem, das vielen Polen hörbar zu schaffen machte. «Er ist ein Zy ... ein Zy... ein ... ihr wisst schon, einer von denen, die in der Synagoge beten.»

Die Polen hassten die sowjetischen Besatzer und alles, was in ihrem Gefolge kam. Die Reaktion war begreiflich, man hatte ihnen schliesslich ihren Staat weggenommen. Für mich jedoch, einen zwölfjährigen Jungen, bedeuteten die Sowjets etwas anderes: Es gab keine Pogrome, keine Prügel mehr auf der Strasse. Ich fühlte mich herrlich frei. Alles, das ich zuvor getan hatte, konnte ich weiterhin tun – und sogar noch mehr, denn die Förderung von Aktivitäten Jugendlicher war ein besonderes Anliegen der Sowjets. Ich ging zur Schule – dem Tarbut war es allerdings untersagt, den Unterricht auf hebräisch zu führen, so dass fortan jiddisch gesprochen wurde. Später kam ich auf eine Schule mit Russisch als Unterrichtssprache. Ich spielte im Orchester mit, nahm an Wettbewerben teil, lernte neben der Geige auch noch Akkordeon. Die Jugendbehörden führten Skikurse durch und gründeten paramilitärische Verbände. Unsere Eltern machten sich furchtbare Sorgen um die Zukunft, die Deutschen waren schliesslich nur wenige Kilometer entfernt. Aber viele Kinder verlebten eine herrliche Zeit.

Zu den sowjetischen Innovationen gehörte die Einführung eines neuen Schulsystems, das allen offenstand. In Grodno hatten vorher vier weiterführende Schulen existiert, nun waren es auf einmal neunzehn. Es hatte den Anschein, als ob plötzlich die ganze Bevölkerung irgendein Bildungsinstitut besuchte. Die Lehrer hatten so viel zu tun, dass sie zwei Schichten arbeiteten. Mein Vater, der wegen des Lehrverbots für jüdische Professoren zuvor nicht hatte unterrichten können, übernahm auf einmal gleich drei Stellen – zwei an Oberschulen und eine am Lehrerseminar. Das Geschäftsleben hatte ihm ohnehin nie zugesagt; seine



wahre Berufung war das Lehren. Nun war er immer auf Achse, eilte von Schule zu Schule. Und er genoss es.

Für meine Mutter war das alles andere als angenehm, denn sie hätte ihn lieber zu Hause gesehen. Aber dann ging auch sie wieder zur Schule. Bevor sie meinen Vater kennenlernte, hatte sie ein Jahr lang in Berlin Medizin studiert, und nun bekam sie die Möglichkeit, sich an der neu-eröffneten Feldscherschule zur Medizintechnikerin ausbilden zu lassen. Meine Schwester Mira – sie war mittlerweile fünf – ging ebenfalls zur Schule. Alle waren beschäftigt, jeder lernte.

Kurz nach der Teilung des Landes kam Besuch zu uns, der uns aus unserem Alltag aufschreckte. Die Familie Glass – alte Freunde und Geschäftspartner von Grossvater Frejdowicz – traf aus ihrer südpolnischen Heimat ein, die nun unter deutscher Besatzung stand. Sie fuhren in zwei Limousinen voller Kinder und Koffer bei uns vor.

Während des Abendessens berichteten sie vom Leben in der deutschen Zone. Voller Entsetzen erfuhren wir, dass mit der Beschlagnehmung jüdischen Eigentums begonnen worden war. Noch war niemand getötet worden, aber es wurde langsam bedrohlich, denn die Deutschen hängten den Juden allerlei Verbrechen an, die sie gar nicht begangen hatten, und verfolgten inzwischen sogar die Idee, sie in begrenzten Gebieten zusammenzuführen. Gefahr lag in der Luft. «Eines Tages werden sie alle Juden umbringen», sagte Herr Glass.

Die Familie war geflüchtet und hatte ihre Stahlfabrik sowie alles Hab und Gut zurückgelassen, das sie nicht mit sich führen konnte. Irgendwie war es ihnen gelungen, durch die Grenzkontrollen zu kommen. Sie waren unterwegs nach Wilna in Litauen, einem noch unabhängigen Land, das jedoch unter russischer Protektion stand. In Wilna waren Transitvisa erhältlich. Ausserdem, so hatten sie gehört, könnten sie dort die nötigen Vorkehrungen für ihre Weiterreise nach Shanghai treffen. Sie baten uns inständig mitzukommen. «Sie besitzen Kapital», sagte Herr Glass. «Sie können es tun. Und Sie *müssen* es tun, denn ich bin sicher: Bald werden die Deutschen anfangen, Leute umzubringen. Daran besteht kein Zweifel. In unseren Wagen ist Platz für Sie, oder Sie mieten sich eigene Fahr-

zeuge.» Die Familie Glass wollte so schnell wie möglich so weit wie möglich von den Deutschen weg. Sie hatten alle schreckliche Angst.

Das rüttelte uns auf und löste eine mehr als einstündige Diskussion in unserer Familie aus, die so ernst war wie keine zuvor. Aber an den alten Beweggründen, lieber auszuharren als ein Flüchtlingsschicksal hinzunehmen, hatte sich im Grunde nichts geändert. «Was soll aus uns werden?» sagte Grossmama Tema. «Meine Pelzmäntel kann ich nicht mitnehmen. Es wird kalt sein. Und was ist mit den Kindern? Wir könnten ja nicht einmal die Landessprache. Wie sollten wir überleben?» Hier hingegen hatten wir hier immer noch das Geschäft. Man wusste zwar nicht, was die Sowjets vorhatten, aber wenigstens schien der Krieg vorbei. War es da nicht sicherer, an dem Ort zu bleiben, der uns vertraut war, statt sich als Flüchtlinge den Launen des Schicksals zu überlassen? Unsere Gäste blieben über Nacht und reisten am nächsten Morgen weiter. Ohne uns.

Kurze Zeit darauf wurden meine Grosseltern dennoch Flüchtlinge, aber sie flohen vor den Sowjets, nicht vor den Deutschen. Es dauerte nämlich nicht lange, bis die Sowjets anfangen, ihre Vorstellungen von Ideologie und Klassenkampf umzusetzen. Die Tarbut-Schule mit ihren zionistischen Grundsätzen und ihrem ehemals hebräischsprachigen Unterricht wurde geschlossen, der Zionismus verboten. Zionisten und Mitglieder des Bundes begannen spurlos zu verschwinden, wurden von den Russen verhaftet und nach Sibirien deportiert.

Jeder bekam einen neuen Pass. Bei Vergleichen zeigte sich, dass manche Reisepässe einen rätselhaften Zusatzvermerk enthielten, den Paragraphen sechs. Wer solch einen Pass hatte – so meine Grosseltern und meine Onkel Kuschka und Grischka –, fragte sich natürlich, was das zu bedeuten hatte. Als wir uns bei Sowjetsoldaten, mit denen wir uns angefreundet hatten, danach erkundigten, erwiderten sie: «Oh, ihr habt diese Art von Pass? Das bedeutet Sibirien.» Für sie war die Sache klar, sie hatten es bereits erlebt. Paragraph sechs wies den Inhaber als politisch unzuverlässige Person aus – als «Kapitalisten» oder noch Schlimmeres, als Zionisten oder eine andere Art von Nonkonformisten.

Aus Angst vor der Deportation flohen Grischka und Kuschka mit ih-

ren Frauen, das eine Ehepaar nach Lida, das andere in das Dorf Mosti. Die Sowjets hatten den Vorteil, dass sie nicht gut organisiert waren. So hatte sich herumgesprochen, dass man durch den Umzug von einer in die andere Stadt innerhalb derselben Zone untertauchen konnte. Dann wussten sie nichts mehr über einen; man war einfach ein Flüchtling, mehr nicht. Die Sowjets verfügten über keine überregionale Möglichkeit zur Überprüfung von Personen.

Viele wohlhabende Leute zogen von Grodno nach Lemberg. Andere, wie die mit uns befreundeten Starowolskis, wurden verhaftet und in Eisenbahnwaggons nach Sibirien oder Kasachstan verladen (wo die meisten von ihnen den Krieg überlebt haben). Meine Grosseltern entschlossen sich, nach Slonim zu gehen, das etwa 130 Kilometer in südöstlicher Richtung von Grodno entfernt lag. Wir lebten alle wie immer zusammen in einem Haus, und als ich eines Morgens erwachte, waren die Grosseltern fort.

Wir selbst, das heisst die Familie meines Vaters, waren nicht in Gefahr. Mein Onkel Sender und seine Familie ebenfalls nicht. Aus irgendeinem Grund enthielten weder der Pass meines Vaters noch der meines Onkels den Paragraphen sechs; warum, wussten sie nicht. Möglicherweise war es ein administratives Versehen, oder irgendjemand fand sie in Ordnung, obwohl sie einer kapitalistischen Familie angehörten. Sender sowie mein Vater hielten letzteres für wahrscheinlicher, und beide waren ja auch tatsächlich von einer Delegation der Beschäftigten der Frejdownicz-Betriebe aufgesucht und zum Bleiben aufgefordert worden. Die beiden hätten sich stets fair verhalten, erklärten die Arbeiter, nun wollten sie zum Ausgleich ihre Chefs beschützen. Es bestehe überhaupt kein Anlass zur Besorgnis.

So wurden wir also nicht deportiert. Unsere Wohnung konfiszierten die Sowjets allerdings. Als Ersatz bekamen wir eine kleine Wohnung weiter unten an der Brygidzka, die jetzt in Karl-Marx-Strasse umbenannt wurde. Dort teilten wir die Räume mit einer russischen Familie. Es waren sehr beengte Wohnverhältnisse: Nachts mussten unsere Mitbewohner durch unser Schlafzimmer, um zum Badezimmer zu gelangen.

Ich wusste, dass meine Eltern – insbesondere meine Mutter – ihren Besitz und den früheren Lebensstil vermissten, doch mich persönlich störte die Enge nicht. Im Übrigen passierte so viel Neues, dass meine Freunde und ich das Gefühl hatten, ein Abenteuer zu erleben. Obwohl meine Mutter über den Umzug nicht eben glücklich war, kam sie mir nicht verzweifelt oder verbittert vor. Zu Selbstmitleid blieb uns auch kaum Zeit. Meine Eltern arbeiteten beide hart; mein Vater ging ganz in seinem Unterricht auf, und meine Mutter war mit ihrer medizinischen Ausbildung beschäftigt. Ich gewann den Eindruck, dass beide trotz der Entbehrungen einigermassen zufrieden mit ihrem Leben waren.

Bei meinen Grosseltern in Slonim, zu denen ich mehrmals auf Besuch geschickt wurde, war das natürlich ganz anders. Slonim war ein jüdisches Shtetl, eine alte 10'000-SeelenGemeinde mitten auf dem Lande in Richtung der Pripjetsümpfe. Dort bewohnten meine Grosseltern ein gemietetes Zimmer in einem kleinen Haus. Für sie war das Leben plötzlich hart geworden. Grosspapa hatte man seine Firma genommen, sein Haus war konfisziert worden, und die Kinder und Enkelkinder lebten verstreut an verschiedenen Orten. Das wohlthätige Engagement meiner Grossmutter, die Achtung, die ihnen beiden entgegengebracht worden war – all das war dahin. In Slonim waren sie niemand, und es wusste auch keiner, wer sie früher gewesen waren.

Es war furchtbar, meinen Grossvater, diesen Mann, der immer so streng und mächtig gewirkt hatte, in einer solchen Lage zu sehen. Meine wundervolle Grossmama Tema weinte oft. Sie betete viel in Slonim, doch es waren ganz andere Gebete als die, an die ich mich von früher erinnerte. In der guten alten Zeit hatte sie mich gern zum Aufsuchen der Psalmen in den Wald mitgenommen. Die freie Natur schien ihr der angemessene Rahmen für die schönen Psalmen, ihre Lieblingsgebete. Das Sonnenlicht fiel durch die Bäume, ich hielt ihre Hand und hörte ihrem Sprechgesang zu. Nun aber waren ihre Gebete erfüllt von Trauer und Zorn.

Eines Tages sass sie weinend in ihrem Zimmer und klagte bitter über die Bolschewiken. Sie wünschte, sie wären fort, sagte Grossmama, die-

se Lügner und Räuber. Alles hätten sie konfisziert und zerstört. Verschwinden sollten sie aus diesem Land. Grosspapa war zwar ein Kapitalist, aber er hatte deutlich vor Augen, wohin das führen würde. «Weisst du eigentlich, was du da sagst, Tema? Du willst die Russen aus dem Land haben? Bist du wahnsinnig? Wer wird denn kommen, wenn sie weg sind? Was glaubst du? Dann kommen die Deutschen. Willst du etwa die Nazis hier haben? Ist das wirklich dein Wunsch?»

«Nein», sagte sie. «Die will ich auch nicht. Ich will keine Russen und keine Deutschen.»

«Wen willst du dann?» fragte Grosspapa.

Grossmama Tema dachte einen Augenblick schweigend nach. «Die Russen nicht und die Deutschen nicht. Ich sage dir, wen ich mir hierher wünsche. Roosevelt, den wünsche ich mir. *Ich will Roosevelt!*» Sie hatte die ganze Zeit darum gebetet, Roosevelt möge kommen.

Am 22. Juni 1941, die Schulferien hatten begonnen, weilte ich wieder bei meinen Grosseltern in Slonim. Am Morgen dieses Tages vernahmen wir durch die atmosphärischen Störungen im Rundfunk die Stimme des sowjetischen Aussenministers Molotow. Er sagte, frühmorgens hätten deutsche Streitkräfte die Grenzen überschritten. Zwischen der Sowjetunion und Nazi-Deutschland sei Krieg ausgebrochen. Die Mitteilung war kaum zu Ende, als wir über unseren Köpfen Flugzeuge und das Pfeifen und Krachen von Bomben hörten.

Binnen weniger Minuten stand ganz Slonim in Flammen. Die Häuser waren alle aus Holz und hatten fast ausschliesslich Strohdächer. Sie zündeten wie Streichhölzer. Wenn Bomben auf Grodno gefallen waren, hatten wir uns gewöhnlich unten im Keller befunden, wo die Explosionen gedämpft, wie aus weiter Ferne ertönten. Ich hatte nie Angst verspürt. Nun hatte ich Angst. Ich erinnerte mich an einen Brand in unserem Haus in der Brygidzka-Strasse, als ich klein war. Ich hatte einen Leuchter gepackt und mitnehmen wollen, doch meine Mutter hatte mich angeschrien, ich solle ihn sofort fallenlassen und um mein Leben rennen. Auch jetzt wäre ich am liebsten sofort losgerannt. Wir schienen umgeben von Feuer. Zum erstenmal wurde mir die Bedeutung des Wor-

tes «Krieg» klar. Ich befandmich plötzlich inmitten dieses «Krieges», über den seit so langer Zeit gesprochen wurde.

Meine Grosseltern packten rasch alles ein, was in zwei grossen Koffern Platz fand. Grossmama Tema zog sie nacheinander über die Sprossen der Kellerleiter hinunter und kletterte dann wieder nach oben, um die Falltür zu schliessen. Da Grossvater ohne seinen Stock nicht laufen konnte, war er keine grosse Hilfe. Als dann jedoch das Haus gegenüber in Flammen aufging, schoben und zerrten die beiden ein Fass mit Wasser über die Falltüre. Sie meinten offenbar, das Wasser könnte die Sachen im Keller retten, falls unser Haus in Brand geriete. Ich rief ihnen zu, das hätte keinen Sinn. «Stell die Koffer in den Brunnen», schrie ich. «Im Keller werden sie verbrennen!»

«Dann werden sie doch nass!» rief meine Grossmutter.

«Aber sie bleiben wenigstens erhalten!» rief ich zurück.

Schliesslich schob Tema das Fass von der Falltür weg und verschwand wieder im Keller. Gleich darauf hievte sie einen Koffer hoch. Sie rechnete sich wahrscheinlich eine grössere Chance aus, etwas zu retten, wenn die beiden Koffer sich an verschiedenen Orten befanden.

Ich hatte inzwischen keine so grosse Angst mehr, trotz des tosenden Feuers. Mir kam Old Shatterhand in den Sinn, der heldenhafte Cowboy aus den Wildwestromanen von Karl May. Ich hatte Dutzende von ihnen auf Polnisch gelesen und wusste deshalb, was zu tun war, wenn ein Feuer über die Prärie hinwegfegte: Man musste es mit einem Gegenfeuer bekämpfen. Und wenn man aus irgendwelchen Gründen kein Gegenfeuer legen konnte, blieb nur die Hoffnung, rennend den nächsten Fluss zu erreichen.

Genau das mussten wir versuchen. Es gab tatsächlich einen kleinen Fluss direkt ausserhalb von Slonim. «Wir müssen weg hier!» schrie ich. «Lasst uns zum Fluss laufen!» Wir schienen inzwischen von Feuer umzingelt, wenngleich unser Haus noch nicht in Brand geraten war. Wir liefen Gefahr, eingeschlossen zu werden und bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Doch meine Grosseltern wirkten unschlüssig, ja hilflos. Sie dachten offenbar darüber nach, wohin wir uns wenden sollten, überlegten, was zu tun wohl das Beste wäre. Ich rief ihnen zu, wir müssten so-

fort los, und zerrte sie an den Armen. Sie willigten schliesslich ein. Grossmutter schob den Koffer in den Brunnen, und wir machten uns auf den Weg zum Fluss.

Sobald wir die Hauptstrasse erreichten, gerieten wir in ein grosses Gedränge, lauter Menschen, die auf denselben Gedanken gekommen waren. Alle begriffen instinktiv, dass der einzig sichere Ort der Fluss war. Als wir dort ankamen, war das Ufer bereits überfüllt. Die Menschen standen in Grüppchen herum oder lagen im Gras und rangen verzweifelt nach Luft. Tausende sahen ohnmächtig zu, wie die Stadt vor ihren Augen abbrannte.

Inzwischen hatten die Häuser in unmittelbarer Nähe des Flusses Feuer gefangen. Flammen schossen empor, schwarzer Rauch stieg in den Himmel. Lähmende Hitze legte sich auf uns. Die Luft war schwer vom Gestank verbrannten Pferdefleisches. Mir wurde plötzlich bewusst, wie sehr ich schwitzte, und ich sah, dass viele Leute sich Kleidungsstücke auszogen. Nicht weit von mir entfernt stand Bella Hirschorn, ein 15jähriges, sehr schönes Mädchen aus Grodno, das nun in Slonim wohnte. Sie entledigte sich ihrer Bluse. Ich schaute völlig gebannt zu, wie sie sie aufknöpfte und auszog. Darunter trug sie etwas Schwarzes, einen Büstenhalter. Ich konnte den Blick einfach nicht von ihr abwenden oder mich von der Stelle rühren, obwohl der Feuersturm immer näherkam.

Einen Tag und eine Nacht lang brannte Slonim. Die Leute drängten sich so dicht wie eben möglich an den Fluss, manche sprachen miteinander, andere versuchten zu schlafen. Am Morgen konnten wir das ferne Donnern von Artillerie hören, und mir kam der Gedanke, dass die Kämpfe wahrscheinlich die ganze Nacht über angedauert hatten, das Geräusch nur vom Tosen der Flammen verschluckt worden war. Inzwischen war das Feuer heruntergebrannt und Slonim eine schwelende, verkohlte Ruine. Hier und da war ein Haus der Zerstörung entgangen; einige wenige Bereiche der Stadt schienen überhaupt nicht in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein. Alles Übrige lag in Schutt und glühender Asche. Zwischen den Trümmern erblickte ich die ausgebrannten Wracks sowjetischer Panzer, daneben verstreut tote Soldaten. Manche

waren bei dem Versuch, aus den Panzern zu klettern, umgekommen; ihre geschwärzten Leichen hingen halb aus den Türmen, die Lederhelme sassen noch auf den Köpfen.

Auch das Haus, in dem meine Grosseltern gewohnt hatten, lag in Schutt und Asche. Wo es gestanden hatte, lagen nur noch ein paar verstreute Backsteine herum. Wir schauten in den halb eingestürzten Keller hinunter und sahen glühende Balken. Da war nichts geblieben.

Wir zogen unseren einzig geretteten Koffer aus dem Brunnen hoch und machten uns auf den Weg in einen der nicht abgebrannten Bezirke. Dort fanden wir jemanden, der Platz hatte und bereit war, uns bei sich unterzubringen. So machten es alle. Drei Viertel der Stadt waren zerstört, und die Leute, denen ihr Haus geblieben war, nahmen andere auf. In jedem Raum müssen vier oder fünf Menschen gehaust haben. Als ich mich abends umschaute, sah ich niemanden auf der Strasse schlafen.

In unserer neuen Unterkunft erlebte ich die Verzweiflung meiner Grosseltern. Vor allem Tema war ausser sich vor Angst um ihre Kinder in Grodno, Lida und Mosti. Da sie selbst nichts tun konnte und auch keine Möglichkeit sah, etwas über sie in Erfahrung zu bringen, weinte sie ständig. «Meine Kinder, meine Kinder, meine Kinder.» Ich fand es beinahe unerträglich, sie so zu erleben.

Wir warteten darauf, dass irgendetwas geschah. Ein paar Tage lang liefen die Leute herum und suchten nach Überresten ihrer Habe und nach Nahrungsmitteln. Eines Morgens wurde uns dann plötzlich bewusst, dass Deutsche in der Stadt angekommen waren. Auf einmal tauchten sie wie aus dem Nichts auf. Wir befanden uns in unserem Zimmer, und Grossmutter Tema spürte, dass etwas nicht in Ordnung war. Wir schauten aus dem Fenster und sahen rennende Menschen, und dann erblickten wir die Soldaten.

Tema lief in ein Zimmer auf der anderen Seite des Hauses, kam aber im Nu wieder zurück. «Sie treiben die Männer zusammen», rief sie. «Sie holen die Männer.» Mir schienen die Deutschen in ihren grauen Uniformen ganz gewöhnliche Soldaten zu sein. Von den speziellen Einsatzgruppen, den SS-Einheiten mit dem Sonderauftrag, die Juden zu



ermorden, hatte bei uns noch niemand gehört. Das sollte sich alsbald ändern.

Tema brachte meinen Grossvater und mich dazu, uns rasch in ein Bett zu legen, und warf eine Decke über uns. Ich dachte eben, wie albern es doch sei, angezogen im Bett zu liegen, als die Tür geöffnet wurde und ein grosser Deutscher ins Zimmer trat, der eine Offiziersmütze mit einem Totenkopfabzeichen trug. Bevor er den Mund aufmachen konnte, legte Tema los. «Mein Mann ist alt», sagte sie auf deutsch. «Er liegt gelähmt im Bett. Der kleine Junge ist auch krank. Er hat Fieber.» Der Deutsche musterte uns kurz, drehte sich um und verschwand. Wir horchten. Beim Verlassen des Hauses kommandierte er den Mann unserer Hauswirtin vor sich her.

Sobald der Soldat draussen war, sprang ich aus dem Bett und schaute durchs Fenster auf die Strasse. In unmittelbarer Nähe luden die Deutschen die verhafteten Männer in einen Armeelastwagen. Einzelnen, zu zweit, in Grüppchen von drei oder vier – so wie sie sie gefangengenommen hatten – brachten sie die Männer zu dem Lastwagen. Der erste war voll, fuhr ab, und ein anderer fuhr vor. Das Verladen ging weiter. Dann fuhr der zweite Lkw los, und es kam ein dritter, anschliessend ein vierter. Inmitten des Gedränges sah ich einen alten Juden im schwarzen Gehrock und mit Hut. Zwei Soldaten hielten ihn an den Armen fest, während ein dritter mit einem Beil seinen Bart abhackte. Die zwei, die ihn festhielten, schlugen ihn und zogen ihm den Bart lang, während der dritte ihn mit dem Beil traktierte. Mir war plötzlich, als befände ich mich mitten in einem Alptraum. Ich wusste, dass wir in die Hände von Barbaren geraten waren.

### 3

## *Ghetto Nummer eins*

Die in Slonim zurückgebliebenen Frauen und Kinder litten furchtbare Angst. Alle Männer, die nicht geflüchtet waren, hatte man gefangen genommen, und niemand wusste, wohin sie verschleppt worden waren. Als am späten Nachmittag dann die Bauern von den Feldern zurückkehrten, breitete sich das Gerücht wie ein Lauffeuer aus: Die Armeelastwagen hatten unweit der Stadt gehalten. Die deutschen Soldaten hatten die Männer herausgeholt, sich aufstellen lassen und sie mit Maschinengewehren erschossen. Unsere Hauswirtin brach vor Verzweiflung zusammen. Von allen Seiten des ausgebrannten Ortes vernahm ich Klagegeschrei.

Grossmutter Tema war ausser sich. Sie wollte sofort nach Grodno zurückkehren, um wenigstens zweien ihrer Kinder nahe zu sein. So eine Reise war jedoch völlig undenkbar. Wer wusste denn, wann wieder Züge verkehren würden? Die wenigen Telefonanschlüsse, die es in Slonim gab, funktionierten schon seit Wochen nicht mehr. Wir waren von der Aussenwelt abgeschnitten; es gab keinerlei Möglichkeit, in Erfahrung zu bringen, was anderswo – etwa in Lida oder Mosti – vor sich ging.

An jenem Abend traf ein Turnlehrer aus meiner alten Schule mit Frau und Tochter zu Fuss in Slonim ein. Wir nahmen sie in unserem Zimmer auf. Sie wussten zu berichten, dass die Sowjets unmittelbar vor dem deutschen Angriff eine grosse Anzahl der zur Deportation vorgesehenen Menschen verhaftet hatten: alle Personen mit einem durch den Paragraphen sechs gekennzeichneten Pass, die bisher noch nicht abgeholt waren. Auch sie selbst waren verhaftet und in einen Zug nach Sibirien gesetzt worden, der voll mit Deportierten war. Unter ihnen befanden sich auch der berühmte Zionist Nachum Bass und seine Frau.

Sie waren eine ganze Nacht gefahren. Bei Tagesanbruch wurde der Zug unweit Baranowitschi von deutschen Stukas angegriffen. Nach einer Weile kehrten die Kampfflugzeuge zurück und bombardierten die Menschen, die aus den Trümmern des Zuges flohen. Dabei kamen viele ums Leben, so auch Bass und seine Frau. Es waren mehr als fünfzig Kilometer, die der Turnlehrer mit Frau und Tochter von dorthier zu Fuss gegangen war. Sie wollten zurück nach Grodno.

Zwei Tage später traf Kuschkas Frau, meine Tante Lina, in Slonim ein. Kuschka und ihr war die Heimkehr aus Mosti nach Grodno gelungen. Nun kam sie aus eigenem Antrieb her, um meine Grosseltern und mich zu holen. Das war unglaublich mutig. Wegen ihres hellbraunen Haars und ihrer Stupsnase konnte die schöne Lina, zumindest von Deutschen, leicht für eine Polin gehalten werden, zumal sie perfekt Polnisch sprach, ohne eine Spur jüdischen Akzents.

Nach zwei Tagen bei uns in Slonim gelangte Lina zu der Überzeugung, dass eine Rückkehr nach Grodno nur per Eisenbahn in Frage kam – der Zugverkehr war soeben wieder aufgenommen worden. Nur war es fast unmöglich, eine Fahrkarte zu ergattern, denn in der Gegend wimmelte es von Flüchtlingen, die alles taten, um von dort wegzukommen. Die Behörden mühten sich redlich, der Menschenmengen, die die Bahnhöfe belagerten, Herr zu werden, indem sie den Invaliden halfen und alle übrigen Personen abwiesen. Weil mein Grossvater am Stock ging, schaffte Lina es irgendwie, für ihn und Tema sowie für eine hochschwängere Frau namens Franye, die unbedingt nach Grodno wollte, Fahrkarten zu besorgen.

Für sich selbst und für mich bekam sie allerdings keine. Also machten wir uns zu Fuss auf den Weg. Am ersten Abend legten wir uns zum Schlafen auf eine Wiese. Die milde Nachtluft und der Duft von frischem Junigras hätte uns beim Einschlafen helfen sollen, wir hatten jedoch beide zu grosse Angst. So vertrieben wir uns die langen Stunden, indem wir die Sterne beobachteten, die am schwarzen Himmel funkelten. Am nächsten Morgen hatte Lina ihre Angst überwunden und wagte es, einen deutschen Armeelastwagen anzuhalten, der zu einem kleinen Konvoi gehörte. Ihr tollkühner Mut war mir unbegreiflich, und ich hatte Mühe,

meine Furcht zu verbergen. Der Lastwagen nahm uns bis nach Bialystok mit, einer grossen Stadt nur achtzig Kilometer von Grodno entfernt. Dort wohnten Verwandte, bei denen wir über Nacht bleiben konnten. Doch am Abend nach unserer Ankunft teilten sie uns mit, dass sie dabei waren, ihre Sachen zu packen. Die Deutschen hatten einen Erlass ausgegeben, in dem stand, dass alle Juden ins Ghetto ziehen mussten – einen abgeschlossenen Bezirk, wo sie getrennt für sich leben würden. Das Wort Ghetto kannte ich aus dem Geschichtsunterricht. Es erschien mir komisch und irgendwie beunruhigend, dass die Deutschen diese Idee aus dem Mittelalter wiederbelebten.

Von Bialystok nach Grodno reisten Lina und ich mit dem Zug. Bei unserer Ankunft war es bereits dunkel, und wegen der strengen nächtlichen Ausgangssperre mussten wir, wie alle Reisenden, die in Grodno ausgestiegen waren, im Bahnhof auf dem Boden schlafen. Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass unsere Familie wieder in ihrem alten Haus wohnte, so wie auch die übrigen Einwohner der Stadt nach dem Abzug der Sowjets in ihre früheren Wohnungen zurückgekehrt waren. Alle waren da: meine Mutter und mein Vater, meine kleine Schwester Mira, Grosspapa und Grossmama, Sender mit seiner Frau und den zwei Kindern, Kuschka – alle bis auf Grischka und seine Frau, die sich in Lida vor den Sowjets versteckt hatten. Von ihnen gab es keine Neuigkeiten.

Wir wurden von der versammelten Familie freudig begrüsst, andererseits war man aber höchst beunruhigt wegen der Ereignisse der vergangenen Nacht. Deutsche Soldaten hatten Grodno mit Namenslisten durchkämmt – mit Listen, auf denen auch die Namen meines Vaters sowie seiner Brüder Sender und Kuschka standen. Die Nachricht hatte sich in Windeseile verbreitet, und bevor die Deutschen unser Haus erreichten, waren Kuschka und Sender aus einem der rückwärtigen Fenster gesprungen, um sich hinter einem Nebengebäude zu verstecken. Mein Vater, der sich geweigert hatte zu springen, wurde verhaftet und mit 150 weiteren – ausschliesslich gebildeten – Menschen ins Gefängnis gebracht. Irgendwann holten sie die ersten hundert von ihnen her-

aus, um sie zu erschiessen. Mein Vater entging nur knapp diesem Schicksal. Nachdem die hundert Personen abgeführt worden waren, wurden die übrigen wieder heimgeschickt. Als Lina und ich eintrafen, war mein Vater erst seit wenigen Minuten zu Hause.

Die Familie stand unter Schock. Aber wir waren wenigstens alle zusammen, das heisst, alle ausser Grischka und seiner Frau. Über das Geschick der Menschen in Lida war uns nicht das geringste bekannt. Wir waren ratlos. Die Erwachsenen diskutierten den Plan, Kuschka nach Lida zu entsenden, um Nachforschungen anzustellen, entschieden sich aber am Ende dagegen. Grossmutter Tema ahnte, dass dort etwas Furchtbares geschehen war. Wir hatten schliesslich miterlebt, was die Deutschen in Slonim angerichtet hatten. Grossmama litt unsäglich. «Wo ist Grischka?» klagte sie in einem fort. «Wo ist Grischka? Wie mag es ihm nur gehen?» Doch es gab keinerlei Möglichkeit, das herauszufinden.

Die Wahrheit wurde Tema vorenthalten: Wie wir später von Flüchtlingen erfuhren, war Grischka zu jenem Zeitpunkt bereits tot. Die Einsatzgruppen hatten auch in Lida die Männer abgesondert und ein Massaker verübt. Grischka war mit Tausenden anderen erschossen worden.

Dass mein bisheriges Leben ein Ende gefunden hatte, war mir in Slonim bewusst geworden, in dem Moment, als ich sah, wie der Soldat auf den Bart des alten Mannes einhackte. Das glückliche, sorglose Dasein gehörte der Vergangenheit an; ich lebte jetzt in einer anderen Welt. Wir wurden von bösen Vorahnungen heimgesucht. In Bialystok hatten die Deutschen die jüdische Gemeinde in ein Ghetto gezwängt. Keiner wusste, warum, doch positive Motive konnte es dafür unmöglich geben. Lind wenn sie es in Bialystok getan hatten, so stand zu befürchten, dass sie dasselbe in Grodno vorhatten.

Überall in der Stadt waren ein paar Tage vor der Rückkehr von Lina und mir Plakate mit einem Erlass der deutschen Behörden angebracht worden, in dem alle Juden aufgefordert wurden, sich mit einer Armbinde – einem weissen Tuch mit blauem Davidstern – als solche erkennen zu geben. Wir fertigten sie selbst an und begannen, sie zu tragen. Ich stellte fest, dass es mir gefiel. Ich war Jude, und ich war stolz, es zu zeigen.

Etwa einen Monat später wurde jedoch ein weiterer Erlass ausgegeben. Das Tragen der weissblauen Armbinden war nicht mehr erlaubt. Nun mussten sich alle Juden einen gelben Stern vorn und hinten an den Mantel nähen. Bei Nichtbeachtung des Erlasses drohte die Todesstrafe. Ausserdem wurde den Juden befohlen, in der Strassenmitte zu gehen. Die Benutzung des Bürgersteigs war ihnen untersagt. Und in Gruppen hatten Juden einer hinter dem anderen zu gehen, im Gänsemarsch. Wenn sie einem Deutschen begegneten, mussten sie den Hut abnehmen.

Gegen die Armbinde hatte ich nichts einzuwenden gehabt, aber das mit den gelben Abzeichen war etwas anderes. Sie zu tragen, empfand ich als demütigend. Ich hasste es, mitten auf der Strasse zu gehen, und musste mich richtiggehend zwingen, für die Soldaten in den grauen Uniformen, die durch Grodno marschierten, den Hut abzunehmen. Ich begriff, dass diese Leute anders waren als alle Menschen, denen ich bisher begegnet war. Der Antisemitismus der Polen hatte zu unserem Alltag gehört, hier aber handelte es sich nicht um gewöhnlichen Antisemitismus. Die Deutschen schienen fest entschlossen, uns auf jede nur erdenkliche Weise zu erniedrigen.

Es war überall spürbar. Der Mann meiner Grosstante Sonia war einige Jahre zuvor in die Vereinigten Staaten emigriert und amerikanischer Staatsbürger geworden. Vor Kurzem war er zurückgekommen, um seine Frau nachzuholen; aus irgendeinem Grund reisten die beiden jedoch nicht gleich ab und wurden vom Krieg überrascht, so dass sie jetzt in Polen festsassen. Im deutschen Hauptquartier erklärte mein Grossonkel, jawohl, er sei Jude, aber er sei auch Amerikaner, hier, sein Reisepass sei der Beweis. «In Ordnung», meinten die Deutschen, «Sie sind tatsächlich amerikanischer Staatsbürger. In dem Fall brauchen Sie keinen gelben Stern auf dem Rücken zu tragen, sondern nur einen auf der Brust.» Als er uns von seiner Begegnung mit den Deutschen berichtete, dachte ich: Es ist so, als wollten sie uns unbedingt ins Gesicht spucken. Selbst vor einem Amerikaner machen sie nicht halt. Ich verachtete sie.

Besonders deutlich wurde die Andersartigkeit der Deutschen, als eines Tages eine spanische Brigade in Grodno eintraf, die Franco zum Kampf gegen die Sowjets entsandt hatte.

Die Soldaten blieben etwa zwei Wochen, und während ihrer Anwesenheit herrschte eine gänzlich andere Atmosphäre in der Stadt. Die Spanier schienen anständige Menschen zu sein, normale Menschen. Sie verkehrten ohne Anzeichen von Abneigung oder Hass mit den jüdischen Männern. Sie gingen mit jüdischen Mädchen aus. Und als sie wieder weg waren, kamen mir die Deutschen, die unser Leben in der Hand hatten, noch barbarischer vor.

Nach einiger Zeit wurde mir klar, dass ich mich durch das Tragen des gelben Sterns eigentlich gar nicht gedemütigt fühlte. In Wirklichkeit war ich nicht bedrückt, sondern empfand Zorn. Ich begann die Deutschen als Bestien zu betrachten. Ich dachte: Es ist doch nicht entwürdigend, von einem bössartigen Hund angegriffen zu werden. Man muss einen Weg finden, damit fertig zu werden, doch die Tatsache, dass man angegriffen wird, ist an sich keineswegs erniedrigend.

Zur selben Zeit begann ich aber auch zu befürchten, dass mir und meinen Angehörigen etwas wirklich Schlimmes zustossen könnte. Ich machte mir Gedanken um unser Überleben, fragte mich, wie wir es schaffen könnten, diese Situation unbeschadet zu überstehen. Das gleiche Gefühl erfasste auch die anderen. Jedem standen Pogrome und Tötungen vor Augen. Wir mussten mit allem rechnen. Wir hatten genug gesehen, um zu wissen, wozu die Deutschen fähig waren – das meinten wir jedenfalls. Die Massaker in Lida, Slonim und anderen Städten hatten erst vor einigen Monaten stattgefunden; zudem waren in Grodno hundert Intellektuelle ermordet worden.

Wir unternahmen Schritte, um uns vor den Gefahren zu schützen, die uns eventuell erwarteten. Uns Kindern wurde Geld in die Kleidung eingnäht, für den Fall, dass wir von unseren Angehörigen getrennt würden. Ausserdem wurde beschlossen, das verbliebene Vermögen der Familie zu verstecken. Uns war klar, dass wir nicht viel würden mitnehmen können, falls ein Ghetto eingerichtet werden sollte.

Sender, der Ingenieur, fand schliesslich eine Lösung. Sie bestand darin, in etwa einem Meter Abstand zur Aussenmauer in einer Ecke des Kellers eine falsche Wand einzuziehen. Ohne die inneren und äusseren

Abmessungen des Kellers zu vergleichen, würde niemand die Veränderung bemerken. Zwischen diesen beiden Mauern sollten alle Besitztümer gelagert werden, die wir hatten retten können: Gemälde, Pelze, Teppiche, Gold und Silber sowie Waren, die wir aus unseren Läden weggeschafft hatten, bevor die Sowjets alles konfiszierten.

Das Errichten einer Wand stellte aber eine schwierige Aufgabe dar; glücklicherweise stand uns ein Maurer zur Verfügung. Als die Deutschen 1939 zunächst die Hälfte des Landes besetzt hatten, flüchteten Hunderttausende Juden in die sowjetische Zone. Viele Familien, so auch die unsrige, nahmen Flüchtlinge bei sich auf. Ein junger Mann war während der ganzen sowjetischen Besatzungszeit geblieben und hatte sich inzwischen wieder bei uns eingefunden; wir betrachteten ihn schon fast als Familienmitglied. Er war von Beruf Maurer. Und so holten wir denn all unsere Habseligkeiten aus den verschiedenen Verstecken und brachten sie in den Keller, wo der Maurer über die gesamte Breite des Hauses eine zweite Wand errichtet hatte.

Mitte Oktober 1941 entdeckten wir eines Tages, dass ein neuer Erlass in den Strassen aushing. «Ab dem 1. November», hiess es, «dürfen Juden nur noch in den folgenden Stadtteilen wohnen.» Es waren zwei separate Bezirke markiert: das seit dem Mittelalter bestehende jüdische Viertel, das aber für dreissigtausend Personen nicht hinreichend Platz bot, und das Viertel Stobodka. Alle dort wohnenden Polen wurden vertrieben. Das Gebiet wurde mit Stacheldrahtzäunen abgesperrt und zehntausend Juden als neuer Wohnort zugewiesen. «Alle Juden, die sich ausserhalb der gekennzeichneten Zonen aufhalten», so hiess es in dem Erlass, «werden erschossen.»

An dem Tag, als wir uns in das alte Ghetto begaben, schneite es. Jeder von uns hatte so viele Kleidungsstücke angezogen wie eben möglich, drei oder vier Hemden übereinander, mehrere Hosen, zwei Jacken. Ich wurde begleitet von meinen Eltern und meiner Schwester Mira. Mit uns gingen meine Grosseltern Zandman, Sender, seine Frau Sarah und ihre beiden Kinder sowie Sarahs Angehörige, die während der letzten Monate als Flüchtlinge bei uns gewohnt hatten. Die meisten Mitglieder der Familie Frejadowicz waren dem Ghetto Nummer zwei in Słobódka



zugeteilt worden. Wir schoben einen kleinen Pferdekarren vor uns her, den wir mit unserem Hab und Gut vollgepackt hatten, so wie all die andern in der Menschenmenge, die dichter und dichter wurde, je näher wir der engen Gasse kamen, die den einzigen Zugang zum Ghetto bildete. Mir fiel auf, dass in diesem Gedränge niemand reich oder arm wirkte. Hier waren alle gleich, alle trotteten in demselben langsamen Tempo, mit demselben niedergeschlagenen Blick voran. Ich kam mir vor wie ein willenloses Tier, das mit der Herde getrieben wird. Am Eingang zum jüdischen Viertel wurden Leute von Soldaten durchsucht und geschlagen; die Deutschen nahmen sich von den an ihnen Vorbeiziehenden Hab und Gut, wie sie wollten.

Im Ghetto Nummer eins besass ein Verwandter von uns eine grosse Wohnung, die nun aufgeteilt wurde: Jede Familie erhielt ein Zimmer. Ich wohnte mit den Grosseltern Zandman, meinen Eltern und Mira im früheren Esszimmer. Jetzt standen darin vier Betten, die mit den übrigen Möbeln fast den ganzen Platz einnahmen. Nachts diente uns der Raum als Schlafzimmer, und tagsüber klappten wir zwei der Betten zusammen und schoben die Möbel zur Seite. Auf diese Weise wurde er zum Wohn- und Esszimmer. Der Raum nebenan war ein wenig grösser. Dort wohnte Sender mit seiner Familie sowie der Mutter, drei Schwestern und einem Bruder seiner Frau.

Ich gewann trotz der beengten Verhältnisse den Eindruck, dass wir irgendwie zurechtkommen konnten. Im Ghetto wurde bald eine jüdische Verwaltung gegründet, der sogenannte Judenrat, der öffentliche Küchen, Krankenstationen und andere Dienste einrichtete, unter anderem auch eine jüdische Polizeieinheit. Zu diesem Thema hielten wir einen grossen Familienrat ab. Alle Männer, Frauen und Kinder strömten in einem Zimmer zusammen. Die Diskussion drehte sich darum, was solch eine jüdische Polizeieinheit wohl zu tun hätte und ob es sinnvoll wäre, wenn sich einer von uns ihr anschliesse. Es lag auf der Hand, dass Angehörige der jüdischen Polizei neben allen sonstigen Aufgaben auch mit den Deutschen zusammenzuarbeiten und deren Anweisungen auszuführen hätten. Da würden sie auch Entscheidungen über andere Men-

schen treffen müssen. Mein Vater war strikt dagegen, dass einer aus unserem Kreis der Polizei beiträt. «Ihr sollt über niemanden zu Gericht sitzen», lautete sein Argument (das sich später zum beständigen Refrain entwickeln sollte: «Macht euch nicht zum Richter über andere Menschen!»). «Genau das wird die jüdische Polizei aber unentwegt tun müssen, und daran wollen wir keinen Anteil haben.» Die Entscheidung war rasch getroffen: Ein Beitritt zur Polizeieinheit kam für uns nicht in Frage.

Fürs erste ging mein Vater bei der deutschen Raiffeisengesellschaft arbeiten, die in Grodno eine Niederlassung eröffnet hatte. Dort kündigte er allerdings schon bald, um im Judenrat eine Stellung als Buchhalter anzunehmen. Dann gab er auch diese Tätigkeit auf. Ich beobachtete, wie er von Woche zu Woche lustloser wurde und immer weniger zu leisten vermochte. Ich hatte den Eindruck, dass er sich zunehmend in sich selbst zurückzog, immer abwesender wurde und am Geschehen ringsum nur noch geringen Anteil nahm.

Während mein Vater in eine Depression verfiel, übernahm meine Mutter die Verantwortung für die Familie. Sie begann zu schmuggeln. Es war nicht schwierig, aus dem Ghetto hinauszugelangen. In der Stadt eröffneten die Raiffeisengesellschaft und andere deutsche Unternehmen Niederlassungen, in denen auch Juden arbeiteten. Bei der Raiffeisengesellschaft, die unser altes Haus in Beschlag genommen hatte, waren sowohl Sender als auch Kuschka beschäftigt. Es gab also Arbeitsgenehmigungen und entsprechende Ausweise. Im Übrigen war es relativ leicht, Passierscheine von unserem Ghetto zum Ghetto Nummer zwei zu erhalten, wo die meisten unserer Frejdowicz-Angehörigen lebten. Wenn man sich illegal ausserhalb des Ghettos bewegte und gefasst wurde, konnte man allerdings im Gefängnis landen oder erschossen werden. Das hielt aber niemanden ab. Und wenn man erst mal draussen war, fand sich irgendeine Möglichkeit, Lebensmittel und andere Dinge zu kaufen. Man musste jedoch davon ausgehen, beim Betreten des Ghettos durchsucht zu werden. Die jüdische Polizei liess einen durch, wenn sie eben konnte. Gefährlich wurde es nur, wenn die Deutschen die Kontrollen selbst durchführten.

Dann konnte es allerdings äusserst gefährlich werden. Menschen

wurden erschossen, wenn man sie beim Schmuggeln erwischte, manche auf der Stelle, andere – wie mein Freund Siomka Stuchinsky –, nachdem sie einige Zeit im Gefängnis der Gestapo gesessen hatten. Siomka war fünfzehn Jahre alt, als er plötzlich wieder in Grodno auftauchte. Irgendwie hatte er es geschafft, die fast fünfhundert Kilometer nach Norden ganz allein zurückzulegen, aus Lemberg, wohin seine Familie vor den Sowjets geflohen und wo sie dann (mit Ausnahme Siomkas) von den Deutschen ermordet worden war. Siomka wurde eines Tages mit einer Hosentasche voll Tabak am Eingang des Ghettos erwischt, ins Gefängnis geworfen und trotz der Bittgesuche, die die bedeutendsten Angehörigen der jüdischen Gemeinschaft stellten, hingerichtet.

Dennoch begann meine Mutter zu schmuggeln. Das Ghetto verlassen durfte sie mit einem Passierschein, und während des Aufenthalts in der Stadt kaufte sie Kleidungsstücke, die sie nach der Rückkehr ins Ghetto gegen Lebensmittel tauschte. Ich schmuggelte ebenfalls. Mit einem Passierschein zum Besuch meiner Verwandten im Ghetto Nummer zwei gelangte ich hinaus; auf dem Rückweg kaufte ich dann etwas Milch oder Brot und versteckte es in meinen tiefen Manteltaschen. Einmal hielt mich die deutsche Polizei am Kontrollpunkt fest und forderte mich auf, den Mantel auszuziehen. Die zwei Flaschen Milch, die sie in den Taschen fanden, zerschlugen sie. Ein Soldat hieb mit den Fäusten auf mich ein, doch ehe er mir schwere Verletzungen zufügen konnte, packte mich ein jüdischer Polizist und schob mich ins Freie. Als ich heimkam, wurde ich von meiner Familie umsorgt, doch Sender schimpfte. Wie konnte ich mich nur mit zwei Flaschen Milch ertappen lassen? War mir denn nicht bekannt, dass Milch knapp war? Ich hätte auf keinen Fall mehr als eine Flasche riskieren dürfen.

Diesmal war ich durch die jüdische Polizei gerettet worden. Bei einer anderen Gelegenheit hatte ich weniger Glück. Innerhalb des Ghettos war es Juden generell erlaubt, den Bürgersteig zu benutzen, nur mussten wir ihn sofort verlassen, wenn wir Deutschen begegneten. Wir mussten auf die Strasse treten und den Hut abnehmen. Vor diesen Bestien den Hut zu ziehen war mir nach wie vor verhasst, deshalb bemühte ich mich,

den Deutschen aus dem Weg zu gehen. Eines Tages kam mir eine Patrouille entgegen. Da drehte ich mich um und ging in die Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Die Soldaten hatten es jedoch bemerkt, rannten mir nach und bekamen mich mitten auf der Strasse zu fassen. Ich wurde von Händen gepackt und vom Schlag eines Gewehrkolbens zu Boden geworfen. Verzweifelt versuchte ich, mich vor den Gewehren zu schützen, mit denen sie auf mich einschlugen. Es half nichts, und ich rechnete schon damit, dass sie mich brutal zu Tode prügeln würden. Dann kam mir in den Sinn, dass sie mich vielleicht auch einfach erschossen. Jeden Moment konnte es um mich geschehen sein. Plötzlich kam mir zu Bewusstsein, wie dreckig der Schnee war, in dem ich mich wälzte – und dass er sich rot färbte.

Es fielen jedoch keine Schüsse, und nach einer Weile waren die Deutschen es offenbar leid, auf mich einzudreschen. Die Schläge hörten auf. Als die Soldaten fort waren, kamen ein paar Leute zu mir herüber und halfen mir aufzustehen. Als ich unsere Haustür endlich erreichte, dachte ich: O Gott, wie unglücklich wird meine Mutter sein, wenn sie meine verschmutzten Sachen sieht! In der guten alten Zeit, in meinem früheren Leben, hatte meine auf Sauberkeit und Ordnung bedachte Mutter mir das Fussballspielen verboten, weil davon meine Kleidung dreckig werden könnte. Ich hatte stets makellos sauber auszusehen. Selbstverständlich spielte ich trotzdem Fussball. Wenn ich dann nach Hause kam, war meine Mutter mir jedesmal äusserst böse. Und so fragte ich mich nun, was sie wohl sagen würde, wenn ich mit zerrissenen Kleidern und völlig verdreht vor ihr stand.

Als ich unser Zimmer betrat, wurde ich jedoch begrüsst wie ein Held. Meine reinliche Mutter nahm mich in die Arme und küsste mich. Sie waren alle so glücklich, mich lebend wiederzusehen. Die anderen Erwachsenen kamen einer nach dem anderen und gaben mir einen Kuss aufs Haar. Sie hatten bereits gehört, was geschehen war. «Wir sind stolz auf dich», erklärten sie, «richtig stolz.» Da verstand ich, dass auch sie an Widerstand dachten.

Die Depression, unter der mein Vater litt, erfasste viele Erwachsene,

nicht aber die Kinder. Zuerst gab es für mich fast nichts zu tun. Weiterführende Schulen hatten die Deutschen im Ghetto verboten, und es dauerte eine Weile, bis sie gewerbliche Schulen, in denen man die Fertigung von Waffen erlernte, und andere Werkstätten einrichteten, die dann allerdings heimlich auch zur Vermittlung klassischer Bildung genutzt wurden. Obwohl ich also zunächst eigentlich nichts zu tun hatte, blieb ich keineswegs untätig.

Die Jugendlichen des Ghettos waren dauernd zusammen. Wir machten, was wir wollten. Zum Zeitpunkt der Einrichtung des Ghettos war ich fast fünfzehn Jahre alt, mitten in der Pubertät. Wir rauchten hinter dem Rücken unserer Eltern Zigaretten. Wir begannen, erste Erfahrungen mit Mädchen zu machen, und die Mädchen mit uns. Wir küssten und berührten einander hinter verschlossenen Türen und in kleinen Gassen, so wie wir es wohl auch getan hätten, wenn es kein Ghetto gegeben hätte. Geschlafen wurde jedoch nicht miteinander, jedenfalls nicht in meinem Freundeskreis. Sosehr wir auch daran gedacht haben mögen – wenn sechs bis acht Personen in einem Raum hausen, besteht für so etwas einfach keine Gelegenheit.

Auch mit anderen Dingen beschäftigte ich mich. So widmete ich mich verstärkt dem Geigenspiel, machte mit Freunden Kammermusik. Ein paar von uns taten sich ausserdem zusammen, um Geschäfte zu tätigen. Einer meiner ältesten Freunde war Leon Trachtenberg, mit dem ich seit der ersten Klasse gemeinsam zur Schule gegangen war. Er war klein, aber kräftig, ein freundlicher Junge mit einer aussergewöhnlichen Begabung für die praktischen Dinge des Lebens – unter anderem entpuppte er sich als der geborene Unternehmer. Leon kam auf die Idee, wir könnten einen Handel mit Tabak aufziehen.

Es war ihm nämlich aufgefallen, dass Tabak auf dem Schwarzmarkt, wenn er pfundweise verkauft wurde, einen wesentlich niedrigeren Preis erzielte, als wenn er in kleineren Mengen gehandelt wurde. Leon brachte es irgendwie fertig, sich einen Vorrat an bedrucktem Papier einer in Grodno ansässigen Tabakfirma zu besorgen, aus dem wir kleine Tabakschachteln fertigen konnten, die wie die echten aussahen. Dann

liess er in einer Werkstatt im Ghetto Etiketten drucken. Der Vater eines anderen Jungen betrieb einen Laden und erklärte sich bereit, den Verkauf der Ware zu übernehmen, die wir ihm lieferten. Daraufhin machten wir uns ans Werk: Wir schnitten getrocknete Tabakblätter, falteten, füllten und etikettierten die Schachteln. So entwickelten wir uns zu tüchtigen Geschäftsleuten.

Leon hatte das unternehmerische Talent sozusagen geerbt. Seinem Vater, der vor dem Krieg erfolgreich landwirtschaftliche Maschinen verkauft hatte, war es gelungen, im Ghetto in das Geschäft mit Speiseöl einzusteigen. Die Deutschen hätten bestimmt nie daran gedacht, zuzulassen, dass hier ein Produktionsbetrieb für Speiseöl aufgebaut wurde. Doch Meir Trachtenberg schaffte nicht nur das, sondern überredete die Deutschen sogar, ihm die dazu notwendigen Maschinen und Rohstoffe zur Verfügung zu stellen.

Leons Vater wusste, dass für den deutschen Kriegseinsatz Firnis – ein wasserabweisendes Anstrichmittel für Holz – benötigt wurde. Firnis wurde aus Pflanzenöl gewonnen, das im Ghetto nicht erhältlich war, aber von den Menschen, deren Nahrung es an Fett mangelte, dringend gebraucht wurde. Meir Trachtenberg versprach den Deutschen, sie regelmässig mit Firnis zu beliefern, sofern sie ihn mit den dafür erforderlichen Geräten ausstatteten und mit Ölsaaten versorgten. Es dauerte nicht lange, bis in kurzen Abständen Maschinen, Ölpresen und Ladungen von Sonnenblumenkernen im Ghetto eintrafen. Von diesem Moment an war Speiseöl stets erhältlich – nicht nur für die Juden im Ghetto, sondern auch ausserhalb, für die Polen, die ebenfalls unter ihrer fettarmen Ernährung litten. Bei der Pressung der Sonnenblumenkerne fiel als Nebenprodukt eine teigige Masse an, die normalerweise als Tierfutter verwendet, nun aber von den Ghettobewohnern verzehrt wurde.

Überhaupt, im Ghetto florierte der Handel. Die Bewohner nutzten alle Möglichkeiten, die sich ihnen boten. Die Bevölkerung von Grodno war zu sechzig Prozent jüdisch, und die Juden stellten den grössten Teil der Unternehmer, Handwerker und Ladenbesitzer. Ohne sie wäre es der polnischen Bevölkerung schwergefallen, sich über Wasser zu halten.

Insofern entwickelte sich der Handel zwischen Ghetto und Aussenwelt wie von selbst. Das Ghetto produzierte unter anderem Schuhe und Kleider, die hinausgeschmuggelt und gegen Brot, Butter und Kartoffeln getauscht wurden.

Mir persönlich kam das Leben mehr oder weniger normal vor. Vielleicht lag das auch daran, dass ich mich an die Umstände gewöhnte. Nahrung war knapp. Menschen wurden geschlagen und gequält. Gelegentlich kam einer ums Leben, so wie der entkommene russisch-jüdische Kriegsgefangene, der im Ghetto Zuflucht gesucht hatte. Die Deutschen drohten, zwanzig Mitglieder des Judenrats zu erhängen, falls er nicht ausgeliefert wurde. Daraufhin musste er das Ghetto verlassen und wurde erschossen. Unseren Alltag stellten solche Vorfälle aber nicht in Frage. Wenn es nicht schlimmer wird, dachte ich, können wir noch hundert Jahre so weiterleben.

Manchmal kamen Vertreter des Judenrats zu uns, um Geld zu sammeln. Sie erklärten, die Deutschen hätten eine Liste mit Namen von Personen aufgestellt, denen die Verhaftung bevorstünde, falls kein Bestechungsgeld gezahlt würde. Alle Familien wurden um eine Spende in Gold oder Zloty gebeten. Wir kamen der Aufforderung nach, wie alle anderen auch. Und wie allen anderen ist schliesslich auch uns das Geld ausgegangen (obgleich es den Leuten schwerfiel zu glauben, dass die Familie Frejdowicz nichts mehr besass).

Um Geld für weitere Spendenbeiträge zu beschaffen, entschied Grossvater Frejdowicz, wir müssten einige Sachen aus dem Keller unseres alten Hauses holen. Zu diesem Zweck stahlen Sender und Kuschka sich eines Abends aus dem Ghetto und schlichen in die Brygidzka-Strasse 28. Als sie einige Backsteine aus der falschen Mauer herausschlugen, entdeckten sie, dass das Versteck leer war. Alles war weg. Durch die Aussenwand waren Diebe eingebrochen und hatten unsere sämtlichen Besitztümer mitgenommen. Sie hatten offenbar genau gewusst, wo das Loch ausgehoben werden musste.

Das Versteck war unser grosses Familiengeheimnis gewesen. Ich wurde gefragt, ob ich vielleicht einem meiner Freunde davon erzählt hätte. Hatte ich nicht. Auch sonst niemand aus unserer Familie hatte mit irgendjemandem darüber gesprochen. Da konnte es nur einer gewesen

sein: der Maurer, der damals als Flüchtling bei uns wohnte. Er befand sich ebenfalls im Ghetto. Am nächsten Tag holten wir ihn vor den Rabbi. Der liess ihn einen Eid auf die Bibel schwören und appellierte an seine Gottesfurcht, so dass der Mann schliesslich gestand. Er hatte den Diebstahl zusammen mit einem deutschen Zivilisten bei Nacht begangen, doch der Deutsche hatte entgegen der Abmachung alles für sich behalten. Kurzum, der Maurer besass weder die Güter noch das Geld. Das bedeutete: Jetzt waren wir völlig mittellos. Meine Mutter und meine Grossmutter besaßen zwar noch einen Ring, und vielleicht gab es in der Familie auch die eine oder andere Uhr. Aber unser versteckter Besitz war verschwunden. Uns war so gut wie nichts geblieben, um Tauschgeschäfte machen zu können, nichts, was wir den Polen noch verkaufen konnten. Es war eine Katastrophe.

Auch die Nachrichten von draussen wurden immer bedrückender. Was wir im Winter 1941/42 durch deutschsprachige Zeitungen oder gerüchtehalber an Neuigkeiten erfuhren, war schlimm für uns, denn es wurde stets von deutschen Siegen berichtet. Die einzige Ausnahme bildete der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten im Dezember 1941. Da jubelte das ganze Ghetto. Jetzt können die Deutschen den Krieg nicht mehr gewinnen, dachten wir. Nur Frau Rajgrodski, Senders Schwiegermutter, die im Nebenzimmer wohnte, jubelte nicht. Während alle anderen feierten, weinte sie bitterlich. Ihr Sohn Nachum war nämlich drei Jahre zuvor nach Cincinnati ausgewandert, und sie fürchtete, er könnte nun zur US-Armee einberufen werden. Wir sassan allesamt im Ghetto und riskierten jeden Tag unser Leben, sie aber wurde überwältigt von der Sorge einer Mutter um das Wohlergehen ihres Sohnes.

Wir hungerten nach Neuigkeiten, lebten von Gerüchten. Der eine hatte einen Gestapo-Mann etwas sagen hören, ein anderer zufällig Fetzen von einem Gespräch zwischen zwei Soldaten aufgeschnappt. Derjenige, der irgendeine, ganz gleich welche, Information besass, wurde zum Helden ernannt. Leon Trachtenberg lebte in einem Haus, in dem auch ein Verbindungsmann wohnte – einer von drei jüdischen Kontaktpersonen zur Gestapo. Die Verbindungsmänner hatten die mächtigste



Position im Ghetto inne; sie besaßen viel grösseren Einfluss als die Vorsitzenden des Judenrats, weil sie täglich Kontakt mit der Gestapo hatten.

Sarnatsky, der Verbindungsmann, der bei den Trachtenbergs wohnte, pflegte beim Abendessen Dinge auszulaudern. Leon überbrachte mir diese Nachrichten, und ich leitete sie weiter an meine Eltern. Ein anderer Freund, mit dem ich in einem Quartett spielte, verfügte oft über Nachrichten von der Front. Woher er sie hatte, wusste ich nicht, ich nahm jedoch an, dass er heimlich Radio hörte, obwohl natürlich alle Rundfunkgeräte beschlagnahmt worden waren und es strengstens verboten war, eines zu besitzen. So kam ich also ab und zu mit einer Neuigkeit von der Front stolz nach Hause, worauf mein Vater jedesmal fragte: «Woher willst du das wissen?» Ich habe es ihm nie verraten. Eines Tages war mein Freund dann plötzlich verschwunden. Die Gestapo hatte ihn verhaftet. Die regelmässigen Kriegsinformationen blieben aus, und aus unserem Quartett wurde ein Trio.

Wir lebten seit neun oder zehn Monaten im Ghetto, als uns eine neue Welle von Gerüchten erreichte. In Warschau, so hörten wir, waren Juden aus dem Ghetto abtransportiert worden. Wohin, das wusste niemand. Es kursierten Geschichten, denen zufolge die Abtransportierten vergast und ihre Leichen verbrannt wurden. Geglaubt hat das eigentlich keiner. Man hielt es für Panikmache. Ich hörte es zum ersten Mal an einem Tag im Spätsommer von meinem Freund Lolek Kabak, der es wiederum von seiner Mutter gehört hatte. «Ich bitte dich», sagte ich zu ihm, «weissst du überhaupt, was du da sagst? Red keinen Unsinn.» In Slonim hatte es Massenerschiessungen gegeben, in Lida ebenfalls. Aber davon waren Männer betroffen: Die Deutschen hatten ausschliesslich Männer erschossen. Frauen und Kinder töten? Alte Leute ermorden? Vergasen? Verbrennen? Das war unglaublich, das war, als ob jemand behauptet hätte: «Weisst du, in Sibirien gibt es eine Stadt, deren Einwohner sind Kannibalen. Sie essen Menschenfleisch, aber vorher zapfen sie den Leuten das Blut ab und verkaufen es in die Mongolei.» Das waren groteske Hirngespinnste. Horrormärchen. Dass Menschen getötet wurden, konnten wir glauben, wir hatten es schliesslich mit eigenen Au-

gen gesehen. Doch Gaskammern und Verbrennungsöfen – das gehörte ins Reich der Phantasie.

Am 1. November 1942 – genau ein Jahr nachdem die Juden ins Ghetto ziehen mussten – kam eine Frau zu unserem Haus gerannt. Es war Tania Prenska, die beste Freundin von Senders Frau Sarah. Mit leichenblassem Gesicht berichtete sie: «Die Deutschen schliessen heute das Ghetto. Die Deportationen haben angefangen.»

## 4 *Der Todesengel*

Wir hatten Gerüchte über die Geschehnisse in Warschau vernommen. Jetzt begann es hier. Die Geschichten über Deportationen weiss Gott wohin, für die niemand einen Grund zu nennen wusste, waren wenig glaubhaft gewesen. Tania Prenska aber wusste, wovon sie sprach. Sie arbeitete für einen Volksdeutschen, der Kontakte zum deutschen Heer unterhielt. Er hatte Tania erzählt, dass er dabei half, die Volksdeutschen zu organisieren. Sie sollten das Ghetto umzingeln. Es handelte sich um eine grosse Operation, und da die Gestapo in Grodno lediglich aus fünf Leuten bestand, war sie auf Unterstützung angewiesen.

Nach einer eiligen Familiendiskussion beschloss mein Onkel Sender, mit seiner Frau und den zwei Kindern die Flucht aus dem Ghetto zu versuchen. Meine Mutter war ebenfalls fest entschlossen, mit mir und meiner Schwester zu fliehen. Mein Vater weigerte sich, mit uns zu kommen. «Ich kann meine Eltern nicht allein zurücklassen», sagte er. «Das kann ich ihnen einfach nicht antun.»

Meine Mutter flehte ihn an: «Bitte, komm mit, Archik. Bitte!»

«Nein», sagte er. «Doch du musst gehen. Ihr müsst versuchen zu überleben. Aber ich – wie könnte ich sie verlassen?»

«Du hast einen Bruder», sagte sie. «Er kann doch bleiben.» «Nein, es ist meine Pflicht. Ich bleibe bei ihnen.»

Ich konnte einfach nicht glauben, dass mein Vater uns nicht begleiten würde. Wie war es möglich, dass er uns allein ziehen liess? Andererseits gingen meine armen Grosseltern mir nicht aus dem Sinn. Bei der Aufregung, die im ganzen Haus herrschte, konnte ich keinen klaren Gedanken fassen. Ich war böse auf meinen Vater, aber auch todunglücklich wegen Grossmama und Grosspapa.

Als ich allen einen Abschiedskuss gab, schoss mir durch den Kopf, dass ich sie vielleicht nie wiedersehen würde. Doch zum Grübeln hatte ich jetzt keine Zeit. Es war bereits dunkel, und meine Mutter drängte zum Aufbruch. Sender und Sarah hatten den dreijährigen Chaim und das Baby Abrascha schon auf dem Arm, und gleich darauf schlichen wir durch kleine Gassen an einen Ort, von wo aus wir auf die Dominikanska-Strasse gelangten und das Ghetto verlassen konnten.

Wir hielten uns im Schatten, mieden die wenigen Menschen, die unterwegs waren, und eilten quer durch die Stadt zu unserem alten Haus. Das Anwesen an der Brygidzka-Strasse 28 wurde von der Raiffeisen-gesellschaft als Büro und Lager benutzt; es wohnte dort niemand. Sender schloss eine der Wohnungen auf und befahl uns, auf ihn zu warten. Dann verschwand er mit seinen Kindern in der Dunkelheit. Er wollte sie zu ihrem alten Kindermädchen bringen, das sich bereit erklärt hatte, die beiden bei sich aufzunehmen.

Nach etwa einer Stunde kehrte Sender zurück. Wir fünf – Sender, Sarah, meine Mutter, Mira und ich – stiegen zum Speicher über der früheren Wohnung meiner Grosseltern hoch, schlossen uns ein und warteten ab.

Dort harrten wir die nächsten drei Tage aus, mit etwas Brot, das wir mitgenommen hatten. Von der Strasse drangen ununterbrochen Pferdegetrappel und Fuhrwerkgeräusche zu uns hoch. Normalerweise war es in Grodno wegen des teilweisen Ausgehverbots bei Tag und der absoluten Ausgangssperre bei Nacht relativ ruhig, zumal 60 Prozent der Bevölkerung in den Ghettos zusammengepfercht waren. Wir ahnten also, dass etwas Ungewöhnliches im Gange war, wussten jedoch nicht, was. Wir wollten warten, bis sich das Leben auf den Strassen wieder normalisierte, bis das, was dort unten vor sich ging, vorbei war. Danach würden wir vom Dachboden heruntersteigen und versuchen, ins Ghetto zurückzukehren.

Am dritten Tag kam Sender zu der Überzeugung, der Dachboden sei nicht länger sicher. Wir schlichen nach unten und hinaus ins Freie. Ein Lagerhaus auf der anderen Seite des Hofes verfügte über einen Speicher, vergleichbar einem Heuboden. Sender wusste, wo eine Leiter zu

finden war, und so kletterten wir an der Aussenmauer zur Luke des Speichers, krochen hinein und zogen die Leiter hinter uns hoch.

Am nächsten Morgen hörten wir, wie die Raiffeisenangestellten zur Arbeit kamen. Kurz darauf war ein kratzendes Geräusch an der Aussenwand des Speichers zu vernehmen, so, als ob eine Leiter aufgestellt würde. Wir erstarrten. Mir stockte der Atem. Dann drangen andere Laute durch die Mauer: Jemand kam die Leiter hoch, und plötzlich wurde aussen an der Luke gehämmert. Wir begriffen sofort: Sie wurde zugenagelt. Eine rauhe Stimme rief auf polnisch: «Ich habe die Juden gefangen! Holt die Deutschen her!»

Sender vergeudete nicht eine Sekunde. Die Aussenluke bildete den Hauptzugang zum Speicher. Es gab aber noch eine Falltür nach unten. Sender zog sie hoch, und wir liessen uns ein Stockwerk tiefer auf den strohbedeckten Boden fallen. Dann rannten wir auf den Hof. Die polnischen Arbeiter hielten inne und schauten uns sprachlos nach. Plötzlich hörte ich das Stampfen von Stiefeln auf Kopfsteinpflaster. In der Brygidzka-Strasse liefen uns bewaffnete Soldaten entgegen. Wir machten kehrt und rannten zurück auf den Hof. Es gab kein Entkommen. Wir sassen wie Mäuse in der Falle. Im nächsten Augenblick würden die Deutschen um die Ecke biegen. Das wäre unser Ende. Instinktiv stürmten wir in unser Haus und die Kellertreppe nach unten, um möglichst weit von ihnen wegzukommen.

Am Ende des dunklen Kellers stiessen wir auf die falsche Wand. Direkt vor uns befand sich die Öffnung, die Sender und Kuschka geschaffen hatten, als sie nach unseren Schätzen suchten. Wir zwängten uns in den Hohlraum zwischen der falschen Wand und der Aussenmauer. Dort war es dunkel, bis auf einen Streifen Tageslicht, das durch ein Loch in der Aussenmauer fiel – jenes Loch, das die Diebe gemacht hatten, als sie den Keller ausraubten. Ich kroch als erster nach draussen, gefolgt von meiner Mutter, die meine Schwester hinter sich herzog. Dann versuchte Sarah hinauszuklettern, blieb aber auf halbem Weg stecken. Sender schob sie von hinten, ich packte sie an den Armen und zog mit aller Kraft, doch sie vermochte sich nicht zu rühren. Sarah war schlank und behende; wir konnten nicht verstehen, warum sie feststeckte. Das Ganze

kam mir vor wie ein Alptraum, in dem man wegrennen will, aber nicht von der Stelle kommt. Mittlerweile mussten die Deutschen auf dem Weg in den Keller sein. Ich rechnete jeden Moment damit, ihre Stimmen zu hören.

Schliesslich kam Sarah dank eines kräftigen Schubses von Sender frei und kletterte aus dem Loch. Wir rannten durch den Garten des Nachbarhauses und fanden uns auf dem Bürgersteig wieder. Als wir endlich stehenblieben, um Luft zu holen, stellte ich fest, dass wir uns in der Piaskowa-Strasse befanden. Ich war Sender blind gefolgt und sah nun ganz in der Nähe das Haus von Herrn Heidemak, einem mit Sender befreundeten polnischen Ingenieur. Gleich darauf stürzten wir in den Hausflur.

Herr Heidemak war daheim. Unser plötzliches Eindringen machte ihn für einen Moment sprachlos. Polen, die Juden beistanden, wurden von den Deutschen mitsamt ihren Angehörigen aufgehängt. Heidemak war jedoch mit einer Jüdin verheiratet; wir wussten also, dass er ein Freund war. «Man hat euch zu mir gehen sehen», sagte er. «Hier könnt ihr nicht bleiben. Wir müssen etwas anderes finden – vielleicht kann Konopnicki euch aufnehmen.» Herr Konopnicki, der eine grosse Sperrholzfabrik in Mosti besass, war ein Freund und Gesprächspartner der Familie Frejdowicz und wohnte am Stadtrand von Grodno. «Ich werde ihn fragen», sagte Heidemak. «Ihr bleibt solange hier.»

Er kam mit der Nachricht zurück, Konopnicki sei einverstanden. Heidemak begleitete uns, und wir gaben uns alle Mühe, wie Polen zu wirken, die einen ganz gewöhnlichen Spaziergang machen. In dieser Nacht schliefen wir in Konopnickis grosser Wohnung, doch am nächsten Morgen erklärte er uns: «Hört zu, Sender und seine Frau sind mir bekannt. Ich fühle mich ihnen verpflichtet. Aber mehr als zwei Personen kann ich bei mir nicht verstecken. Fünf sind zuviel. Ihr drei müsst fort. Vielleicht gelingt es euch ja, ins Ghetto zurückzukehren.»

Dorthin zog es meine Mutter zu diesem Zeitpunkt ohnehin. Sie litt darunter, meinen Vater verlassen zu haben. Wir wussten nicht, was ihm und den anderen widerfahren war. Wir hatten in unserem Versteck zwar

all die Geräusche von der Strasse gehört, aber keine Ahnung, ob es zu Deportationen oder ähnlichem gekommen war. Wenn ja – war auch mein Vater mit seinen Eltern deportiert worden? Oder die Eltern meiner Mutter in Ghetto Nummer zwei? Heidemak und Konopnicki wussten ebenfalls nichts über die Geschehnisse dort. Beide Ghettos waren abgesperrt worden. In der Stadt kursierten allerlei Gerüchte vom Abtransport vieler Juden. Mit ungewissem Ziel. Genaueres war nicht bekannt.

Meine Mutter wollte unbedingt zurück. Sie musste in Erfahrung bringen, was mit ihrem Mann, meinem Vater, geschehen war. Ich dagegen sträubte mich. Das Ghetto erschien mir als Falle, genauso eine Falle wie die in der Geschichte meines Grossvaters, die Jäger für den Biber aufgestellt hatten. Falls es irgendeine Möglichkeit gab, mich ausserhalb zu verstecken, so würde ich das tun. «Ja, Felix», sagte meine Mutter, als ich ihr meine Entscheidung erklärte, «bleib du draussen. Versuch dich zu retten. Ich kehre zu deinem Vater zurück.» Sie gab mir einen Kuss und machte sich mit meiner siebenjährigen Schwester auf den Weg.

Herr Heidemak brachte mich zum Haus einer Bekannten, die am Rand der Stadt wohnte. Die beiden sprachen ein paar Minuten miteinander, dann hörte ich die Frau sagen: «In Ordnung, ich werde ihn verstecken.» Für ein paar Tage wohnte ich dann bei ihr; sie ging morgens zur Arbeit, ich blieb zu Hause. Eines Tages nahm sie mich auf einen Spaziergang mit, um mir die Zeit ein wenig zu vertreiben. Wir liefen bis zum Ghetto Nummer zwei und schauten uns um. Mir fiel auf, dass das Tor verriegelt war. Niemand konnte hinein oder heraus. Auf der Strasse standen ziemlich viele Polen, um die Juden hinter dem Stacheldrahtzaun zu betrachten, und als wir uns zu ihnen gesellten, rief auf einmal eine Stimme von drinnen: «Ui, da ist Felix. He, Felix. Wie geht es dir? Felix!» Es war ein Freund von mir. Ihm war überhaupt nicht bewusst, was er da tat.

Wir machten uns rasch davon. Ich glaube nicht, dass jemand bemerkt hatte, dass die Rufe mir galten, doch die deutsche Polizei war überall, und wir bekamen es beide mit der Angst zu tun. Nach der Rückkehr in die Wohnung der Frau wusste ich, dass ich nicht länger dort bleiben

durfte. Uns war beiden klar, dass man sie im Falle meiner Entdeckung bei ihr mit dem Tod bestrafen würde. Im Übrigen drängte es mich inzwischen zu erfahren, wie es meinen Angehörigen ergangen war.

Am nächsten Tag begab ich mich zurück zum Ghetto Nummer eins. Ich stand mit einer kleinen Gruppe von Polen, die das Geschehen drinnen beobachteten, vor dem Tor, als ich jenseits des Stacheldrahts plötzlich meine Mutter entdeckte. Im selben Augenblick nahm sie mich wahr. Sie sprach mit einem jüdischen Polizisten. Das Tor wurde geöffnet. Er kam heraus und zerrte mich unter Schlägen hinein; es tat mir allerdings überhaupt nicht weh. Ich verstand, dass er mich nur zum Schein schlug. Der Chef der jüdischen Polizei, Rubinczyk, stand ebenfalls am Tor. Er lächelte, als der Polizist mich nach einem letzten Klaps meiner Mutter übergab.

Daheim fand ich die ganze Familie beisammen – meinen Vater, meine Grosseltern, sogar Sender und Sarah. Nach allem, was wir durchgemacht hatten, war ich meinem Vater böse, und ich sagte es ihm ganz offen. Warum war er bei seinen Eltern geblieben, statt mit uns zu gehen?

«Wie konntest du das tun?» fragte ich ihn. «Wie konntest du es nur über dich bringen, deine Familie nicht zu beschützen?»

«Was soll das heissen – ‚meine Familie‘?» entgegnete er. «Was ist mit deinen Grosseltern? Wolltest du sie vielleicht auch mitnehmen? Sie können kaum noch laufen. Achtzig Jahre sind sie alt. Wer sollte *sie* beschützen?»

Darauf wusste ich keine Antwort. Er hatte ja recht. Und doch wünschte ich noch immer, er wäre mit uns gekommen. Aus dem Ghetto war niemand abgeholt worden. Es hatte keine Deportationen gegeben, wengleich das Ghetto für drei Tage abgeriegelt gewesen war und es in Grodno und Umgebung allerlei Bewegung gegeben hatte. Die Juden aus den umliegenden Dörfern waren von den Deutschen ins Lager Kielbasin ausserhalb von Grodno geschafft worden. Der Lärm der Pferdefuhrwerke, den wir gehört hatten, rührte vom Abtransport der Juden aus diesen Dörfern her.

Kielbasin war von der polnischen Armee als Schulungslager einge-



richtet, jedoch von den Deutschen nach Kriegsausbruch als Gefängnis für russische Kriegsgefangene benutzt worden. Dort waren unseres Wissens Tausende Russen gestorben, viele an Typhus. Der russisch-jüdische Soldat, der sich ein paar Tage im Ghetto versteckt gehalten hatte, war aus Kielbasin geflohen und hatte von den furchtbaren Verhältnissen berichtet. Nun waren dort viele tausend Juden aus den Schtetl. Wir konnten uns nicht vorstellen, dass die Deutschen sie auf Dauer in Kielbasin lassen würden; das Lager bestand ja nur aus dünnwandigen Holzbaracken, und der Winter hatte bereits eingesetzt.

AUS DER VON SONIE LEWCOWICZ, EINER EHEMALIGEN BEWOHNERIN VON DABROWO – EINEM SCHTETL IN DER NÄHE VON GRODNO –, UNTER EID GEMachten AUSSAGE, DIE BEIM BIELEFELDER NAZI-PROZESS VORGELEGT WURDE:

An diesem Tage hat die örtliche Verwaltung Bauernwagen beschafft und uns mitgeteilt, dass wir am 1. oder 2. November 1942 umgesiedelt werden. In den Morgenstunden – es war an einem Montag – erschien eine Einheit in SS-Uniform im Kino von Dabrowo und erklärte, dass es uns gestattet wird, alle in unserem Besitz befindlichen Wertsachen und zugleich Lebensmittel und Wasser für zwei Tage mitzunehmen. Daraufhin wurden die Männer in einer Kolonne aufgestellt, die Frauen aber und die Kinder in Wagen verladen. Wir wurden alle in Richtung Grodno geleitet. Unterwegs – in der Gegend von der Ortschaft Nowy-Dwor – stiessen wir auf der Chaussee auf viele liegende Menschenleichen. Wie sich herausgestellt hatte, waren es Leichen der jüdischen Aussiedler aus Nowy-Dwor, deren Aussiedlung an demselben Tage wie unsere stattgefunden hatte. Unterwegs wurden die Männer durch Schläge zum raschen Gehen angetrieben. Vor dem Abend gelangten wir zu dem grossen Lager in der Nähe von Grodno, welches mit einem Stacheldraht umgeben war, dem sogenannten Kielbasin. Im Augenblick unserer Ankunft in Kielbasin befanden sich hier bereits mehrere Tausende von Juden aus dieser Gegend.

Infolge dieser [schlechten sanitären] Verhältnisse starben Hunderte von Personen, die in den umliegenden Wäldern beerdigt wurden. Im Lager herrschte die Typhus-Epidemie. Im Laufe einiger Tage wurden immer Men-

schentransporte in unbekannte Richtung weggeschickt und anstelle der Versickten kamen neue Umsiedler aus anderen Gegenden, so dass der Lagerbestand nicht geringer wurde.

Im Lager von Kielbasin war ich etwa 6 Wochen. In dieser Zeit kam im Lager ein SS-Offizier aus Grodno, namens Wiese, an. Unsere Gruppe wurde zur Station Losossna getrieben, und dort wurden wir in den bereitgestellten Güterwagen verladen.

Unser Transport befand sich einen ganzen Tag unterwegs, und erst am nächsten Tage in den Morgenstunden erreichten wir das Lager Treblinka. Ich war auch schon vollkommen entkleidet und stand in der Friseur-Reihe. Dann wurde ich aus der Reihe genommen und zur Arbeit ins Lager gebracht. Alle, die zurückgeblieben waren, wurden noch am selben Tage ermordet.\*

Zwei Tage nach meiner Rückkehr ins Ghetto bemerkten wir, dass sich in unserer Strasse eine Menschenmenge angesammelt hatte. Ich stieg auf den Dachboden, schaute aus dem Fenster und erblickte eine Reihe von Gestapo-Offizieren, darunter Kommandant Wiese, der überall, wo er auftauchte, Angst und Schrecken verbreitete. Er fand offenbar besonderen Gefallen daran, Menschen einer brutalen Behandlung zu unterziehen, und war als sadistischer Mörder bekannt, der aufs Geratewohl in Menschenmengen hineinschoss und Leute willkürlich hinrichtete. Wiese, der stets eine schwarze Uniform mit silbern glänzenden Reissverschlüssen und Knöpfen trug, war gefürchtet und gehasst. Man nannte ihn *Malach haMavet*^ den Todesengel.

Gegenüber der Menge standen einige jüdische Polizisten sowie drei weitere Personen, zwei Männer und eine junge Frau. Die Frau kannte ich: Es war Lena Prenska, die Schwester von Sarahs Freundin, die uns von der bevorstehenden Abriegelung des Ghettos informiert hatte.

Ich erkannte den jüdischen Polizeichef Rubinczyk und Dr. Braver, den ehemaligen Direktor der Tarbut-Schule, der nun dem Judenrat vor-

\* Documents Concerning the Destruction of the Jews of Grodno, hg. von Serge Klarsfeld. The Beate Klarsfeld Foundation, 1989. Bd. I, S. 447 ff.

stand. Und dann sah ich sie, die Seile mit den Schlingen, die mittels einer Eisenstange an dem Vorsprung eines Eckhauses befestigt waren. Ich beobachtete, wie Lena und die beiden mir unbekannt Männer auf Wieses Anordnung auf eine Holzbank stiegen, wie er ihnen die Schlingen um den Hals legte. Gleich darauf wurde die Bank weggestossen, und die drei schwangen langsam in der Luft hin und her.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Ghetto. Lena war eines der schönsten Mädchen in der Stadt – wie entsetzlich, dass sie auf diese Weise sterben musste. Die drei waren ausserhalb des Ghettos gefasst worden, zur selben Zeit, als wir uns in der Brygidzka-Strasse versteckt hielten. Lena war wahrscheinlich ebenfalls von ihrer Schwester gewarnt worden. Nun baumelte sie an einer Eisenstange.

Wie ich später von Leon Trachtenberg erfuhr, dessen Bruder inmitten der Menschenmenge stand, hatte Wiese Rubinczyk angewiesen, die Hinrichtung durchzuführen. Doch Rubinczyk hatte sich geweigert und war daraufhin als Chef der jüdischen Polizei abgelöst worden. Leons Bruder hatte beobachtet, wie Lena dem Kommandanten ins Gesicht spuckte. Wiese gab den Befehl aus, die Leichen nicht abzunehmen. Sie sollten allen eine Lehre sein, die an Flucht dachten.

Nicht lange danach gaben die Deutschen bekannt, alle Bewohner des Ghettos Nummer zwei würden in ein Arbeitslager geschickt. Familien, die getrennt worden waren, durften jedoch wieder zusammenkommen, in Ghetto Nummer eins – vorausgesetzt, sie besaßen die zur Bestechung erforderlichen Mittel.

Der grösste Teil unserer Familie lebte in Ghetto Nummer zwei. Kurze Zeit später zogen sie alle zu uns: Tema und Grosspapa Frejdowicz; Kuschka und seine Frau Lina, die mich aus Slonim geholt hatte; Mutters jüngste Schwester Fania mit ihrem Mann Berko und ihrem zehn Monate alten Sohn Chaim; sowie ihre Schwester Lisa mit ihrem Mann Mula und den drei Kindern. Unsere ganze Familie war wieder vereint.

Die Wohnverhältnisse, die schon zuvor schwierig gewesen waren, wurden nun allerdings fast unerträglich. In dem ohnehin vollen Ghetto drängten sich jetzt unzählige weitere Menschen. In Senders Zimmer

hausten zwölf, in unserem sechs Personen. Nachts verwandelten sich die Zimmer in ein einziges Bett. Um ins Bad zu gelangen, musste man vorsichtig über die Schlafenden hinwegsteigen, wobei man auf dem Boden kaum Platz für die Fussspitzen fand.

Dann hörten wir, dass Ghetto Nummer zwei geräumt worden war. Keine Einzelheiten. Nur, dass die Deutschen alle Juden in Züge geladen hatten. Ein Viertel der jüdischen Bevölkerung Grodnos war über Nacht verschwunden – in den Tod geschickt, wie manche von uns glaubten; zur Verrichtung von Zwangsarbeit in den Osten gebracht, wie andere meinten. Es gab viele, die weder darüber reden noch daran denken wollten.

AUS DER VON FENIA RAPOPORT IM BIELEFELDER NAZI-PROZESS ZU DEPORTATIONEN AUS GHETTO NUMMER ZWEI UNTER EID GEMachten AUSSAGE:

*Es war in den späten Nachmittagsstunden, als ein jüdischer Gettopolizist zu uns kam und uns aufforderte, innerhalb von zwei Stunden mit einem bestimmten Gepäck für den Abtransport in ein Arbeitslager bereit zu sein. Wir waren zuvor aufgefordert worden, in den Häusern zu bleiben, bis dann die jüdische Polizei uns am späten Nachmittag aufforderte, mit zur Jerolselinkastrasse zu kommen. An dem Sammelpunkt sah es schrecklich aus. Hunderte und Hunderte Leute waren dort versammelt. Es gab viel Geschrei und Weinen. Deutsche Polizisten waren auf dem Sammelplatz, es war eine ganze Anzahl. Ich glaube, die Strassenbeleuchtung brannte. Wir wurden dann zum Bahnhof geführt. Man packte so viele Leute in die Wagen, wie überhaupt nur möglich war. Wir durften nicht laut sprechen. In Auschwitz verliessen wir den Zug. Die Menschen wurden getrennt. Meine Eltern habe ich nie wieder gesehen.\**

AUS DEN «HEFTEN VON AUSCHWITZ», DEN AMTLICHEN UNTERLAGEN ZU DEN ANKÜNFEN IN AUSCHWITZ. DIE ABKÜRZUNG «RSHA» STEHT FÜR REICHSSICHERHEITSHAUPTAMT, EINE IM OKTOBER 1939 GEGRÜNDETE BEHÖRDE DER SS, ZU DER DIE GESTAPO (AMT IV) GEHÖRTE. DAS URSPRÜNGLICH VON REINHARD HEYDRICH UND ANSCHLIESSEND VON ERNST KALTENBRUNNER GELEITETE RSHA WAR OFFIZIELL MIT DER DURCH-

\* Klarsfeld, Bd. IV, S. 352 f.

FÜHRUNG DER «ENDLÖSUNG» BEAUFTRAGT. RSHA-TRANSPORTE WAREN VOM RSHA ANGEFORDERTE ZÜGE, DIE VON DER REICHSBAHN ZUR VERFÜGUNG GESTELLT WURDEN.

- 18.11.1942 Juden aus Grodno. 165 Männer mit den Nr. 75952-76116 und 65 Frauen mit den Nr. 25065-25129 kamen ins Lager. Kinder, Frauen und Greise wurden vergast.
- 25.11.1942 Juden aus Grodno. 305 Männer mit den Nr. 77720-78024 und 128 Frauen mit den Nr. 25793-25920 kamen ins Lager. Kinder, Mütter und Greise wurden vergast.
- 2.12.1942 Juden aus dem Bezirk Grodno. 178 Männer mit den Nr. 79390-79567 und 60 Frauen mit den Nr. 2628726346 kamen ins Lager. Kinder, Mütter und Greise wurden vergast.
- 8.12.1942 Juden aus Grodno. 231 Männer mit den Nr. 80764-80994 kamen ins Lager. Kinder, Mütter und Greise wurden vergast.

Nach der Eliminierung von Ghetto Nummer zwei schienen die Leute wie besessen von Theorien darüber, warum ihnen selbst das Schicksal, das alle anderen verschlang, erspart bleiben würde. Eine Theorie besagte, nach dem Verschwinden des zweiten Ghettos seien wir ausser Gefahr; die Deutschen hätten eben gemerkt, wie mühsam und ineffizient es sei, zwei Ghettos zu unterhalten. Nachdem es nun nur mehr eines gebe, seien wir, die Übriggebliebenen, in Sicherheit. Andere waren davon überzeugt, wir seien geschützt, weil die Deutschen Grodno dem Dritten Reich einverleiben wollten. Sie würden der Stadt sogar einen neuen, einen deutschen Namen geben: Garten. Jetzt, so meinten diese Leute, seien wir *deutsche* Juden, und deutschen Juden würden sie bestimmt nichts Furchtbares antun. Deportiert würden wahrscheinlich nur polnische oder litauische Juden. Jeder klammerte sich an den Strohalm, der ihm zu seiner imaginären Rettung am stärksten vorkam. Das Ghetto verwandelte sich in eine Welt der Phantasie.

\* Klarsfeld, Volume IV, S. 501.

Die kleinen Freuden, die das Leben bisher erträglich gemacht hatten – das Flirten, das Beisammensein mit Freunden – gehörten jetzt der Vergangenheit an. Ich konnte auch nicht mehr Geige spielen. Die Deutschen hatten es sich angewöhnt, nach Lust und Laune in Wohnungen einzudringen, um den Leuten Angst einzujagen und Dinge wegzunehmen, die ihnen gerade ins Auge sprangen. Wenige Wochen nach der Räumung von Ghetto Nummer zwei stürmten sie in unsere Wohnung und sperrten uns alle im Badezimmer ein. Ich war der Tür am nächsten, schaute durchs Schlüsselloch und sah, wie der stellvertretende Gestapokommandant Schott den Schrank durchwühlte, meinen Geigenkasten hervorholte, die Violine herausnahm und an den Saiten zupfte. Dann hob er sie unters Kinn und begann zu spielen. Gar nicht schlecht, dachte ich, offenbar hat er ein wenig Unterricht gehabt. Auf einmal hielt er inne, musterte die Geige, packte sie beim Hals und zerschlug sie an der Wand. Mir stand das Herz still, während ich entsetzt beobachtete, wie er das zersplitterte Holz mit den herabbaumelnden Saiten achtlos zu Boden warf und sich anschliessend andere Sachen aus dem Schrank holte. Er verliess das Haus mit meiner wertvollen Briefmarkensammlung unter dem Arm.

Mittlerweile ging ich jeden Tag für die Deutschen arbeiten. Mein Freund Leon war demselben Arbeitskommando zugeteilt, das häufig zur Renovierung des Hauptquartiers der Gestapo eingesetzt wurde. Meine Aufgabe bestand darin, Zement zu mischen und den Maurern zu bringen. Anfangs kamen mir die Zementwannen unerträglich schwer vor; ich fand es fast unmöglich, sie auf dem Rücken drei Treppen hoch zu schleppen, obwohl ich allmählich grösser und stärker wurde. Doch schliesslich fand ich heraus, wie man es am besten machte.

Ich verliess Tag für Tag das Haus und brachte jedesmal ein Stück Brot mit. Unser Arbeitskommando wurde nicht sehr streng beaufsichtigt, und so hatten wir oft Gelegenheit, mit den Polen Tauschhandel zu treiben oder ihnen Lebensmittel abzukaufen. Für unsere Arbeit bekamen wir nur einen Hungerlohn. Aber immerhin etwas. Ich war zum Ernährer der Familie geworden.

Das gab mir ein gutes Gefühl, machte mich stolz. Ich half meiner Familie, war tatkräftig – inzwischen als einziger von uns. Mein Vater war seit Langem arbeitsunfähig, und meine Mutter machte auf mich den Eindruck einer gebrochenen Frau. Sie hatte meinen Vater zurückgelassen, und diese Erfahrung hatte sie verändert. Sie hatte anscheinend das Gefühl, zumindest kam es mir so vor, ihn verraten zu haben, und das quälte sie. Mir war klar, dass sie ihn nie mehr verlassen würde.

Meine Freunde und ich dachten inzwischen verstärkt an Flucht. Wir hatten gehört, dass ein paar Leute – allerdings niemand, den wir persönlich kannten – sich den Partisanen angeschlossen hatten. Es gebe sogar jüdische Partisanen, hiess es. Doch der Gedanke, aus Grodno zu verschwinden und sie zu suchen, hatte für mich etwas Unwirkliches. Es war mittlerweile Dezember, und die Temperaturen sanken in Polen im Winter unter minus dreissig Grad. Die Partisanen versteckten sich irgendwo auf dem Land. Aber wo? Wie konnte man sie finden? Und wie sollte man bei der Kälte in den Wäldern überleben?

Mitte Dezember waren wir an der Reihe. Die Deutschen gaben bekannt, mehrere tausend Juden würden nach Kielbasin verlegt. Das Ghetto sei überfüllt, sagten sie. Inzwischen war aus Kielbasin etliches zu uns gedrungen. Man wusste, dass dort Leute erhängt und erschossen wurden. Angeblich hatte sich Typhus ausgebreitet. Es musste ein furchtbares Lager sein. Andererseits war von Gaskammern und Verbrennungsöfen keine Rede, wurden die grauenerregendsten Gerüchte nicht bestätigt.

Die Deportationsliste, die ausgehängt wurde, enthielt die Namen unserer Familie. Auch den von Sender. Die Betroffenen wurden angewiesen, warme Kleidung und einen Laib Brot mitzunehmen. Wir dürften soviel einpacken, wie wir tragen könnten. Kielbasin werde nicht unsere Endstation sein; von dort würden wir in ein Arbeitslager gebracht. Aber wir hätten, so wurde uns versichert, nichts zu befürchten.

Nach Bekanntgabe der Liste suchte mein Vater Mottl Bass auf, einen der drei Verbindungsmänner, die mit der Gestapo in Kontakt standen.

Er wollte ihn bitten, unsere Namen von der Liste zu streichen. Als er zurückkehrte, war er völlig niedergeschlagen. «Also», berichtete mein Vater, «ich habe mit Bass gesprochen. Er hat nur gefragt: ‚Und wen soll ich an eure Stelle setzen? Wir müssen den Deutschen genau die Anzahl liefern, die sie verlangt haben.‘» «Niemanden», habe er ihm darauf erwidert. «Setz niemanden an unsere Stelle.»

Es war Nacht, als die Polizei an unserer Tür erschien, um uns zu holen – zwei Angehörige der jüdischen Polizei und ein Mann von der Gestapo. Die zwei jüdischen Polizisten waren Bekannte meines Onkels Sender; er spielte Karten mit ihnen. Der Mann von der Gestapo war Kommandant Wiese persönlich. Er trug seine schwarze Uniform mit den blitzenden Reissverschlüssen und hatte eine Maschinenpistole in der Armbeuge.

Der Todesengel kam in unsere Wohnung. Ich beobachtete, wie Sender, der Deutsch sprach, ihm ein grosses Stück Papier zeigte: sein Ingenieursdiplom von der Universität Danzig. «In Ordnung», sagte Wiese, «du bleibst hier. Bei deiner Familie.» Daraufhin holte mein Vater seine Doktorurkunde von der Universität Wien hervor. Wiese riss sie entzwei. «*Du gehst!*» bellte er. Ich stand hinter ihm, als er das sagte. Die Axt, die wir zum Holzhacken benutzten, lehnte an der Tür des Wandschranks. Ich fixierte die Axt. Wieses langer, dünner Hals war direkt vor mir. Wenn ich nun die Axt nehmen würde? überlegte ich. Mit einem einzigen Schlag könnte ich ihm den Kopf abtrennen. Der Drang, es zu tun, wurde übermächtig. Ich sah die Stelle genau vor mir, wo ich ihn treffen würde. Doch ich habe es nicht getan, und im nächsten Moment war es zu spät.

Es schneite heftig, als meine Mutter, meine Schwester, mein Vater, meine Grosseltern Zandman und ich uns gemeinsam mit vielen anderen Menschen auf den Weg zur Grossen Synagoge machten. Alle trugen ihre gesamte Habe bei sich. Als wir in der Synagoge eintrafen, war sie bereits halbvoll. Man hatte die Bankreihen entfernt. Der Hauptsaal wirkte wie eine Höhle: ein riesiger, offener Raum, vorn die Bima – das Lesepult – und der Thoraschrein. Die Synagoge war hell erleuchtet. Die



Menschen sassen auf dem Boden oder auf ihren Habseligkeiten, und während der ganzen Nacht, bis in die frühen Morgenstunden hinein, trafen laufend neue Leute ein – Alte, Männer, Kinder, Frauen mit Säuglingen auf dem Arm. Zeitweise kamen sie vereinzelt, dann wieder ganze Gruppen, und alle drängten sich in dem Raum zusammen.

Ab und an tauchten Gestapoleute auf, und dann kam Bewegung in die Menge, weil man ihnen aus dem Weg gehen wollte. Hin und wieder hörte ich Maschinengewehrsalven, und gelegentlich ertönte ein Schuss, der gegen eine Mauer oder an die Decke gefeuert wurde. Ein paarmal schossen sie ins Gedränge, und dann fingen die Menschen an zu schreien und panisch umherzulaufen. Ich sah, wie Wiese auf einen Mann zuging und ihn erschoss. Ich stand ganz in der Nähe. Der Mann stürzte zu Boden. Zwei jüdische Polizisten zerrten seine Leiche fort.

Irgendwann am frühen Morgen traten die Leute aus der Synagoge nach draussen an die eiskalte Luft. Der Himmel war grau, und es schneite noch immer. Der Boden war schneebedeckt. Grossmama, Grosspapa und alle Alten, die nicht laufen konnten, wurden auf Pferdewagen verfrachtet, die schon auf der Strasse warteten. Wir anderen mussten uns in Viererreihen in einer endlos langen Kolonne aufstellen. Wie ich hörte, standen an der Spitze der Kolonne der frühere Chef der jüdischen Polizei, Rubinczyk, sowie zwei Mitglieder des Judenrats. Man habe Rubinczyk eine Art Narrenkappe mit Glöckchen aufgesetzt, hiess es.

Ich ging mit meiner Mutter, meinem Vater und Mira zusammen in einer Reihe. Zu beiden Seiten der Strasse standen Deutsche mit Gewehren und Peitschen. Im Vorübergehen bekam ich mit, dass Leute gepeitscht und geknüppelt wurden, doch nahm ich das alles nur verschwommen wahr; ich registrierte ja kaum, was mit uns selbst geschah. Einmal erhielt auch ich einen Peitschenhieb auf den Rücken. In weiter Ferne, ganz vorn in der Kolonne, erklang eine Violine. Ich erkannte die Melodie des Liedes «Jiddl mitn Fiddl». Dann brüllte eine Stimme auf deutsch: «Singt, verdammt noch mal! Alle sollen singen!»

## *Möge Gott dich beschützen*

Die Kolonne verliess das Ghetto und zog durch die Strassen von Grodno. Ein paarmal blieben wir stehen und setzten uns dann unter Peitschenhieben und Schlägen mit Gewehrkolben erneut in Bewegung. Wir liefen und liefen, deutsche Soldaten und bewaffnete Volksdeutsche zu beiden Seiten – wie Hunde, die eine Schafherde bewachen. Ich war nicht müde, machte mir aber Sorgen um meine erst sieben Jahre alte Schwester Mira. Sie war ein zartes Kind und schon oft krank gewesen. Ich wusste nicht, wie lange sie durchhalten würde. Der Wald zeichnete sich schwarz ab gegen die schneebedeckten Felder, der Himmel war immer noch grau. Nach mehreren Stunden Marsch tauchten Wachtürme vor uns aus dem Schnee auf. Ich sah die Stacheldrahtzäune. Kielbasin war genau so, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Nachdem wir das Haupttor passiert hatten, wurden uns Baracken zugewiesen, dünnwandige Holzbauten, kaum besser als Schuppen. Sie lagen zur Hälfte unterirdisch, so dass man beim Betreten ein paar Stufen hinabsteigen musste. Der Boden bestand aus nackter Erde. Zu beiden Seiten eines Mittelgangs waren in zwei Ebenen Holzpritschen befestigt worden: unsere Betten.

In der Baracke angekommen, legten wir uns erschöpft auf die Bretter, ich mit meinem Vater oben, Mutter und Mira unten. Grossmama und Grosspapa lagen auf einer der unteren Holzpritschen in der Nähe. Weiter hinten im Raum sah ich meinen Schulfreund Lolek; einen Moment lang trafen sich unsere Blicke. Auf meiner Höhe entdeckte ich ein kleines Stück weiter einen anderen Freund, Salka Chazan, der neben seiner Mutter lag. Heizöfen gab es in Kielbasin nicht, aber immerhin hatte jeder eine dünne Decke erhalten. Ich kuschelte mich an meinen Vater; wir wärmten uns gegenseitig.

Am nächsten Morgen mussten wir uns Block für Block in Reihen aufstellen. Wir wurden gezählt. Währenddessen schaute ich mich um: Das Lager war mit zwei Reihen Stacheldrahtzäunen sowie Wachtürmen im Abstand von 150 Metern gesichert. In den Wachtürmen waren gut sichtbar Maschinengewehre aufgebaut, ausserdem Suchscheinwerfer, die nachts über das Lager strichen. Während des Zählens hielten die Wachtposten unmittelbar vor uns knurrende Schäferhunde im Zaum; andere Posten gingen mit ihren Hunden an der kurzen Leine die Lagerumzäunung ab.

Anschliessend mussten die Männer und die grösseren Jungen zum Sport antreten. Ich fand es zunächst unglaublich, dass wir Leibesübungen machen und um den gefrorenen Hof rennen sollten, schloss mich dann aber rasch den anderen an. Meine Knie und Arme bewegten sich wie verrückt auf und nieder, mein Atem bildete weisse Wölkchen in der eiskalten Luft. Der Sport wurde zum Morgenritual; die treibende Kraft dabei war der frühere jüdische Polizeichef Rubinczyk. Er erteilte Anweisungen und ermunterte uns, hielt uns alle mit seiner kräftigen Befehlsstimme in Bewegung. «Nun macht schon!» rief er. «Es tut euch gut. Denkt nicht an das, was sonst alles geschieht. Bewegt euch einfach! Lasst den Mut nicht sinken. Dann werdet ihr am Leben bleiben.» Er war wie eine Ein-Mann-Armee, die eine Woge der Verzweiflung zurückdrängte.

An einem der ersten Tage gaben die Deutschen beim morgendlichen Aufstellen die Formierung einer Polizeieinheit aus Juden bekannt, die für die Neuzugänge im Lager zuständig sein sollte. Wer über siebzehn Jahre alt war, konnte sich freiwillig melden. Obwohl ich erst fünfzehn war, erklärte ich meinem Vater, ich wolle der Polizeieinheit beitreten. Er musterte mich mit einem Ausdruck tiefster Enttäuschung. «Hast du denn unsere Gespräche vergessen?» wollte er wissen. «Erhebe dich nie zum Richter über andere Menschen. Niemals. Aus unserer Familie geht keiner zur Polizei. Ich gestatte es dir nicht.» Bei seinen Worten schäumte ich innerlich vor Wut. Kielbasin erschien mir nicht als Ort, aus dem man lebend herauskommen konnte, und ich wollte leben. «Nein», sagte er. «Es kommt nicht in Frage.» Ich gab keine Widerworte,

hielt aber im Stillen ein Zwiegespräch mit ihm. «Ich will leben. Es geht um meine Haut, verstehst du? Wenn ich zur Polizei gehe, habe ich vielleicht eine Chance.» Mein Vater schaute mich einfach nur an, und da war mir klar, dass ich es nicht tun durfte.

Ich hatte von Anfang an instinktiv erfasst, dass Kielbasin bloss eine Zwischenstation auf dem Weg in den Tod bedeutete. Wer Menschen hierher brachte, konnte gar nicht die Absicht haben, sie am Leben zu lassen. Die Bedingungen unserer Unterbringung konnten nichts anderes heissen, als dass man uns, den Häftlingen, keinerlei Wert beimass, nicht einmal den Wert von Sklavenarbeitern, deren Leben man wenigstens zu erhalten versucht. Wir wurden nur aufbewahrt, bis zur nächsten Massnahme, die jederzeit erfolgen konnte.

Wir lebten in diesem bitterkalten nordpolnischen Winter ohne Heizung. Unsere Tagesration bestand aus einer wässrigen Suppe mit ein paar fauligen Kartoffelstücken, dazu zwei Scheiben Brot. Die Latrinen, die von Männern und Frauen gemeinsam benutzt wurden, befanden sich hinter den Baracken in einer Hütte mit einem langen Graben. Es war kein Wunder, dass die Leute erkrankten. Einige starben sogar an der Ruhr, die sich bereits vor unserer Ankunft im Lager ausgebreitet hatte. Ich beobachtete, wie im Steinhart gefrorenen Boden Gräben ausgehoben und die Leichen hineingerollt wurden.

Andere Häftlinge wurden erschossen, zu Tode geprügelt oder erhängt – oft genug sogar vom Lagerleiter persönlich. Er hiess Rinzler und war ein grossgewachsener Mann mit rotem Gesicht, ein boshafter, gewalttätiger Sadist. Eines Morgens holte er beim Appell meine Grosstante Sonia (die mit dem amerikanischen Staatsbürger verheiratet war, der nur einen Stern tragen musste) aus den Reihen heraus und schlug mit seiner Peitsche auf sie ein, bis sie eine klaffende Wunde am Kopf hatte. Als wir uns am folgenden Tag aufstellten, bemerkte er einen kleinen Haufen menschlichen Kots auf dem Boden; da hatte es jemand während der Nacht nicht mehr bis zur Latrine geschafft. Er packte einen alten Mann am Bart, zwang ihn zu Boden und befahl ihm, den Kot mit einem Löffel aufzuessen. Der Alte gehorchte. Vor unser aller Augen ass er den Kot.

Ich hatte keinerlei Zweifel daran, dass wir alle sterben würden und

war daher auf die Namen besonders gespannt, die Rinzler nach jedem morgendlichen Appell von einer Liste ablas. «Folgende Personen», so verkündete er, «werden hier nicht gebraucht. Ihnen wird die Rückkehr ins Ghetto gestattet.» Bei den Betroffenen handelte es sich um Personen (was ich damals allerdings nicht wusste), deren Angehörigen im Ghetto es mittels Bestechung gelungen war, bei der Gestapo ihre Rückkehr zu erreichen. Die Glücklichen wurden gewöhnlich bereits einen Tag zuvor davon informiert, dass ihre Namen eventuell auf der Liste stünden. Wer solchermassen informiert war, harrte natürlich darauf, dass sein Name genannt wurde. Es warteten aber auch viele andere in der Hoffnung, dass durch einen Zufall, einen unfassbaren Zufall, ihr Name aufgerufen wurde.

Eines Morgens, als Rinzler einen Namen ausrief, herrschte Schweigen; niemand meldete sich. Da trat Rifka Frejdowicz vor, eine Cousine von mir. Es war nicht ihr Name, aber sie hatte beschlossen, das Risiko einzugehen. Rinzler musterte sie, schaute dann auf die Liste, zog die Pistole aus dem Halfter und schoss ihr – meiner schönen Cousine – in den Kopf. Ihr Körper sackte zusammen. Die Leiche wurde von einem jüdischen Polizisten weggeschleppt. Wir schauten alle sprachlos zu. Ich war wie betäubt.

Am ersten Morgen im Lager wurde ich nach den Leibesübungen einer Arbeitsgruppe von Männern zugeteilt. Man händigte uns Schaufeln aus, mit denen wir Löcher in den gefrorenen Boden graben mussten. Am Nachmittag bekamen wir den Befehl, die Löcher wieder zuzuschütten. Am nächsten Tag wurden wir zur Verrichtung derselben Arbeit an dieselbe Stelle geführt. Es war eine seltsame Erfahrung. So anstrengend das Graben auch sein mochte, es gab mir zunächst das Gefühl, etwas zu tun, das irgendwie von Nutzen war. Doch dann mussten wir die Löcher wieder zuschütten. Jeden Tag wiederholte sich die Prozedur. Das Graben und Zuschütten der Löcher begann mich mit einer Verzweiflung zu erfüllen, wie ich sie noch nie erlebt hatte.

Eines Tages wurden ein paar von uns zum Kartoffelsuchen ausserhalb des Lagers geschickt. Wir machten uns unter starker Bewachung

durch die Deutschen auf den Weg. Die Felder waren im Herbst abgeerntet worden, und nun sollten wir aus dem gefrorenen Boden alle Kartoffeln ausgraben, die bei der Ernte übersehen worden waren, damit daraus unsere grässliche Kartoffelsuppe gemacht werden konnte. Während ich mit den Händen in der gefrorenen Erde herumwühlte, dachte ich über Flucht nach. Als ich am Ende des Tages ins Lager zurückkehrte, ging mir der Gedanke nicht mehr aus dem Kopf. Wie konnte ich hier nur herauskommen?

Ich war inzwischen fest davon überzeugt, sterben zu müssen, falls es mir nicht irgendwie gelang wegzulaufen. In Kielbasin drehten sich alle Gespräche darum, dass wir demnächst in Arbeitslager deportiert werden würden. Manche vertraten die Meinung: «Wir sind stark. Wir werden überleben.» So sah ich das nicht. Ich dachte, wenn ich noch nicht mal hier überleben konnte, wäre mir das erst recht nicht in einem Arbeitslager möglich. Binnen eines Monats würde ich vor Hunger und Erschöpfung tot Umfallen.

Ich kam mir vor wie eine in die Enge getriebene Ratte. Ich begann auf meine Familie einzureden, wir müssten etwas unternehmen, wir müssten hier weg, die Deutschen würden uns sonst töten. Doch ich fand keinerlei Gehör. Mein Vater wollte darüber nicht einmal nachdenken. Er wollte seine Eltern nicht allein lassen, und damit war die Diskussion für ihn beendet. Auch meine Mutter verschwendete keinen Gedanken mehr an Flucht. Früher war sie mir immer so stark vorgekommen, doch nun spürte ich, dass sie sich aufgegeben hatte. Die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sie traumatisiert.

Ich dachte: Auch wenn sie nicht gehen, ich werde es trotzdem tun. Dazu rieten mir mein Instinkt und mein Verstand. Ob die Flucht gelang, war natürlich eine andere Frage, vor allem in Anbetracht der Stacheldrahtzäune und der Wachtürme mit den Maschinengewehren. Dennoch dachte ich dauernd darüber nach, wie sie sich wohl bewerkstelligen liesse.

Der Tag, an dem ich Kartoffeln ausgrub, war mein sechster Lagertag. Am nächsten Nachmittag sprach mich ein jüdischer Polizist an: Im Tausch gegen eine Armbanduhr und einen Laib Brot würde er mir eine Gelegenheit zur Flucht verschaffen – nichts Sicheres, aber es war im-

merhin eine Chance. Ich besaß eine Uhr. Und das runde Brot, das ich unter dem Mantel aus dem Ghetto mitgenommen und für den Notfall aufbewahrt hatte. Dies schien mir nun der rechte Anlass, es zu gebrauchen. Auf genau so etwas hatte ich ja gewartet. «Was für eine Gelegenheit?» fragte ich. «Wie sieht sie aus?»

«Hör zu, du musst Folgendes tun», sagte er. «Morgens wird aus dem Ghetto immer das Brot angeliefert.» Ich hatte diese langen, von Pferden gezogenen Brotwagen schon gesehen. «Nach dem Abladen fahren die Wagen wieder zurück. Du könntest bei einem von ihnen hinten aufspringen. Der Fahrer kann dich nicht sehen, und falls er dich doch sieht, ist es ihm egal – die Fahrer sind ja Juden. Es wird so aussehen, als wärst du als Hilfskraft aus dem Ghetto mitgekommen. Bei eurer Ausfahrt aus dem Lager werde ich mit den Deutschen am Tor Wache halten. Ich werde dich durchlassen, aber ich kann natürlich nicht sagen, wie sich die Deutschen verhalten. Das ist das Risiko, das du eingehst. Sechs andere wollen die Sache riskieren. Es gibt sieben Wagen. Du könntest auf dem siebten sein.»

Mein Vater war nicht begeistert, als ich ihm davon berichtete. «Du solltest es besser nicht tun», sagte er. «Es ist zu gefährlich.» Ich merkte ihm aber an, dass er sich nicht ganz sicher war.

«Ich möchte die Gelegenheit nutzen», erwiderte ich. «Eine andere wird es vielleicht nicht mehr geben. Ich muss gehen.»

«Felix», sagte er, und ich dachte schon, er würde versuchen, mich zurückzuhalten. Doch er tat es nicht. «*Felix, der Oiberschter soll dir bieten*» – Möge Gott dich beschützen. Ich umarmte zuerst ihn, dann meine Mutter. Wir weinten alle. Ich hatte das starke Gefühl, dass ich sie nie wiedersehen würde.

Am nächsten Morgen stand ich ungefähr um neun Uhr hinter der Küchenbaracke. Die Wagen hatten ihre Brotladung abgeliefert und machten sich auf den Rückweg. Ich hielt mich an die Anweisungen des Polizisten und kletterte hinten auf den letzten Wagen, als er anfuhr. Ich hatte beobachtet, wie die anderen auf die ersten sechs Fuhrwerke gesprungen waren. Jetzt hockten sie da, als gehörten sie dazu.

Ich setzte mich und schaute nach hinten, während wir langsam durch

das Lager führen. Wie gern hätte ich mich umgedreht, um nachzusehen, was sich vorne tat, aber die Angst hielt mich davon ab. Als wir uns dem Tor näherten, betete ich zu Gott, er möge dafür sorgen, dass die Deutschen keinen Verdacht schöpfen und uns einfach durchliessen. Wenn sie mich schnappten, war ich ein toter Mann. Auf beiden Seiten konnte ich deutsche Wachtposten und jüdische Polizisten sehen. Bitte, Gott, so betete ich, mach, dass nichts geschieht. Mach, dass sie uns nicht anhalten. Mir war ganz benommen zumute. Unentwegt wiederholte meine innere Stimme: «Ich bin tot. Ein Halt, und ich bin tot. Ich bin tot. Ein Halt, und ich bin tot.» Bis mir auf einmal bewusst wurde, dass der Wagen sich bereits ausserhalb des Lagers befand. Die Tore wurden hinter mir geschlossen.

Wir fuhren auf der Landstrasse, die nach Grodno führte. Mich überkam ein Gefühl der Erleichterung, das allerdings nicht lange währte. Wir hatten das Lager vielleicht eine Viertelstunde zuvor verlassen, als sich uns von hinten zwei Motorräder näherten. SS-Leute. Sie hielten an der Spitze unseres Konvois und brüllten die Fahrer an, sie sollten umkehren. Ich konnte ihre Worte nicht genau verstehen, aber es ging anscheinend darum, dass aus dem Lager noch eine für das Ghetto bestimmte Ladung abgeholt werden sollte. Die Fahrer begannen das schwierige Umkehrmanöver. Die Pferde schnaubten vor Anstrengung, ihre Ledergeschirre und die langen Holzböden der Wagen ächzten und quietschten.

Vergiss es, Felix, dachte ich nur. Du kehrst nicht zurück. Du bist frei. Gerade bist du herausgekommen. Warum solltest du ins Lager zurückkehren? Zu beiden Strassenseiten verliefen Gräben, die voller Schnee waren. Da konnte die Landung so hart nicht werden. Ich sprang und versuchte, mich in der Schneewehe einzugraben. Wie ich aus den Augenwinkeln sah, war noch einer abgesprungen.

Während die Wagen wendeten, blieb ich im Schutz des Schnees still im Graben liegen. Ich stand erst auf, als sie verschwunden waren. Dann erhob sich auch der andere Springer. Wir klopfen uns den Schnee von den Kleidern und marschierten in Richtung Grodno. Wir kannten einander nicht.



Der junge Mann stammte aus einer der Kleinstädte, deren jüdische Bewohner vor einigen Wochen nach Kielbasin deportiert worden waren. Nach einer Weile nahm uns ein polnischer Bauer auf seinem Fuhrwerk mit. Wir hatten zwar Sorge, er könnte uns denunzieren, aber dann dachten wir, wenn wir den Eindruck gewannen, dass er das vorhatte, konnten wir ja vom Wagen springen und davonlaufen. Im Übrigen war es wesentlich sicherer, auf einem Wagen mitzureisen als allein über eine menschenleere Landstrasse zu marschieren. Der Bauer nahm uns bis nach Grodno mit. Dort schmuggelten wir uns ins Ghetto ein, indem wir durch ein Loch im Stacheldraht krochen, an das ich mich erinnerte.

In unserer Wohnung waren noch alle da, die wir zurückgelassen hatten: Sender und Sarah, Kuschka und Lina, Lisa und Mula, Grossvater und Grossmutter Frejdowicz und die übrigen, die nicht deportiert worden waren. Ich erzählte ihnen die Neuigkeiten, selbst die furchtbare Geschichte, wie Rinzler meine Cousine Rifka erschossen hatte. Grossmutter Tema berichtete mir von ihrem Versuch, uns aus Kielbasin herauszuholen; sie hatte den Gestapofahrer Niestroy mit ihrem Diamantring bestochen – dem einzigen Wertgegenstand, der ihr geblieben war. Niestroy hatte ihn genommen, als dann aber keiner von uns ins Ghetto zurückkehrte, wusste sie, dass er sich nicht für uns eingesetzt hatte.

Als in dieser Nacht – wie so oft – Polizei zur Überprüfung der Ausweispapiere in die Wohnung kam, versteckte ich mich im Badezimmer in einem Schrank. Ich würde mich verborgen halten müssen, bis neue Papiere für mich besorgt waren. Am Tag darauf brachten die Fuhrleute Neuigkeiten aus Kielbasin. Fünf Menschen waren im Lager erhängt worden. Es konnten nur jene fünf sein, die ebenfalls versucht hatten, auf den Brotwagen zu fliehen.

Ende Dezember erreichte uns die Nachricht, Kielbasin sei evakuiert, die gesamte Lagerbevölkerung abtransportiert worden. Kurz darauf kehrten ein paar hundert Menschen aus Kielbasin nach Grodno zurück – unter ihnen auch mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und meine Grosseltern Zandman.

Wie sie berichteten, hatten sich auf Befehl der Deutschen alle für die

Abreise in ein «Arbeitslager» fertigzumachen. Einigen hundert Menschen war es aber gelungen, sich in den Baracken und andernorts zu verstecken und auf diese Weise dem Abtransport zu entgehen. Sie wurden zwar am Ende doch entdeckt und zusammengetrieben, zu dem Zeitpunkt war jedoch der Konvoi bereits abgefahren, und es erschien den Deutschen anscheinend zu mühsam, einen weiteren Zug bereitzustellen. Vielleicht war auch keiner verfügbar. Deshalb wurden sie nach Grodno zurückgeschickt. Nach Auffassung meines Vaters hatten die Deutschen sie nicht erschossen, weil sie im Ghetto keine Panik erzeugen wollten. Die offizielle Version lautete bis dahin noch immer, alle Juden würden in Arbeitslager gebracht.

Meine Angehörigen kamen am 1. Januar 1943 aus Kielbasin heim. Zu dem Zeitpunkt gab es nur mehr wenige Illusionen – obwohl die Wahrheit über Auschwitz und Treblinka noch nicht bekanntgeworden war. Doch die Bewohner der Shtetl, etwa vierzigtausend Menschen, waren spurlos verschwunden – als hätten sie nie existiert. Ghetto Nummer zwei war geräumt worden – noch einmal achtbis neuntausend Menschen. Bei der Deportation, der wir wie durch ein Wunder entgangen waren, wieder Tausende. Und von all diesen Menschen, die in Eisenbahnzüge verladen worden waren, gab es keinerlei Nachricht. Das erschien uns nicht normal. Falls sie am Leben waren, hätten sie eine Möglichkeit gefunden, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Irgendjemand hätte bestimmt einen Bauern, einen Fahrer oder einen Arbeiter gefunden, der gegen eine kleine Bezahlung bereit gewesen wäre, eine Botschaft zu überbringen. Solch ein Lebenszeichen hätte uns sicher erreicht. Aber es war nichts gekommen.

Als sich Gerüchte über eine neuerliche geplante Deportation verdichteten, begannen die Leute verzweifelt nach Wegen zu suchen, ihr zu entgehen. Es kam zu Streit um Arbeitsstellen, denn man nahm an, dass die Deutschen für den nächsten Transport die Leute aussuchen würden, die ihnen keinen Nutzen brachten – die Schwachen und Untätigen. Wer in einer Schuhoder Bekleidungswerkstatt arbeitete, stellte Dinge her, die die deutsche Armee benötigte. Solch eine Stelle konnte einem wo-

möglich das Leben retten. Genau wie ein Posten als Polizist oder in einem der deutschen Unternehmen, die in Grodno Niederlassungen gegründet hatten (wie die Raiffeisengesellschaft, bei der Sender und Kuschka beschäftigt waren, oder die grosse Organisation Todt).

Ausserdem überlegten alle, wie sie sich verstecken oder wie sie vielleicht sogar aus dem Ghetto herauskommen konnten. Hatte man enge Verbindungen zu einem Polen? Eventuell waren ja manche bereit, jemanden von uns bei sich aufzunehmen, wenngleich sie damit den eigenen Kopf riskierten. Eines stand jedenfalls fest: Deportation war gleichbedeutend mit Tod.

Wir lebten in unserem Haus dichtgedrängt mit vierzehn weiteren Familien zusammen. Wie alle anderen richteten auch wir uns Verstecke ein, genaugenommen zwei. Das erste erschien uns nicht sehr sicher. Wir hatten am einen Ende des Dachbodens eine falsche Trennwand eingezogen und davor eine Wäscheleine gespannt. Für jemanden, der heraufkam und einen flüchtigen Blick auf den Speicher warf, musste es so aussehen, als ob dort lediglich Wäsche getrocknet wurde. Hinter der Trennwand hatten mindestens fünfzig bis sechzig Personen Platz.

Das zweite Versteck war wesentlich besser. Über der Küche im zweiten Stock befand sich ein Kriechraum, der auf einer Seite wegen der Dachschräge keinerlei Platz bot. Doch auf der anderen Seite blieb eine Höhe von ungefähr 45 Zentimetern. Dort konnten acht Personen unterkommen, wenn sie sich eng beieinander flach auf den Boden legten.

In die Küchendecke wurde eine Falltür eingebaut und eine Leiter stand bereit. Bei Beginn der Deportationen würden die auserwählten acht Personen hinaufklettern, anschliessend sollte die Leiter entfernt und andernorts abgestellt werden. In diesem Versteck konnte man sich kein bisschen bewegen; es war allerdings auch beinahe unmöglich, dort entdeckt zu werden.

Doch wie die Auswahl treffen? Es wurde beschlossen, dass jede Gruppe im Haus eine junge Person oder ein junges Ehepaar für das Versteck über der Küche bestimmten durfte. Die Wahl fiel auf Meir und Chaya Rajgrodski – den jüngeren Bruder und die Schwester von Sen-

ders Frau Sarah. Ausserdem auf den sechzehnjährigen Dodchik Fein und die Schwestern Mima und Lila Efroimson. Unsere Familie entschied sich für Fania, die jüngere Schwester meiner Mutter, deren Mann Berko und mich. Wir waren auserwählt zu überleben. Die übrigen würden sich auf den grossen Dachboden begeben.

Mitte Januar, zwei Wochen nach der Rückkehr meiner Eltern aus Kielbasin, wurde das Ghetto abgesperrt und von Polizei umstellt. Eine Liste ging um mit den Namen der für die Deutschen wichtigen Arbeiter und anderer Personen, die einen «Lebensschein», erhielten, d.h. die Genehmigung, im Ghetto zu bleiben. Sie wurden als lebenswert beurteilt. Aus unserer Familie standen nur Sender und Kuschka mit ihren Familien auf der Liste. Sie bekamen Sonderausweise und wurden aufgefordert, sich zu einem Platz beim Gebäude des Judenrats zu begeben, wo sie während der Aktion verweilen sollten. Die übrigen wurden zum Abtransport zur grossen Synagoge geschickt. Alle Personen ohne Sonderausweis waren für die Deportation bestimmt. Eine grosse Anzahl. Es hiess, es seien an die zehntausend Menschen. Die Deutschen fingen an, das Ghetto zu räumen.

Die Aktion begann am Abend. Wir spürten, dass sie im Gange war, noch ehe die verräterischen Geräusche einsetzten. Bei uns im Haus begaben sich alle in ihre Verstecke. Die acht Auserwählten stiegen auf der Leiter in den Kriechraum über der Küche. Die Leiter wurde weggezogen und die Falltür von innen geschlossen. Ich lag zwischen Berko und Chaya Rajgrodski im Dunkeln.

Von draussen vernahmen wir Lärm, Schreie, Hundegebell. Das Krachen von Schüssen – einzelne, dann ganze Salven. Deutsche Stimmen, die etwas riefen. Dieser Transport verlief nicht wie die früheren; diesmal schickten sich nicht alle ruhig in ihr Schicksal. In unserem engen Versteck war es stickig und heiss. Niemand gab einen Laut von sich. Trotz der Anspannung glaubte ich, dass wir eine Überlebenschance hatten, zumal ich wusste, dass Sender und Kuschka zusätzliche Vorsichtsmassnahmen zu unserem Schutz ergriffen hatten. Zehn Goldrubel hatten sie den mit ihnen befreundeten jüdischen Polizisten Isser Schwartz und Nyonka Levin in die Hand gedrückt, damit die beiden die Aufmerk-

samkeit der Deutschen bei einer eventuellen Hausdurchsuchung möglichst von der Küche ablenkten.

Der Tag verstrich. Von draussen hörten wir immer wieder Schreie und Schüsse. Im Haus dagegen schien alles ruhig. Einmal glaubten wir Leute hereinkommen zu hören, konnten uns aber nicht vergewissern, ob es stimmte. Mittlerweile waren Berko und seine Frau – meine Tante Fania – dem Zusammenbruch nahe. Sie litten Todesängste um ihren winzigen Sohn Chaim, den sie nicht mit in das Versteck hatten nehmen können.

Die übrigen Bewohner des Hauses hielten sich hinter der Trennwand auf dem Speicher versteckt: alle, mit Ausnahme der kleinen Kinder, bei denen sich nicht hätte verhindern lassen, dass sie zwischendurch weinten und auf diese Weise die anderen gefährdeten. Eines dieser Kinder war Fantias Baby. Meine Tante Lisa hatte ihre zweieinhalb jährige Tochter ebenfalls nicht auf den Speicher mitnehmen dürfen. Von ihren drei Kindern war eines ein Jahr zuvor im Ghetto gestorben, und nun hatte sie ihr jüngstes zurücklassen müssen. Das Ehepaar Dworetski war schon Anfang fünfzig, doch ihnen war, wie durch ein Wunder, vor einem Jahr ein Kind geschenkt worden. Auch dieses Kind durfte nicht mit ins Versteck genommen werden.

Als entschieden worden war, dass die Kleinen Zurückbleiben mussten, hatte sich mein Grossvater Frejdowicz bereit erklärt, sich um sie zu kümmern. Er weigerte sich, eines der Verstecke aufzusuchen; er wollte stattdessen für die Kleinen sorgen. Meine wunderbare Grossmutter Tema verliess ihren Mann und ging gemeinsam mit den anderen auf den Speicher. Der gestrenge alte Geschäftsmann liess sich durch nichts von seinem Entschluss abbringen. Er blieb mit den drei Kleinen – zwei davon waren seine Enkelkinder – unten und wartete auf die Deutschen.

In dem Kriechraum herrschte unbeschreibliches Leid. Fania war dreiundzwanzig, acht Jahre älter als ich, und hatte ihr Baby im Ghetto bekommen. Wir hatten damals alle im selben Zimmer gelebt, ich konnte ihr beim Stillen zusehen. Zunächst gelang es ihr, ihre Angst zu verber-

gen, doch nach einem ganzen langen Tag dort oben hielt sie es nicht mehr aus. Was war ihrem Kind geschehen? Sie schluchzte herzerreisend. Berko flüsterte ihr etwas ins Ohr und versuchte, sie zu trösten. «Wir werden mehr Kinder haben», sagte er. «Wir lieben uns. Wir werden weitere Kinder haben. Wir sind noch jung, wir können uns ein neues Leben aufbauen.» Doch Fania wollte ihren Chaim. «Wo sind die Kinder? Was ist los? Wir sind jetzt schon 28 Stunden hier oben. Geh bitte nach unten. Schau nach, bitte. Sieh nach, was mit ihnen geschehen ist.» Sie flehte ihn an, obwohl es so gut wie feststand, dass die Kinder bereits fort waren. Wir hatten von unten seit einiger Zeit keine Geräusche mehr gehört. Es herrschte vollkommene Stille. Doch Berko wollte nicht gehen. Er hatte Angst. So grosse Angst, dass er seinen Körper nicht zu bewegen vermochte.

Ich lag gleich neben ihnen und hörte jedes Wort, obwohl sie flüsteren. Es war schrecklich, ich konnte Fanias Schmerz einfach nicht ertragen. Mein Herz raste. Mir war, als ob ich ersticken müsste; die Brust zog sich mir zusammen. Ich würde gehen, stiess ich schliesslich hervor, ich würde nach unten gehen und nachschauen.

Wir öffneten die Falltür. Fania lag direkt daneben, dann Berko, dann ich. Ich rollte mich über sie zur Öffnung. Die Leiter war selbstverständlich verschwunden, doch an der Wand gab es ein Leitungsrohr, das ich gerade eben erreichen konnte. Ich hielt mich daran fest und glitt nach unten.

Im ganzen Haus herrschte Totenstille. Vorsichtig schlich ich durch unsere Wohnung. Die Zimmer waren leer. Keine Menschenseele. Ich schaute rasch in den übrigen Räumen des Hauses nach. Niemand war mehr da.

Daraufhin kehrte ich zur Küche zurück. Fania und Berko warteten an der geöffneten Falltür. «Tut mir leid.» Ich blickte zu ihnen hoch. «Tut mir leid. Sie sind fort. Alle.»

Ich wollte wieder an dem Rohr hochklettern, packte es mit beiden Händen, umklammerte es mit den Beinen und fing an, mich Zentimeter um Zentimeter in die Höhe zu ziehen. Aber es wollte mir nicht gelingen. Nach einem halben Meter glitt ich wieder nach unten. Beim nächsten

Versuch passierte dasselbe. Ich hatte nicht die Kraft, das Abrutschen zu verhindern. Da kam mir natürlich die Leiter in den Sinn. Ich wusste, wo sie sich befand, aber ich durfte sie keinesfalls holen. Sie würde uns alle verraten. Ich versuchte es noch einmal und kam fast bis oben. Berko streckte die Hand aus, um meine Hand zu ergreifen und mir in das sichere Versteck zurückzuhelfen, doch es fehlten ein paar Zentimeter, und dann glitt ich wieder nach unten. Ich war verzweifelt, wollte unbedingt nach oben. Ich fürchtete, jeden Moment könnte ein Deutscher ins Haus kommen.

Schliesslich gab ich auf. «Also gut. Es hat keinen Zweck. Ich gehe zu den anderen auf den Speicher. Schliesst euch wieder ein.» Ich tauschte noch einen Blick mit Berko. Dann klappte er die Falltür zu.

## 6 *Ein Geschenk Gottes*

Im Versteck auf dem Speicher waren noch alle beisammen. Die Deutschen hatten sie nicht entdeckt. Im Flüsterton fragten sie mich, warum ich gekommen sei. Ich berichtete, dass ich das Haus durchsucht und niemanden gefunden hatte, dass Grossvater und die drei Kinder verschwunden waren. Bei diesen Worten schluchzte meine Tante Lisa und sank zu Boden; ihre kleine Tochter war bei Grossvater gewesen. Frau Dworetski brach in den Armen ihres Mannes zusammen.

Ein weiterer Tag verging. Gegen Abend hörten wir Schritte und die Stimmen von Deutschen auf der Treppe, dann auf dem Dachboden. Hinter der Trennwand hielten alle den Atem an; da gab es nicht die geringste Regung, nicht das leiseste Geräusch, nur eine vollkommene Stille. Die schweren Stiefel der Soldaten, das Knarren der Bohlen und die kurzen Wortwechsel waren überdeutlich zu hören. Wir rechneten jeden Moment damit, ihre Gesichter um die Trennwand herum auftauchen zu sehen. Doch kurz darauf entfernten sie sich, gingen die Treppe hinunter. Dass ich wieder atmete, merkte ich erst, als sie schon weit unten waren.

Wir blieben während der Nacht und des ganzen folgenden Tages dicht zusammengedrängt in unserem Versteck. Am dritten Abend schienen die Geräusche, die von der Strasse heraufkamen, wieder normal, so als ob die Menschen, die nicht deportiert worden waren, von dort zurückkämen, wo sie für die Dauer der Aktion festgehalten worden waren. Wir wagten uns vorsichtig hinaus, machten uns bewusst, dass wir verschont worden waren. Als wir die Küche erreichten, um die anderen aus ihrem Versteck zu holen, starrten wir entsetzt zur Decke hoch. Die Falltür war offen, der Kriechraum leer. Sie waren alle abgeholt worden.



Binnen drei Tagen hatten die Deutschen zehntausend Menschen aus dem Ghetto deportiert – man sprach jetzt nur mehr vom «Transport der Zehntausend». Von den ehemals dreissigtausend Juden in Grodno waren nur siebenoder achttausend übriggeblieben.

AUS DER VON MOSCHE NOTES IM KÖLNER NAZI-PROZESS UNTER EID GEMACHTEN AUSSAGE:

*Man hat zuerst meine Familie mitgenommen. Ich hatte mich versteckt und kam später in die Synagoge. Wenn man in die Synagoge ging, kam man zuerst in einen Vorraum. Wiese stand zwischen Vorraum und Betraum. Das Licht in der Synagoge hat mässig gebrannt. Es war so hell, dass man einen Bekannten aus 10 Meter Entfernung erkennen konnte. Als Wiese reinkam, schrie alles: «Wiese, Wiese, Wiese!» Dann wurde auch gleich geschossen.*

*Ich sah, wie Wiese die Pistole in der Hand hatte und den Finger am Abzug hielt. Es sind auch Kinder erschossen worden. Wir haben sehr viel Blut gesehen. Ich bin ganz sicher, dass Wiese in die Menschenmenge geschossen hat.\**

AUS DEN «HEFTEN VON AUSCHWITZ», DEM AMTLICHEN REGISTER ÜBER DIE EINGÄNGE IN AUSCHWITZ:

- 20.1.1943 Juden aus Grodno. 155 Männer mit den Nr. 90822-90976 und 101 Frauen mit den Nr. 30035-30135 kamen ins Lager. Die übrigen wurden vergast.
- 21.1.1943 Juden aus Grodno. 175 Männer mit den Nr. 91115 -91289 und 112 Frauen mit den Nr. 30136-30247 kamen ins Lager. Die übrigen wurden vergast.
- 22.1.1943 Etwa 3650 Juden aus Grodno. 365 Männer mit den Nr. 92544-92908 und 229 Frauen mit den Nr. 30771-30999 kamen ins Lager. Die übrigen wurden vergast.
- 23.1.1943 Juden aus Grodno. 235 Männer mit den Nr. 9290993143 und 191 Frauen mit den Nr. 31000-31190 kamen ins Lager. Die übrigen wurden vergast.

\* Klarsfeld, Bd. V, S. 209 f.

24.1.1943 Juden aus Grodno. 166 Männer mit den Nr. 9331393478 und 60 Frauen mit den Nr. 31362-31421 kamen ins Lager. Die übrigen wurden vergast.\*

Während der nächsten Tage fanden einige wenige Menschen, denen es gelungen war, dem Transport zu entkommen, zurück ins Ghetto. Sie erzählten, sie seien beim Marsch zum Bahnhof aus der Kolonne ausgeschert und weggelaufen. Das hätten viele versucht, doch seien die meisten dabei erschossen worden.

Unter den Geflohenen waren zu unserer Überraschung und grossen Freude auch Meir und Chaya Rajgrodski, Dodchik Fein, die Schwestern Efroimson und Berko. Sie alle hatten es geschafft, vor Erreichen des Bahnhofs zu entkommen. Fania war ebenfalls dabei gewesen, berichtete Birko. Die beiden hatten bei der Brücke vor der Stadt gemeinsam fliehen können, waren aber während der Schiesserei und des ganzen Durcheinanders getrennt worden, und dann hatte er sie nicht wiedergefunden. Er hoffte, dass sie bereits zurück im Ghetto war.

Bald nachdem ich das letzte Mal am Leitungsrohr hinuntergeglitten war, hatte die Gestapo das Versteck im Kriechraum entdeckt. Hingeführt wurden sie von Isser Schwartz, einem der beiden jüdischen Polizisten, die von Sender und Kuschka dafür bezahlt worden waren, die Deutschen fernzuhalten. Aus ihrem Versteck wurden meine Verwandten und Freunde zur Grossen Synagoge und von dort zum Bahnhof gebracht. Mitten im Gewühl sahen sie meinen Grossvater hinten auf einem Pferdeschlitten sitzen, ohne Kopfbedeckung, bei minus zwanzig Grad. Die drei Kleinkinder hielt er in den Armen.

Berko war ganz verzweifelt, weil er Fania verloren hatte, doch einen Tag nach ihm kam auch sie zu uns zurück. Ich hing an ihren Lippen, als sie beschrieb, wie sie nach ihrer Trennung von Berko kilometerweit durch den Wald bis nach Losossna gelaufen war. In den Wäldern jenseits des Flusses hatte die Familie Frejdowicz vor dem Krieg mehrere Datschas besessen. Ich kannte die Gegend gut. Die meisten dieser Sommerhäuser waren vermietet worden, eines aber hatten wir selbst benutzt.

\* Klarsfeld, Volume IV, S. 502.

Ich hatte fast alle Sommer meines bisherigen Lebens in den Wäldern um Losossna verbracht.

Fania war zu Jan und Janova Puchalski gegangen, die sich viele Jahre um die Datschas der Familie Frejdowicz gekümmert hatten. Janova Puchalski nahm Fania auf und sagte, sie könne sich bei ihnen verstecken, solange sie wolle. Aber Fania blieb nur eine Nacht dort. Die Puchalskis wohnten mit ihren fünf Kindern in einem winzigen Haus mit nur zwei Zimmern; Fania war der Meinung, man könne sich dort nicht für längere Zeit verstecken. Ausserdem wollte sie Berko suchen. Sie glaubte fest daran, dass es ihm gelungen war, das Ghetto zu erreichen. Sie wollte mit ihm zusammen neue Fluchtpläne schmieden.

Während ich Fania zuhörte, kam mir der Gedanke, dass Janova Puchalski wahrscheinlich auch mir helfen würde, falls ich mich für ein oder zwei Nächte verstecken müsste. Die Vorstellung, dass es Menschen gab, die ich tatsächlich um Hilfe bitten könnte, kam für mich einer Offenbarung gleich. Unsere Erfahrung mit den Polen waren zumeist anderer Art; das galt sogar für die Amme meiner Schwester. Sie hatte Mira gestillt und mehrere Jahre bei uns gelebt. Als wir im Ghetto eingesperrt waren, hatte sie über den Stacheldrahtzaun hinweg mit meiner Mutter gesprochen. Die war völlig aufgelöst nach Hause zurückgekommen. Das Kindermädchen hatte sie gebeten, ihre Kleidung an sie zu verschenken. «Die Deutschen werden Sie sowieso töten», hatte sie gesagt. «Warum geben Sie sie da nicht mir?» Dass eine Person, die mit uns zusammengelebt hatte, zu einer solchen Niedertracht fähig war, hinterliess bei mir eine tiefe Wirkung. Bis ich Fantias Bericht über Janova Puchalski hörte, war es mir eigentlich nie in den Sinn gekommen, dass ich mich an jemanden in der Aussenwelt wenden könnte.

Da die jüdische Bevölkerung auf ein Viertel ihrer ursprünglichen Zahl reduziert worden war, verkleinerten die Deutschen das Ghetto. Für die verbliebenen siebenbis achttausend Juden trennten sie einen begrenzten Bezirk ab. Wir mussten umziehen, denn unser Haus lag in dem Stadtteil, der nun den Polen überlassen wurde. Wir landeten in dem grossen Ge-

bäude, das den Judenrat beherbergte – in der Wohnung der Familie Halpern, alten Freunden meiner Eltern.

Wir mussten uns mit anderen ein Zimmer teilen. Es war so überfüllt, dass wir nicht einmal alle Platz zum Schlafen fanden. Das Gebäude des Judenrats und die übrigen Häuser in dem geschrumpften Ghetto quollen geradezu über. Nachts füllten sich die Flure mit Schlafenden; dort lag man nicht so dichtgedrängt wie in den Wohnungen.

Auch meine Grossmama Tema schlief nachts auf dem Flur. Ich erkannte sie kaum mehr wieder. Sie war überredet worden, sich zu verstecken, als Grosspapa mit den kleinen Kindern unten im Wohnzimmer geblieben war. Danach machte sie den Eindruck einer gebrochenen Frau. Früher war sie ein Fels in der Brandung gewesen, jetzt war sie am Ende. Von dem einst so liebevollen Menschen war nichts übriggeblieben: keine Liebe, kein überlegener Geist, gar nichts. Wie eine lebende Tote kam sie mir vor. Tema war eine so starke Persönlichkeit gewesen. Nun wirkte sie wie eine leere Hülle.

In meiner Umgebung schienen entsetzlich viele Menschen zu verschwinden – physisch oder geistig. Auch meine Mutter war gebrochen; sie ging völlig in ihrem Leid auf. Sie hatte sich aufgegeben, wartete, so wie Grossmutter Tema, nur noch darauf, dass der Tod sie holte.

Die übrigen Familienmitglieder aber dachten an Losossna. Janova Puchalski könnte eine Chance für uns sein. Fania hatte sie schliesslich bereits geholfen, und offensichtlich war sie bereit gewesen, noch mehr für sie zu tun. Vielleicht würde sie Menschen auf der Flucht mit Nahrung versorgen. Vielleicht konnte man sich bei ihr zwischendurch für eine Nacht verstecken. Aber wie lange vermochte ein so winziges Haus als Schlupfwinkel zu dienen? Irgendwo musste man längerfristig untertauchen können. Doch wo? In den Wäldern, gewiss, aber dort war es bitterkalt. Es wurden alle nur erdenklichen Pläne diskutiert, fantastische Vorstellungen und wilde Ideen ausgetauscht. Vernünftig schien mir von alledem nichts.

Seit ich neue Ausweispapiere hatte, war ich mit meinem Freund Leon Trachtenberg wieder als Hilfsarbeiter beschäftigt; wir schleppten 50 Kilo schwere Zementsäcke, mischten Beton und mauerten. Leon und

ich waren überzeugt, dass die Deutschen im Ghetto schon bald ein weiteres Mal brutal zugreifen und es diesmal möglicherweise ganz vernichten würden. Wir mussten einen Fluchtplan aushecken. Ich erzählte Leon, dass ich ein Versteck wusste. Falls wir zusammen hinauskämen, könnten wir uns zunächst an Janova Puchalski wenden und dann dort den nächsten Schritt überlegen. Es war kein toller Plan – auch nicht besser als die anderen, von denen ich reden hörte. Trotzdem, ein Versteck für eine Nacht zu wissen, könnte uns das Leben retten. Da unsere Arbeitskolonne manchmal in Gruppen unterteilt und an unterschiedliche Einsatzorte geschickt wurde, vereinbarten Leon und ich, dass wir uns am noch unfertigen Gestapo-Hauptquartier treffen wollten, falls es nach Ärger aussah. Von dort würden wir nach Losossna rennen.

Am Freitag, dem 12. Februar, stand ich wie immer auf, um zur Arbeit zu gehen. Meine Mutter schnitt mir zum Frühstück ein Stück Brot. Während ich ass, kam sie zu mir herüber, nahm meinen Kopf in beide Hände und gab mir einen Kuss. Das kam so selten vor, dass ich noch daran denken musste, als ich Leon und die anderen Mitglieder unserer Kolonne am GestapoHauptquartier traf.

Wir wurden diesmal in zwei Gruppen aufgeteilt. Meine Gruppe schickten die Deutschen zum Haus von Errelis, dem Gestapochef für die Region Grodno. Die anderen sechs, darunter auch Leon, blieben zurück, um am Gebäude des Hauptquartiers zu arbeiten.

Wir verbrachten den Morgen damit, ein Badezimmer in Errelis' Kellergeschoss umzubauen. Um elf Uhr schlich ich mich weg und kaufte eine halbe Flasche Wodka, die ich ins Ghetto schmuggeln wollte. Es war gar kein Problem wegzukommen, denn wir wurden nicht bewacht. Die Deutschen wussten ja, wie viele wir waren und dass wir nirgends hinkonnten. So nutzte ich die Gelegenheit an fast jedem Morgen, etwas zu kaufen. Wir lebten im Ghetto zu dieser Zeit von dem, was ich hereinschmuggelte.

Als ich zu Errelis' Haus zurückkam, erzählten mir die anderen die neuesten Nachrichten: Das Ghetto war abgesperrt worden, und die

Deutschen hatten begonnen, Menschen für einen weiteren Transport zusammenzutreiben. Meine Arbeitskollegen befanden sich in heller Aufregung. Die Deutschen hatten es anscheinend besonders auf Frauen und Kinder abgesehen; sehr viele waren bereits abgeholt und weggebracht worden. Keiner wusste genau, ob das alles stimmte. Es konnte sich aber auch nicht nur um Gerüchte handeln, denn uns war die Rückkehr ins Ghetto befohlen worden. Ein Lastwagen würde kommen, um uns abzuholen.

Als ich das hörte, machte ich mich sofort auf den Weg. Ich hatte nicht die Absicht zu warten, bis die Deutschen mich holten. Ich lief, so rasch ich konnte, zurück zu der Frau, die mir den Wodka verkauft hatte. Ich kannte sie ein wenig, denn ich hatte schon öfter Dinge von ihr gekauft. Ich bat sie, mich zu verstecken. «Nur für heute», sagte ich. «Bitte, verstecken Sie mich für einen Tag. Zur Zeit läuft ein Transport. Nehmen Sie mich bei sich auf, nur für einen Tag, dann werde ich wieder gehen.»

«Nein», sagte sie. «Das darf ich nicht tun. Du bist ein netter Junge. Ich habe dich sehr gern, und es ist eine Schande, aber ich kann es nicht tun. Mein Mann würde mich umbringen.»

Ich flehte sie an, versuchte alles, um sie umzustimmen. Wenn ich ihr doch nur etwas hätte anbieten können. Aber ich hatte nichts. Nicht einmal mehr meine Uhr; die hatte ich dem Polizisten in Kielbasin gegeben.

Sie blieb hart. «Nein und nochmals nein. Kehrt ins Ghetto zurück.»

Ich hatte niemanden, an den ich mich noch wenden konnte. Ich wusste nicht, was ich nun tun sollte. Langsam ging ich zu Errelis' Haus zurück und überlegte verzweifelt, ob es nicht in der Nähe doch einen Ort gab, an dem ich mich verstecken konnte. Ich musste einen Unterschlupf finden. Wenn die Lage sich etwas beruhigt hätte, würde ich dann zu Janova Puchalski laufen.

Im Haus des Gestapochefs war niemand mehr. Während meiner Abwesenheit war der Lkw eingetroffen und hatte alle geholt. Zum Sammelort der Kolonne, wo ich mich mit Leon verabredet hatte, konnte ich

unmöglich gehen. Ich war mir sicher, dass seine Gruppe noch vor meiner abgeholt worden war. Und während ich mutterseelenallein über den nächsten Schritt nachdachte, kam Errelis' Dogge angelaufen und schnüffelte an meinem Bein. Das Tier diente eigentlich als Wachhund, und ich fürchtete mich ein wenig vor ihm, doch es schien gutmütig. Ich bückte mich, um die Dogge zu streicheln, und liess meinen Gedanken freien Lauf.

Aus irgendeinem mir unerklärlichen Grund arbeitete mein Verstand mit einer erschreckenden Klarheit, ganz präzise und logisch. Zuallererst, so sagte ich mir, musste ich jetzt die halbe Flasche Wodka aus der Tasche nehmen und leer trinken. Das tat ich auch, denn zum Vergeuden schien mir die Flüssigkeit einfach zu kostbar. Und nun, riet mir mein Verstand, entferne die gelben Sterne von deiner Jacke. Ich nahm sie ab. Und jetzt such Heidemaks Freundin auf, die dich schon einmal versteckt hat.

Ich machte mich auf den Weg. Der Schnee knirschte unter meinen Füßen. Das Haus schien unauffindbar. Mir kam alles ganz anders vor als sonst. Felix, dachte ich, bist du womöglich ein bisschen betrunken? Ich wusste, dass es ein kleines Haus war, es lag ganz in der Nähe der Wohnung von Konopnicki. Aber es schien verschwunden zu sein. In Ordnung, dachte ich, dann musst du zu dem Kindermädchen, das Senders kleine Söhne versteckt hat, als wir zum ersten Mal versucht hatten zu fliehen – durch das Loch in der Kellermauer unseres alten Hauses. Fast eine Woche lang hatte sie die Kinder bei sich aufgenommen, ehe sie sie dann doch wieder zum Ghetto zurückbrachte. Sie sehen zu jüdisch aus, erklärte sie Sender, sie sind beschnitten. Die Leute werden Fragen stellen. Also gab sie ihm seine Söhne zurück. Aber sie hatte ein gutes Herz, soviel stand fest. Wenn sie zwei Babys für eine Woche nahm, würde sie mir ja vielleicht für eine Nacht Unterschlupf gewähren.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. Ich merkte, dass ich mich in der Dominikanska-Strasse befand, der Hauptstrasse von Grodno. Hinter den Läden und Kaufhäusern auf der einen Seite lag das

Ghetto, auf der anderen Seite erstreckte sich der polnische Bezirk. Beim Blick ins Geschäft eines Herrenfriseurs erkannte ich unter den Angestellten einen polnischen Jungen, mit dem ich während der sowjetischen Besatzungszeit zur Schule gegangen war. Ich trat ein. Als er mich bemerkte, lächelte er und kam zu mir herüber. Ich dachte schon, er wollte mir einen Unterschlupf anbieten. Stattdessen flüsterte er mir ins Ohr, es sei zu gefährlich, ich müsse das Geschäft sofort verlassen.

Als ich aus der Tür trat, standen zwei deutsche Soldaten vor mir. Ich hatte sie überhaupt nicht bemerkt. Sie sagten etwas zu mir, und ich gab etwas zurück, das mir nicht besonders zusammenhängend vorkam. Worauf sie mir befahlen, nach Hause zu gehen. Sie schöpften nicht einmal Verdacht. Welcher jüdische Junge würde auch ausgerechnet an solch einem Tag betrunken durch die Strassen streunen?

Ich ging über die Brücke des Njemen und fand das Haus des Kindermädchens schliesslich doch. Inzwischen war es finster. Die Ausgangssperre hatte begonnen. Aus dem Haus drangen Gesang und laute Stimmen nach draussen. Ich schaute durch ein Fenster hinein und sah, dass dort ein Fest im Gange war. Es dauerte ein Weilchen, bis ich das Kindermädchen entdeckte. Als sie in die Nähe des Fensters kam, klopfte ich an die Scheibe. Sie drehte sich um, spähte hinaus und entdeckte mich. Kurz darauf flüsterten wir an der Hintertür miteinander. «Felix», sagte sie, «du machst jetzt Folgendes. Du gehst in den Stall und schläfst bei der Kuh. Am Morgen kannst du dann flüchten. Falls dich jemand findet, habe ich mit der Sache nichts zu tun.»

Als ich mich neben der Kuh aufs Stroh legte, war ich sicher, dass sie mich in der Nacht treten oder mit den Hörnern aufspiessen würde. Doch ich schlief friedlich durch. Am nächsten Morgen kam das Kindermädchen in den Stall, um nach der Kuh zu schauen; sie brachte Haferbrei für mich mit. Ich war sehr hungrig, denn seit dem Frühstück am Vortag hatte ich nichts mehr zu essen bekommen. Die leere Schüssel liess ich im Stroh zurück. Dann machte ich mich auf den Weg nach Losossna, zu Janova und Jan Puchalski.

Ich begriff gar nicht, wieso mir Janova nicht früher eingefallen war.



Ich kannte sie schliesslich seit meiner frühesten Kindheit. Im Sommer hatte ich immer mit ihren Kindern gespielt. Sie hatte mich oft mitgenommen, wenn sie Besuche machte oder zum Einkaufen ging. Zu besonderen Anlässen gab sie mir gleich nach dem Melken von der Milch ihrer Ziege zu trinken. Einmal spritzte mir die Milch ins Gesicht, als Janova an den Zitzen zog, und wir mussten beide laut lachen; das fiel mir jetzt wieder ein. Die frisch gemolkene Milch war stets schaumig, und man trank sie am besten sofort. Ziegenmilch hatte einen eigenartigen Geruch, den ich verabscheute. Andererseits galt sie als äusserst nahrhaft, deshalb schüttete ich sie auch jedesmal ohne Protest in mich hinein.

Janova war eine kräftige, willensstarke Frau. Sie sagte den Kindern mit fester Stimme, was sie tun sollten, war andererseits aber auch warmherzig und liebevoll. Ich mochte sie sehr gern und wusste, dass sie mich ebenfalls gern hatte. Wenn wir uns begegneten, gab sie mir einen Kuss; wenn wir zusammen irgendwo hingingen, hielt sie meine Hand. Sie erinnerte mich in mancher Hinsicht an Grossmutter Tema, ehe das Schicksal sie gebrochen hatte. Bei allen Unterschieden waren sie sich charakterlich sehr ähnlich; beide besaßen eine natürliche Warmherzigkeit, die sich anderen Menschen mitteilte und sie anzog. Auch verfügten beide über eine unglaubliche Energie.

Jan Puchalski war ein grosser Mann mit riesigen, schweren Händen. Als Kind faszinierten mich diese Hände. Jeder einzelne Finger kam mir enorm gross und stark vor. Ich wusste, dass Jan früher in der polnischen Armee gedient hatte, und war überzeugt, dass er einen tüchtigen Soldaten abgegeben hatte. Er trug einen Schnurrbart und war ein ungemein gutaussehender Mann. Mit mir sprach er wenig. Er schien überhaupt nicht viel zu reden. Meinem Eindruck nach hatte in der Familie Janova das Heft in der Hand.

Es war am späten Vormittag, als ich den Wald in der Nähe von Losossna verliess und bei den Puchalskis an die Tür klopfte. Sie wurde geöffnet, und Janova stand vor mir. Ihr breites Gesicht erstrahlte überrascht. Dann nahm sie mich in die Arme und küsste mich.

«Pani Janova», fragte ich, «darf ich für eine Nacht bei dir bleiben?» Sie schaute mich an. «Nur für eine Nacht. Dann gehe ich fort.»

«Felix», antwortete sie, «du wirst nirgendwo hingehen.» Sie liess mich ein und schloss die Tür.

Im Haus der Puchalskis gab es eine kleine Küche und zwei Zimmer. Die Familie – bestehend aus Janova, Jan, den drei Mädchen im Teenageralter, die früher meine Spielkameradinnen gewesen waren, und den zwei Kleinen, – dreiund einjährig – nutzte beide Räume als Schlafzimmer. Drinnen war es schön warm. Nach dem Leben im Ghetto kam es mir nicht einmal besonders eng vor. Ich begann zu reden: Ich benötigte einen Unterschlupf für eine Nacht, aber sie brauche sich keine Sorgen zu machen, ich würde nicht bleiben, denn ich hätte vor, mich den Partisanen in den Wäldern anzuschliessen. «Felix», sagte Janova, nachdem sie mich auf einem Bett hatte Platz nehmen lassen, «das ist eine verrückte Idee. Es ist tiefster Winter, und du weisst nicht, wohin du gehen sollst. Ausserdem würden die Partisanen dich wahrscheinlich einfach töten. Einige dieser Gruppen bringen auch Juden um. Du bleibst hier bei uns. Ich will nicht, dass du uns wieder verlässt. Gott hat dich mir als Geschenk geschickt. Wir werden uns um dich kümmern.»

Janova gab mir etwas zu essen. Und dann erzählte sie mir von einem Erlebnis aus der Zeit, als sie mit Sabina, ihrer zweiten Tochter, schwanger war. Eines Nachts, so berichtete sie, war ihr Mann betrunken heimgekommen. Jan war normalerweise ein guter Mensch und Ehemann, doch gelegentlich trank er zuviel, und in dieser Nacht warf er sie aus dem Haus. Sie hatte kein Geld und wusste nicht, wohin. Schliesslich lief sie zu Fuss nach Grodno und berichtete Grossmutter Tema, was vorgefallen war. Tema nahm sie bei sich auf und sorgte dafür, dass sie ihr Baby im jüdischen Krankenhaus zur Welt bringen konnte. Davon hatte ich natürlich nie etwas erfahren. Es war eines von Temas zahllosen guten Werken, die sie anderen gegenüber nie erwähnte.

«Nun verstehst du», sagte Janova, «warum du für mich ein Geschenk Gottes bist. Ich werde nicht zulassen, dass du umkommst, Felix. Wenn

du untergehst, gehen wir alle zusammen unter. Aber du wirst bestimmt überleben. Es kommt überhaupt nicht in Frage, dass du uns verlässt.»

## *Heiss, übelriechend und schwärzer als die Nacht*

Am Abend lag ich in dem kleineren Zimmer und schlief schon fest, als plötzlich die Tür aufging und jemand zu mir ins Bett sprang. «Pssst!» flüsterte eine Stimme. «Kein Wort!» Ich wollte vor Freude schreien, brachte aber nur ein ersticktes «Sender!» heraus. Ich umschlang und küsste ihn. «Sender» – ich konnte es gar nicht fassen – «Sender, was ist passiert?»

Was Sender zu erzählen hatte, war haarsträubend. Auch er hatte am Tag zuvor auf einer Baustelle gearbeitet – am Hotel Royal. Gegen elf Uhr morgens war sein Trupp plötzlich von deutschen Soldaten umstellt und zum Ghetto gebracht worden. Als sie sich dem Eingangstor näherten, sah Sender, dass dort Menschen in Reihen aufgestellt waren und in zwei Gruppen unterteilt wurden. Es war Wiese persönlich, der die Auswahl traf und einige nach rechts, andere nach links schickte. Der Vorgang war unmissverständlich: Die Leute zur Rechten waren die Geretteten, die zur Linken die Verdammten. Auf der rechten Seite erkannte Sender seinen Bruder Kuschka. Als er sich der Stelle näherte, wo die Selektion stattfand, war er daher überzeugt, dass Wiese auch ihn dorthin schicken würde.

Als die Reihe an Sender kam, wurde er aber, obwohl kräftig und gesund, auf die linke Seite geschoben. Nur blieb er dort nicht stehen. Als Wiese den Blick abwandte, lief er rasch zur anderen Gruppe hinüber. Wiese merkte es und packte ihn am Kragen. «Dreh dich um und geh», befahl er. Tödliche Worte. Einer von Wieses bevorzugten Tricks bestand darin, jemanden zu verhören, ihn anschliessend aufzufordern, sich umzudrehen und wegzugehen, und ihm dann in den Hinterkopf zu schiessen.

Statt dem Befehl zu folgen, stürmte Sender die Chasna-Strasse hinter – es war eine enge Gasse, die vom Eingang des Ghettos wegführte. In jüngeren Jahren war Sender ein vor allem für sein Lauftempo

berühmter Spieler in der Makkabia-Fussballmannschaft von Grodno gewesen. Bis Wiese seine Maschinenpistole im Anschlag hatte, war Sender bereits ein gutes Stück entfernt. Er rannte im Zickzack die Gasse entlang, schneller als je zuvor. Der Geschosshagel, den Wiese ihm nachjagte, prallte von den Häuserwänden und vom Strassenpflaster vor Senders Füßen zurück, verfehlte jedoch wie durch ein Wunder sein Ziel.

Bevor ihm deutsche Soldaten nachsetzen konnten, war Sender in einer der kleinen Gassen verschwunden, die von der Chasna-Strasse abgehen. Er hob einen losen Backstein vom Boden auf, fand ein Versteck und hoffte, einem möglichen Verfolger den Schädel einschlagen zu können, bevor dieser Gelegenheit fand, ihn zu erschliessen. Ein paar Minuten später bog ein jüdischer Polizist um die Ecke, der offensichtlich nach ihm Ausschau hielt. Sender trat mit dem Backstein in der Hand aus dem Versteck. «Wenn Sie näherkommen, bringe ich Sie um», drohte er.

«Beruhigen Sie sich», erwiderte der Polizist. «Ich verpfeife Sie nicht. Es ist aber eine grosse Suchaktion im Gange. Die Deutschen werden Sie hängen, sobald sie Sie in die Finger kriegen. Sie sollten sich ein besseres Versteck suchen.»

Sender fand schliesslich Einlass in dem Wohngebäude, wo Mottl Bass lebte, der jüdische Verbindungsmann. Auf dem Flur im zweiten Stockwerk entdeckte er eine Toilette. Dort schloss er sich ein, den Backstein noch immer schlagbereit in der Hand. Nach einer Weile kam Bass aus seiner Wohnung, öffnete die Tür zur Toilette – und vor ihm stand Sender.

«Nach dir wird überall gesucht», sagte Bass erschrocken. «Es gibt den Befehl, dich zu hängen. Du musst sofort hier weg.» Er habe ein Versteck, erwiderte Sender, zuvor müsse Bass aber seinen Bruder Kuschka aufsuchen, der von der Deportation ausgenommen sei. Kuschka trage eine Fünf-Rubel-Goldmünze bei sich. «Sag Kuschka, dass ich am Leben bin, und bring mir die Goldmünze für den Fall, dass ich jemanden bestechen muss.»

Als Bass mit dem Geld zurückkehrte, sagte Sender: «Hör zu. Du weisst selbst am besten, wie die Dinge stehen. Am Ende werden sie dich

genauso ermorden wie alle anderen auch. Ich weiss ein Versteck, wo ich wenigstens so lange bleiben kann, bis die Deportation vorüber ist. Ich glaube, dich und deine Frau würde man dort ebenfalls für ein oder zwei Tage verstecken. Ihr könnt hinkommen, wenn du willst.» Und dann erzählte er ihm von Janova Puchalski.

Am Abend lief Sender durch das Niemandland, das vor der Verkleinerung zum Ghetto gehört hatte. Mittlerweile hatte er erfahren, dass die verbliebenen Frauen und Kinder zusammengetrieben und am frühen Morgen zu den Rangiergleisen gebracht worden waren. Sarah und seine kleinen Kinder Chaim und Abrascha waren nicht mehr da. Er befand sich in einem Zustand des Schocks. Es gelang ihm jedoch – es war unmittelbar vor Beginn der Ausgangssperre, und die Strassen waren fast menschenleer –, unbehelligt durch das polnische Wohngebiet und über die Brücke zu gelangen. Er wurde von niemandem angehalten oder auch nur bemerkt. Als er vor Janovas Haustür stand, befand sich das Fünf-Rubel-Stück noch in seiner Tasche.

Am Sonntag Morgen entschied Janova, dass Sender und ich auf den Dachboden klettern sollten. Bei den Nachbarn konnte man nie wissen; sie schneiten manchmal unangemeldet herein, und Janova wollte es keinesfalls darauf ankommen lassen, dass uns jemand zufällig im Haus entdeckte. Ich hatte seit meiner Ankunft meist im Bett gelegen und geschlafen. Jetzt liess der Schock der letzten beiden Tage nach, und ich war innerlich völlig aufgewühlt. Ich wollte unbedingt herausfinden, was im Ghetto vorging. Was war mit meinen Eltern und mit Mira geschehen? «Wahrscheinlich haben sie sich versteckt», sagte ich zu Sender. «Ich muss zurück und sie holen.» Ich kannte ihre Vorkehrungen für den Fall, dass sie sich verbergen mussten. Sie einfach dort zu lassen, den Deutschen ausgeliefert, war für mich ein unerträglicher Gedanke. «Vielleicht sind sie ja dem Transport entkommen, vielleicht haben sie sich gerettet, so wie wir uns beim letzten Mal gerettet haben. Ich muss zu ihnen und sie herholen.»

Davon wollte Sender jedoch nichts wissen: «Du gehst nicht fort.» Er flüsterte mit krächzender Stimme: «Du hättest überhaupt keine Chance.

Sie werden dich schnappen und töten. Deine Eltern sind nicht mehr im Ghetto. Diesmal haben die Deutschen fast alle erwischt. Doch selbst wenn du deine Eltern im Versteck fändest – wie kommst du nur auf die Idee, dass sie es mit dir verlassen würden? Du weisst genau, dass dein Vater seine Eltern nie allein lassen würde. Glaubst du etwa, deine Mutter würde dann *ihn* verlassen? Und noch etwas: Falls du das Versteck erreichen solltest, würden die anderen dir die Rückkehr gar nicht erlauben, weil sie viel zuviel Angst hätten, dass du gefasst werden und sie verraten könntest. Du würdest den Deutschen in die Falle gehen. Dann wärest auch du tot. Vergiss es!»

«Aber Sender, heute ist Sonntag. Und sonntags tun die Deutschen gar nichts, das weisst du doch. Ich bin sicher, dass ich's schaffen kann zurückzukommen. Bitte, lass mich gehen. Ich muss herausfinden, was dort passiert.»

«Hör zu, Felix», sagte er, «du bist total verrückt. Deine Chancen sind gleich Null. Du gehst nicht zurück. Und damit Schluss!»

Ich ging also nicht. Doch der Gedanke an meine Familie liess mir keine Ruhe. Ich wusste, dass Sender recht hatte; die Chancen standen furchtbar schlecht. Es war aber doch Sonntag – der Ruhetag der Deutschen. Falls ich überhaupt noch einmal die Möglichkeit hatte, ins Ghetto zurückzuschleichen, dann heute. Die Zeit drängte. Ich würde vielleicht nie darüber hinwegkommen, wenn ich jetzt nicht ging, sagte mir eine innere Stimme. Aber Sender liess nicht mehr mit sich reden. Wie konnte ich nur hinauskommen?

Ich befand mich in einem Zustand grösster innerer Erregung, wie ich da auf dem Dachboden lag, der Tag vorbeiging und die Nacht anbrach. Meine finsternen Gedanken wurden erst unterbrochen, als Janova den Kopf durch die Dachbodenluke steckte und sagte: «Kommt herunter. Vier von euren Freunden sind gerade eingetroffen.»

Unten standen Mottl Bass und seine Frau Goldie, ein weiterer Verbindungsmann namens Borka Shulkes sowie Meir Zamoszczanski, ein jüdischer Polizist. Nun befanden sich dreizehn Personen in dem Haus:

die sieben Puchalskis und sechs von uns. «Das sind zu viele», erklärte Janova. «Ihr müsst nach draussen in den Kartoffelkeller.»

Im Kartoffelkeller – er lag etwa 25 Meter vom Haus entfernt – war es stockfinster. Wir versuchten, eine einigermaßen bequeme Sitzoder Liegestellung auf den steinharten Kartoffeln zu finden. Dann erzählte Bass, was sich zugetragen hatte.

Nachdem Sender verschwunden war, hatte Bass mit seiner Frau gesprochen. Sie wussten, dass Sender recht hatte. Bald wären sie selbst an der Reihe; es würde ihnen nichts nutzen, dass Bass Verbindungsmann war. Der grösste Teil der Juden, die den «Transport der Zehntausend» vor einem Monat überlebt hatten, wurde bei dem jetzt laufenden Transport deportiert. Danach blieben vielleicht nicht mehr als zweitausend Personen im Ghetto, schätzte Bass. Und wie lange würden die Deutschen die wohl noch am Leben lassen?

Bass wusste, wo sich die Frejdowiczschen Sommerhäuser befanden, und er vertraute auf Senders Aussage, dass er mit seiner Frau bei den Puchalskis unterkommen konnte. Angesichts der vielen Deutschen, die sich in Grodno aufhielten, und wegen des laufenden Transports schien es ihm allerdings ungewiss, ob sie für sich allein entkommen könnten. Die Hilfe eines jüdischen Polizisten würde ihre Chancen wesentlich erhöhen. Also ging Bass zu Meir Zamoszczanski und erklärte ihm, er wisse ausserhalb der Stadt einen Ort, an dem man sich verstecken könne, und wenn er, Zamoszczanski, ihnen zur Flucht aus dem Ghetto verhelfen würde, dürfe er mitkommen. Das gleiche teilte Bass auch Borka Shulkes mit, dem anderen Verbindungsmann, einem Freund von ihm. Shulkes bekannte, dass sich seine Frau bereits ausserhalb der Stadt versteckt halte und er selbst nach einer Möglichkeit suche, ebenfalls aus dem Ghetto zu fliehen.

Auf diese Weise waren das Ehepaar Bass, Shulkes sowie Zamoszczanski also bei den Puchalskis gelandet. Nun galt es, die nächsten Schritte zu planen. Der Kartoffelkeller kam als Versteck auf Dauer nicht in Frage, schon allein deswegen, weil das Essen für uns vom Haus herübergetragen werden müsste – vorausgesetzt, es gelang uns überhaupt, Nahrung zu beschaffen. Die Puchalskis hatten selbst kaum ge-



nug, um ihre Kinder satt zu kriegen. Ausserdem müssten die Exkremente irgendwie herausgeschafft werden. Das alles hätte bei sechs Personen ein Kommen und Gehen zur Folge, das unweigerlich auffallen würde. Zudem war die Lage zu exponiert. Falls irgendjemand den Verdacht hegte, dass sich bei den Puchalskis Juden versteckt hielten, würde als erstes bestimmt der Kartoffelkeller durchsucht werden.

AUSZUG AUS DEN NACH KRIEGSENDE IN DER UMGEBUNG DES LAGERS TREBLINKA GEFUNDENEN AUFZEICHNUNGEN EINES UNBEKANNTEN JUDEN AUS GRODNO ÜBER DIE DEUTSCHE AKTION AM 13. FEBRUAR:

*Am nächsten Morgen, das war Samstag, der 13. Februar, um 8 Uhr, drang unter die Menge die Nachricht, dass das Ghetto geschlossen worden ist und niemand mehr zur Arbeit zugelassen würde, obwohl die täglich in der Zeit von 6.00 Uhr bis 7.00 Uhr zur Arbeit ausserhalb des Ghettos gehenden jüdischen Arbeiter so wie immer zur Arbeit gingen.*

*Erfahrungsgemäss wussten wir, dass mit dem Schliessen des Ghettos die Aktion der Liquidierung desselben begonnen hatte. Tatsächlich war es auch so, und auch diesmal fuhren die zwei bekannten Gestapohenker Streblov und Wiese auf Schlitten in das Ghetto und schossen aus automatischen Gewehren in die auf dem Rynek versammelten Arbeiter. Die Leute wurden in die Synagoge getrieben. Die Aktion des Judenfanges begann. Die ersten Opfer waren die Mitarbeiter und Mitglieder des Judenrates, die sich zu dieser Zeit in den Räumen des Judenrats aufhielten, und die Bewohner des Hauses Nr. 3 in der Ulica Zamkowa. Unter anderem wurde auch ich damals in die Synagoge geführt.*

*In die Synagoge wurden immer mehr Juden, die aus ihren Verstecken herausgeholt worden waren, gebracht. Gegen Mittag kamen diejenigen jüdischen Arbeiter, die in den Morgenstunden aus dem Ghetto zur Arbeit gegangen waren, wieder in das Ghetto zurück und wurden schon beim Tor eingekesselt und in die Synagoge geführt. Sie hatten keine Ahnung, was sich in den wenigen Stunden, seitdem sie das Ghetto verlassen hatten, ereignet hatte. Nach einigen Stunden wurden auch jene Personen in die Synagoge geführt, die bisher in den «Isolierräumen» untergebracht waren, nämlich*

*Personen von besonderem Nutzen oder solche, die versucht hatten zu fliehen. Den ganzen Tag über dachte ich nach, wie mir eine Flucht aus der Synagoge gelingen könnte. Erst gegen 19.00 Uhr gelang es mir, aus der Synagoge unbemerkt zu flüchten und mich in meiner Wohnung in der Ulica Zamkowa Nr. 11 zu verstecken.*

*Die Nacht verlief ruhig, denn Wiese und Streblov hatten sich nach ganz-tägiger «erfolgreicher» Arbeit zur Ruhe begeben.*

*Ein Transport mit 1'500 Personen ging in den Morgenstunden in Richtung Bialystok ab.*

*Der Sonntag verging, ohne etwas Neues zu bringen. Das Ghetto war wie ausgestorben. In den Ghettostrassen waren nur jüdische Polizisten zu sehen; andere Personen wagten es nicht, sich auf den Strassen zu zeigen. Alle bis zum letzten Bewohner des Ghettos hatten sich versteckt.*

*Gegen Mittag nahm ich das Risiko auf mich, zusammen mit Ing. Kuznezen unser Versteck zu verlassen und unsere Familien zu suchen.*

*Ich traf meine Familie, die auf mich wartete, in unserer Wohnung an. Die Lage überblickend, begaben wir uns in unser Versteck, wo wir uns alle zusammen bis Montag abends aufhielten.*

*Gegen 17.00 Uhr wurde unser Versteck durch den Kommandanten der jüdischen Polizei, Srebnik, an die Henker verraten. Die Henker kamen zusammen mit Srebnik in unser Versteck und führten uns dann in die Synagoge.*

*In dieser Nacht, gegen 3 Uhr, wurde ein Transport von dort festgehaltenen Personen zusammengestellt. Wir wurden zur Bahn geführt und auf der Poleska-Verladerampe in Personen- und Güterwaggons verladen.*

*Der Zug, der stark von deutscher Polizei bewacht wurde, ging in Richtung Bialystok ab.*

*Unser Zug hielt in keiner Station an, ausser nur ganz kurz in Bialystok. Und weiter ging es in Richtung Malkinia.\**

Beim Bielefelder Nazi-Prozess hielt das Gericht fest, es habe offenbar keine Überlebenden bei diesen Februar-Transporten gegeben. In den *Documents Concerning the Destruction of the Jews of Grodno* findet sich folgende Zusammenfassung:

\* Klarsfeld, Bd. III, S. 368ff.

Es waren mindestens drei Transportzüge. Ein Zug, der Pj 163, ging am 14. Februar von Grodno nach Treblinka. Das ergibt sich aus der Fahrplanordnung Nr. 552 der Generaldirektion der Ostbahn in Krakau ... Der Zug hat dort die Umlaufnummer 122. – Ein weiterer Zug – Pj 165 – verkehrte am 16. Februar 1943 von Grodno ebenfalls nach Treblinka... Nach der Fahrplanordnung 552 sollte am 13. Februar 1943 der Pj 135 als Vollzug von Bialystok nach Treblinka fahren. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen... Die Teilräumung in Bia/ystok war am 12.2.1943 einen Tag eher beendet worden als ursprünglich geplant... Nach Überzeugung des Schwurgerichts ist dieser Zug Pj 135, der von Bia/ystok nach Treblinka fahren sollte, nach Grodno umgeleitet worden und von dort am 13. Februar als Vollzug nach Treblinka gefahren.\*

AUS EINEM BERICHT VON SAMUEL WILLENBERG AUS TSCHENSTOCKAU, DER DAS LAGER TREBLINKA ÜBERLEBT HAT:

*Diese Nacht brachte uns weitere Überraschungen. Wir hörten plötzlich das Pfeifen einer Lokomotive. Das konnte nur die Ankunft eines neuen Transports bedeuten... Nach einer Weile hörte ich ein Kreischen, einen verzweifelten Hilfeschrei. Jemand fluchte, dann krachte ein Schuss, ein zweiter und ein dritter. Draussen mischten sich Schreie mit dem Geräusch von schnellen Schritten. Irgendjemand hämmerte an die Tür unserer Baracke. Es war ein eindringliches Klopfen, dem man die Angst und Verzweiflung anmerkte, die dem Tode vorausgehen...*

*Die Schiesserei draussen ging ununterbrochen weiter. Einzelne Schüsse, das Rattern eines Maschinengewehrs, das Stöhnen der Verwundeten, die Schreie von Verfolgten, die Rufe der Wachtposten – all das versetzte uns in Angst und Schrecken. Die Anspannung war unerträglich...*

*Wie wir am Morgen hörten, war in der Nacht ein Transport mit Juden aus Grodno angekommen. Als die Leute aus den Güterwaggons geholt wurden, begriffen sie, was ihnen bevorstand. Die rote Glut der Flammen, die Stacheldrahtzäune, die Wachttürme, alles, was sie in der von Flammen erhellten Dunkelheit erkennen konnten, trieb sie dazu, Widerstand zu leisten.*

\* Klarsfeld, Volume IV, S. 585-587.

*Sie wurden angewiesen, sich zu entkleiden, doch stattdessen stürzten sie sich mit Messern auf die SS-Leute. Es kam zu einem erbitterten Kampf. Die Juden verteidigten sich mit der ganzen Kraft ihrer Verzweiflung. Da sie keine Schusswaffen besaßen, griffen sie die Deutschen mit Flaschen an. Der Transport umfasste etwa 2'000 Personen, darunter viele Frauen und Kinder. Nicht alle nahmen an dem Kampf teil. Manche beteten nur. Es gab nie einen Zweifel daran, dass die Revolte mit der Niederlage der Unglücklichen enden würde. Die Maschinengewehre fuhren eine blutige Ernte ein; die Neuankömmlinge fielen auf dem Appelplatz. Drei SS-Leute wurden tödlich verwundet. Man brachte sie in ein nahegelegenes Krankenhaus. Als wir morgens aus unseren Baracken kamen, bot sich uns ein Bild des Grauens. Der Appellplatz war übersät mit den blutüberströmten Leichen von Juden. Es hatte während der Nacht geschneit. Der Pulverschnee hatte die Toten mit einem blütenweissen Mantel zugedeckt.\**

In der Nacht auf Sonntag, den 15. Februar, ging Sender hinüber zum Haus, um die Lage mit Jan und Janova zu besprechen. Er kam mit einem detailliert ausgearbeiteten Plan zurück. «Wir werden einen kleinen Keller unter dem zweiten Zimmer graben», erklärte er uns. Er hatte genau ausgerechnet, wie gross der Raum sein musste, wie das Ausschachten zu erfolgen hatte, wo wir die Erde lagern konnten, um keinen Verdacht zu erregen, und wie der Kellerraum gelüftet werden sollte. Die Puchalskis waren nervös wegen der Anzahl der beteiligten Personen, hatten sich aber einverstanden erklärt. Jan würde beim Ausschachten helfen.

Während der folgenden zwei Nächte gruben die Männer ein Loch unter dem Fussboden des Schlafzimmers von Jan und Janova, während die drei Töchter im Teenageralter – Sabina, Irena und Krystyna – draussen Wache hielten. Wir waren alle auf dem Sprung, sofort in die Wälder zu rennen, falls sich jemand näherte. Die Erde wurde eimerweise in einen ungenutzten Brunnen im Hof geschüttet, der früher zur Wasserversorgung der Datschas gedient hatte.

\* Samuel Willenberg: The Death Camp Treblinka, hg. von Alexander Donat, Holocaust Library, New York 1979.

Nach zwei Nächten war unser Versteck fertig – ein Loch von zirka einhalb Meter Breite, 1,70 Meter Länge und 1,20 Meter Tiefe. Mir kam es vor wie ein Grab. Ich konnte nicht glauben, dass Sender von uns erwartete, uns dort hineinzubegeben, geschweige denn zu sechst darin zu leben. Ein Belüftungskanal war unter dem Hof hindurch bis ans Ende des Gartens gegraben worden. Das Abzugsloch wurde durch die zur Zeit kahlen Büsche nur zum Teil verdeckt; im Frühling und im Sommer, so erklärte uns Sender, sei ein besserer Sichtschutz gegeben. Wir hatten Mitte Februar. Ich blickte noch einmal in die Grube hinein und fand es unvorstellbar, wie jemand annehmen konnte, wir würden es darin bis zum Sommer aushalten. Die Puchalskis versetzten die Hundehütte in die Nähe des Abzugslochs und banden ihren Hund Muszka dort fest. Falls die Deutschen kommen sollten, würden sie eventuelle Gerüche dem Hund zuschreiben; und falls sie einen Hund bei sich hätten, würde Muszka ihn von uns ablenken.

Der Boden des Loches wurde mit frischem Stroh ausgelegt. Die Decke bildete der Holzfussboden des Schlafzimmers; dort, wo für gewöhnlich eines der Betten stand, war mit grosser Sorgfalt ein kleines Rechteck ausgeschnitten worden. Dieses Rechteck würde, wenn wir uns erst einmal in dem Loch befanden, wieder eingesetzt und dann mit Schuhen oder Kleidungsstücken verdeckt. Danach sollte das Bett wieder an seinen Platz geschoben werden.

In der dritten Nacht stiegen wir in das Loch hinunter. Drei fanden liegenderweise auf dem Boden Platz, zwei sitzenderweise zwischen deren Füßen. Der letzte konnte auf einem kleinen Blecheimer hocken, der uns als Toilette diente. Ich quetschte mich neben Bass, der neben seiner Frau lag. Zwischen unseren angewinkelten Knien sassen Sender und Zamoszczanski; Shulkes blieb der Holzdeckel des Eimers. Ich sah das hölzerne Rechteck über unseren Köpfen an seinen Platz gleiten. Die Aussentemperatur lag weit unter Null. Bei uns drinnen war es heiss, übelriechend und schwärzer als die Nacht. Es gab nicht eine Ritze im Fussboden des Schlafzimmers, durch die ein Lichtstrahl hätte hereinfallen können. Mir schoss der Gedanke durch den Kopf, dass man, falls

man beim Hinuntergelassenwerden ins Grab noch nicht tot sein sollte, wahrscheinlich ersticken würde, sobald man im Grab eingeschlossen war.

In dem Loch wurde nicht gesprochen; es gab nur ab und an ein Flüstern. Uns war allen bewusst, dass uns jedes kleine Geräusch verraten konnte, falls ein Fremder ins Haus kam. Eine grosse Gefahr stellten ausserdem die Kleinen dar, Władek und Wanda. Der Dreijährige und die Einjährige waren alt genug, unsere Anwesenheit zu verraten, ohne jedoch verstehen zu können, welche Folgen das für uns haben würde. Sie wussten allerdings nicht, dass wir überhaupt da waren. Bei unserer Ankunft hatten sie uns angestarrt, verwundert über die vielen fremden Menschen im Haus. Wir hatten uns dann rasch in den Kartoffelkeller zurückgezogen, und das Graben hatte nachts stattgefunden, während sie schliefen. Wir konnten es uns nicht leisten, irgendetwas zu tun, was ihre Aufmerksamkeit hätte erregen können.

Da lag ich nun, hellwach, und gab mir Mühe, mich an die neue Situation zu gewöhnen. Es erschien mir unmöglich. Dann schlief ich aber doch ein und wurde nach einer Weile vom flackernden Licht der kleinen Öllampe geweckt, die wir von Janova erhalten hatten. «Es ist an der Zeit zu wechseln», sagte Sender.

Wir waren zu der Überzeugung gelangt, dass es vernünftiger war, die Positionen zu wechseln. Auf die Weise würde keiner Krämpfe bekommen oder sich an eine Stellung gewöhnen, die möglicherweise günstiger war als andere. Wir bewegten uns, mühsam, tastend, in unsere neuen Positionen; diesmal war ich an der Reihe, auf dem Eimer zu sitzen. Dann ging das Licht wieder aus.

Es dauerte nicht lange, bis Zamoszczanski laut zu schnarchen anfang. Wir anderen verhielten uns mucksmäuschenstill; an die Gefahr hatte keiner gedacht. Nach einer Weile versuchte Sender, dem Schnarchen ein Ende zu bereiten, indem er Zamoszczanski vorsichtig mit dem Ellenbogen anstiess. Es half nichts. Das Geräusch liess unser Loch erbeben; ich war sicher, dass es die Puchalskis wecken würde. Schliesslich schüttelte Sender ihn und sagte: «Sie schnarchen, Zamoszczanski.

Das muss aufhören.» Zamoszczanski reagierte böse. «Was soll das heissen?» wollte er wissen. «Sie beleidigen mich. Ich und schnarchen? Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht geschnarcht.» Doch wenige Minuten später war er wieder eingeschlafen und schnarchte genauso laut wie zuvor. Auch das noch, dachte ich. Als ob wir nicht schon genug Sorgen hatten. Ich konnte in der stickigen Enge kaum atmen. Wir waren einfach zu viele.

Der Meinung war auch Janova Puchalski. Nach einigen qualvollen Tagen verkündete sie, es sei ihr schlicht unmöglich, uns alle bei sich zu behalten. Erstens bedeuteten so viele Menschen im Haus ein viel zu grosses Risiko. Zweitens sei das Versteck nicht geräumig genug. «So könnt ihr da unten nicht überleben», erklärte sie. «Einige von euch müssen gehen.»

Mir war klar, wen sie meinte. Sie sprach es nicht aus, doch sie hatte eine persönliche Beziehung zu mir und Sender, nicht aber zu den anderen. Ich hatte keine Ahnung, was nun geschehen würde. Was, wenn sie sie einfach hinauswarf? Das Problem löste sich jedoch von selbst. «In Ordnung», sagte Shulkes. «Zamoszczanski und ich wollen sowieso fort.» Wir wussten – obwohl darüber nie offen gesprochen worden war –, dass beide noch anderweitige Kontakte hatten. Shulkes Frau hielt sich irgendwo versteckt, und Zamoszczanski hatte Freunde in der Nähe von Wilna erwähnt. Sie hatten ursprünglich nur so lange bleiben wollen, bis die Deportationen vorbei waren und sich die Lage in der Umgebung beruhigt hatte. Das war inzwischen der Fall.

Sender ging zu einem Gespräch mit den Puchalskis allein nach oben. Als er zurückkam, war alles geklärt. Janova war zwar nach wie vor nervös, schliesslich brachte sie ihre ganze Familie in Gefahr. Uns bei sich im Haus zu verstecken bedeutete, ihren Kindern eine Schlinge um den Hals zu legen. «Aber sie ist einverstanden, dass ausser mir und Felix auch Mottl und Goldie bleiben», sagte er. Ich war sehr froh darüber. Das Ehepaar Bass konnte sonst nirgends hin, und ich stellte mir schon vor, wie geräumig unser Loch mit vier statt sechs Insassen sein würde.

Es gab noch einen weiteren Gesichtspunkt, den Sender gegenüber

Mottl Bass zur Sprache brachte. Ich hatte überhaupt kein Geld, und Sender war lediglich mit Kuschkas Fünf-RubelMünze aus dem Ghetto entflohen. Bass hingegen besass ein paar Zwanzig-Dollar-Goldmünzen, die er in einer Gürteltasche bei sich trug. Die Puchalskis konnten uns unmöglich ernähren, und das Geld von Bass würde helfen, dieses Problem zu lösen. Sender und Bass beschlossen, Janova die Münzen nach und nach zu übergeben. Wir hatten keine Ahnung, wie lange wir uns versteckt halten müssten, da erschien es sinnvoll, die verfügbaren Mittel möglichst zu strecken.

Trotz unserer Benommenheit und Fassungslosigkeit hegten wir die Hoffnung, nicht allzu lange in diesem Loch ausharren zu müssen. Die Deportationen hatten am 13. Februar begonnen. Nur anderthalb Wochen zuvor hatte das deutsche Heer eine grosse Niederlage erlitten. Wir wussten über das Geschehen in Stalingrad zwar keine Einzelheiten, doch wenn man den diversen Gerüchten und den Andeutungen in der deutschen Presse Glauben schenkte, musste es eine Riesenkatastrophe gewesen sein. Wir klammerten uns an die schwache Hoffnung, dass die Sowjets die Deutschen jetzt völlig besiegten. Doch wie Sender betonte, konnten wir uns darauf nicht verlassen.

Trotz seiner Verzweiflung über das Schicksal seiner Frau und seiner Kinder dachte Sender angestrengt darüber nach, wie wir in dem Loch zusammen überleben konnten. «Wir wissen nicht, wie lange wir hier unten ausharren müssen», erklärte er bald nach dem Abschied von Shulkes und Zamoszczanski. «Also müssen wir davon ausgehen, dass es sehr lange dauern kann. Wenn wir uns nicht gegenseitig zerreißen wollen, werden wir ein paar Verhaltensregeln brauchen. Vor allem deshalb, weil wir drei Männer und eine Frau sind.» Der Gedanke war mir vorher nicht gekommen, doch nachdem Sender das Problem angesprochen hatte, wurde mir plötzlich bewusst, dass Goldie Bass, die etwa zehn Jahre älter war als ich, eine recht schöne Frau war. Ich konnte nicht ahnen, welche grosse Rolle das Thema während der nächsten sieben Monate in meiner Phantasie noch spielen sollte.

Sender hatte das jedoch vorausgesehen, und zwar nicht nur was mich anging. Die Vorstellung, dass zwei Männer, ein pubertierender Junge



und eine Frau für unbestimmte Zeit auf engstem Raum im Dunkeln aneinandergedrängt lagen, hatte ihn zum Nachdenken gebracht. «Wir müssen hier unten ein zivilisiertes Leben führen», sagte er. «Wir möchten nicht nur lebend hier herauskommen, sondern auch als anständige Menschen. Deshalb lautet die erste Verhaltensregel: Kein Geschlechtsverkehr.» Er wandte sich direkt an Bass. «Wenn du Geschlechtsverkehr hättest, dann müsste es allen erlaubt sein. So etwas wollen wir aber nicht. Also kein Sex. Sonst bringen wir uns am Ende noch gegenseitig um.» Sender war 32 Jahre alt, Bass und Goldie waren Ende zwanzig, und ich war fünfzehn. Sender bestand auf absoluter Enthaltensamkeit. Was Mottl und Goldie Bass bei Senders Worten empfanden, wusste ich nicht. Ich fand die Idee im ersten Moment völlig in Ordnung.

Die zweite Verhaltensregel betraf das Wechseln der Plätze. Das hatten wir bereits praktiziert, doch nun stellten wir einen genauen Zeitplan auf. Drei von uns lagen jeweils auf dem Boden, einer sass auf dem Holzdeckel des Toiletteneimers. Der Wechsel erfolgte im Zwei-Stunden-Rhythmus. Wenn alle die gleichen Bedingungen zu ertragen hatten, konnten – zumindest in dieser Hinsicht – kein Ärger und keine Ressentiments aufkommen.

Ebensowenig in Bezug auf das Essen. Als Janova die Schüssel zum erstenmal hinunterreichte, teilte Goldie die Speise im kümmerlichen Schein unserer winzigen Öllampe auf. Die Portionen waren exakt gleich: die eine Hälfte für Sender und mich, die zweite für Mottl und sie. Doch Sender dachte auch darüber nach. «Von nun an», sagte er, «wird es entweder so sein, dass Goldie die Portionen teilt, und ich habe die Wahl, oder ich teile, und Goldie hat die Wahl.»

So lauteten die Verhaltensregeln des Sender Frejdowicz – Regeln, die, wie sich herausstellte, vier in einem grabähnlichen Loch zusammengepferchten Menschen für einen Zeitraum, der bald wie eine Ewigkeit erschien, ein zivilisiertes Leben ermöglichten.

Einoder zweimal täglich wurde die Falltür geöffnet, und Janova reichte uns das Essen. Während der Mahlzeiten warf die Lampe einen flackernden Schein auf das Essen und auf unsere Gesichter. Der Geruch

des brennenden Öls machte uns jedoch angst, und so liessen wir die Lampe vor allem in den ersten Tagen und Wochen nicht länger als für die Dauer des Mahls brennen. Wie ein nachtaktives Tier begann ich mich an das Leben im Dunkeln zu gewöhnen. Ich gewöhnte mich auch – genau wie die anderen – daran, den Toiletteneimer zu benutzen. Es gab keine Alternative, und unser Schamgefühl verschwand schon bald. Jedesmal, wenn Janova uns das Essen reichte, nahm sie den Eimer entgegen, um ihn auszuleeren.

Bei anderen Dingen fiel mir die Gewöhnung schwerer: etwa bei den Würmern, die ständig aus den Wänden und aus dem Boden hervorkrochen, und bei den Flöhen, die uns nach den ersten paar Wochen zu quälen begannen. Ich habe nie herausgefunden, woher sie kamen. Ich hatte sie bestimmt genausowenig eingeschleppt wie die anderen.

Die Würmer ekelten mich, die Flöhe aber wurden zu einem echten Problem. Durch den Biss bildete sich auf der Haut eine kleine Pustel, die fürchterlich juckte. Wenn man sich kratzte, tat es erst weh, und dann juckte es noch mehr, so dass man sich heftiger kratzte, wodurch die Stelle anfang zu brennen. Ich fragte mich, ob Flöhe einen unter gewöhnlichen Lebensumständen genauso zur Verzweiflung trieben. Es schien mir unwahrscheinlich, denn normalerweise war man viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt. Wenn man jedoch untätig im Dunkeln herumlag, konzentrierte man sich völlig auf das Jucken und Kratzen.

Ich entwickelte schliesslich eine ziemliche Geschicklichkeit darin, die Flöhe zu töten. Das war allerdings nur möglich, wenn die Öllampe brannte, und insofern schwierig, als die Flöhe sich wegen ihres harten Panzers nicht leicht zerdrücken liessen. Ausserdem hüpfen sie dauernd weg. Um sie zu fangen, musste man sich die Finger lecken, denn der Speichel wirkte wie Klebstoff. Wenn man einen erwischt hatte, fasste man ihn an den Beinchen und hielt ihn in die Flamme der Öllampe – eine äusserst zeitraubende Methode, aber die einzige Möglichkeit, sie zu vernichten. Und an Zeit mangelte es uns ja nicht.

Mit den Läusen war es anders. Die konnte man zwischen den Fingernägeln zerdrücken. Woher sie kamen, war mir ebenfalls ein Rätsel.

Als wir in das Loch gestiegen waren, hatte keiner von uns Läuse gehabt, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie in der Erde auf uns gewartet hatten. Aber irgendwie waren sie auf einmal da, Körperläuse, keine Kopfläuse – die gehörten laut Sender einer anderen Spezies an. Sie lebten in unserer Kleidung, besonders in Säumen und Nähten.

Da wir unsere Kleider nicht auskochen konnten, mussten wir sie mit der Hand entlausen. Wir zogen die Hemden aus und machten uns auf die Suche nach den Tierchen. Das liess sich durch Tasten im Dunkeln bewerkstelligen, war allerdings wesentlich effektiver im Schein der Lampe, denn dann erwischte man nicht nur die ausgewachsenen Insekten, sondern sah auch die Eier. Für die Entlausung eines Hemdes brauchte man ungefähr eine Stunde. Natürlich entgingen einem welche, aber die meisten zerdrückten wir. Zwei bis drei Tage lang genossen wir es, von Läusen relativ frei zu sein; danach ging es von vorne los. Es war ein immer wiederkehrender Zeitvertreib.

Ein weiteres Problem bestand darin, dass wir nur selten Gelegenheit bekamen, uns zu waschen. In dem Loch fehlte es dafür an Platz, und hinauszuklettern war äusserst gefährlich. Es musste in der Nacht geschehen, nachdem die jüngsten Kinder eingeschlafen waren, und selbst dann stand zu befürchten, dass sie aufwachten und uns sahen. Ein weiteres Risiko stellten die Nachbarn dar. In den kleinen Dörfern wusste man seit jeher über alles im Leben der anderen Bescheid. Nun herrschte obendrein Krieg; überall wurde nach Juden gesucht, und Kontrolleure machten ihre Runden, um zu überprüfen, ob beispielsweise die Verdunkelungsvorschriften eingehalten wurden. Im Übrigen hatten die Deutschen in der Bevölkerung des Landes einen geradezu teuflischen Argwohn geweckt. Wenn jemand mitbekam, dass irgendein anderer bei sich einen Juden versteckte, so war dessen Leben unweigerlich in Gefahr. Zum anderen war erpresserisches Verhalten an der Tagesordnung – sowohl auf Seiten der möglichen Opfer als auch auf Seiten der potentiellen Nutzniesser.

Infolgedessen konnten wir nur alle paar Monate nach oben, um uns zu waschen – zuerst Sender und ich, dann Mottl und Goldie. Beim Hochklettern war ich jedesmal erstaunt, dass mir meine Beine nach dem

langen Liegen mit einem Minimum an Bewegung nicht den Dienst versagten. Janova füllte den runden Waschtrog mit heissem Wasser, dann wuschen Sender und ich einander den Rücken, während Jan, Sabina, Irena und Krystyna draussen Wache hielten. Wir schrubbten uns schnell ab, jederzeit gefasst auf das Schreien eines kleinen Kindes, das Bellen eines Hundes oder ein Warnsignal unserer Wachtposten. Anschliessend stiegen wir rasch wieder zurück ins Loch, und das Ehepaar Bass kam nach oben.

Diese Augenblicke oberhalb der Erde waren köstlich. Was unsere Sauberkeit anging, brachten sie allerdings nur wenig Besserung. Wir besaßen ja nichts als die Kleidung, die wir auf dem Leibe trugen, und die wurde von Monat zu Monat erbärmlicher. Löcher flickten wir, so gut es eben ging. Ich entwickelte bald eine besondere Fertigkeit im Sockenstopfen; das hatte ich von meiner Grossmutter Rifka gelernt. Es dauerte jedoch nicht lange, bis neue Löcher entstanden und alte wieder aufgingen. Wir waren dreckig und stanken fürchterlich. Wenn wir die Öllampe anzündeten und uns gegenseitig betrachteten, mussten wir lachen. Kein obdachloser Bettler war je so zerlumpt gewesen, wie wir es nun waren.

Wir wussten aber, dass wir nicht allein waren. Janovas Kraft übertrug sich auf uns. Sie verlor nie die Zuversicht, und wir zweifelten nicht einen Moment an ihrer Stärke und ihrem Einfallsreichtum. Eines Tages lagen wir wie gewöhnlich in Gedanken versunken in unserem Erdloch, als plötzlich das Tappen eines Fusses zu hören war: das Zeichen, dass sich Deutsche im Haus befanden. Da klopfte mein Herz so laut, dass ich fürchtete, das Geräusch könnte uns verraten. Wir hörten das Winseln eines Hundes – es war nicht Muszka, der Hund der Puchalskis. Die Deutschen suchten also nach uns.

Wir lagen reglos da und horchten. Es war jedoch schwer festzustellen, was da über uns vor sich ging – ob es sich um einen oder mehrere Deutsche handelte, ob die Gerüche, die gewiss durch die Dielenbretter nach oben gelangt waren, den Hund misstrauisch machten. Draussen begann Muszka zu bellen; dann kam es zu irgendeiner Art von Auseinandersetzung zwischen den beiden Hunden.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis wir endlich das entwarnende Tappen von oben vernahmen. Wir öffneten die Falltür und erblickten Janova. «Alles in Ordnung», sagte sie. «Er ist fort.» Ein Deutscher war dagewesen, mit einem Hund. Also hatten die Deutschen Verdacht geschöpft. Janova hatte zum Glück gesehen, wie er sich dem Haus näherte, und Pfeffer auf den Fussboden gestreut, um den Geruchssinn des Hundes zu verwirren. Als der Deutsche das Haus verlassen hatte, waren die beiden Hunde aufeinander losgegangen. Jetzt war er fort, Gott sei Dank. (Die Hintergründe dieser Geschichte erzählte Janova uns erst nach Kriegsende. Jan hatte eine Geliebte gehabt, und als Janova davon erfuhr, wurde sie wütend, woraufhin Jan das Verhältnis beendete. Seine Geliebte teilte der deutschen Polizei in einem Anfall von Zorn mit, im Haus der Puchalskis befänden sich Juden. Ob Jan das grosse Geheimnis aus Versehen verraten hatte oder ob sie ihn, ohne die Wahrheit zu kennen, in ihrer Verärgerung einfach denunziert hatte, ist nie geklärt worden. Mich erstaunte die Geschichte, als ich sie hörte – nicht weil Jan eine Geliebte gehabt hatte, die so wütend wurde, dass sie bereit war, seine Familie und uns vier umzubringen, sondern weil das Familienleben der Puchalskis mit all seinen Problemen und Konflikten weiterging, während wir unter dem Fussboden ihres Schlafzimmers unser Dasein fristeten.)

Etwa einmal im Monat gab Bass Janova eine Goldmünze, die sie nach Grodno zu Herrn Heidemak brachte, um sie zu wechseln. Damit nicht auffiel, dass sie nun für mehr Personen einkaufte als früher, streute sie auf diskrete Weise das Gerücht, sie handele mit Lebensmitteln – eine durchaus glaubhafte Erklärung. Sie besorgte uns auch Zeitungen; da sie selbst Analphabetin war, bat sie um kostenlose Exemplare vom Vortag oder aus der Vorwoche, angeblich zum Einpacken von Lebensmitteln.

Jeder Schritt, den Janova unternahm, war wohlüberlegt und erforderte Mut. Fragwürdig war lediglich ihre Art der Haushaltsführung. Wir erlebten in unserem Loch entweder Festtage oder Hungersnöte (meistens letzteres). Die Tage, an denen sie eine Münze erhielt, waren herr-

lich. An diesen Tagen handelte sie mit Fleisch; da bekamen wir Frikadellen, Lamm oder auch Schweinebraten. Doch eine Woche später gab es – für ihre Familie wie für ihre Gäste drunten – wieder die übliche Kost: Kartoffeln mit Milch oder Kartoffeln mit Wasser.

## 8

### *Eine Gesellschaft in einem Grab*

Obwohl wir vorwiegend im Dunkeln lebten, verrieten uns die Geräusche aus den Zimmern über uns den Wechsel von Tag und Nacht. Durch die Decke drang der morgendliche Tumult, danach herrschte Ruhe, denn während des Tages waren die Puchalskis für gewöhnlich abwesend. Den Abend läutete erneutes Stimmengewirr, Gekratze und Gerumpel ein, bis mit dem Einbruch der Nacht die Familie allmählich zur Ruhe kam. So verging die Zeit, und wir hielten mir ihr Schritt, indem wir uns dem Rhythmus der Puchalskis anpassten.

Im Laufe der Wochen und Monate gelangte ich zu der Überzeugung, dass wir uns alle – trotz des Verbots von Sex – in Goldie Bass verliebt hatten. Bei Sender war ich so gut wie sicher, von mir selbst wusste ich es. So ein starkes Verlangen hatte ich noch nie empfunden. Wie sehr Sender sie begehrte, konnte ich nur ahnen. Bei Mottl war es ohnehin klar; ausserdem war er derjenige, der direkt neben ihr lag. Sie war in meinen Phantasien allgegenwärtig. Doch keiner von uns liess es sich durch eine Bemerkung, eine Berührung, irgendeinen Hinweis anmerken. Wir lagen dicht aneinandergedrängt da, hielten es aber so, dass sich Bass stets zwischen ihr und uns befand. Wir hatten strenge Regeln aufgestellt, und alle hielten sich daran, zum Teil wohl, weil wir spürten, wie stark unser Verlangen war.

Ausser dass es jeden zu Goldie hinzog, blieben unsere Beziehungen, sogar die zwischen Sender und mir, kühl und distanziert – das genaue Gegenteil unserer physischen Nähe. Jeder war nachhaltig erschüttert von dem, was er durchgemacht hatte, und mit seinem eigenen Leid beschäftigt. Ich musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um Sender überhaupt anzusprechen. Immer hatte ich seine Frau Sarah und seine zwei kleinen Kinder vor Augen. Der Gedanke an sie muss eine unvor-

stellbare Belastung für ihn gewesen sein, aber man konnte nicht darüber reden. Wir hatten beide unsere Eltern verloren, dachte ich, als wir, Körper an Körper, aneinandergesprengt in unserem Loch lagen. Aber er hatte zudem seine Frau verloren. Und seine Kinder.

Auch über die weiter zurückliegende Vergangenheit sprachen wir kaum miteinander. Über geschäftliche Belange unseres Unternehmens vor dem Krieg, über sein Studium in Danzig oder über die Fussballmannschaft, in der er gespielt hatte, erzählte Sender mir zwar ab und zu etwas. Doch alles, was in Zusammenhang mit unseren Erfahrungen im Ghetto stand, war verpönt, also erkundigte Sender sich auch nie nach den Vorkommnissen in Kielbasin. Was unsere unmittelbare Tragödie betraf, liessen wir stillschweigend aus, so als ob wir gewusst hätten, dass wir zu zerbrechlich waren, um diesen Dingen direkt ins Auge zu sehen. Deshalb kam es zu keiner tiefen Verbindung zwischen uns, zu keinem echten Austausch, obwohl Sender und ich das eigentlich dringend gebraucht hätten. Stattdessen herrschte die meiste Zeit Schweigen.

Wir wussten ja auch nichts Genaues über das Schicksal unserer Angehörigen. Trotz der Gerüchte glaubten wir nicht wirklich, dass in Auschwitz und Treblinka Gaskammern für den Massenmord existierten. Es kam uns immer noch unfassbar vor. Wir wussten intuitiv, dass alle tot waren, dennoch hofften und beteten wir, dass einige von ihnen vielleicht noch lebten.

Dass uns die Verzweiflung nicht überwältigte, lag wohl daran, dass unser eigenes Leben am seidenen Faden hing. Die hinter uns liegenden Schrecken hätten uns bestimmt völlig gefangengenommen – zumal wir in der Finsternis keinerlei Ablenkung hatten –, wenn nicht immer die grosse Frage im Raum gestanden wäre: Werden wir selbst noch eine Stunde, noch eine Minute leben? Jedes Klopfen-an der Haustür, jedes fremde Geräusch in den Zimmern über uns, jedes Bellen im Hof konnte Gefahr bedeuten. Unsere Trauer um die anderen wurde von der ständigen Angst um das eigene Leben begrenzt.

Einerseits kam es mir so vor, als hätte man mir das halbe Herz und das halbe Gehirn weggeschnitten. Ich dachte: Ich bin amputiert. Den-



noch verspürte ich auch Hoffnung. Ich wollte unbedingt überleben. Ich träumte davon, am Leben zu bleiben.

Aber auch von finsterner Rache träumte ich. Ich stellte mir vor, wie ich nach Deutschland fuhr und alle umbrachte – Männer, Frauen, sogar Kinder. Ich malte es mir aus. Ich legte heilige Schwüre ab, dass ich es wirklich tun würde. Ich wollte schießen und schießen, nicht mehr aufhören zu schießen. Ich empfand es als meine Aufgabe, fühlte mich gegenüber meiner Mutter, meinem Vater und all den anderen förmlich dazu verpflichtet.

Dann stellte ich mir einen Aufstand vor. Wieso hatten wir uns eigentlich nicht gegen die Deutschen erhoben? Die Arbeitstrupps waren an so vielen Orten beschäftigt worden. Wir wussten, wo Waffen lagerten. Wir hätten die Deutschen bezwingen können. Ich spielte in Gedanken alle Möglichkeiten durch. Wir hätten sie töten können. Dann hätten wir uns ihre Lkws genommen und wären in den Wald gefahren. Auf die Weise hätten wir vielleicht fünfhundert oder gar tausend Menschen retten können. Enorm viele, und jeder für sich eine Welt.

Dass es tatsächlich eine rudimentäre Widerstandsgruppe gegeben hatte, wusste ich nicht, bis Bass davon berichtete. Sie war von den zionistischen Lehrern der Tarbut-Schule begründet worden; die Kommunisten und die Bundisten hatten eigene Gruppen gebildet. Sie hatten Pässe gefälscht, und einigen wenigen aus ihren Reihen war es gelungen, zu den Partisanen zu stossen, doch bedeutendere Dinge hatten sie nicht zuwege gebracht. Sie redeten davon, auszubrechen, zu kämpfen, fanden jedoch keinerlei Unterstützung bei den Rabbis oder bei Brawer, dem Direktor des Tarbut, der auch dem Judenrat vorstand. Die Führer der jüdischen Gemeinschaft hatten zu Geduld geraten, dazu, die Häupter gesenkt zu halten. Selbstverständlich würden einige Menschen ums Leben kommen, das sei tragisch, doch man dürfe nicht vergessen – so hatten sie geltend gemacht –, dass Krieg sei. So sei es bei Pogromen immer zugegangen. Am Ende würden wir überleben.

Ich malte mir auch aus, wie es wäre, aus unserem Loch hinauszuklettern und in den Wäldern bei den Partisanen zu leben. Oder in die So-

wjetunion zu flüchten. Dort könnte ich Pilot werden. Vielleicht könnte ich es irgendwie sogar bis nach England schaffen und gemeinsam mit den Briten gegen die Deutschen kämpfen. Hier war ich völlig ohnmächtig. Wenn ich wenigstens ein Gewehr in die Hand bekommen hätte, um zu kämpfen. Mein Gott, wie sehr ich mir das wünschte!

Darüber sprach ich sogar mit Sender. Warum konnten wir nicht einfach raus aus unserem Versteck? Gut, wir wussten nicht, wo sich die Partisanen befanden. Aber irgendwo mussten sie doch sein, und wenn wir in diesem Loch ausharrten, würden wir sie nie finden. «Sei still», erwiderte Sender. «Wir müssen überleben, und eine andere Chance gibt's für uns nicht. Was du da erzählst, ist blanker Unsinn.» In ruhigeren Momenten war mir das selbst klar. Es war tatsächlich blanker Unsinn. Wir hatten keinen blassen Schimmer, wo sich die Partisanen eigentlich aufhielten. Wir befanden uns fast zweitausend Kilometer hinter den deutschen Frontlinien, in einem Gebiet, wo jeder Jude, der sich zeigte, sofort erschossen wurde. Blanker Unsinn, blanker Unsinn.

Zu anderen Zeiten dachte ich ausführlich darüber nach, was ich einmal werden wollte. Ich kostete alle Möglichkeiten aus. Am Ende setzte sich mein alter Traumberuf durch: Ingenieur. Wie einem wohl zumute war, wenn man eine Erfindung machte? Wie gern wollte ich etwas tun, was die Wissenschaft voranbrachte! Ich war mir jedoch darüber im Klaren, dass auch das nur Phantasien waren, wie mein Traum von einem Gewehr, mit dem ich Deutsche töten würde, oder der Traum von meiner Flucht zu den Partisanen. Ich träumte vom Erwachsensein und von einem Beruf, doch um meine Aussichten, das Erwachsenenalter zu erreichen, stand es gar nicht gut.

Ausserdem entstand in mir eine grosse Sehnsucht nach Israel. Daheim und in der Schule war ich mit dem zionistischen Gedankengut vertraut gemacht worden, doch war es damals für die meisten von uns blosser Theorie geblieben. Im Ghetto hatte die Idee jedoch eine grosse Anziehungskraft gewonnen. Angesichts der Schreckensnachrichten über die deutschen Siege und den brutalen Vormarsch der deutschen Armee war deutlich geworden, dass es auf Erden nur mehr einen Ort gab, an dem wir leben konnten. Das war *Erez Jisrael*. Israel war unsere

Heimat, das einzige Land, wo wir, wenn wir denn sterben müssten, wenigstens mit der Waffe in der Hand sterben würden. Mir gingen die vielen Deportierten nicht aus dem Sinn, die, als sie aus dem Ghetto abgeführt wurden, gerufen hatten: «Vergesst nicht Israel. Kämpft für Israel, ihr, die ihr am Leben bleibt. *Forgess nit Jisrael!*» Hatte ich denn nicht die Schreie gehört, als ich unter Peitschenhieben marschierte, als ich mich auf dem Speicher versteckt hielt? Hatte ich ihr letztes Vermächtnis an die Überlebenden nicht vernommen – ihr einziges Vermächtnis?

Im Ghetto hatten wir über Palästina gesprochen, und nun sprachen wir auch in unserem Loch darüber. Sender vermochte die zionistische Idee nicht zu begeistern; Mottl und Goldie Bass sowie mich dagegen schon. Sender war vor allem ein praktisch denkender Mann. Ein Heimatland zu haben wäre wundervoll, nur: War so etwas überhaupt machbar? Er glaubte nicht daran. Israel war ein Traum. Schon davon zu reden war Träumerei. Wir mussten dem Hier und Jetzt ins Auge blicken. Wir hatten jeden Tag neu die Aufgabe, zu überleben, nicht aber Phantasiebildern nachzuhängen.

Ich liess mich jedoch nicht davon abhalten, mir Palästina in den leuchtendsten Farben auszumalen. Mir standen Bilder vor Augen, die ich in Büchern gesehen hatte: Bauern, die mit einer Hand den Pflug führten und in der anderen ein Gewehr hielten. Ich träumte davon, in einem Kibbuz zu arbeiten und die Felder zu bestellen, vom Leben in der Gemeinschaft, von einem eigenen Staat. Der Gedanke, dass die Juden eines Tages in einem Land Zusammenleben würden, ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Welch ein starkes Land würde das sein, ein Land, in dem ich frei sein würde, wo mir alle Möglichkeiten offenstanden!

Ich entwickelte auch lebhaftere Vorstellungen davon, wie es wohl sein würde, wenn die Deutschen besiegt wären und wir heil aus unserem Loch hervorkommen würden. Wie unsere polnischen Nachbarn uns herzlich begrüßen, uns voller Erbarmen und Mitgefühl in die Arme schliessen würden. Uns als von den Toten Auferstandene willkommen heissen. Denn bei all meinen Träumen von weit entfernten, unerreichbaren Ländern – Russland, England, Palästina – glaubte ich in Wirklichkeit, dass ich höchstwahrscheinlich doch in Grodno bleiben würde,

falls ich durch einen glücklichen Zufall lebend aus diesem Loch herauskäme. Es war der einzige Ort in der Welt, den ich kannte.

Ich hatte auch Phantasien über die Familie Puchalski. Wenn das ganze Elend einmal vorbei wäre und bekanntwürde, was sie getan hatten, würden sie als Helden bejubelt. Die polnische Regierung würde sie mit der höchsten Tapferkeitsmedaille des Landes, dem *Virtuti Militari*, auszeichnen. Ich würde ihnen immer dankbar sein und eine Möglichkeit finden, ihnen bis zu meinem Lebensende zu helfen. Ich dachte sogar daran, möglicherweise eine der Töchter zu heiraten. Erst zog mich die eine an, dann erwärmte ich mich für die zweite, anschliessend für die dritte. Ich litt entsetzlich unter dem Mangel an Zuneigung. Auch das Geschlechtliche fehlte mir; im Körper eines sechzehnjährigen Jungen, der in einem Loch haust, kreisen die gleichen Hormone wie im Körper aller Sechzehnjährigen. Die Welt, in der ich gelebt hatte, existierte nicht mehr, und mit ihr waren auch all die Mädchen verschwunden, all die Objekte meines Verlangens. Doch die Töchter Puchalski wohnten direkt über uns, nur wenige Zentimeter über meinem Kopf.

Ich mochte zu Bewegungslosigkeit verurteilt sein und nichts sehen können, doch in meiner Vorstellungswelt ging es überaus lebhaft zu. Da gab es Mädchen und Gewalt – Liebe, Hass und unsägliches Verlangen. Da hörte ich auch Musik – Symphonien, Konzerte und Sonaten, alles, woran ich mich aus der Zeit erinnern konnte, als ich im Orchester Geige gespielt hatte. Mozarts Marsch *alla turca*, Beethovens Fünfte Sinfonie, die Ouvertüre von *Boieldieu*, all das kam mir wieder in den Sinn. Mit der Zeit konnte ich die Musik in meinem Kopf spielen, die verschiedenen Partien hören. Ich lag da und spielte alles, was ich kannte, immer und immer wieder; ich erinnerte mich an die Einsätze, an *Crescendos*, *Ritardandos* und *Fermaten*. Ich fragte mich, wie *Szczuryk*, das grosse musikalische Wunderkind *Grodnos*, sie wohl auf seiner Geige gespielt hätte. Der Gestank und die Hitze im Loch entschwanden, und Mendelssohns Violinkonzert mit all seinen herrlichen Tönen erfüllte mein Herz. In meinem privaten Konzertsaal lauschte ich allen mir bekannten Musikstücken. Ich ärgerte mich, dass ich mich nicht ernsthaft-

ter mit Musik beschäftigt, dass ich nicht zehnmahl mehr zu spielen gelernt hatte.

Ich besaß ein in Leder gebundenes Büchlein, das Janova irgendwo entdeckt hatte, eine Lyrikanthologie in russischer Sprache. Wenn wir beim Lampenschein assen, las ich Puschkin und Lermontow und versuchte, mir ihre Gedichte Vers für Vers einzuprägen. Wurde dann die Lampe gelöscht, wiederholte ich das Gelesene so oft, bis es in meinem Gedächtnis eingeebnet war. Bei der nächsten Mahlzeit überprüfte ich das Auswendiggelernte, bevor ich mich der nächsten Strophe zuwandte.

Mit all diesen Dingen beschäftigte ich mich während der endlosen Stunden. Doch trotz meiner Tagträumereien verging ich, genau wie die anderen, vor Kummer und Schmerz. Jeder lebte in seiner eigenen geistigen Welt, hing seinen ganz persönlichen Träumen nach, wurde von ureigenen Ängsten gequält und zog sich in sein Leid zurück. In dieser unserer Welt, in diesem Grab, das wir zusammen bewohnten, war wenig Raum für Austausch. Die Einsamkeit der vier nebeneinanderliegenden Menschen wurde nicht durch liebevollen Umgang oder Vertrautheit überbrückt. Wir hatten nicht die Kraft, über Dinge miteinander zu reden, die unaussprechlich waren.

Sender war genauso verschlossen wie wir alle. Ungezwungen konnte ich mit ihm nur über sachliche Themen reden. In dieser Hinsicht war Mathematik geradezu ideal – eine Welt abstrakter Theorie und Logik, die den Verstand herausforderte. Kartenspiele waren nicht minder hilfreich. Den Spielverlauf zu verfolgen und sich Taktiken auszudenken konnte einen stundenlang beschäftigen. Bei dieser Art von rein abstrakten Themen lebte Sender richtiggehend auf. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass er dabei gewissermaßen von den Toten auferstand.

Sender sorgte sich auffallend um mich. Er hatte, ohne dass wir je auch nur ein Wort darüber gewechselt hätten, eine väterliche Haltung mir gegenüber eingenommen. Ganz selten rauchte er eine Zigarette, die er sich aus Zeitungspapier und Tabak drehte, den Jan ab und zu aus der Tabakfabrik mitbrachte, in der er beschäftigt war. Ich hätte auch gern

geraucht; im Ghetto hatte ich damit angefangen, als ich mit meinen Freunden in den Gassen Zigaretten schmuggelte. Doch Sender liess es nicht zu. «Dein Vater würde es dir nicht erlauben, wenn er an meiner Stelle hier wäre. Ich bin zwar nicht dein Vater, Felix, aber dein Vormund, und deshalb behandle ich dich so, wie dein Vater dich behandeln würde, wenn er hier wäre. Ich verbiete dir zu rauchen.»

Meine Mathematikkenntnisse bereiteten Sender besonders grosse Sorgen. «In welcher Klasse bist du, Felix?» (Ich hatte seit anderthalb Jahren keine Schule mehr betreten.) «Wieso bist du in Mathematik nicht weiter?» Da hatten wir plötzlich ein Thema, das unser beider ganze Aufmerksamkeit verlangte – die von Sender beim Lehren und meine beim Lernen.

«Denk dir ein Dreieck», sagte er. «Ein Dreieck hat drei Seiten. Was ein rechter Winkel ist, weisst du, Felix?»

«Gewiss.»

«Also. Eine Seite ist waagrecht, eine andere senkrecht. Eine dritte verläuft gegenüber dem rechten Winkel, das ist die Hypotenuse. Einen Winkel nennen wir Alpha, den zweiten Beta. Der dritte Winkel hat neunzig Grad. Kannst du mir folgen?»

«Ja.»

«Gut. Der Winkel Alpha befindet sich unten, Beta oben. Kapiert?»

«Ja.»

«In Ordnung. Nun stell dir vor, ich teile die dem Winkel Alpha gegenüberliegende Seite durch die Hypotenuse. Du kannst mir folgen?»

«Ja.»

«Die Ergebniszahl nennen wir Sinus.»

«Das verstehe ich, Sender. Aber was zum Teufel ist dieser Sinus? Was soll die Zahl bedeuten?»

«Mach dir darüber mal keine Gedanken. Versuch nur, mir zu folgen.»

«Das geht nicht, Sender. Es ergibt keinen Sinn. Was ist das, ein Sinus? Und wenn ich das Ding nun Tante nennen würde? Was soll das heissen – Sinus ist ein Verhältnis. Was ist ein Verhältnis?»

«Sei still. Dies ist der Sinus. Wenn du den anderen Schenkel durch

die Hypotenuse teilst, erhältst du den Kosinus. Das Verhältnis der ersten zur zweiten Seite ist der Tangens. Verstehst du das?»

«Ja.»

«Daraus folgt aber: Der Tangens ist der Quotient aus Sinus und Kosinus.»

«Nein», sagte ich. «Das ist unmöglich.»

«Pass auf, Felek. Überleg doch mal. Der Sinus ergibt sich, wenn du die eine Seite, der Kosinus, wenn du die andere Seite durch die Hypotenuse teilst. Bildest du nun den Quotienten, heben sich die Hypotenusen auf. Es bleibt das Verhältnis der beiden Seiten.»

«Sender, du hast recht. Der Tangens ist der Quotient aus Sinus und Kosinus.» Die Sache begann mir einzuleuchten, und Sinus, Kosinus und Tangens nisteten sich in meinem Kopf ein.

«Und wenn ich nun behaupte», sagte Sender, «dass die Gleichung Sinus Quadrat Alpha plus Kosinus Quadrat Alpha eins ergibt. Würdest du mir glauben?»

«Nein», sagte ich. «Beweis es mir.»

Und so begann er zu sprechen. Manches habe ich auswendig gelernt, habe es einfach akzeptiert. Anderes habe ich anhand der Beweise verstanden. Am schwierigsten waren die Gleichungen zweiten Grades,  $ax^2 + bx + c = 0$ . Bestimme  $x_1$  und  $x_2$ . Das taten wir. Jetzt wurde unser Verstand dauernd geschult; es gab eine endlose Folge von Diskussionen und Vorträgen über Geometrie und Algebra. Wenn wir unsere Öllampe anzündeten, nahmen wir manchmal Zeitungsfetzen und einen Bleistift zur Veranschaulichung von Senders Ausführungen zu Hilfe.

Auf die Weise wurde mir eine ungewöhnlich gute Schulung zuteil, wobei ich damals natürlich nicht ahnte, wie ausserordentlich sie war und wie sehr sie mir später nutzen sollte. Wenn die Kinder über Tag ausser Haus waren und wir die Lampe anzünden konnten, spielten wir gelegentlich auch Karten. Senders Lieblingsspiel war 69, eine Art von vereinfachtem Bridge. Als er beobachtete, wie ich spielte, wurde er wiederum ganz nervös. «Herje, Felix», sagte er. «Du verstehst ja gar nicht, wie man die Karten zählt.» Er selbst behielt den gesamten Spielverlauf

im Kopf und schaffte es schliesslich, mir seine Methode nahezubringen.

Ich bat Mottl Bass, mich ein wenig in Geschichte und Literatur zu unterrichten. Mich dürstete nach Wissen. Ich sog es auf wie ein Schwamm. Bass war Rechtsanwalt und hatte sich in zionistischen Organisationen engagiert. (Sein Vater hatte als Vertreter Polens am ersten Zionistischen Weltkongress in Basel teilgenommen.) «Erzähl mir von der jüdischen Geschichte», forderte ich ihn auf. Oder von griechischer oder römischer Geschichte. Irgendwas. Doch Bass war viel zu verstört und verängstigt, um sich darauf konzentrieren zu können.

Ich dachte an den Geschichtsunterricht in der Schule zurück; da ging es allerdings meist nur um Jahreszahlen von Schlachten und Lebensdaten von Königen, die man sich für Prüfungen merken musste. Wie meine Freunde auch, hatte ich lediglich das Nötige gelernt und war anschliessend Fussball spielen gegangen. Doch jetzt begann ich darüber nachzudenken. Die Schlacht von Grünberg – hatte sie nun im Jahre 1410 oder 1411 stattgefunden? Und worum war es da eigentlich gegangen? Ich versuchte mich verzweifelt zu erinnern, bemühte mich, die Ereignisse zu rekonstruieren und mir die Landkarte zu vergegenwärtigen. Als kleiner Junge war ich in Geographie gut gewesen. Die Namen der Länder und ihrer Hauptstädte waren mir so vertraut, dass meine Eltern daraus ein Gesellschaftsspiel machten.

«Felix, wie heisst die Hauptstadt von Albanien?»

«Tirana.»

«Wie heisst die Hauptstadt von Bulgarien? Norwegen? Spanien?» Meine Eltern und Grosseltern strahlten, wenn der Kleine vor den Gästen die Hauptstädte aufsagen konnte.

Ich sah die polnische Landkarte vor mir. Polen und Litauen. Historische Karten. Wieso war Polen auf der einen Landkarte so gross und auf einer anderen so klein? War das eine Folge der Schlacht von Grünberg? Manchmal wusste Bass die Antwort, manchmal nicht. Der Ingenieur Sender kannte sich mit diesen Dingen nicht aus. Er wusste in Mathematik und Naturwissenschaften Bescheid, aber nicht in Geschichte, was ihn allerdings nicht davon abhielt, mir seine Meinung zu sagen. Ich zog dann meine eigenen Schlüsse.



Im Stillen entwickelte ich ein System, um mir Geschichte epochenweise zu merken. Was hatte sich beispielsweise 1830 ereignet? Oder 1848? 1863? Diese bedeutsamen Jahreszahlen waren mir im Gedächtnis haften geblieben. Was in Polen vorgefallen war, wusste ich. Über die Ereignisse in Frankreich war ich vielleicht ein bisschen im Bilde. Und was war in England geschehen? Ein weisser Fleck. Was hatte sich in Amerika getan? Wiederum ein weisser Fleck. Also stellte ich Fragen. Manchmal bekam ich eine Antwort, manchmal nicht. Auf die Idee war ich durch den Schulunterricht während der Zeit der sowjetischen Besatzung gekommen. Vor dem Krieg hatten wir ausschliesslich polnische Geschichte gelernt. Andere Länder waren nur erwähnt worden, wenn die Ereignisse dort Polen betrafen. In sowjetischen Schulen aber wurde Geschichte nach Epochen gelehrt, um zu zeigen, wie die grossen Revolutionen die verschiedenen Länder erfasst hatten.

Bass war zwar nicht in der Verfassung, mir Geschichtsunterricht zu erteilen, verstand sich jedoch grossartig darauf, mit dem jüdischen Kalender Schritt zu halten. Wir gaben uns redlich Mühe, das Verstreichen der Tage, Wochen und Monate zu registrieren, um gegen die Gefahr der Orientierungslosigkeit anzukämpfen. Kompliziert war es, die Daten der jüdischen Feiertage zu errechnen. Der jüdische Kalender weicht ja nicht nur allgemein vom regulären Kalender ab, sondern es gibt zudem jährliche Verschiebungen. Wir versuchten das Datum für Passah, Jom Kippur und Rosch Haschana herauszufinden. Bass bewies dabei grosses Geschick und wurde mit der Zeit zu einem lebenden Kalender, auf den wir anderen uns verliessen. «Aha», sagte er nach einigen nicht nachvollziehbaren Berechnungen. «Morgen müsste der erste Tag des Passahfestes sein. Da sollten wir kein Brot essen» – immer vorausgesetzt, dass wir überhaupt Brot hatten. Oder, falls uns nur Brot zur Verfügung stand, taten wir so, als wäre es Matzen.

Wir sprachen auch von den übrigen religiösen Festtagen, warteten damit aber immer, bis die Kinder aus dem Haus waren und die Luft rein schien. Über historische und religiöse Themen zu reden half uns, ein Gefühl von Zivilisiertheit zu bewahren. Wir mochten zusammenge-

krümmt in einer ekelhaften Grube leben, wir waren dennoch eine Gesellschaft, wenn auch im Kleinen. Eine Gesellschaft in einem Loch.

Die Unterhaltungen über Festtage mündeten unweigerlich in Gespräche über Moral. Mir dämmerte allmählich, dass es unsere – oder besser Senders – Verhaltensregeln waren, die uns ein Überleben überhaupt möglich machten. Kein Wunder, dass die Zehn Gebote festgehalten worden waren; sie zeigten den Menschen einen Weg des Zusammenlebens auf. Moralregeln hatten nicht das geringste mit abstrakten Vorstellungen zu tun. Sie stellten strenge und einfache Überlebensgebote dar. Es wäre tödlich für uns gewesen, wenn wir uns auf Geschlechtsverkehr, auf Betrügereien bei der Nahrungsverteilung oder Zänkereien eingelassen hätten. Dann hätte Janova uns vor die Tür setzen müssen, oder wir hätten uns gegenseitig umgebracht. Wir mussten Regungen wie Eifersucht, Ressentiments und Zorn ausradieren. Es war eine simple Lektion: Hier sind die Regeln; haltet ihr sie ein, werdet ihr überleben. Wenn nicht, müsst ihr sterben.

Nur einmal, ganz am Anfang, gab es einen potentiell verhängnisvollen Konfliktstoff. Die Goldmünzen, die wir Janova gaben, stammten aus der Gürteltasche von Mottl Bass. Sie bildeten unser Überlebenskapital; ohne sie wären die Puchalskis nicht imstande gewesen, uns zu ernähren – und sehr wahrscheinlich auch nicht sich selbst. Nun war Bass aber ein Verbindungsmann gewesen, also jemand, der im Ghetto über grossen Einfluss verfügte, und Sender kam der Gedanke, Bass könnte das Gold von Juden genommen haben, die er dafür vor der Deportation bewahren sollte. Handelte es sich also um Geld, das Bass entgegengenommen hatte, um die Namen von Menschen von Deportationslisten zu streichen? War es Blutgeld?

Sender wollte genau wissen, woher das Geld stammte. Bass erklärte, es habe einem Onkel von Goldie gehört, der es ihr vor seinem Tode geschenkt habe. Als Goldie diese Aussage bestätigte, gab Sender sich zufrieden. Ich selbst hatte keine Meinung dazu, wusste aber, dass die Goldmünzen identisch waren, was nur bedeuten konnte, dass sie nicht von vielen verschiedenen Personen stammten. Einen Moment lang hat-

te ich Angst. Ich fragte mich, wie Sender reagieren würde, wenn es sich tatsächlich um Blutgeld handelte. Er würde Bass möglicherweise hinauswerfen oder umbringen. Die Anspannung war fast unerträglich. Doch dann akzeptierte Sender die Erklärung, und die Spannung verflog.

Wir mögen ein reiches Innenleben besessen haben, doch ist uns die Zeit deshalb nicht schneller vergangen. Ab und zu kam Janova mit einer Neuigkeit aus dem Dorf oder von Heidemak zurück. Kurz nach unserer Ankunft erzählte sie, im Fluss seien zwei Leichen gefunden worden; es handelte sich um das jüdische Ehepaar Alexandrowicz, das zur gleichen Zeit aus dem Ghetto geflohen war wie wir. Beiden hatte man die Kehle durchgeschnitten. Dem Gerede im Dorf zufolge waren sie wegen des mitgebrachten Goldes und der Pelzmäntel von den Leuten ermordet worden, bei denen sie sich versteckt hatten. Es gab aber auch die Theorie, die Polen seien einfach in Panik geraten und hätten sie aus Angst, erwischt zu werden, getötet. Wenig später hörte Janova von Heidemak, Berko sei aus Treblinka geflüchtet, von der Gestapo aber wieder gefangen genommen und ins Gefängnis von Bialystok gesteckt worden. Wir hausten bereits drei Monate in unserem Loch, als Janova im April 1943 von Gerüchten über einen jüdischen Aufstand in Warschau berichtete.

Janova hatte auch gehört, dass man die wenigen Juden, die nach der Februardeportation in Grodno zurückgeblieben waren, nach Bialystok abtransportiert hatte. Seit Februar hatten sie in einem winzigen Teil des früheren Ghettos eingeschlossen gelebt. Nun waren auch sie verschwunden.

*AUS DEN DOCUMENTS CONCERNING THE DESTRUCTION OF THE JEWS OF GRODNO:*

Nach der zweiten Aktion Mitte Februar 1943 lebten noch knapp 1'000 Menschen im Ghetto 1. Dabei handelte es sich um einige hundert Handwerker und andere sogenannte nützliche Juden und um solche Juden, die während der Aktionen geflohen und untergetaucht waren und nun wieder aus ihren Verstecken hervorkamen und zurückkehrten. Sie wohnten in einem stark ver-

kleinerten Ghetto, das lediglich eine kleine Häusergruppe am Ghettoeingang umfasste.

Diese Juden wurden Mitte März 1947 ins Ghetto von Bialystok verlegt. Damit war auch das Ghetto 1 völlig geräumt und Grodno nach der Sprache der Gestapo «judenrein».\*

Herr Heidemak erwies sich im Laufe der Zeit immer wieder als unschätzbare Freund. Eines Tages litt Sender unter Zahnweh, so sehr, dass er es trotz seiner stoischen Art erwähnte. Wir beteten, dass die Schmerzen weggingen, sie wurden aber schlimmer und schlimmer, und als sein Kiefer anschwell, war uns klar, dass er sich entzündet hatte. Dann begann Sender über Kopfschmerzen zu klagen. Schliesslich tat ihm auch noch ein Auge weh. Es musste etwas unternommen werden. Janova begab sich zu Heidemak in der Stadt, um zu fragen, ob er nicht irgendwie ein paar zahnärztliche Instrumente beschaffen könnte, und eines Tages kam sie dann mit einer kompletten Zahnarzttausrüstung zurück.

Wir waren unglaublich dankbar, als Janova sie uns herunterreichte. Ich selbst hatte allerdings auch grosse Angst, denn ich war zum Zahnarzt auserkoren worden. Wir zündeten die Lampe an. Sender öffnete den Mund, und Bass hielt das Licht, damit ich hineinschauen konnte. Ich nahm eines der Instrumente und klopfte die Zähne der Reihe nach ab. Es bestand kein Zweifel: Einer der grossen hinteren Backenzähne war der Übeltäter.

Ich fuhr mit der Zange in Senders Mund, bekam den Zahn zu fassen und packte so fest zu, wie ich eben konnte. Dann fing ich an zu ziehen. Sender litt Höllenschmerzen; der Ausdruck auf seinem Gesicht war erschreckend, doch irgendwie gelang es ihm trotzdem, nicht zu schreien. Ich zog und zog, aber er gab keinen Ton von sich. Endlich lockerte sich der Zahn. Ich bewegte ihn hin und her, bis ich zum letzten, heftigen Ruck ansetzte und er freikam. Eiter spritzte heraus. Als ich wieder in Senders Mund schaute, klaffte dort, wo der Zahn gesessen hatte, ein grosses Loch. Es war voll Blut und Eiter, und ich säuberte es mit Mull,

\* Klarsfeld, Volume V, S. 47/48.

so gut es ging, bevor ich es mit Kampfer und noch mehr Mull auffüllte. Wie Sender eine noch schlimmere Entzündung erspart blieb, war mir schleierhaft; doch die Schwellung ging in den nächsten Tagen zurück, und Sender sagte, die Wunde heile.

Als wir eines Tages nach dem verabredeten Signal die Falltür öffneten, kletterte zu unserem Erstaunen Esther Shapiro Heidemak zu uns ins Loch hinunter. Wir machten zwischen meinen Füßen für sie Platz (als wir in das Loch gestiegen waren, hatte ich die Beine ausstrecken können, doch seither war ich so sehr gewachsen, dass ich sie nun an winkeln musste). Sie brachte schlechte Nachrichten. Heidemak war verhaftet worden. Die Gestapo hatte entdeckt, dass er dem Untergrund angehörte, und hatte ihn abgeholt. Sie selbst hatte sich bei ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin versteckt; die beiden hatten sie jedoch, kaum war Heidemak fort, hinausgeworfen. Zum Glück hatte ihr Mann ihr von uns erzählt. Sie konnte sonst nirgendwo hin.

Es war irgendwann im Februar 1944, als Esther Heidemak zu uns kam. Zu dem Zeitpunkt hausten wir bereits seit einem Jahr in dem Loch. Nun waren wir noch eine Person mehr. Inzwischen besaßen wir aber die nötige Überlebensdisziplin. Wir passten uns an.

Die Nachrichten von der Front machten es uns leichter. In jenem Winter befand die Rote Armee sich überall in der Offensive. Sie bombardierte das etwa 550 Kilometer nordöstlich von Grodno gelegene Witebsk, und im Süden stand sie bei Kowel, also noch näher. Wir besaßen inzwischen grosse Übung im Deuten der mehrere Tage alten deutschen Zeitungen, die Janova uns mitbrachte. Voller Freude lasen wir, dass die Front «neu formiert» wurde, um die Nachschubwege zu verkürzen. Jeder «taktische Rückzug» der Deutschen brachte uns die Sowjets näher. Wir kannten jede Truppenbewegung und jeden Termin; es würde nicht mehr lange dauern, bis die Sowjets die Deutschen durch Polen zurückdrängten.

Anfang Juni erfuhren wir, dass die Amerikaner und die Briten mit einer riesigen Invasionsstreitmacht über den Ärmelkanal gesetzt hatten. Nun war endlich die zweite Front eröffnet worden. Ich verbrachte Stun-

den damit, mir auszumalen, wie dort gekämpft wurde. Und ich fragte mich, wie wohl den Franzosen zumute war, die soeben befreit wurden. Auch dort – davon war ich fest überzeugt – hatten sich Juden versteckt gehalten, vielleicht sogar in Löchern wie dem unsrigen, und nun waren sie frei. Ich versuchte mir vorzustellen, wie einem da ums Herz war.

Im Juli bewegte sich die Front ernsthaft auf uns zu. Von Janova erfuhren wir, dass Witebsk genommen worden war, dann Minsk, schliesslich auch Baranowitschi – nicht weit von der alten polnischen Grenze entfernt. Ich spürte, wie die Erregung in unserem Loch zunahm. Ich begann darüber nachzudenken, wie es wohl wäre hinauszukommen, stellte mir den Anblick des Himmels vor, das Gefühl beim Einatmen frischer Luft. Seit fast anderthalb Jahren hatte ich die Sonne nicht mehr gesehen. Wir vernahmen ein fernes, tiefes Grummeln in der Erde – Artillerie. Ab und zu donnerte ein Flugzeug über das Haus hinweg. Jan und Janova waren ebenfalls ganz aufgeregt; wir hatten uns daran gewöhnt, den Zustand der Welt am Klang ihrer Stimmen abzulesen. Die meiste Zeit hatten sie stoisch und gefasst geklungen. Jetzt hörten sie sich zunehmend erwartungsvoll an.

Doch wir nahmen auch die Anspannung der Puchalskis wahr. Eines Tages fuhr ein Wagen vor – so etwas war noch nie vorgekommen. Die kleinen Kinder hatten lärmend über unseren Köpfen gespielt. Jetzt wurden sie schlagartig still. Der Hund bellte. Von draussen drang leicht verzerrt klingendes Deutsch herein. Unser erster Gedanke war: Wir sind verraten worden.

Wir erstarrten vor Angst. Dann merkte ich, dass Mottl Bass seine Position änderte, um – wie ich annahm – die Rasierklingen hervorzuholen, die er sich aufgespart hatte. Er hatte geschworen, sich eher umzubringen als sich von den Deutschen gefangennehmen zu lassen; er war der Meinung, das sollten wir alle tun. Doch die Minuten verstrichen, ohne dass jemand das Haus betrat. Draussen fuhren weitere Wagen vor. Wir hatten keine Ahnung, was da vor sich ging, ausser dass die Deutschen vielleicht den von uns langersehten Rückzug antraten.

Die von den Deutschen verursachten Geräusche nahmen im Laufe des Tages noch zu. Mittlerweile war das ferne Donnern der Geschütze lauter geworden. Die Mauern des Hauses erbebten. Als der Abend anbrach, kamen Leute herein, die allerdings polnisch sprachen. Wir erkannten die Stimmen von Nachbarn.

Später am Abend, als sie gegangen waren, klopfte Jan an die Falltür und bat Sender, nach oben zu kommen. Die Neuigkeiten, mit denen mein Onkel zurückkehrte, waren höchst beunruhigend. Die Deutschen hatten auf ihrem Rückzug unsere Gegend erreicht. In den umliegenden Wäldern waren Einheiten von überall her gesichtet worden, aus Baranowitschi und Molodetschno, sogar aus Wilna. Soweit Jan und seine Freunde wussten, planten sie nicht, sich für längere Zeit hier niederzulassen. Wenn wir Glück hatten, war das Ganze in wenigen Tagen vorbei. Bis dahin war es allerdings gefährlicher denn je. Es wimmelte von Deutschen. Aber auch von Partisanen, und es ging das Gerücht, manche Partisanentrupps erschossen Juden. Jan vermochte nicht zu sagen, wie oft seine Frau und er in der Lage sein würden, die Falltür zu öffnen; wir könnten also eventuell nicht mehr regelmässig jeden Tag Wasser und Nahrung bekommen. Möglicherweise sei es ihnen auch unmöglich, den Toiletteneimer zu leeren. Wir müssten uns ruhig verhalten.

Der nächste Tag begann mit dem wütenden Aufheulen von Motoren im Hof und mit deutschen Stimmen, die Befehle brüllten. Die Falltür blieb geschlossen. Es klang ganz so, als hätte sich eine Einheit direkt beim Haus niedergelassen. Die Schiessgeräusche, die wir seit dem Vortag hörten, rückten näher heran. Der Erdboden wurde mehrmals durch Explosionen in der Nähe erschüttert. Wir rochen Rauch. Irgendwann am Nachmittag quietschte das Bett über unseren Köpfen, und wir hörten die laute Stimme Janovas, die uns offenbar etwas mitteilen wollte. Es hatte den Anschein, als sässe sie auf dem Bett. Die Deutschen, sagte sie, zögen sich panikartig nach Augustow zurück. Sie jagten ihre Munition in die Luft und würfen ihre Gewehre in den Fluss. Es heisse, die Sowjets seien nur noch sechzehn Kilometer von Grodno entfernt.

Am Freitag, den 14. Juli, wurde es ruhiger. Wir konnten keine deut-

schen Stimmen mehr hören, und das Schiessen hatte aufgehört. Als Janova uns Nahrung und Wasser brachte, erzählte sie, die Deutschen hätten den Bahnhof von Grodno in Brand gesteckt; Postgebäude und Rathaus stünden ebenfalls in Flammen. Später am Tag wurden wir durch eine Reihe gigantischer Explosionen in Unruhe versetzt. «Sie haben die Brücken in die Luft gesprengt», sagte Janova, als sie an diesem Abend die Falltür öffnete. «Die Russen haben den Fluss fast erreicht.» Der Njemen floss keine hundert Meter vom Haus entfernt durch die Wälder. Unsere Befreiung stand unmittelbar bevor.

In dieser Nacht schliefen wir kaum, denn wir konnten es nicht erwarten, dass der Tag anbrach und Janova uns mitteilte, die Russen seien eingetroffen und wir dürften nach oben kommen. Am Morgen drang dann jedoch ein Geräusch durch die Erde zu uns, das mich in Angst und Schrecken versetzte: In unmittelbarer Nähe des Hauses wurde gegraben. Bald darauf ertönte Jans tiefe Bassstimme durch die Falltür: «Sie heben im Wald zum Fluss hin Schützengräben aus. Wir wissen nicht, was da los ist.»

Den ganzen Tag und die ganze Nacht blieben wir reglos liegen; uns war schlecht vor Angst. Das Graben hatte ein paar Stunden angedauert und war plötzlich eingestellt worden. Danach kehrte rings um das Haus Ruhe ein. Das Donnern der schweren Geschütze hörte nie auf, aber an das Geräusch hatten wir uns gewöhnt; es bildete den Hintergrund, vor dem wir alle anderen Laute wahrnahmen.

Am Sonntagmorgen, es war der 15. Juli, änderte sich die Situation vollständig. Rund um das Haus herrschte reges Treiben. Schwere Gegenstände wurden über den Boden geschleift, andere schlugen mit einem metallischen Geräusch gegeneinander. Wenige Meter von unseren Köpfen entfernt schienen Motorräder über den Hof zu jagen. Es war ein Krach, als hätte sich eine ganze Armee-Einheit eingefunden. «Mach schnell!» rief jemand auf deutsch. «Schnell!» Dann ertönte ein Klopfen unmittelbar über uns. Das Zeichen von Janova. Ihre Stimme klang ängstlich, gehetzt: «Wir müssen fort. Sie werden hier kämpfen. Man hat uns befohlen, das Haus zu verlassen.» Eine andere Stimme, harsch:



«Raus, raus! Schnell! Raus hier!» Und dann sagte Jan in gebrochenem Deutsch irgendetwas von einer Ziege.

Einen Augenblick später wurde es still im Haus. Doch in dem Zimmer über uns hörten wir Getrappel. Dann ein leises Blöken. Es war die Ziege, deren Hufe sanft auf den Holzfussboden klackten. Ich war völlig ausser mir, als ich begriff, dass die Puchalskis tatsächlich weggingen. In meinem Kopf drehte sich alles. Was sollten wir nun machen. Warum sie die Ziege ins Haus gebracht hatten, war mir absolut schleierhaft.

## *Sind das Juden?*

Jan und Janova kehrten nicht zurück. Das Haus war leer. Draussen tobte der Krieg, doch das einzige Geräusch drinnen war das gelegentliche Meckern der Ziege. Wir sassen in der glühenden Hitze fest. Wir hatten ein kleines Stück Brot und in unserer Flasche einen Liter Wasser. Der Toiletteneimer war seit zwei Tagen nicht geleert worden; er stank abscheulich. Zu Beginn der Kämpfe hatte Janova uns erzählt, die Deutschen hätten im Dorf mehrere Häuser angezündet, in denen sie noch Leute vermuteten, und draussen gewartet, um auf jeden zu schiessen, der den Flammen entkam.

Wir sind so gut wie tot, dachte ich. Nach allem, was wir durchgemacht haben, wird man uns nun ermorden. Der Gedanke war unerträglich. Grodno war befreit worden. Wer dort überlebt hatte, spazierte jetzt als freier Mensch durch die Strassen. Wir aber würden nie aus diesem Loch hinauskommen. Die Deutschen würden uns finden und erschliessen, oder sie würden das Haus in Brand setzen, und wir müssten bei lebendigem Leibe verbrennen, oder eine Granate würde uns in die Luft jagen. Mich erfasste ein unwiderstehlicher Drang auszubrechen. Wir durften nicht länger warten. Sender wollte jedoch nichts davon wissen. Dann gehe ich eben allein, dachte ich. Die anderen mögen ja vielleicht in diesem Grab bleiben wollen. Ich aber nicht.

«Sender», sagte ich, «ich muss hier raus. Ich bin guter Schwimmer, ich werde den Hügel hinuntersteigen und durch den Fluss schwimmen. Am anderen Ufer stehen die Russen, hat Janova gesagt. Ich haue ab, sobald es dunkel wird.»

«Kommt gar nicht in Frage», sagte Sender. «Die Deutschen werden dich schnappen, und wenn sie dich in die Finger kriegen, wirst du uns verraten.»

«Sender, du weisst, dass ich euch nie verraten würde. Eher würde ich sterben.»

«Red nicht so leichtfertig. Du hast ja keine Ahnung, was sie dir antun können. Wie kannst du nur meinen, dass du dem gewachsen wärst? Du bleibst hier!»

Ich flehte ihn an. «Bitte, lass mich gehen. Ich halte es hier nicht mehr aus. Was sollen wir denn machen? Wir haben nichts zu essen und nichts zu trinken. Der Gestank ist schrecklich. Wir wissen nicht mehr weiter. Bitte, lass mich gehen.»

«Ausgeschlossen», sagte er. Ich fing an zu schluchzen; vergeblich kämpfte ich dagegen an, versuchte es zu unterdrücken. Bei allem, was ich bisher durchgemacht hatte, war mir kein einziges Mal nach Weinen zumute gewesen. Doch nun übermannte es mich plötzlich. Sollten wir in diesem Dreckloch als Leichen enden, obwohl ich eine Chance hätte freizukommen? Nur weil Sender sie mich nicht nutzen lassen wollte?

«Schluss damit», sagte Sender. «Hör auf zu weinen. Bist du denn ein Kind? Glaubst du etwa, du wärst besser als die vielen anderen, die umgebracht worden sind? Bleib liegen und sei still. Das ist mein letztes Wort.»

Ein paar Minuten später war mein Panikanfall vorbei, und es ging mir wieder besser. Nicht dass sich unsere Lage entspannt hätte. Es waren Deutsche ins Haus gekommen, wir hörten sie sprechen. Einer sagte: «Was ist das für ein Gestank hier?» Wir wussten genau, woher der Gestank kam. Würden sie jetzt eine Durchsuchung vornehmen? Sender schob die Falltür ganz vorsichtig ein wenig zur Seite, und Mottl, der gut Deutsch verstand, steckte seinen Kopf ein Stück hinaus, um besser hören zu können. «Sie bleiben hier», flüsterte er uns zu. «Sie haben vor, im Haus zu übernachten.»

Nach einer Weile zog Mottl den Kopf ein, und wir machten die Klappe wieder zu. Die Deutschen hatten von Kämpfen gesprochen, berichtete Mottl aufgeregt, und von dem Befehl, die Stellung am Njemen um jeden Preis zu halten. Er hatte mitbekommen, dass Feldpolizei und SS-Truppen sich den Wehrmachtseinheiten angeschlossen hatten, um die Sowjets aufzuhalten. Wir hatten nicht die geringste Chance, wenn wir in unserem Loch blieben, und kaum eine Chance, wenn wir es ver-

liessen. Das Haus schien sich im Zentrum einer gewaltigen Ansammlung von Deutschen zu befinden.

In den späten Abendstunden kletterte Sender aus der Grube, um sich umzuschauen. Die Ziege war fort. Im grösseren Raum schlief ein Deutscher auf dem Sofa – zwei bis drei Meter von unserer Falltür entfernt. Sender blieb höchstens zwei Minuten draussen. Nach seiner Rückkehr trafen Mottl und er eine Entscheidung: Falls sich die Lage nicht ändern sollte, wollten wir in der folgenden Nacht versuchen zu entkommen.

In dieser Nacht schliefen wir nicht. Wir planten unsere Flucht. Wir wollten versuchen, aus dem Fenster zu klettern und uns durch die Wälder vom Njemen weg zu der kleinen Mühle am Fluss Lososnianka zu bewegen. Wenn es uns gelang, ans andere Ufer zu kommen, wollten wir ein nahegelegenes Dorf aufsuchen, wo Sender Leute zu finden hoffte, die uns verstecken würden. Sender und ich kannten die Gegend wie unsere Westentasche, und auch Goldie Bass hatte dort regelmässig Ferien gemacht, so dass sie den Weg ebenfalls finden würde.

Für den Fall, dass wir angehalten werden sollten, mussten wir eine übereinstimmende Geschichte parat haben. Mottl und Goldie besaßen anständige Papiere – echt wirkende Tatarenpässe, die im Ghetto gefälscht worden waren. Die kleine Gruppe der in Polen lebenden Tataren war in jeder Hinsicht polnisch, ausser dass es sich bei ihnen um Muslime handelte – um beschnittene Muslime. Der Tatarenpass enthielt sogar einen grossen Stempel mit dem ausdrücklichen Vermerk, dass der Passinhaber Muslim war. Esther Heidemak besass ebenfalls einen Ausweis – als polnische Katholikin. Nur Sender und ich hatten keine Papiere; Sender wollte sich jedoch als Ehemann und ich mich als Sohn Esthers ausgeben. Eventuell reichte ein Dokument für eine Familie aus.

Wir würden den Deutschen sagen, wir seien auf der Flucht vor den Bolschewiken. Wir hätten den Fluss vor ihnen überquert und mit anderen Flüchtlingen zusammen im Keller eines Hauses Schutz gefunden. Das Haus sei dann aber direkt getroffen worden und der Keller eingestürzt; wir hätten als einzige überlebt und alles verloren. Das Reden sollte Mottl Bass übernehmen. Er sprach Polnisch ohne jeden Akzent,

würde uns also nicht als Juden verraten. Falls die Deutschen allerdings einen Polen bei sich haben sollten, wären wir hoffnungslos verloren. Er wüsste mit einem Blick auf uns Bescheid.

Am nächsten Tag teilten wir das Brot und tranken das Wasser, tee-löffelweise. Ein Liter war nicht viel für fünf Personen. Wir schwitzten fürchterlich. In diesem Loch war es selbst im Winter heiss, und jetzt im Juli war es unerträglich.

Die Kämpfe schienen ein wenig abgeflaut zu sein; oder, so überlegte ich, vielleicht hatten wir uns auch an Lärm gewöhnt. In dieser Jahreszeit waren die Tage lang. Da wurde es frühestens um zehn Uhr abends dunkel. Wenn wir Glück hätten, wäre es eine Nacht ohne viel Mondschein. Und es wäre wirklich grosses Glück, wenn diesmal keine Soldaten im Haus schliefen.

Gegen halb zehn wurde die Haustür geöffnet. Jemand kam herein. Uns blieb das Herz stehen. Wir hörten das Quietschen des Sofas im grossen Zimmer. Jemand legte sich darauf. Der Mistkerl wird wieder hier schlafen, dachte ich. Nach einer Weile steckte Sender den Kopf durch die Falltür und horchte. «Er schnarcht», flüsterte er. «Ich glaube, er schläft.»

Wir warteten. Unterdessen bedeckten Mottl und Esther ein paar Familienfotos, die sie bei sich getragen hatten, mit Erde. Sender wollte sich nicht von seinen Fotos trennen. Um Mitternacht sprachen wir unseren Ausstieg ein letztes Mal genau durch, damit alles rasch und leise vor sich ging. Zuerst gehst du dorthin, dann du, anschliessend du. Du bewegst dich, du wartest. Du bewegst dich, du bleibst stehen. Ich mache dies, du machst das. Ich zog die Stiefel aus, die anderen entledigten sich ihrer Schuhe. Sender flüsterte: «Los», und dann hob er behutsam den Deckel an. Er kletterte hinaus und kroch unter das Bett; Bass folgte, dann Esther, dann ich, dann Goldie. Durchs Fenster fiel Mondlicht herein. Ich konnte alles deutlich erkennen. Als Goldie draussen war, schloss Bass die Falltür und legte die alten Kleidungsstücke darauf. Unterdessen stieg Sender bereits aus dem Fenster; wir folgten ihm. Die ganze Sache dauerte vielleicht eine Minute.

Die Nachtluft war mild und duftete nach Kiefern; eine leichte Brise liebteste meine Haut. Mir wurde schwindlig, und ich fürchtete schon,

ohnmächtig zu werden. Die sinnlichen Eindrücke überwältigten mich. Seit siebzehn Monaten war ich zum ersten Mal an der frischen Luft. Ich konnte mich nicht einmal mehr erinnern, wann ich zuletzt nach oben geklettert war, um mich zu waschen.

Wir zogen unser Schuhwerk rasch wieder an und machten uns auf den Weg. Da merkte ich erst, dass wir uns inmitten einer Schlacht befanden. Granaten flogen kreischend durch die Luft. Explosionen liessen die Wälder erbeben. In den Bäumen zu unserer Linken leuchtete ein Feuerball auf, die Funken stoben in alle Richtungen. Hier und dort brannte ein Feuer. In den scharfen Geruch von Kiefern mischte sich säuerlicher Rauch.

Wir hatten kaum fünfzig Meter zurückgelegt, als jemand mit lauter Stimme rief: «Halt!» Wir blieben wie angewurzelt stehen. «Das Kennwort!» Keiner öffnete den Mund. Wir hatten beschlossen, auf Deutsch nicht zu reagieren; wir waren polnische Flüchtlinge, die kein Deutsch verstanden. «Wer ist da?» fragte die Stimme. Eine Taschenlampe blitzte auf. Ihr Strahl traf uns. «Hände hoch!» Wir gehorchten. «Kommt mit!»

Kurz darauf befanden wir uns in einem Zelt mit Soldaten und einem Dolmetscher. «Sprechen Sie Deutsch?» fragte einer. Keine Antwort. «Na schön, dann polnisch!» Gott sei Dank! dachte ich. Der Dolmetscher ist Deutscher.

«Die Papiere!» befahl er. Mottl, Goldie und Esther händigten ihm ihre aus. «Sie haben keine», sagte Mottl und deutete auf uns. «Das sind Ehemann und Sohn von dieser Frau. Als der Keller einstürzte, haben wir alles verloren. Wir haben Glück, dass wir noch am Leben sind. Wir mussten vor den Bolschewiken fliehen.» Während Mottl seine Geschichte erzählte, wurden wir durchsucht. Ich konzentrierte mich auf Mottls Worte, konnte im Hintergrund aber die Soldaten miteinander reden hören: «Was ist los? Wer sind diese Leute – Saboteure? Fallschirmspringer?»

«Wieso ist der Junge so blass?» fragte der Dolmetscher. «Wie sind Sie überhaupt hierhergekommen? Die Gegend ist abgesperrt.»

Ich war blass, weil ich seit dem Tag der Deportationen kein Sonnen-

licht mehr gesehen hatte. «Er hat schreckliche Angst», erwiderte Mottl. «Wir sind ungefähr drei Kilometer von hier entfernt über den Fluss gekommen und haben uns dann mit den anderen versteckt. Wir haben als einzige überlebt.»

«Sie sind drei Kilometer an der Front entlanggelaufen, ohne angehalten zu werden?»

«Richtig. Keiner hat uns angehalten.»

Der Dolmetscher erstattete einem Hauptmann Bericht. «Drei Kilometer?» fragte der. «Wie ist das möglich?» Und schon nahm er fluchend das Feldtelefon und brüllte irgendjemanden wegen der mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen an.

Dann richtete sich seine Wut gegen uns. «Entschuldigen Sie», entgegnete Bass, nachdem er die Übersetzung abgewartet hatte. «Wir sind auf der anderen Seite des Flusses vor den Bolschewiken geflüchtet. Wir hassen die Bolschewiken. Dann haben Sie die Brücken in die Luft gesprengt, und die Schiesserei hat angefangen. Da sind wir ins erstbeste Haus gegangen, um uns zu verstecken. Jetzt möchten wir nach Losossna – dort wohnen Freunde von uns.» Die Deutschen kamen offenbar gar nicht auf den Gedanken, dass wir in dem kleinen, fünfzig Meter entfernten Haus die ganze Zeit mitten unter ihnen gewesen sein könnten. «Verdammt noch mal!» schrie der Offizier. «An der Front könnte sich nicht einmal eine Maus bewegen, ohne angehalten zu werden.»

Genau in diesem Augenblick fiel Goldie – so wie wir es für den Fall, dass wir in Schwierigkeiten gerieten, geplant hatten – in Ohnmacht. Alle Blicke wandten sich ihr zu. «Wir haben seit zwei Tagen nichts mehr gegessen», sagte Bass entschuldigend.

«Holt Kaffee für sie», befahl der Hauptmann. Dann wandte er sich an den Dolmetscher: «Sagen Sie ihnen, dass wir selber nichts zu essen haben. Wir werden der ganzen Sache morgen nachgehen. Und sagen Sie ihnen, sie sollen sich hinter den Hügel dort auf den Boden legen.»

Wir verbrachten die Nacht im Freien und lauschten auf das Pfeifen der Granaten. Dem Gespräch der Soldaten in unserer Nähe entnahmen wir, dass wir von einer Einheit der Feldpolizei gefasst worden waren. Wir waren überzeugt, sie würden uns nach einer kurzen Vernehmung am nächsten Morgen erschiessen. Goldie und Esther konnten nicht auf-

hören zu weinen. Sender und Bass versuchten, sie zu trösten, machten aber selbst finstere Gesichter und wirkten resigniert. Die Fotos, die Sender bei sich trug – die einzigen Andenken an unsere Familie –, zeigten nichts spezifisch Jüdisches, aber wir fanden es trotzdem besser, sie zu vergraben. Wir schützten den Boden zwischen uns vor den Blicken der Soldaten, gruben in liegender Stellung ein kleines Loch und deckten sie mit Erde zu.

Bei Anbruch der Dämmerung kam der Dolmetscher zu uns, verlangte noch einmal nach unseren Ausweisen, musterte sie und erklärte: «Es ist sowieso egal. Ob Sie Papiere haben oder nicht – Sie befinden sich in militärischem Sperrgebiet. Das ist Ihnen nicht gestattet. Es gibt hier schon seit Tagen keine Zivilisten mehr. Darauf steht Todesstrafe!» Doch die Papiere von Bass hatten seine Aufmerksamkeit erregt. «Sie sind Muslime? Was ist das überhaupt für eine Religion?» Bass begann sofort von Mohammed, Allah und dem Koran zu erzählen. Ich war mir ziemlich sicher, dass er so gut wie nichts darüber wusste. Zum Glück wusste der Deutsche offenbar noch weniger.

Unterdessen näherte sich uns der Hauptmann. «Die ganze Sache ist reine Zeitverschwendung», teilte er dem Dolmetscher mit. «Bringen Sie die Leute zum Kommandoposten.»

Gleich darauf gingen wir im Gänsemarsch durch den Wald, vor uns der Dolmetscher, hinter uns ein weiterer Soldat. Ich war überzeugt, dass sie uns mitnichten zum Hauptquartier führen sollten. Wozu auch? Wenn schon der Hauptmann es für Zeitverschwendung hielt, sich mit uns zu befassen, würde ein höherstehender Offizier uns bestimmt nicht seiner Zeit für wert befinden. Was bedeutete: Die beiden Soldaten hatten den Auftrag, uns zu erschiessen. Ich schaute nach rechts und nach links und überlegte krampfhaft, in welche Richtung ich am besten davonlaufen würde. Sobald der Befehl gegeben würde stillzustehen wollte ich losrennen – oder beim ersten Schuss. Wenn sie mich nicht als erstes erschossen, hatte ich vielleicht eine Chance.

Es fiel aber kein Schuss. Stattdessen führten uns die Deutschen über die Strasse in ein Wäldchen, wo wir uns hinsetzen mussten. Wenige Minuten später tauchten zwei uns unbekannte Offiziere zwischen den



Bäumen auf; der eine trug eine Polizeiuniform, der andere gehörte zur SS. Sie unterhielten sich mit dem Dolmetscher, warfen einen Blick auf unsere Papiere und musterten dann eingehend unsere Gesichter. Ich hielt den Blick gesenkt und gab mir Mühe, eine teilnahmslose Miene zur Schau zu stellen. Schliesslich meinte der SS-Offizier zu dem anderen: «Kein Zweifel, die zwei dort gehören der orientalischen Rasse an.» Er deutete mit einer Handbewegung auf Bass und Goldie. «Und der da ist Arier.» Er meinte Sender. «Sagen Sie ihnen, sie sollen machen, dass sie von hier wegkommen», befahl er dem Dolmetscher. «Und sagen Sie ihnen auch, wenn wir sie noch einmal zu Gesicht bekommen, werden sie erschossen.»

Wir gingen den Hügel hinunter in ein Dörfchen mit dem Namen Klein-Losossna und konnten gar nicht fassen, dass wir noch am Leben waren. Was wir jetzt brauchten, waren ein Unterschlupf und Nahrung für ein paar Tage, dann würden die Russen kommen, und wir wären in Sicherheit. So dachten wir. Wir hatten das Dorf jedoch kaum erreicht, als uns klar wurde, dass wir hier kein Glück haben würden. Das erste, was ich hörte, war: «Zhidi! Es sind Juden im Dorf!» Wir waren bleich, dreckig, unrasiert, hatten dunkle Ränder unter den Augen und trugen eine vollkommen zerlumpte Winterkleidung – wie von den Toten auf-erstanden müssen wir ausgesehen haben. «Nein», hiess es auf unsere Frage, «wir haben kein Brot.» Ich erkannte ein paar Leute wieder und war mir sicher, dass sie auch mich erkannt hatten. Es half aber nichts. Wir kamen zu dem Schluss, dass es besser wäre, uns rasch aus dem Staub zu machen. Zwar hatten die Bauern Angst vor den anmarschierenden Russen, was jedoch keine Garantie dafür war, dass sie uns jetzt nicht denunzierten. Ich bemerkte das gezwungene Lächeln auf ihren Lippen, das zu sagen schien: «Wir wissen genau, wer ihr seid. Warum lebt ihr überhaupt noch?»

Wir verliessen das Dorf und ruhten uns am Ufer des Flusses Losossnanka aus. Die Julisonne brannte auf uns hernieder. Die Hitze machte mich träge, und ich wäre wohl eingeschlafen, wenn mir mein Magen nicht so zu schaffen gemacht hätte. Wir hatten seit zwei Tagen nichts

gegessen, und die letzte Mahlzeit in unserem Loch war auch bloss ein Stückchen Brot gewesen. Schliesslich erhob sich Goldie. Sie wolle zurück ins Dorf, erklärte sie, um nach Zosia zu suchen, einer Polin, in deren Datscha ihre Familie während der Sommerferien oft gewohnt habe. Vielleicht könne sie uns helfen.

Sender begleitete Goldie. Wir anderen blieben erschöpft und ausgehungert am Flussufer liegen. Plötzlich fiel uns auf, dass sich in unmittelbarer Nähe ein Weizenfeld befand. Mottl meinte, ungemahlener Weizen sei ungeniessbar, doch wir starben fast vor Hunger und beschlossen, ihn zu probieren. Wir rissen Weizenhalme ab und lösten die Körner heraus. Ich zermahlte sie mit den Backenzähnen, und nach einem halben Dutzend Ähren begann es meinem Magen ein wenig besser zu gehen. Doch die Kiefer taten mir so weh, dass ich den Mund kaum mehr öffnen konnte. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn ich sie ganz hinuntergeschluckt hätte.

Sender und Goldie kamen mit guten Neuigkeiten zurück. Sie hatten Zosia gefunden. Sie war zwar nicht bereit, uns bei sich zu verstecken, hatte ihnen aber von einem leerstehenden Häuschen ganz in der Nähe erzählt, das einer alten Frau gehörte, die inzwischen im Dorf wohnte. Dort könnten wir hingehen; Zosia wollte versuchen, uns am nächsten Tag etwas zu essen zu bringen.

In jener Nacht schliefen wir auf dem schmutzigen Stroh, das auf dem Boden des Häuschens verstreut lag, und hörten die Geräusche der Kämpfe, die offenbar erneut aufgeflammt waren. Das beunruhigte uns. Es hatte ganz den Anschein, als ob die Deutschen massiv Widerstand leisteten. Wir mussten befürchten, nichts zu essen zu bekommen. Doch am Morgen erschien Zosia mit einem Topf Hühnersuppe. Wir beobachteten vom Fenster aus, wie sie ihn auf das Gras stellte und rasch wieder davonging.

Am darauffolgenden Tag wachte ich mit einem Gefühl der Schwäche auf. Wasser konnten wir uns aus dem Fluss holen, aber ich brauchte dringend etwas zu essen. Mir kam die Idee, ich könnte ins Dorf gehen und den früheren Bürgermeister Antonin aufsuchen, den mein Vater gekannt hatte. Ich wusste sogar, wo er wohnte, war mir allerdings nicht

sicher, ob er uns helfen würde. Doch alles schien besser, als dazuliegen und zu verhungern.

Im Dorf angekommen, klopfte ich an Antonins Haustür. Keine Antwort. Ich öffnete die Tür, ging hinein und erblickte seine Frau, eine dünne, missgünstig dreinblickende Person, die sich wie wild zu bekreuzigen anfang, als sie mich sah. «Oh, Gott», rief sie. «Oh, mein Gott! Raus mit dir. Mach, dass du aus dem Haus kommst.» Sie führte sich auf, als wäre ihr ein Gespenst erschienen.

«Ich möchte Ihren Mann sprechen», sagte ich.

«Er ist nicht da. Raus mit dir! Raus!»

Ich drehte mich um, ging hinaus und zog die Tür hinter mir zu. Als ich den Kopf hob, sah ich am Gartentor zwei deutsche Militärpolizisten stehen. Sie fixierten mich.

«Wer bist du?» fragte einer der beiden in gebrochenem Polnisch.

«Ich wohne hier», antwortete ich in dem verzweifelten Bemühen, meine Angst nicht zu zeigen.

«Gib mir mal deine Papiere.»

«Ich... Ich habe sie nicht bei mir. Sie sind zu Hause.»

«Wo ist dein Zuhause?»

«Ich führe Sie hin.» Mir fiel nichts anderes ein. «Es ist im Wald. Nicht weit von hier.»

Wir setzten uns in Bewegung. Ich dachte hektisch nach. Was sollte ich bloss machen? Wo sollte ich sie denn hinführen? Mir fiel einfach nichts ein. Inzwischen hatten wir das Dorf verlassen und näherten uns dem Waldrand. Wir gingen in Richtung des verlassenen Häuschens, wo sich die anderen befanden. Ich hatte nicht die Absicht, meine Begleiter dorthin zu bringen; ich wusste nur nicht, was ich tun sollte. Vielleicht könnte ich ihnen entkommen, wenn der Wald dichter wurde.

«Wie weit ist es denn?» fragte der eine.

«Nur noch ein paar Kilometer. Es ist eigentlich recht nah.»

«Zum Teufel damit», sagte der andere auf deutsch. «Lass ihn gehen.» Er hatte offensichtlich kein Interesse, sich ein paar Kilometer weit in die Wälder zu begeben, nur um die Papiere irgendeines Wichts zu über-

prüfen. Der andere übrigens auch nicht. «Okay», sagte er zu mir, «wir lassen dich gehen. Mach, dass du wegstommst.»

Ich war völlig am Ende, als ich die Hütte erreichte. Die anderen schienen in keiner besseren Verfassung. Wir wussten nicht weiter. Das Dorf nutzte uns nichts. Jedesmal, wenn einer von uns hinging, riskierten wir, denunziert oder verhaftet zu werden – obwohl Sender den Bewohnern angedeutet hatte, dass sich in der Umgebung weitere Juden aufhielten. Die Russen würden es erfahren, wenn uns etwas zusties, und das ganze Dorf bestrafen. Dennoch war niemand bereit, uns bei sich aufzunehmen – und das hiess, wir mussten hierbleiben, ohne Nahrung, in der unmittelbaren Nähe der Front, umgeben von Deutschen.

Wir sassen schweigend und bedrückt auf dem strohbedeckten Boden im vorderen Raum, als wir den ehemaligen Bürgermeister Antonin mit einem kleinen Sack auf der Schulter übers Feld auf das Haus zukommen sah. Ich hatte nicht erwartet, dass ihm seine Frau von meinem Besuch erzählen würde. Sender und Mottl gingen hinaus, um mit ihm zu reden, und kamen kurz darauf mit dem Sack zurück. Darin befanden sich ein Laib Brot und ein Stück Schweinespeck. Wir teilten alles und verschlangen es mit Heisshunger. Er habe Antonin eine britische Pfundnote gegeben, berichtete Bass, das Hochzeitsgeschenk eines in London lebenden Onkels, das er aufbewahrt hatte, und er habe ihm auch seinen Ehering überlassen. Antonin habe versprochen, alles zu versuchen, um uns weitere Nahrungsmittel bringen zu können.

Das Brot und der Speck wirkten Wunder. Es war schon komisch – vor dem Krieg hätte ich nie daran gedacht, so etwas wie Schweinefett überhaupt zu essen, und nun erwies es sich als Lebensretter. Auch die anderen schienen hoffnungsvoller. Vielleicht würden Zosia oder Antonin uns ja helfen. In der Ferne detonierten noch immer Granaten, und wir hörten das andauernde Knattern von Handfeuerwaffen, doch wir waren überzeugt, dass wir überleben könnten – wenn wir nur etwas mehr zu essen bekämen.

An jenem Nachmittag sahen wir irgendwann plötzlich drei deutsche Soldaten auf das Häuschen zukommen. Bald darauf klopfte es an der

Tür. Ein Dorfbewohner musste uns denunziert haben. Statt drinnen zu warten und uns auf die Weise verdächtig zu machen, gingen wir gemeinsam hinaus, um mit ihnen zu reden. Einer der Soldaten erkundigte sich in miserabilem Polnisch, was wir dort machten und wer wir seien. Bass erzählte ihnen die alte Geschichte von unserer Flucht vor den Russen, nur dass er diesmal hinzufügte, wir seien bereits von der deutschen Feldpolizei vernommen worden; sie hätten uns diese Hütte zugewiesen, doch nun drohten wir zu verhungern, weil niemand im Dorf uns etwas zu essen geben wolle. Die Dorfbewohner seien ausnahmslos Kommunisten; wir hassten die Kommunisten.

Es schien ganz so, als glaubten die Deutschen unsere Geschichte, aber dann fragte der Soldat, der kein Polnisch sprach, den anderen: «Sind das Juden?» Mir wurden die Knie weich. Ich wäre fast in Ohnmacht gefallen. «Aber nein», erwiderte der erste Soldat. «Das sind bloss Polen. Daran besteht kein Zweifel.»

Nachdem diese Formalität erledigt war, wurden die drei recht höflich, so dass Bass sie ins Haus bat. Es hatte ganz den Anschein, als hätten sie Gefallen an uns gefunden, weil wir Antikommunisten waren. Das hier sei kein Ort, an dem wir uns aufhalten sollten, sagten sie; so nahe am Kampfgeschehen könnten wir leicht getötet werden. Wenn wir uns ein Stück weiter hinter die Frontlinie begäben, fänden wir eventuell Arbeit beim Militär und könnten uns selbst ernähren. Zunächst einmal würden sie am Abend wiederkommen und uns etwas zu essen bringen.

Sie hielten Wort. Als wir an jenem Abend auf dem Stroh vor uns hindösteten, hörten wir ein Pochen an der Tür. Es waren zwei der drei Soldaten vom Morgen. Sie brachten uns Brot und einen Behälter mit gekochten Makkaroni und beobachteten uns mit einem merkwürdigen Gesichtsausdruck, während wir die Nudeln verschlangen. Dann holten sie weitere Geschenke hervor, einen roten Pullover und zwei Paar Strümpfe – alles für Goldie Bass.

Der eine stand mit aufgepflanztem Gewehr im Eingang, als der zweite Goldie aufforderte, mit ihm in das andere Zimmer zu gehen. Goldie

erhob sich und folgte ihm. Der Soldat schloss die Tür von innen. Mottl, Sender, Esther und ich sassen auf dem Boden. Mottl zitterte am ganzen Körper. Ich spürte, dass er am liebsten aufgestanden wäre und irgendetwas unternommen hätte, doch er hielt sich zurück. Ich betete, Goldie möge dem Soldaten zu Willen sein. Andernfalls würden die beiden uns vielleicht erschiessen. Was ist schon dabei? dachte ich. Lass ihn machen, Goldie. Wegen so was kannst du doch nicht unser aller Leben aufs Spiel setzen. Schliess einfach die Augen, und lass ihn machen.

Die beiden kamen nach wenigen Minuten zurück, der Deutsche offenbar nicht eben glücklich. Nachdem die zwei Soldaten verschwunden waren, berichtete Goldie, der Mann habe ihr angeboten, uns regelmässig Nahrung zu verschaffen, solange er da sei, wenn sie nur nett zu ihm wäre. Doch sie hatte ihn angefleht, sie zu verschonen. «Haben Sie nicht selbst eine Frau?» hatte sie ihn gefragt. «Oder vielleicht eine Schwester? Heute trifft es mich, aber morgen könnten sie dran sein. Wollen Sie etwa, dass Ihrer Frau oder Ihrer Schwester so etwas widerfährt?» Und es hatte gewirkt. Er war böse geworden, hatte ihr aber nichts angetan, und nun waren die Soldaten fort.

Während der folgenden zwei Tage blieben wir in dem Häuschen. Das Geschützfeuer dauerte an. Wasser holten wir uns aus dem Fluss, aber wir hatten nichts zu essen. Zosia kehrte nicht noch einmal zurück, ebenso wenig Antonin. Wir waren zu erschöpft, um uns zu bewegen, und lagen daher meist auf dem Boden. Auf dem Hügel hinter dem Feld konnten wir deutsche Soldaten erkennen. Gelegentlich sahen wir auch Flugzeuge. Zweioder dreimal kam es zu einem Kampf zwischen russischen und deutschen Piloten.

Eines Morgens waren die Deutschen von dem Hügel verschwunden. Sie hatten sich während der Nacht entfernt. Das Schiessen hatte aufgehört. Ringsum herrschte Stille. Auf dem Weg unterhalb des Häuschens trieben Bauern ein paar Kühe und Schweine vor sich her. Es war der Morgen des 24. Juli.

Esther ging hinaus, um sich umzuschauen. Als sie wiederkam, hatte sie Wunderbares zu berichten – wie die Taube, die mit einem Zweig des

Ölbaums im Schnabel zur Arche Noah zurückkehrte. «Nirgends mehr Deutsche», sagte sie. «Sie sind abgezogen. Ich habe zwar auch keine Russen gesehen, aber die Deutschen sind auf jeden Fall fort.»

Wir verliessen das Häuschen und gingen vorsichtig den Weg hinunter, der nach Klein-Losossna führte. Die Felder lagen verlassen da. Nach einer Weile erreichten wir die Landstrasse nach Grodno. Ein Stück vor uns sahen wir eine einsame Gestalt. Es war ein russischer Soldat. Wir versuchten zu rennen – taumelten hinter ihm her, so rasch die Beine uns trugen. Als er uns kommen hörte, drehte er sich um. Mit Staunen reagierte er auf die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, und auf die Küsse, mit denen wir seine Hände und seine Jacke bedeckten.

## 10 *Dein Volk*

Der russische Soldat war jedoch nicht allein. Zu beiden Seiten der Strasse huschten Männer in braunen Uniformen und mit Maschinenpistolen durch den Wald. Der Soldat entwand sich lächelnd. Er und seine Kameraden waren die ersten Sowjets, die durchgekommen waren, aber sie hatten keine Zeit, sich um uns zu kümmern, da die Deutschen sich noch in der Nähe befanden. Eine halbe Stunde später erreichten wir Janovas Haus. Wir hatten gehofft, die Familie wäre zurückgekehrt, doch das Haus lag verlassen da. Alle Türen waren herausgerissen worden, in den Zimmern herrschte ein wüstes Durcheinander von umgeworfenen und zertrümmerten Möbeln. Die Falltür aber war noch an ihrem Platz, unser Versteck war also nicht entdeckt worden. Wir stiegen ein letztes Mal hinunter und gruben die Familienfotos von Mottl und Esther wieder aus.

Wir sprachen kaum ein Wort, als wir uns auf den Weg nach Grodno machten. Die Brücken über den Njemen waren gesprengt worden, doch wir fanden jemanden, der anbot, uns in seinem Boot über den Fluss zu rudern. Am anderen Ufer angekommen, zogen wir die Schuhe aus, um unsere Füße zu waschen. Ich erinnerte mich an das letzte Mal, als ich meine Stiefel ausgezogen hatte; es war in der Nacht gewesen, als wir aus dem Loch geflohen waren, und ich hatte hinterher ziemliche Mühe gehabt, sie wieder anzubekommen – meine Füße waren während der vergangenen achtzehn Monate gewachsen. Als ich den Stiefel jetzt auszog und die Fusstücher loswickelte, hatte ich ein merkwürdiges Gefühl. Der Fuss schwoll augenblicklich an – bis er beinahe anderthalbmal so dick war, wie er eigentlich sein sollte. Ich versuchte, mir den Stiefel wieder anzuziehen. Vergeblich. Daraufhin zog ich den anderen erst gar nicht aus.

Mit einem nackten Fuss und einem Stiefel unter dem Arm hinkte ich



nach Grodno, wo wir sofort von einer sowjetischen Patrouille aufgefordert wurden, unsere Papiere zu zeigen. «Wir sind Juden», erklärte Sender. «Wir haben keine Papiere.» Als der Patrouillenführer nicht lockerliess, begann Sender vom Ghetto zu erzählen. Er stiess auf taube Ohren. Es hatte ganz den Anschein, als spräche Sender von Dingen, die sich weit weg auf dem Mars ereignet hatten. «Folgen Sie mir», befahl der Soldat, worauf seine Begleiter uns prompt umzingelten und mit ihren MGs bedrohten. O mein Gott, dachte ich. Was ist denn nun schon wieder?

Wir wurden zum Gefängnis gebracht. Das grosse Tor öffnete sich. Im Hof bekamen wir Anweisung, uns auf dem Kopfsteinpflaster niederzulassen und zu warten. Ich betrachtete die grauen Ziegelmauern und die Gitterfenster. Ich hatte noch nie ein Gefängnis von innen gesehen. Hier hatten die jüdischen Intellektuellen – darunter auch mein Vater – eingesessen, und hier – vielleicht sogar auf diesem Hof – waren die ersten hundert von ihnen erschossen worden. Nach einer Weile näherte sich jedoch ein sowjetischer Offizier, der uns Fragen stellte und unsere Situation sofort begriff. Er sei selbst Jude, erklärte er. «Es tut mir leid», fügte er hinzu und reichte jedem von uns die Hand. «Der Soldat hat nicht gewusst, was er tat. Ich entschuldige mich bei Ihnen.»

Vom Gefängnis gingen wir zur Brygidzka-Strasse. Unser Haus stand leer. Die Raiffeisengesellschaft war fort. Von den vier Wohnungen befand sich die von Grischka im obersten Stockwerk noch im besten Zustand. Dort zogen wir also ein.

Da wir nichts auspacken hatten, begaben wir uns sofort wieder nach draussen und schlenderten durch die Stadt – in der Hoffnung, bekannte Gesichter zu sehen, anderen Überlebenden zu begegnen. Zunächst entdeckten wir niemanden. Doch allmählich tauchten sie dann auf – angsterfüllte Augenpaare hier und da, die verstohlen um sich blickten. Andere Juden, kein Zweifel. Die ausgezehrt, bleichen Gesichtszüge der Verfolgten – sie waren unverkennbar. «*Amcho?*» flüsterte mir eine dieser gespensterhaften Erscheinungen zu. «Dein Volk?» Bin ich einer von euch? «*Amcho*»<sup>^</sup> erwiderte ich, «ja, wir gehören zum selben Volk.»

Während der nächsten Tage kehrten die Menschen zurück, denen es gelungen war, sich auf Speichern, in Kellern und Scheunen zu verstecken. Dr. Woroszylski und seine Familie (darunter mein Freund Wiktor) hatten überlebt; ebenso Dr. Blumstein mit seiner Frau Tanya und den Söhnen Tolek und Alex. Beiden Familien wurde von Polen geholfen, denen sie als Ärzte vor dem Krieg das Leben gerettet hatten. Aus den Trümmern eines zerbombten Stadtteils kroch – mit langem Bart und bis auf den Rücken reichendem Haar – Salomon Zhukowsky hervor. Seit der zweiten Deportation hatte er wie ein Einsiedler allein in einem Kartoffelkeller gehaust, von einem polnischen Freund mit Essen versorgt. Meine Klassenkameradin Heia Tarlofsky tauchte mit ihrem Vater, zwei Onkeln und einem Vetter auf; ausserdem Bolek Schiff und Ania Klempler, die eng mit Sender befreundet waren; Franye Braude, die junge Frau, die in Slonim schwanger gewesen war, und Kuschkas Freund Hillel Braude; die Familie Winicki, die Gornickis, Helenka Szwachowicz und Frumka Halpern, die zusammen mit meiner Mutter die russische Sanitätsschule besucht hatten. Wir umarmten uns und weinten beim ersten Wiedersehen; wir konnten unsere Gefühle nicht unterdrücken. Jeder wollte hören, was den anderen zugestossen war, und von den selbst erlebten Greueln und Wundern erzählen.

Jonah Zaretsky hatte ebenfalls überlebt, auch er durch die Hilfe einer polnischen Familie. Jonah war ein oder zwei Jahre älter als ich und schon immer klein und zierlich für sein Alter gewesen; nun sah er noch zerbrechlicher aus. Er schien dem Hungertod nahe. Jonah hatte während des Transports der Zehntausend fliehen können, als ich mich im Kriechraum über der Küche verborgen hielt. Er war dadurch entkommen, dass er in die Senkgrube unter einem Aussenabort gesprungen war; nur dank seiner winzigen Körpergrösse hatte er sich durch das Abortloch zu zwängen vermocht. Die Deutschen hatten in dem Abort nach ihm gesucht, aber nicht in die Grube geguckt, wo Jonah sich verzweifelt bemühte, Nase und Mund über der Oberfläche zu halten.

Was Jonah über die Februardeportation erzählte, erfüllte mein Herz

mit Leid. Es betraf meine Eltern und meine Schwester Mira. Zu Beginn der Operation hatten sie sich in das Versteck auf dem Dachboden des Judenratsgebäudes begeben. Das war mir bekannt; dort hätte ich nach ihnen gesucht, wenn Sender mich aus dem Loch unter dem Schlafzimmer der Puchalskis fortgelassen hätte. Dort hatte auch Jonah sich versteckt. Als er meine Mutter fragte, wo ich denn sei, antwortete sie ihm, ich sei zur Arbeit gegangen. «Felix wird überleben, ich fühle es», hatte sie erklärt. «Um ihn muss ich mir nicht allzu grosse Sorgen machen.» Mir liefen Tränen über die Wangen, als ich diese Worte hörte. Ich hatte deutlich vor Augen, wie sie sich in banger Erwartung der Deutschen auf dem Dachboden zusammenkauerten.

Das Versteck wurde ziemlich bald entdeckt und Jonah mit meinen Angehörigen und all den anderen, die sich dort verborgen gehalten hatten, zum Rangiergleis am Bahnhof geführt. Auf dem Weg dorthin gelang Jonah die Flucht. Er hatte meine Angehörigen als letzter lebend gesehen.

Auch wenn wir damals noch nichts Genaueres über die Gaskammern und die Krematorien wussten, erlangten wir bei diesen Gesprächen die Gewissheit, dass die Verschwundenen für immer verloren waren. Die Hoffnung, die bis dahin insgeheim alle hegten, dass manche unserer Verwandten irgendwie doch entkommen waren, erstarb.

Als am zweiten Tag nach meiner Rückkehr nach Grodno Leon Trachtenberg vor meiner Haustür stand, war ich überwältigt. Wir fielen uns weinend in die Arme. In der Wohnung erzählte ich ihm von den Ereignissen am Tag der Deportation: wie ich von meinem Arbeitstrupp am Haus des Gestapochefs weggerannt war, ohne verabredungsgemäss zum Hauptquartier zurückzukönnen, wo er, Leon, arbeitete. Und dann sprudelte die Geschichte, wie wir bei den Puchalskis in dem unterirdischen Versteck überlebt hatten, aus mir heraus.

Er habe mich bei den Puchalskis vermutet, erklärte Leon. Er sei mit seinen Eltern an Losossna vorbeigekommen, als sie zu ihrem Versteck bei einem Freund seines Vaters unterwegs waren, dem Bauern Stanislaw Krzywicki, der in dem kleinen Dorf Dulkowszczyzna östlich von Grodno wohnte. Am 13. Februar, dem Tag der grossen Deportation, war

war Leon mit den übrigen Mitgliedern seines Arbeitstrupps zum Ghetto zurückgetrieben worden. Ich war nicht aufgetaucht, und er hatte keine Möglichkeit gefunden zu entkommen. Im Ghetto war er dann zur Synagoge gebracht worden, wo die Deutschen alle für den Abtransport sammelten. Er wusste, dass sie seinen Vater nicht geholt hatten; Meir Trachtenberg galt als unersetzliche Arbeitskraft, da er sich als Mechanikermeister ausgegeben hatte. Als Leon versuchte, Wiese klarzumachen, er müsse ihn zu seinem Vater lassen, hatte der Gestapokommandant die Pistole gezogen und ihn erschiessen wollen. Einem jüdischen Polizisten war es jedoch gelungen, Wiese davon zu überzeugen, dass Leons Vater tatsächlich zu den Privilegierten gehörte, und man hatte Leon freigelassen.

An den folgenden Tagen waren fünftausend Juden in Güterwaggons gepfercht und in Richtung Osten geschickt worden. «Der Fünftausender-Transport», wie Leon es nannte. Danach waren nur etwa eintausend Juden übrig, «nützliche» Arbeiter, die in drei Gebäude an der Zamkowa-Strasse gezwängt wurden wie in einen Käfig. Bis auf diejenigen, die – wie Leons Eltern – abtauchten, wurden auch diese Menschen keinen Monat später abgeholt.

Leon war in den letzten Zug mit Deportierten gesteckt worden, durch ein Lüftungsfenster aus dem fahrenden Güterwaggon gesprungen und auf den Bahngleisen gelandet. Er lief zurück zum Ghetto und suchte die geheimen Bunker auf, in denen sich die letzten Überlebenden versteckt hielten – drei Gruppen von Menschen, die unterirdische Räume hergerichtet und mit Proviant ausgestattet hatten und die nach ihren jeweiligen Anführern Grandiski, Krellman und Landau hiessen. Von den einst so zahlreichen jüdischen Bewohnern Grodnos waren nur mehr wenige Bunkerinsassen, ein paar auf Speichern und in Kellern Versteckte sowie zehn bis fünfzehn besonders tüchtige Handwerker übriggeblieben, die die Gestapo für sich zurückbehalten hatte.

Im Dunkel der Nacht schlich Leon durch das verwaiste Ghetto zum Dachbodenversteck seiner Eltern. Er holte sie heraus, indem er sie über

eine zweieinhalb Meter hohe Mauer an der Zamkowa-Strasse schob und zertrte. In einer nahegelegenen Seitenstrasse wartete, wie mit polnischen Freunden abgemacht, ein Auto, in dem sie dann zu einem Dorf fuhren, das etliche Kilometer vom Bauernhof der Krzywicks entfernt lag, damit dem Fahrer ihr wahres Ziel unbekannt blieb.

Nachdem Leon seine Eltern in der Scheune des Bauern untergebracht hatte, war er seinem Bruder Julek bei der Flucht nach Wilna behilflich. Anschliessend machte er sich auf die Suche nach Oska, seinem zweiten Bruder. Im Ghetto von Bialystok erfuhr er, dass Oska mit mehreren anderen bei dem Versuch, aus dem Güterzug zu springen – demselben, aus dem Leon geflohen war –, erschossen worden war.

Bevor auch das Ghetto von Bialystok liquidiert wurde, fand Leon zu jenem Bauernhaus in Dulkowszczyzna zurück, wo er bis Kriegsende gemeinsam mit seinen Eltern in einer kleinen Aussparung zwischen Strohhallen lebte. Nach dem Rückzug der Deutschen stellten sie fest, dass ihre Beine ihnen den Dienst versagten; sie konnten kaum noch gehen. Ihr Versteck war so winzig gewesen, dass sie während der sechzehn Monate dort nicht ein einziges Mal hatten aufstehen können.

Am nächsten Tag begegnete ich Zamoszczanski und Julek Trachtenberg, die von den Partisanen zurückgekehrt waren. Wir fanden ausserdem Lisa Chapnik, Anja Rud und Haschia Bielitzka wieder, drei junge Mädchen aus Grodno, die mit gefälschten polnischen Papieren nach Bialystok geflohen waren. Sie hatten in deutschen Offizierskasinos und in SSKüchen Arbeit gefunden, waren aber auch als Dienstmädchen für Deutsche tätig gewesen. Dabei sammelten sie pausenlos Informationen über Truppenbewegungen und militärische Einrichtungen der Besatzer. Gemeinsam mit anderen jüdischen und polnischen jungen Frauen – angeblich machten sogar ein paar deutsche Mädchen mit – versteckten sie gestohlene Waffen und versorgten Partisaneneinheiten, die in der Umgebung von Bialystok operierten, mit Geheiminformationen. Der Spionagering wurde von einem an Schindler erinnernden deutschen Geschäftsmann namens Busse unterstützt. Tagsüber waren sie zuvorkommende, furchtsame Dienstmädchen. Bei Nacht holten sie ihre Pistolen

vom Typ Walther 35 hervor und verschwanden in den Wäldern, um den Guerillaführern die neuesten Nachrichten zu überbringen.

Als ich an jenem Tag zu unserem Haus zurückkehrte, wurde ich dort zu meiner grossen Überraschung von Janova Puchalski erwartet, die mich stürmisch umarmte. Sie hatte wahnsinnige Angst um uns gehabt. Als die Deutschen sie aus dem Haus warfen, war sie sicher gewesen, dass wir gefasst werden würden. Es schien unabwendbar. Das hätte für uns das Ende bedeutet, aber auch für Janova, Jan und ihre Kinder, denn es war ihr Haus, in dem wir uns versteckt hielten.

Um ihr Leben fürchtend, waren die Puchalskis zu einem Bruder von Janova gezogen, der etwa zwanzig Kilometer entfernt wohnte – weit genug, wie sie hofften, um in Sicherheit zu sein. Nach dem Vormarsch der Sowjets eilten sie zurück und mussten entdecken, dass wir spurlos verschwunden waren. Janova fragte bei den Dorfbewohnern nach und erfuhr, dass man uns gesehen hatte. Anschliessend suchte sie in Grodno nach uns.

Als ich mich nach der Ziege erkundigte, die sie ins Haus gebracht hatte, lachte sie und erzählte, sie sei in Panik geraten und habe sich nicht anders zu helfen gewusst. Den Deutschen hatte sie erklärt, sie bringe die Ziege ins Haus, damit sie während ihrer Abwesenheit nicht weglaufe. In Wahrheit hatte sie aber gehofft, die Soldaten würden den Raum wegen des Tiers vielleicht nicht durchsuchen, und der Ziegengestank könne unsere Gerüche eventuell überdecken.

Sender regte an, dass ich zum Fettansetzen ein Weilchen bei den Puchalskis wohnen solle. Ich war siebzehn Jahre alt und wog ganze neunzig Pfund. Sender meinte, ich sähe aus wie ein wandelndes Skelett. Wenn ich meine Arme und Beine betrachtete, war ich selbst überrascht, wie sehr meine Ellbogen und Knie hervorstachen. Dr. Resnik, ein Arzt, der als Flüchtling nach Grodno gekommen war, diagnostizierte bei mir eine überstandene Tuberkulose, die auf meiner Lunge Narben hinterlassen hatte. Bei Sender stellte er eine akute Tuberkulose fest. «Der Junge muss essen», sagte Dr. Resnik zu meinem Onkel. «Sorgen Sie dafür, dass er Fleisch auf die Knochen kriegt.»

Ich blieb ungefähr eine Woche bei Janova. Dort bekam ich Butter und Eier zu essen und Milch zu trinken. Durchziehende sowjetische

Soldaten teilten ihr amerikanisches Corned beef und etwas, das sie *Tuschanka* nannten, mit uns: ebenfalls ein amerikanisches Erzeugnis, halb Fett und halb Fleisch; auf jeden Fall schmeckte es köstlich. In meinem ganzen Leben hatte ich auch noch kein so gutes Corned beef gegessen; es war sogar noch leckerer als das meiner Grossmutter. Mir lief das Wasser im Munde zusammen, wenn ich nur daran dachte. Anscheinend verfügten die Russen ausschliesslich über amerikanische Produkte. Sie assen amerikanische Lebensmittel, fuhren amerikanische Lkws der Marke Dodge, selbst der Wodka, den sie tranken – und ebenfalls mit uns teilten – war amerikanischer Herkunft. (Als ich später einmal in Danzig einen amerikanischen Matrosen um Feuer bat, schnipste er mir lässig das ganze Zündholzheft zu: eine Demonstration amerikanischen Reichtums, bei der es mir die Sprache verschlug.)

Während Janova mich aufpäppelte, erzählte sie mir von Dingen, die sich im Hause ereignet hatten, als wir unter den Dielenbrettern hausten. Sie und ihre Familie hatten in steter Furcht gelebt, erwischt zu werden. Die zweitälteste Tochter – Sabina – berichtete von Besuchen deutscher Soldaten in der Fabrik, in der sie Zwangsarbeit verrichtete. Die Arbeiterinnen und Arbeiter wussten: Wenn die Soldaten die Riemen ihrer Helme gelöst hatten, waren sie locker und umgänglich; waren die Riemen jedoch unter dem Kinn festgezogen, wurde es ernst. Es geschah regelmässig, dass Leute verschwanden, und Sabina befürchtete, die Deutschen wären gekommen, um sie zu holen, wann immer sie mit geschlossenen Helmriemen auftauchten – dass die Soldaten all ihre Familienangehörigen bereits umgebracht und es nun auf sie abgesehen hatten.

Die Puchalskis wussten um die Gerüchte, dass sie Juden bei sich versteckt hielten, und sie taten alles, um sie zu zerstreuen. Sie veranstalteten zum Beispiel in ihrem Haus Feste und kleine Tanzabende (wir hatten uns in unserem Loch über die ungewöhnlich lebhaften Unterhaltungen und das Getrampel gewundert). Jan freundete sich sogar mit einem deutschen Offizier an, den sie regelmässig zum Tee einluden – wiederum, um jeglichen Verdacht auszuräumen. Würde denn jemand, der Juden bei sich versteckt, einen Deutschen in sein Haus holen?

Ausserdem beteten sie sehr viel. Jeden Sonntag ging die ganze Familie zur Messe, und auch sonst suchten sie so oft wie möglich die Kirche auf, um ein Gebet zu sprechen. Das einzige, was sie bei der Beichte nie erwähnten, waren die unter dem Fussboden ihres Schlafzimmers versteckten Juden. Das hatte, wie Sabina mir berichtete, Janova entschieden. Über dieses Thema durfte einfach nicht gesprochen werden, nicht einmal in der Kirche. Und niemand in der Familie dachte daran, sich Janova zu widersetzen. Im Übrigen hiess es im Dorf, die Deutschen hätten Priester darauf angesetzt, Leute auszuspionieren.

Nach einer Woche bei den Puchalskis kehrte ich nach Grodno zurück. Dort wimmelte es mittlerweile von sowjetischen Soldaten, da die Rote Armee den sich zurückziehenden Deutschen nachrückte. Es war jedoch nicht die Rote Armee, die von 1939 bis 1941 Grodno besetzt hatte. Damals war der Antisemitismus in Grodno wie durch Zauberhand verschwunden – dafür hatte der NKWD gesorgt –, und ich glaubte, dass die Sowjets in der jetzigen Situation nicht nur gerecht sein, sondern auch Mitgefühl zeigen würden. Wie konnte es anders sein? Von der jüdischen Gemeinde in Grodno waren bis dahin höchstens fünfzig Menschen zurückgekehrt – von dreissigtausend hatten nur fünfzig überlebt! Musste eine Tragödie solchen Ausmasses diejenigen, die uns gerettet hatten, nicht anrühren.

Meine naiven, sentimentalen Erwartungen waren bald dahin. Ich sprach sowjetische Soldaten an, die so alt waren wie ich oder ein paar Jahre älter. «Von woher kommt ihr?» erkundigte ich mich. Oft stammten sie aus irgendeinem abgelegenen Dorf in Sibirien oder Zentralasien, und die Gespräche verliefen angenehm – bis ich ihnen mitteilte, dass ich Jude war, ein Jude, der überlebt hatte. Dann schlugen mir eine Verachtung und Ablehnung entgegen, als hätte ich eine ansteckende Krankheit, und ich musste mir ähnliche Ausdrücke anhören, wie sie von manchen Polen gegenüber Juden verwendet worden waren.

Einige der sowjetischen Soldaten waren allerdings selbst Juden. Mit ihnen fühlten wir uns sofort verbunden. Sie waren auf ihre Art genauso bedrückt und verzweifelt wie wir. Während des Krieges hatten sie, wie



die gesamte sowjetische Bevölkerung, ihre eigene Hölle erlebt, aber sie hatten nicht die geballte Macht der nazistischen Vernichtungsmaschinerie kennengelernt. Nun, in Polen, dem Zentrum der jüdischen Gemeinschaft Europas, stellten sie fest, dass die Juden – bis auf einige wenige, die hier und da aus ihren Verstecken hervorkrochen – ausgerottet worden waren. Die jüdischen Soldaten klammerten sich in ihrem Entsetzen über das Bild, das sich ihnen bot, an uns; wir stützten uns gegenseitig.

Nicht, dass die Sowjetunion verschont geblieben wäre. Wo immer die Deutschen einmarschiert waren, hatten sie ihre Vernichtungswerkzeuge mitgebracht. Minsk, Smolensk, Witebsk, Kiew, Charkow – keines der Siedlungszentren in Weissrussland oder im Süden kam ungeschoren davon. Die dort ansässigen Juden wurden nicht in die Vernichtungslager deportiert, denn die lagen zu weit entfernt. Stattdessen brachten die Deutschen sie an Ort und Stelle um, schlachteten alle, derer sie habhaft werden konnten, gleich ab.

Viele russische Juden hatten jedoch die Chance gehabt zu überleben, denn die Deutschen brauchten, je nach Wohnort der Juden, ein bis zwei Wochen oder gar zwei Monate, bis sie eintrafen. Wer zu Hause blieb und abwartete, kam ums Leben, aber viele nutzten die Gelegenheit, vor der anrückenden Front nach Osten zu fliehen.

Auf ihrem Zug westwärts passierten ihre Söhne nun die jüdischen Friedhöfe, und sie waren erschüttert. Viele wurden zu Zionisten und desertierten, legten die Uniformen ab und schlugen sich nach Palästina durch. Andere sagten: «Erst einmal wollen wir die Deutschen besiegen. Danach wandern wir aus.»

Es hielten sich ständig russisch-jüdische Soldaten in unserer Wohnung auf; entweder lebten sie bei uns oder schauten auf einen Besuch vorbei. Ihre Zuneigung war deutlich spürbar. Sie waren wie wir, gehörten demselben Volk an. Die Unterscheidung in Kapitalisten, Sozialisten oder Kommunisten, die in früheren Zeiten so bedeutsam gewesen war, spielte keine Rolle mehr. Wir waren jetzt einfach Juden.

Allmählich zogen dann auch polnische Heereseinheiten durch. Die Polen hatten in der Sowjetunion unter General Anders eine eigene Armee aufgestellt, die unter britischem Oberkommando im Nahen Osten,

in Nordafrika und in Italien gekämpft hatte. Stalin war es jedoch gelungen, ein zweites polnisches Heer unter kommunistischem Kommando zu schaffen, dem sich viele Juden anschlossen. Von meinen älteren Freunden und Bekannten waren etliche nach dem deutschen Angriff 1941 in die Sowjetunion geflohen, hatten in diesen Einheiten gekämpft und kamen nun zurück, so etwa Josef Szwarz und Jaschka Jonas, der Frau und Tochter im Ghetto verloren hatte.

Es gab in Grodno auch Partisanen, die in der Umgebung operiert und die Speerspitze der sowjetischen Offensive gebildet hatten. Viele dieser Einheiten waren nun aufgelöst worden, und man begegnete in den Strassen jüdischen Partisanen, von denen manche noch minderjährig waren. Jungen, die tatsächlich getan hatten, wovon ich geträumt hatte.

Zu ihnen gehörte mein ehemaliger Schulkamerad Noah Berezowski. Auch Zeydl Asch hatte gekämpft. Er erinnerte sich an Grossmutter Tema, die regelmässig Nahrungsmittel und Kleidung in das Waisenhaus gebracht hatte, in dem er damals lebte. Kurz bevor er selbst aus dem «Transport der Zehntausend» entkommen war, hatte er meinen Grossvater Frejdowicz mit den Kindern auf dem Schlitten sitzen sehen.

Ein weiterer Partisan war Solomon Polachik, der einsam und allein durch die Stadt wanderte, als Leon Trachtenberg ihm begegnete. Den breitschultrigen Solomon mit dem freundlichen, offenen Gesicht mochten wir auf Anhieb. Er stammte aus Lida, wo mein Onkel Gruschka und seine Frau ihr Leben verloren hatten. Solomons Familie war vor dem Eintreffen der deutschen Truppen ins nicht weit entfernte Wasilishki geflohen, wo die Juden allerdings kurz darauf zusammengetrieben und, vor einer offenen Grube stehend, mit Maschinengewehren erschossen wurden. Solomons Mutter und seine Schwester starben, er selbst aber wurde nicht getroffen und konnte nach Anbruch der Nacht aus der Grube kriechen und – ausgerechnet – nach Grodno entkommen. Er lebte in Ghetto Nummer eins, bis er Ende November 1942 zum Transport nach Kielbasin abgeholt wurde, an dem auch ich mit meinen Eltern und meiner Schwester teilnahm. Solomon kam jedoch nie in Kielbasin an.

Er schlich sich fort, noch bevor die Marschkolonne die Synagoge verliess.

Nach einer Reihe weiterer Ausbrüche nahm Solomon Kontakt zu einer Partisanengruppe in den Wäldern auf und beteiligte sich im Alter von nur fünfzehn Jahren am Kampf gegen die Deutschen. Er, der nie zuvor ein Gewehr in den Händen gehalten hatte, wurde ein geschickter Guerillakämpfer, dessen Brust bei Auflösung seiner Einheit viele Orden schmückten.

Anschliessend machte er sich in Grodno auf die Suche nach Freunden und Verwandten, doch er musste feststellen, dass sie alle ums Leben gekommen waren. Als Leon ihn kennenlernte, lebte er einsam und verzweifelt im Hinterzimmer einer Bank, bei der er Beschäftigung gefunden hatte. Die beiden entdeckten sofort ihre Seelenverwandtschaft. Leon machte mich mit Solomon bekannt. Als ich seine Unterkunft sah, lud ich ihn ein, bei uns zu wohnen.

Unser Haus war inzwischen eine Art Zufluchtsort für Überlebende, Flüchtlinge und jüdische Soldaten geworden. Mottl und Goldie Bass wohnten bei uns sowie Senders Freund Josef Weiss, der ebenfalls plötzlich wieder auftauchte. Pela Byelodworski und ihr Mann Meshel, die sich in den Wäldern versteckt hatten, kamen als Dauergäste zu uns, was insofern besonders angenehm war, als Pela sich als phantastische Köchin erwies. Für andere war es nur eine Zwischenstation: für ziellos Umherwandernde, Versprengte aus anderen jüdischen Gemeinden, Menschen, die zu Fuss Israel erreichen wollten oder die nach ihren verschwundenen Angehörigen suchten. Jüdische Überlebende, die durch Grodno kamen, landeten entweder bei uns oder bei den Trachtenbergs. Sie standen vor der Tür, blieben drei Tage, verschwanden wieder, und dann kreuzten andere auf, die eine Nacht blieben und weiterzogen.

Für gewöhnlich kamen die Leute aus der Sowjetunion nach Polen. Wir lernten aber auch Menschen kennen, die in umgekehrter Richtung unterwegs waren, so etwa einige Partisanen, die von Bialystok nach Grodno – also nach Russland – zogen. Es waren überzeugte Kommunisten, die es angesichts der Möglichkeit, in der Sowjetunion leben zu können, nicht mehr in dem reaktionären Polen hielt.

Und dann zog Solomon Polachik bei uns ein. Weil die Wohnung bereits überfüllt war, schiefen wir zusammen in einem Bett. Ich versuchte, Solomon zu überreden, dass er sich Leon, mir und unserem mittlerweile ebenfalls zurückgekehrten Freund Wiktor Woroszylski anschloss: Wir wollten wieder zur Schule gehen. Doch Solomon war nicht daran interessiert. Die Kriegsfront bewegte sich Tag für Tag weiter nach Westen, und er war ganz verzweifelt darüber, dass er zurückgeblieben war. «Ich muss weiterkämpfen», sagte er. Er fand den Gedanken unerträglich, dass es noch immer eine deutsche Armee gab und dass er nicht dazu beitrug, sie zu vernichten.

«Solomon», sagte ich. «Hör zu. Deine Eltern sind tot. Deine Brüder und deine Schwester sind tot. Du bist ganz allein. Bleib bei uns. Wir werden nach Polen ziehen. [Grodno lag in dem soeben von der Sowjetunion annektierten Gebiet, und Sender erwog, nach Bialystok umzusiedeln.] Später wandern wir nach Israel aus. Bleib bei uns. Wir alle haben unsere Familien verloren. Jetzt sind wir eine Familie. Bleib. Geh nicht fort. Du hast doch schon viele Deutsche getötet. Sieh nur die Orden an deiner Jacke. Du brauchst nicht noch mehr zu kämpfen.»

Aber er liess sich nicht erweichen. «Nein», sagte er. «Das geht nicht. Es wäre Fahnenflucht. Ich muss so lange kämpfen, bis die Deutschen besiegt sind.»

Solomon bekam seine Chance, als die sowjetische Regierung den Beschluss fasste, alle jungen Männer vom siebzehnten Lebensjahr an einzuziehen. Leon, Wiktor Woroszylski und ich wollten nicht zum Militär. Wir waren alle drei viel zu schwach, schafften es gerade mal, einen Spaziergang zu machen. Wir waren körperlich und seelisch völlig erschöpft. Die Rachegelüste mochten noch so stark sein – wir konnten uns einfach nicht vorstellen, wie wir exerzieren oder marschieren sollten.

Der Stellungsbefehl setzte nun allerdings voraus, dass wir im Besitz von Papieren waren, und da so viele Flüchtlinge keinen Ausweis hatten, richteten die Sowjets eine zentrale Meldestelle namens ZAKS ein. Weil den Mitarbeitern im ZAKS aber keinerlei Unterlagen zur Verfügung standen, griffen sie auf eine altbewährte Methode zur Schätzung des Alters zurück. Man musste den Mund öffnen, und die Beamten muster-

ten das Gebiss – wie bei Pferden. Die schauten einem prüfend in den Mund und erklärten dann: «Du bist siebzehn.» Wenn der Befund so lautete, fand man sich schon am nächsten Tag in der Armee wieder.

Aufgrund der jahrelangen Unterernährung waren unsere Zähne in einem furchtbaren Zustand, so dass man uns leicht auf dreissig hätte schätzen können. Doch der stets findige Leon ruhte nicht, bis es ihm gelang, gefälschte Ausweispapiere zu beschaffen, die bewiesen, dass wir erst sechzehn Jahre alt waren.

Damit wollte Solomon jedoch nichts zu tun haben. Er war ein durch und durch ehrlicher Mensch, und sein Geburtsdatum zu fälschen erschien ihm nicht koscher. Sein Hauptargument lautete allerdings, er könne nicht untätig in Grodno herumsitzen, solange die Deutschen nicht besiegt seien. Tage und Nächte lang habe ich mit ihm geredet und getrunken (Wodka hatten wir, dank unserer Freunde in der Armee, im Überfluss). Ich versuchte alles, um ihn zu überzeugen, bei uns zu bleiben. Es hatten nur so wenige Jugendliche aus Grodno überlebt. Der Gedanke, dass er in den Krieg ziehen und auch noch ums Leben kommen würde, erschien mir unerträglich. Es war jedoch verlorene Liebesmüh.

Zwei Monate nachdem er zum Militär eingezogen worden war, erreichte uns die Nachricht, Solomon sei in Ostpreussen gefallen. Er war Schütze bei der Artillerie gewesen, und seine Kanone war durch feindliches Panzerfeuer zerstört worden; die ganze Mannschaft kam ums Leben. Ich litt unter unsäglichen Schuldgefühlen. Wenn ich doch nur nicht aufgegeben hätte! Wenn ich doch nur so lange weiter mit ihm diskutiert hätte, bis mir ein überzeugendes Argument eingefallen wäre. Vielleicht hätte mir Sender oder sonst jemand dabei helfen können. Ich hätte ihn mit Gewalt daran hindern können, in den Krieg zu ziehen. Doch das hatte ich nicht getan, und nun war auch er tot.

Unterdessen hatten sich Goldie und Mottl Bass nach Bialystok begeben, ihrer ersten Station auf einer Reise, an deren Ende sie – wie sie hofften – nach Israel gelangen würden. Im Zuge des Durchmarschs der Roten

Armee durch Polen kamen und gingen weitere russische Juden. In Grodno befand sich aber auch eine Garnison, und wir freundeten uns mit einer Reihe jüdischer Soldaten an, die in der Stadt stationiert waren. Sie hielten sich beinahe andauernd in unserer Wohnung auf und brachten Konserven und Wodka mit. Wir assen und tranken zusammen, anschliessend holten sie ihre Balalaikas und Ziehharmonikas hervor und stimmten russische Volkslieder an, die von ihrer fernen Heimat und von verlorener Liebe erzählten. Wir sangen mit und wurden von dieser Musik so sehr mitgerissen, dass wir die hinter uns liegenden Geschehnisse für einige Augenblicke fast vergassen.

Einer der Russen, die sich uns anschlossen, war Major Gorschakow. Er befreundete sich besonders mit Sender, den er tatkräftig unterstützte, so dass es uns nie an Nahrung fehlte. Sender war ein einfallsreicher Mann. Wir hatten uns kaum eingerichtet, als er sich auch schon daran machte herauszufinden, was in Grodno Mangelware war und nach welchen Gütern besonders grosse Nachfrage bestand. Anschliessend brachte er in Erfahrung, wo man solche Dinge eventuell erwerben und wie man sie wieder absetzen konnte. Sender fing also an, Handel zu treiben. Er ging mit Gorschakow über die russisch-polnische Grenze nach Bialystok und kaufte Bier, Zigaretten und andere Gebrauchsartikel, die er dann in Grodno wieder verkaufte. Das Geld, das er dafür bekam, war praktisch wertlos, es reichte aber, um Nahrung zu besorgen.

Wir waren Ende Juli befreit worden. Im Oktober liess die sowjetische Verwaltung die Schulen öffnen. Darauf hatten Leon, Wiktor Worosylski und ich nur gewartet. Sender meinte, ich solle wieder anfangen zu lernen. Ich hatte vor dem Einmarsch der Deutschen sieben der zehn Klassen des sowjetischen Schulsystems absolviert und hätte von meinem Alter her nun die zehnte Klasse besuchen müssen. Ich hatte jedoch, wie alle Überlebenden, drei Jahre meines Lebens verloren und wies enorme Wissenslücken auf.

Im Gegensatz zu Leon und Wiktor hatte ich in meinem Unterschlupf ein bisschen Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften erhal-

ten. Wir wollten gemeinsam die zehnte Klasse besuchen, also büffelten wir den ganzen Sommer über wie die Verrückten, bis wir alle aufgenommen wurden – mit dem Ergebnis, dass wir die einzigen 17jährigen in einer Klasse mit lauter 20jährigen Schülern waren.

Der Mathematikunterricht war für mich eine besonders schöne Erfahrung. Der Lehrer hatte mich ins Herz geschlossen. Er fand es unglaublich, dass ich komplizierte Gleichungen im Kopf lösen konnte. Er rief mich auf, und schon hatte ich die Antwort parat. Er wusste natürlich nicht, dass ich für siebzehn Monate mit einem begnadeten Mathematiklehrer im Dunkeln eingesperrt gewesen war und weiter nichts zu tun gehabt hatte, als im Kopf Gleichungen auszurechnen. Er war sehr beeindruckt. «Du musst einen Doktor in Mathematik machen», sagte er. «Du bist wirklich gut darin.»

«Nein», erwiderte ich. «Es interessiert mich eigentlich nicht.»

«Wieso nicht, Felix? Was ist denn dein Berufswunsch?»

«Ich will Ingenieur werden.»

«Ingenieur?» meinte er. «Wie schade.»

Wiktor Woroszylski war nicht nur in Mathematik gut, sondern erwies sich in allem, was er anpackte, als aussergewöhnlich begabt. So hatte er sich unter anderem auch zu einem Dichter gemausert. Wie wir feststellten, konnte er zu jedem beliebigen Thema Gedichte verfassen: über den Lehrer, die Sonne, das Mädchen in der nächsten Reihe. Leon und ich fanden seine Gedichte ausgezeichnet. Weil die Medizin jedoch beruflich vielversprechender war als die Lyrik, bestand sein Vater darauf, dass er Arzt wurde, und Wiktor rang mit sich, ob er seine Neigungen unterdrücken und dem Wunsch des Vaters folgen sollte.

Das weitaus schönste Mädchen in unserer Klasse war die blonde Klara mit den blauen Augen. Als wir sie zum ersten Mal sahen, erklärte Leon gleich: «Die gehört mir!»

«Moment mal», protestierte ich. «Sie ist doch kein Gegenstand. Warten wir ab, was passiert.» Am Ende richtete sie ihr Augenmerk auf mich.

Klara war ein sehr nettes, feinfühliges Mädchen, das mit ihrer Mutter in Grodno wohnte. Vom Vater, der an der Front kämpfte, hatten sie seit

Langem nichts gehört, so dass sie gar nicht wussten, ob er noch am Leben war. Klara und ich küssten uns – einmal, dann immer wieder. Es ging nie darüber hinaus, doch die Küsse waren wundervoll. Sie nahm mich sogar mit nach Hause und stellte mich ihrer Mutter vor. Ich war so sehr in Klara verliebt, dass mir schwindlig wurde. Sie war so zärtlich und gefühlvoll, und ich hungerte nach Liebe. Ich wollte sie heiraten, traute mich allerdings nicht, es ihr zu sagen.

Sender mit seiner Stärke gab mir Rückhalt, er liess mir aber keine Zuneigung zuteil werden, zeigte keine Gefühle. Er war ausser sich, als er von Klara erfuhr. «Felix», sagte er, «du hast den Verstand verloren!» Und da wir uns nicht als sowjetische, sondern als polnische Bürger hatten registrieren lassen, hatten wir Anspruch, in Polen repatriert zu werden. So sass ich also unversehens im Zug nach Bialystok. Sender schickte mich fort, zu Goldie und Mottl Bass, die dort inzwischen eine Wohnung bezogen hatten.



## 11

### *Ein unglaublicher Schatz*

Die Wohnung von Goldie und Mottl Bass in Bialystok war für viele eine Art Zwischenstation, so wie es unser Haus in Grodno auch gewesen war. Sie war in keinem Stadtplan verzeichnet, und doch war die Adresse den Menschen bekannt, die aus allen möglichen Gründen nach Bialystok kamen: Partisanen, Organisationen der Alija Bet (der – illegalen – Auswanderung nach Palästina), Waffenschmuggler der Hagana (der jüdischen Geheimarmee in Palästina), Flüchtlinge jeder Art. Sie alle kannten die Adresse und übernachteten dort, wenn ihr Weg sie durch die Stadt führte.

Einer dieser Durchreisenden trat eines Tages mit einem Vorschlag an mich heran. «Würdest du nicht gern ein wenig Geld verdienen, Felix?» fragte er. «Es geht um Folgendes: Ich habe Gold im Wert von zwanzig Dollar. Du verkaufst es für mich und kriegst eine Provision.» Das klang interessant. «Ich weiss nicht, wie ich das machen könnte», erwiderte ich, «aber ich werde mich umhören.»

Es dauerte gar nicht lange, bis ich jemanden fand, der auf das Geschäft einging. Ich erhielt fünf Prozent Provision, als ich unserem Hausgast das Geld in polnischer Währung aushändigte. Es war seit Ewigkeiten das erste Mal, dass ich selbst über Geld verfügte. Ich machte es ein zweites und dann ein drittes Mal und dachte schon, dass sich da ein hübsches kleines Geschäft aufbauen liesse. Doch dann kam Sender auf einer seiner Ankaufsreisen vorbei und bereitete der Sache ein Ende. Er war richtig wütend. «Ich will nicht, dass du dich auf Spekulationen einlässt! Verstehst du mich? Das ist gefährlich. Ausserdem ist das nichts für dich. Du musst lernen, du hast Köpfchen. Also lern, verstanden? Das ist deine Aufgabe. Vergiss die *chaserai!*»

«Aber Sender, ich kann Geld damit verdienen. Warum denn nicht?»

«Ausgeschlossen! Du gehst deinen eigenen Weg, und der heisst: studieren. Schwöre es mir.»

Und so musste ich ihm schwören, mit dem Handel aufzuhören. Es war mir aber gar nicht recht. Da hatte ich die Chance, Geld heimzubringen, indem ich das gleiche tat wie er selbst, und er verlangte von mir, damit aufzuhören? Wie kam er überhaupt dazu?

Ich musste jedoch akzeptieren, dass Sender mich zu beschützen suchte. Es war ja auch verständlich. Ich war der einzige junge Mensch, der von unserer Familie übriggeblieben war, da konnte er gar nicht anders, als mich wie ein Juwel zu betrachten, das es zu hüten galt. Nicht, dass er mich immer davor zu bewahren vermochte, in Schwierigkeiten zu geraten. Eines Tages nahm sein Geschäftspartner Gorschakow mich zum Geldeintreiben mit. Die beiden hatten Bier verkauft, und ein Restaurantbesitzer schuldete ihnen Geld. Er zahlte dann auch prompt, woraufhin wir uns bei ihm niederliessen, um die Früchte der Arbeit Gorschakows zu geniessen. Wir assen und tranken... und tranken immer weiter. Ich war ja schon viel in Gesellschaft russischer Soldaten gewesen, aber so etwas hatte ich noch nicht erlebt. Gorschakow schüttete den Wodka nur so in sich hinein, und am Ende war er so betrunken, dass ich mir Sorgen machte, wie wir nach Hause kommen würden. «Hören Sie zu», sagte ich, «nachts herrscht Ausgangssperre, und es ist schon spät. Was sollen wir tun?»

«Mach dir keine Sorgen», lallte er. «Ich bin Offizier der tapferen Roten Armee, und du bist bei mir. Niemand wird dir was tun.»

«Aber ich bin Zivilist.»

«Macht nichts. Ich werde dich beschützen.»

Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, als ich ihn endlich aus dem Lokal zerrte. Auf dem Heimweg wurden wir von zwei Patrouillen gestoppt, die uns aber trotz der Uhrzeit ziehen liessen, als sie Gorschakows Rang erkannten. Nicht weit von unserem Haus umringten uns dann jedoch vier junge Soldaten, die offensichtlich vor nichts zurück-

schreckten. Sie nahmen einfach nur zwei Menschen wahr, die um diese Zeit nicht auf der Strasse hätten sein sollen und von denen einer torkelte. Sie vermuteten leichte Beute.

Ich besass damals eine Uhr der Marke Cyma mit schwarzem Zifferblatt, ein Geschenk von Josef Weiss, der in Grodno bei uns wohnte. Weiss war Uhrmacher gewesen und hatte, bevor er ins Ghetto musste, unter seinem Haus eine Kiste mit Uhren vergraben. Das Haus war während des Krieges zerstört worden, und Weiss konnte nicht mehr feststellen, wo er die Kiste vergraben hatte. Sender half ihm, den Grundriss des Hauses zu rekonstruieren, und am Ende bekamen sie heraus, wo gegraben werden musste. Sie machten sich gemeinsam an die Arbeit und fanden die Kiste tatsächlich wieder. Einige Uhren verkaufte Weiss, andere verschenkte er an unsere Gruppe. Ich bekam die Cyma, eine teure Schweizer Uhr.

Gegen Ende des Krieges verwendeten die Russen Uhren als Zahlungsmittel. Sie trugen ihren Reichtum oft deutlich sichtbar an Handgelenk und Unterarm. Manche banden sich vier, fünf oder sechs Uhren um. Diese jungen Soldaten nun hatten meine Uhr sofort erspäht und wollten sie haben. Ich wollte sie ihnen aber nicht geben, und so kam es zu einer Schlägerei. Sie prügelten auf mich ein, und ich schlug nach Kräften zurück. Unterdessen lehnte Gorschakow völlig weggetreten an einer Mauer. Ich rief ihm gerade zu, er solle seine Pistole ziehen, als ein Russe mir mit seiner Waffe ins Gesicht schlug und die Nase brach. Ich blutete wie verrückt, kämpfte und schrie jedoch unentwegt weiter, bis sie sich schliesslich Gorschakows Pistole schnappten und davonrannten. Immerhin hatten sie meine Uhr nicht bekommen – und auch nicht das Geld, das Gorschakow in seiner Gürteltasche versteckt hatte.

Wir befanden uns in einem schrecklichen Zustand, als wir die Wohnung betraten. Ich war über und über mit Blut verschmiert, und Gorschakow sah aus, als hätte er die Nacht in der Gosse verbracht. Sender war entsetzt.

«Aber ich habe das Geld gerettet!» sagte ich.

«Idiot!» schrie er. «Wen kümmert das Geld? Zum Teufel mit dem Geld. Warum hast du ihnen die Uhr nicht gelassen. Was ist bloss mit dir los?»

«Nichts!» schrie ich zurück. «Ich hab' mich nur gewehrt. Denkst du, ich lass' mich einfach zusammenschlagen?»

Sender war so wütend auf mich, dass ich schon dachte, nun würde er mich auch noch verprügeln. «Du setzt dein Leben aufs Spiel, Felix. Dein Leben! Weisst du überhaupt, was du tust?» Er brüllte richtig vor lauter Zorn. Damals wohnte auch Franye Braude bei uns, die junge Frau aus Grodno, die ich an jenem schrecklichen Tag, als der Krieg begann, in Slonim gesehen hatte und die zu der Zeit hochschwanger gewesen war. Sie hatte ihren Mann verloren und ihr Baby einer polnischen Familie anvertraut, damit es in Sicherheit war. Während sie sich versteckt hielt, hatte sie wieder geheiratet und war nun erneut schwanger. Diese Franye also begann plötzlich laut zu lachen. «Sender, er blutet wie ein Schwein, und du regst dich wegen irgendwelcher Uhren und Geld auf. Schau mal, seine Nase – sie ist richtig zur Seite weggedrückt.»

Sender war schon seltsam. Er zeigte mir seine Zuneigung und Liebe nie direkt und doch beschützte und behütete er mich wie eine Glücke. Ich versuchte, meine Empfindungen ihm gegenüber auszudrücken, fand es aber ebenfalls sehr schwierig. Wir hatten uns zum Schutz vor Verletzungen einen emotionalen Panzer zugelegt. Wir berührten oder umarmten uns auch nie. Nicht, dass er es nicht gewollt oder ich etwas dagegen gehabt hätte. Es wurde einfach nicht gemacht.

Im März zogen Mottl und Goldie Bass von Bialystok nach Lublin, wo die Bricha – die grösste der Organisationen, die Juden aus Europa illegal nach Palästina brachten – ein Operationszentrum unterhielt. Von Wilna, Grodno, Biafystok und all den jüdischen Siedlungsgebieten in Litauen und im östlichen Polen wurden die Juden zunächst heimlich nach Lublin geschleust und dann in Gruppen über die rumänische Grenze zum Hafen von Konstanza am Schwarzen Meer, wo sie anschliessend ein Schiff nach Israel bestiegen. Als Deutschland besiegt und Rumänien kommunistisch wurde, öffnete die Bricha Routen über Österreich und Italien, noch später über Frankreich, um das kommunistische Embargo und die britische Blockade der israelischen Küste zu umgehen.

Als Mottl und Goldie uns verliessen, kam mir plötzlich der Gedanke,

es sei nun an der Zeit, dass auch ich meinen seit Jahren bestehenden Plan, nach Israel auszuwandern, in die Tat umsetzte. Die Entscheidung traf ich völlig spontan, ohne mit irgendjemandem darüber zu sprechen; ich hätte mich aber auch mit niemandem beraten können. Sender war auf einer seiner Beschaffungsreisen unterwegs – im Übrigen wusste ich, was er davon halten würde. Leon Trachtenberg war von Bialystok nach Lodz weitergezogen, wo sein Vater eine Bäckerei übernommen hatte, und daher für mich unerreichbar. Ich ging zur Schule und arbeitete hart auf den Abschluss hin. Das könnte ich aber doch genauso gut in Israel tun, überlegte ich. Warum also hier bleiben?

Ich packte ein paar Sachen, fuhr mit dem Zug nach Lublin und suchte Mottl auf, um ihm meinen Entschluss mitzuteilen. Er machte mich mit einem Vertreter der Kibbuzbewegung bekannt, und im Handumdrehen gehörte ich einer Gruppe junger Menschen an, die bereits darauf harrten, aus Polen geschleust zu werden. Für die Zeit des Wartens hielten wir uns in einem Keller versteckt, der mit Betten ausgestattet worden war, lauschten Kibbuzniks, die uns erklärten, was wir zu erwarten hatten, und diskutierten über das neue Leben, das wir bald in *Erez Jisrael* führen würden.

Nach einer Woche im Keller tauchte plötzlich Leon auf, der von meinen Absichten gehört und nach mir gesucht hatte. Leon brachte Neuigkeiten mit: Sender war in Grodno verhaftet worden, aber nicht wegen Schwarzhandels. Der NKWD hatte ihn geholt und eingesperrt, weil er der Sohn eines bekannten Kapitalisten war. Wenn Gorschakow nicht gewesen wäre, hätte man ihn nach Sibirien geschickt. Gorschakow hatte es jedoch irgendwie geschafft, ihn aus dem Gefängnis zu holen, im Laderaum eines Lkws zu verstecken und nach Bialystok zu bringen. Dort war Leon ihm begegnet. Mein Onkel, so teilte Leon mir mit, werde bald in Lodz ankommen und wolle mich dort treffen.

«Ich mache keinen Rückzieher», erwiderte ich. «Es tut mir leid für Sender, aber ich bin fest entschlossen, nach Israel auszuwandern.» Nun war Leon allerdings nicht der Typ, der sich einfach mit einem Nein abspesen liess. Warum ich es auf einmal so eilig hätte, nach Israel zu

kommen, fragte er. Ich könnte schliesslich jederzeit dorthin. Wie ich es Sender nur antun könne, ihn Hals über Kopf zu verlassen. «Ausserdem», meinte Leon, «hast du die Schule noch nicht beendet.» Ob ich nicht mit nach Lodz übersiedeln wolle, um gemeinsam mit ihm und Wiktor zur Schule zu gehen. Wir könnten zusammen lernen, es endlich hinter uns bringen. Ob ich nicht der Meinung sei, dass es besser wäre, erst einmal die Oberschule abzuschliessen. Danach könne ich ja in einem Kibbuz leben.

Zu guter Letzt überzeugte Leon mich. Ich verabschiedete mich von meinen künftigen Kibbuzkameraden mit den Worten, bald würden wir uns in Israel wiedersehen. Dann fuhren Leon und ich mit der Eisenbahn nach Lodz. Sender war noch nicht dort angekommen, doch trafen wir Wiktor Woroszylski und Josef Szwarz, der in der polnischen Armee Stalins gekämpft hatte. Leon machte mich auch mit Hillel Seidel, dem örtlichen Chef der Bricha, bekannt. Seidel war ein eindrucksvoller Mann, der der Untergrundbewegung im Ghetto von Wilna angehört hatte, aus dem er schliesslich floh. Er hatte nur überlebt, weil er laufend das Versteck wechselte. Wie sich nun herausstellte, hatte Leon in seinem Auftrag Juden von Lodz nach Krakau geführt, von wo sie in die Tschechoslowakei geschleust wurden. Momentan war Seidel damit beschäftigt, Waffen zu beschaffen.

Die Bricha unterhielt unter anderem Heime für Kinder, deren Eltern von den Nazis ermordet worden waren, und musste sich nach Zwischenfällen mit polnischen Antisemiten in jüngster Zeit für eine eventuell notwendig werdende Bewachung dieser Heime rüsten. Dazu wurden Schusswaffen benötigt. Für alles, was sie nicht gebrauchen könnten, erklärte Seidel, habe die Hagana Verwendung. Ob Leon und ich bereit seien, im Norden – in Grodno, Kaunas und Bialystok – für sie auf Waffenkauf zu gehen? Pistolen, Maschinenpistolen, einfach alles, womit man schiessen könne und was sich in einem Koffer transportieren lasse. Und wenn wir Quellen für grössere Waffen auf tun könnten, sei auch das willkommen; die Bricha würde dann Vorkehrungen treffen, um sie abzuholen.

Am 7. Mai 1945 wurde ich achtzehn (laut Eintrag in meinem ge-

fälschten Ausweis: siebzehn) Jahre alt. Als Wiktor, Leon und ich an dem Abend zusammen feierten, erfuhren wir aus dem Radio von der deutschen Kapitulation. Leon und ich nahmen noch am selben Abend – mit Hillel Seidels Geld für Waffenkäufe in der Tasche – einen Zug nach Warschau. In der Hauptstadt trafen wir auf russische Soldaten, die ausser Rand und Band waren. Sie schossen wild in die Luft, liessen überall Feuerwerk hochgehen und riefen: «Frieden! Frieden! Frieden!» In der Wohnung des Onkels eines Freundes stiessen auch wir mit einem Glas Wodka darauf an, doch unsere Feier verlief gedämpfter als der Jubel auf den Strassen. Für uns kam der Sieg viel zu spät.

Von Warschau reisten wir weiter nach Bialystok, der ersten Station unserer geheimen Mission. Dort fanden wir Josef Weiss und auch Sender, der fremd aussah. Im Gefängnis war ihm der Kopf kahlrasiert worden, und sein Haupthaar begann eben wieder stoppelartig nachzuwachsen. Die geplanten Waffenkäufe erwähnte ich ihm gegenüber selbstverständlich mit keinem Wort. Sender erzählte mir, er sei als Sohn des Kapitalisten Nachum Frejdowicz verhaftet worden. (Mir kam mein armer Grossvater in den Sinn, wie er mit den drei Kleinkindern im Arm auf dem Pferdeschlitten zu den Rangiergleisen fuhr.) Sender war von Gorschakow und Oberst Bondadrenko, einem anderen Freund, gerettet worden; sie hatten einen Angehörigen des NKWD bestochen.

Seine Lage blieb jedoch prekär. Er musste jederzeit damit rechnen, erneut festgenommen zu werden. Es war Gorschakow nicht möglich gewesen, Sender sofort aus Grodno herauszuholen. Er hatte sich daher bei Lisa Chapnik, Anja Rud und Haschia Bielitzka, den Heldinnen des Spionagerings der Partisanen, versteckt. Sie halfen ihm gern, hatten aber das Problem, dass sie nur ein Zimmer bewohnten, in dem es zudem bloss zwei Betten gab. Es passten zwar zwei Personen in jedes Bett, doch welche der drei Frauen sollte das Bett mit Sender teilen? Anja Rud hatte nach der Ermordung ihres Mannes geschworen, nie mehr mit einem Mann zu schlafen. Die beiden anderen hatten es überhaupt noch nicht getan und waren keineswegs gewillt, nun damit anzufangen.

Schliesslich wurde entschieden, dass Lisa und Anja in dem einen Bett und Haschia und Sender in dem anderen schlafen sollten. Einer alten jüdischen Sitte zufolge mussten Unverheiratete, die durch äussere Umstände gezwungen waren, ein Bett zu teilen, ein Brett zwischen sich haben. Da keines verfügbar war und auch nicht genügend Platz dafür gewesen wäre, hielten Haschia und Sender mittels eines Handtuchs Abstand. Um Senders Selbstbeherrschung wissend, war mir klar, dass es des Handtuchs gar nicht bedurft hätte.

Es dauerte nicht lange, bis Leon und ich Bezugsquellen für Waffen auftraten. Aufgrund der erst kürzlich erfolgten Vertreibung der deutschen Armee und der Anwesenheit der sowjetischen Besatzungstruppen war eine Menge im Umlauf. Wir erkundigten uns zunächst bei geeignet scheinenden Juden, wo wir eine Pistole, ein Gewehr oder Granaten finden könnten, und nach kurzer Zeit hatten wir einen grossen Koffer voll.

Wir wickelten die Schusswaffen sorgfältig in Lumpen ein, damit sie nicht aneinanderschlügen. Dann schleppten wir den Koffer zum Bahnhof und bestiegen einen Zug nach Warschau. Dort mussten wir nach Lodz umsteigen, was uns wegen des entsetzlich schweren Gepäckstücks einige Anstrengung kostete. Ich war noch immer furchtbar dünn, und auch Leon war nicht besonders kräftig. In unserem Abteil angekommen, stellten wir fest, dass zwei Plätze von Offizieren der Roten Armee belegt waren. Wenn sie die Gewehre fänden, würden sie uns im günstigsten Fall nach Sibirien schicken, wir mussten aber eher mit unserer Erschiessung rechnen. Ich war so nervös, dass mir ganz schwindlig wurde.

Es gelang uns, den Koffer ins Abteil zu zerren, doch es war völlig ausgeschlossen, dass wir es schafften, ihn ins Gepäcknetz zu hieven. Da wandte sich Leon wie selbstverständlich mit der Bitte um Hilfe an die Russen. Mir blieb das Herz stehen, und ich rechnete schon damit, das Klirren von Metall zu hören, das uns die Bekanntschaft mit einem Scharfrichter des NKWD verschaffen würde. Doch wider Erwarten ging alles gut.

In Lodz wohnte ich bei den Trachtenbergs. Ab April dieses Jahres gingen Wiktor, Leon und ich wieder zur Schule. Leons Eltern liessen uns private Nachhilfestunden erteilen. In polnischer Sprache, Literatur



und Geschichte sowie in anderen Wissensgebieten, mit denen wir etwa zwei Jahre lang praktisch nicht in Berührung gekommen waren, gab es unendlich viel nachzuholen. Für literarische Werke standen immerhin Kurzfassungen zur Verfügung, doch befanden wir uns dermassen im Rückstand, dass wir nicht einmal genug Zeit zur Lektüre der Kurzfassungen fanden. Deshalb teilten wir sie uns auf; jeder las ein paar, über deren Inhalt er dann die anderen mündlich informierte. Die Abschlussprüfungen fanden im Juni 1945 statt. Die mathematischen Aufgaben löste ich dank des Unterrichts in unserem unterirdischen Versteck in Rekordzeit; die Examen in den übrigen Fächern bewältigte ich mehr schlecht als recht. Am Ende schafften wir alle drei unser Abitur.

Sender war unterdessen geschäftlich in ganz Polen unterwegs und ging dabei immense Risiken ein. Gemeinsam mit Josef Weiss – der einer seiner Partner geworden war – schmuggelte er Handelswaren von Ort zu Ort, wobei sie gelegentlich grosse Geldbeträge mit sich führten. (Einmal begegnete ich Sender auf der Strasse. Er trug einen Sack auf dem Rücken, und ich fragte ihn, ob sich Kartoffeln darin befänden. «Nein», antwortete er, «Geld.»)

In Bialystok wurden die beiden einmal mit einer grossen Menge Banknoten und einem Haufen Gold verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Wie Weiss mir später erzählte, verbrachten sie die Nacht in einer Zelle, bevor sie am nächsten Morgen verhört wurden. Sender hatte sich auf eine Bank gelegt und sofort angefangen zu schnarchen. Weiss war zu aufgeregt, um einschlafen zu können, und weckte Sender, damit sie sich eine Geschichte zu ihrer Entlastung zurechtlegen konnten. «Ich will schlafen», erklärte mein Onkel. «Wir lassen uns morgen früh etwas einfallen.» Am nächsten Morgen wurden sie ins Büro des Kommandanten geführt, der die Banknoten und das Gold auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte. «Hören Sie», sagte Sender, «warum machen wir nicht ein Geschäft? Sie behalten das Gold für sich und geben uns das Geld zurück. Dann lassen Sie uns laufen.» Der Kommandant ging auf den Vorschlag ein, denn sonst hätte er den gesamten Betrag auflisten müssen, und alles wäre an den Staat gefallen.

Diesmal war es gutgegangen, doch Sender fand diese Art von Geschäften als Dauerzustand nervlich zu aufreibend und suchte nach etwas Geordneterem. Als ich gerade mein Abitur machte, bot sich ihm die Gelegenheit, in Danzig eine Bäckerei zu erwerben. Da die Lebensmittelknappheit andauerte, waren Bäckereien ein solides Geschäft. (Deshalb hatte ja auch Leons Vater eine solche gekauft.) Sender griff zu, und ich zog nach Danzig, um bei ihm und einigen unserer Freunde aus Grodno zu sein.

Ich war auf Danzig innerlich nicht vorbereitet, jedenfalls nicht auf die dort lebenden Deutschen. In Grodno und Bialystok hatte ich Kolonnen deutscher Kriegsgefangener gesehen, die von den Russen in irgendwelche fürchterlichen Kriegsgefangenenlager gebracht wurden. Sie hatten erschöpft, dreckig und mutlos gewirkt und waren schweigend, mit hängenden Köpfen marschiert; geschlagene Männer. In Danzig aber lebte eine grosse Zahl deutscher Zivilisten, die frei herumliefen. Seit meiner ersten Waffentour mit Leon trug ich stets eine Pistole bei mir. Einen Deutschen zu töten wurde nicht als Verbrechen geahndet. Die Polen hassten sie abgrundtief, und die russischen Besatzungssoldaten würden bestimmt nicht einschreiten, eher würden sie noch auf die Leiche eines toten Deutschen spucken.

All meine finsternen Phantasien aus der Zeit im Versteck kehrten zurück. Ich hatte davon geträumt zu töten. Wie lebendig diese Vorstellungen gewesen waren! Ich vermochte sie in all ihren mörderischen Details wieder heraufzubeschwören – dass mir ein Gewehr gehörte, wie ich mit dem Gewehr nach Deutschland marschierte und dort auf jeden schoss, der mir unter die Augen kam, auf alle schoss, bis das Gewehr erglühte, so lange schoss, bis alle tot am Boden lagen. Ich hatte es bei meinem Vater geschworen, beim Andenken meiner Mutter: Wenn ich je aus dem Loch herauskäme, würde ich es tun, um ihretwillen und um meiner Schwester Mira, meiner Onkel und Tanten und meiner Grossmutter Tema willen. Um ihrer aller willen würde ich töten.

Nun hatte ich also ein Gewehr. Jetzt konnte ich es tun. Ich musterte die Deutschen auf der Strasse – es waren zumeist Frauen, Kinder und

alte Menschen, darunter kaum Männer. Ich schaute sie an, voller Hass. Vergiss nicht, was die Männer dieser Frauen, was ihre Väter und Brüder getan haben, sagte mir eine innere Stimme, und wenn sie Gelegenheit dazu gehabt hätten, hätten sie selbst es genauso gemacht. Nazis sind sie, alle miteinander. Nazis. Als ich mit Sender und dem Ehepaar Bass in dem Loch kauerte, hatte ich keinen Unterschied zwischen Männern, Frauen und Kindern gemacht. Ich wollte alle töten. So viele wie möglich.

Nun kamen mir jedoch Zweifel. War ich vielleicht einer Selbsttäuschung erlegen? Ich hatte die heiligsten Eide geschworen, es zu tun, ohne mich je zu fragen, ob ich auch geeignet war, solche Taten auszuführen. In einer Schlacht, zur Verteidigung meiner selbst oder eines anderen, das ja – dass ich dazu fähig gewesen wäre, stand für mich ausser Zweifel. Aber ob ich einen Revolver kaltblütig an den Kopf eines Menschen halten und abdrücken könnte? Beim Anblick der Frauen und Kinder, dieser verhärmten Deutschen in ihren zerschlissenen Kleidern, sah ich mich dazu schlicht ausserstande.

Es war eine Erkenntnis, die Schuldgefühle in mir aufkommen liess, und diese Schuldgefühle wollten nicht wieder weichen. Ich versuchte, mit meiner Mutter, meinem Vater, meinen Grosseltern darüber zu sprechen. Ich spürte ihre Nähe. «Wollt ihr wirklich, dass ich es tue?» fragte ich sie. «Ist es euer Wille, dass ich diese Leute erschiesse, um all das Blut zu rächen, das sie vergossen haben?» Ich litt schreckliche Gewissensqualen, weil ich nicht einfach die Waffe zog und das Magazin gegen die Deutschen leerte, gelangte dann aber schliesslich zu der Überzeugung, dass mein Vater meine Haltung gebilligt hätte. Bei meiner Mutter war ich mir damals wie auch später nicht so sicher.

Ich richtete mich also in Danzig im zweiten Stock eines kleinen Hauses in der Kochanowski-Strasse ein, nicht weit von der Bäckerei entfernt. Es wohnten dort ausserdem Sender, Josef Weiss, Jonah Zaretsky, Koraszcz, ein ehemaliger Partisanenkämpfer, sowie Pela und Meshel Byelodworski, der mich früher am Tarbut unterrichtet hatte. Wir standen auch in Verbindung mit Jan und Janova. Losossna lag aufgrund der

neuen Grenzziehung in der Sowjetunion; da die Puchalskis sich als polnische Staatsbürger erklärten, hatten sie ein Anrecht darauf, repatriiert zu werden. Gemäss des polnisch-sowjetischen Abkommens war es ausserdem so, dass alle Hauseigentümer, die von der Grenzverschiebung betroffen waren und eine Repatriierung verlangten, Anspruch auf Entschädigung besaßen. Das Haus mit den zwei Zimmern, in dem die Puchalskis wohnten, war ursprünglich Eigentum der Familie Frejdownicz gewesen – es war eines der Sommerhäuser, die mein Grossvater gebaut hatte –, gleich nach der Befreiung hatten wir es aber auf Jan und Janova überschrieben, so dass sie es jetzt gegen ein gleichwertiges Haus in Danzig tauschen konnten. Sie wohnten ganz in der Nähe, und ich besuchte Janova häufig und liess mich von ihr in die Arme schliessen.

Sender benötigte für seine Bäckerei einen Buchhalter. Diese Aufgabe fiel mir zu – eine Arbeit, von der ich nicht das geringste verstand. Es dauerte nicht lange, bis Sender und ich uns wieder zankten. Die Bäckerei mochte ja Gewinn bringen, doch mir schien sie keine Zukunftsperspektiven zu bieten. «Warum geben wir das Geschäft nicht auf und gehen nach Israel?» fragte ich ihn. Selbstverständlich hatte Sender jedoch anderes mit mir im Sinn. «Felix», sagte er, «du musst auf die Universität.»

«Wozu soll das gut sein? Lass uns nach Israel gehen, Sender. Hier hält uns doch nichts.»

«Nein, nein und nochmals nein! Nachdem du nun das Abitur hast, Felix, solltest du ein Jahr lang studieren. Das ist mein Wunsch. Nur ein Jahr, mehr brauchst du mir nicht zu versprechen. Dann weisst du wenigstens, worum es geht. Solltest du dich anschliessend dagegen entscheiden, ist es mir recht. Das ist dann deine Sache. Aber ich bestehe darauf, dass du es dir erst einmal ansiehst, um eine eigene Vorstellung davon zu bekommen. Ein Jahr nur, dann kannst du selbst entscheiden.»

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass sich fortan ein anderer um die Buchhaltung der Bäckerei kümmerte und ich mit dem Studium am Polytechnikum in Danzig begann. Es war damals eine schwierige Zeit für Juden, die überlebt hatten. So unvorstellbar es erscheinen mochte, doch der Antisemitismus griff von Neuem um sich. Die weni-

gen übriggebliebenen Mitglieder der jüdischen Gemeinden befanden sich in einem Zustand des Schocks. Da mühten wir uns ab, unsere durch die Nazis zerstörte Existenz notdürftig wieder aufzubauen, und schon war das Schreckgespenst erneut da.

In gewisser Hinsicht nahm ich das alles einfach hin. Ich hatte nie etwas anderes gekannt; Feindseligkeit hatte schon immer in der Luft gelegen, die ich atmete. Man ignorierte es und machte weiter. Doch etwas in mir weigerte sich, es noch länger hinzunehmen. Ich hätte am liebsten geschrien: Hört zu, Leute, es gibt keine Juden mehr. Wir sind alle tot. Wovor habt ihr Angst?

Am 4. Juli 1946 erreichte uns dann die Nachricht von einem brutalen Pogrom in Kielce südöstlich von Warschau. Es hatte mit dem sich rasch ausbreitenden Gerücht angefangen, Juden hätten ein polnisches Kind ermordet – die altbekannte Art von Verleumdung. Daraufhin hatte der Mob eine Gruppe Überlebender angegriffen, die die jüdische Gemeinde der Stadt wieder aufzubauen suchten. 42 von ihnen wurden ermordet.

Die jüdische Bevölkerung des Landes erschauerte. Das war einfach zuviel für ihre blankliegenden Nerven. Es kam zu einer Fluchtbewegung in die Tschechoslowakei und nach Ungarn. Viele flohen auch nach Israel. Plötzlich wollten alle weg. Rumäniens Grenzen waren von der neuen kommunistischen Regierung bereits dichtgemacht worden. Die Routen durch Italien und Frankreich aber waren verstopft mit Menschen, die unbedingt aus Polen heraus wollten.

In dieser hysterischen Stimmung hörten wir eines Nachts in unserer Wohnung im zweiten Stock Lärm von der Strasse. Wir schauten aus dem Fenster und sahen, dass sich dort unten eine Menschenmenge versammelt hatte. Zornige Stimmen drangen zu uns herauf. «Die Juden haben einen Polen ermordet. Die Juden haben einen Polen ermordet.» Da ringsum sonst keine Juden wohnten, konnte das Geschrei nur uns gelten. Dann ging es auch schon los. «*Bij Zydow! Bij Zydow!*» Nieder mit den Juden! Tod den Juden! Immer mehr Menschen strömten herbei. Es mussten bereits an die hundert sein.

Wir schlossen die Türen ab. Dann holten wir Bettlaken, knoteten sie aneinander und liessen sie aus einem der Fenster an der Rückseite des

Hauses hinab. Die Erregung der Menge unten wuchs. Wir hörten sie gegen die Haustür hämmern. Kurz darauf schienen sie mit den Füßen dagegen zu treten. Da Jonah zuviel Angst hatte, hangelte sich zuerst Sender an den Laken herunter, anschliessend Pela und Meshel Byelodvorski, Korasz und ich und als letzter Josef Weiss. Er war so schwer, dass die Laken rissen und er zu Boden stürzte.

Sender packte mich am Arm. «Lauf zur Polizei!», sagte er. «Ich werde versuchen, zu den Russen durchzukommen.» Und schon war er fort. Ich rannte, so schnell ich konnte, zur nächsten Polizeiwache. Dort angekommen, stiess ich keuchend hervor: «Wir werden angegriffen. Bitte helfen Sie uns.»

«Was hat das zu bedeuten?» fragte der Polizist am Schreibtisch. «Was soll das heissen: Sie werden angegriffen?»

Ich erstattete ihm Bericht, und er überhäufte mich mit Fragen. Wer sind Sie? Wie heissen Sie? Wo genau soll sich dieser angebliche Vorfall ereignen. Die Polizei zeigte an meiner Geschichte ungefähr soviel Interesse, als hätte es sich um Geschehnisse in Südamerika gehandelt.

Ich fand es unerträglich und wollte zu unserem Haus zurücklaufen, doch da packten sie mich und hielten mich auf der Wache fest. Nach einer Weile hörte ich Schüsse. Als ich schliesslich heimkam, war die Menge fort. Sender war zum Lager der Sowjets gerannt und hatte es geschafft, dass man sich schnurstracks auf den Weg machte. Der Polizei mochte unser Schicksal egal sein, die Russen aber freuten sich über die Gelegenheit, einen Haufen Polen auseinanderzutreiben.

Es waren schlimme Zeiten. Sogar Jan und Janova hatten Angst, darüber zu sprechen, dass sie etwas mit der Rettung von Juden zu tun gehabt hatten. Dabei waren sie insgeheim überaus stolz auf ihre Tat, und sie hatten ja wirklich unvorstellbaren Mut bewiesen. Doch ihr heroisches Verhalten konnte sie nun in Gefahr bringen; es durfte nicht erwähnt werden. Durch die Gespräche mit ihnen über ihre Situation wurde uns das Ausmass unserer eigenen Isolation klar. Polen war für uns nur mehr ein Friedhof. Wir beschlossen fortzuziehen.

In dieser Zeit des wachsenden Drucks erhielt ich eines Tages im Polytechnikum einen Brief von Josef Rakoch, dem Vorsitzenden des Jüdi-

schen Studentenverbandes an der Universität Warschau. Ich war mittlerweile in mehreren zionistischen Organisationen aktiv und hatte aufgrund meiner Waffenkäufe für die Bricha Kontakt zu Leuten in verschiedenen Teilen des Landes, was auch zur Folge hatte, dass ich zum Vorsitzenden des Jüdischen Studentenverbands von Danzig gewählt worden war. In dieser meiner Eigenschaft hatte mir Rakoch nun geschrieben. Er habe soeben einen Brief der Union jüdischer Studenten in Frankreich erhalten, die jüdische Studenten aus Polen zu einer Konferenz nach Uriage-les-Bains einlade und zu diesem Zweck sechzig Visa besorgt habe.

Sechzig französische Visa – das war ein unvorstellbarer Schatz. Bei einer Zusammenkunft aller jüdischen Studentenschaftsvorsitzenden der wichtigsten Hochschulen in Polen wurde entschieden, dass Rakoch und ich die Sache in die Hand nehmen sollten, zusammen mit Hillel Seidel, der inzwischen Leiter einer Jugendorganisation war. Mit Rakoch hatte ich bereits Freundschaft geschlossen. Kennengelernt hatte ich ihn auf einer meiner Reisen für die Bricha nach Warschau. (Ich übernachtete bei ihm, und er überliess mir trotz meiner Einwände sein Bett und schlief selbst auf dem Fussboden.)

Rakoch, Seidel und ich kamen überein, dass die Visa zu dem Zweck verwendet werden müssten, für den die französischen Studenten sie ganz offensichtlich gedacht hatten – es hatte allerdings nichts mit irgendwelchen Konferenzen zu tun. Sie kannten die Lage in Polen und wussten, wie schwierig es war, das Land zu verlassen. Wenngleich Polen offiziell noch unabhängig war, arbeitete die polnische Geheimpolizei doch eng mit dem NKWD zusammen. Damals begann der Eiserne Vorhang zu fallen. Und nun hielten wir plötzlich sechzig legale Papiere in der Hand, die dazu berechtigten, Polen zu verlassen. Keiner, der eines davon benutzen dürfte, würde wieder nach Polen zurückkehren.

Wir fassten den Beschluss, dass alle, die auf diesem Wege nach Frankreich reisten, Angehörige mitnehmen dürften – Eltern, Geschwister, Onkel, Tanten –, sofern diese mit einiger Wahrscheinlichkeit noch als Studenten durchgingen. Seidel übernahm die strategische Leitung, Rakoch und ich kümmerten uns um die Durchführung. Rakoch war ein

Meister darin, das politische System zu manipulieren. Er hatte überall Beziehungen. Ich begleitete ihn von einem Ministerium zum nächsten und wartete meist draussen, während er die notwendigen Gespräche führte. Als wir schliesslich alle offiziellen Vorkehrungen getroffen hatten, stellten wir eine Liste der sechzig Personen zusammen, die nach Frankreich reisen würden. Von meiner Seite waren es Sender und Josef Weiss, der durch seinen Sturz aus dem Fenster im zweiten Stock primär in seiner Würde verletzt worden war. Von den Personen auf der Liste erschienen viele unter falschem Namen oder an Stelle von anderen, die aus irgendeinem Grund nicht fortkonnten. Es kam zu einem Tausch von Papieren und Pässen zwischen Verwandten und Freunden oder mit Leuten, die jemandem einen Gefallen schuldig waren. So wurde ein Cohen zu einem Weissowicz, ein Lewin zu einem Epstein. Man wandte all die Tricks aus dem Untergrund an, die man in den Ghettos zur Verschleierung seiner wahren Identität gelernt hatte. Bis zum letzten Moment, selbst noch auf dem Bahnsteig, wurden Namensänderungen vorgenommen. Es gab nur ein Ziel: aus Polen wegzukommen. Mit alledem gingen wir natürlich Risiken ein, doch jeder von uns hatte sich in der Vergangenheit gewissermassen ohne vorherige Narkose schweren Operationen unterziehen müssen und dadurch eines gelernt: Wenn man eine Chance bekommt wegzugehen, sollte man sie ergreifen.



## 12

### *Ein kultureller Quantensprung*

Als unsere Abfahrt näher rückte, wuchs in uns, vor allem bei mir selbst, die Angst. In internationalen Zügen führten die Zollbeamten ihre Kontrollen in Warschau durch und versiegelten anschliessend das Reisegepäck. Einer genaueren Überprüfung hätte unsere Gruppe jedoch kaum standgehalten. Die Hälfte der Reisenden hatte das Studentenalter längst überschritten. Ausserdem hatten wir Berge von Gepäck dabei, worin sich alles mögliche befand, was wir kritischen Blicken nicht preisgeben wünschten. Ich hatte die Koffer und Taschen zwar nicht persönlich inspiziert, war mir aber sicher, dass sie Waffen, Gold und weiss Gott was sonst noch alles enthielten. Wir waren eben keine Studentengruppe, die zu einer Tagung unterwegs war, sondern Flüchtlinge, die mit ihren kostbarsten Besitztümern ausreisten.

Rakoch und ein paar andere kamen kurz vorher zu mir und sagten: «Felix, von uns allen wirst du mit solchen Dingen wahrscheinlich am besten fertig. Sprich du mit dem Zollbeamten.» Und dann drückten sie mir ein Bündel Geldscheine in die Hand. Als der Beamte eintraf, hatte ich meine Angst einigermaßen im Griff. «Hören Sie», sagte ich, «Sie haben furchtbar viel zu tun, und wir sind eine grosse Gruppe. Warum tun Sie uns nicht den Gefallen, erst gar nicht nachzuschauen.» Dann überreichte ich ihm das Bündel Banknoten. Er nahm es wortlos entgegen, stempelte unsere Papiere ab und ging. Ich atmete erst wieder frei, als er aus unserem Blickfeld verschwunden war.

Wir passierten die tschechoslowakische Grenze. In Prag erfuhren wir dann, dass die planmässige Verbindung von dort nach Paris ausfiel. Wann der nächste Zug gehen würde, wusste niemand. In einer Woche vielleicht, möglicherweise aber auch erst in zwei Wochen. Zum Glück

konnte uns die Bricha in einem Lager unterbringen, wo sie Flüchtlinge beherbergte, die auf dem Weg nach Palästina waren.

So hatten wir eine wunderschöne Woche lang Zeit, Prag zu besichtigen. Ich war begeistert. Die Stadt hatte einen anderen Geruch, einen Geruch von Freiheit – Welch eine Erfahrung nach der stets von Angst geprägten Atmosphäre in Polen. Ich besuchte Konzerte und ging zum ersten Mal in die Oper: *Carmen*. Es war phantastisch. Ich fing an, darüber nachzudenken, wie es wohl in Paris sein würde. Bis dahin war ich innerlich so sehr damit beschäftigt gewesen, aus Polen herauszukommen, dass ich noch gar keine Zeit gehabt hatte, überhaupt daran zu denken.

Als wir endlich die Gare de l'Est erreichten, wurden wir auf dem Bahnsteig schon von unseren Gastgebern erwartet. Paul Sternschuss, Adi Steg und Tecucciano – die Vorsitzenden des Verbandes jüdischer Studenten in Frankreich, die unsere Rettung bewerkstelligt hatten – begrüßten uns überaus herzlich. Bei der Wahl des Sprechers, der unsere Gruppe von nun an vertreten sollte, fiel das Votum einstimmig auf mich. Ich war hoch erfreut, wenngleich unsere Gruppe sich anschließend sofort auflöste. Nichts konnte uns mehr zusammenhalten. An der Konferenz wollte nicht einer teilnehmen.

Alle fingen an, sich umzuschauen – die echten Studenten nach einem Studienplatz, die übrigen nach beruflichen Möglichkeiten in ihrer neuen Heimat. Vom französischen Studentenverband erhielten wir Essenskarten für eine jüdische Kantine, die eingerichtet worden war, um uns zu verpflegen. Sie sorgten auch dafür, dass wir in Hotels unterkamen – meist in Etablissements, die sich auf das Prostitutionsgewerbe spezialisiert hatten und ihre Zimmer halbstundenweise vermieteten. Manche von uns bekamen Zimmer, die bei Tage für das Gewerbe reserviert waren. Tagsüber benutzten die Huren die Betten, nachts schliefen wir darin.

Ich wurde im Hotel Quebec an der Rue St-Honoré einquartiert. Es dauerte allerdings ein paar Tage, bis die notwendigen Vereinbarungen zustandekamen. Unterdessen wohnte ich bei Jonah Zaretsky. Jonah, der eine Tante in Paris hatte, war es gelungen, Polen bereits früher zu ver-

lassen. Er hatte von der Ankunft unserer Gruppe gehört und uns zusammen mit dem studentischen Begrüssungskomitee am Bahnhof erwartet.

Jonah wohnte in einem Hotel an der Rue St-Sébastien. Als wir nach meiner ersten Nacht dort sein Zimmer verliessen und nach unten gingen, fing der Mann am Empfang an, ihn lauthals zu beschimpfen. Jonah hatte im Gymnasium Französisch gelernt und kam damit recht gut durch. Ich verstand kein Wort, merkte nur, dass der Mann wütend war. Nach einer Weile – der andere tobte immer weiter – begann Jonah plötzlich zu lachen. Er lachte auch noch, als der Hotelangestellte aufgehört hatte zu schreien. «Weisst du, was er mir vorgeworfen hat?» sagte Jonah. «Er hat mir erklärt, ich dürfe so viele Mädchen auf mein Zimmer mitnehmen, wie ich wolle. Aber niemals einen Mann. Es sei absolut verboten, Männer mit aufs Zimmer zu nehmen!»

Solch eine Denkweise überstieg meinen Erfahrungshorizont. Allerdings fand ich Paris insgesamt umwerfend. Ich wusste kaum, wo mir der Kopf stand; mir war, als wäre ich in eine vollkommen andere Kultur versetzt worden. Als ich das erste Mal sah, wie sich ein Mann und eine Frau auf der Strasse küssten, traute ich meinen Augen nicht. Dann beobachtete ich, dass man sich in der Metro küsste, in den Parks, im Auto. Wenn ich in Polen ein Mädchen küssen wollte, hatte es zwei Wochen gebraucht, bis ich den ersten Kuss bekam, und dazu mussten wir uns selbst mitten in der Nacht in einem Toreingang verstecken. Die Franzosen aber küssten sich einfach, wann immer sie gerade Lust verspürten, ganz gleich, wo sie sich gerade befanden. Unglaublich, dachte ich. Nicht zu fassen! Welche Freiheit!

Mir war, als atmete ich in meinem Leben zum ersten Mal reine Luft. Eine wunderbare, berauschende Luft. Prag hatte mich beeindruckt, doch Paris überwältigte mich. Ich konnte nicht glauben, was ich da alles sah. Es gab unzählige Museen. Den Louvre, das Rodin-Museum, den Jeu de Paume. Die Augen gingen mir über. Ich besichtigte Notre-Dame, Versailles und all die historischen Orte, von denen ich gehört oder über die ich gelesen hatte. Nach der Trümmerlandschaft, die ich verlassen

hatte, konnte ich nicht genug davon kriegen. Während der ersten beiden Wochen nutzte ich jeden Tag, um Paris zu entdecken.

Doch mit einem Mal war es Ende Oktober, und im November begann das neue Universitätsjahr. Ich musste endlich mit dem Studium anfangen. Das war allerdings leichter gesagt als getan. Erstens sprach ich kein Französisch. Und zum zweiten setzte die Aufnahme an einer französischen Universität offenbar voraus, dass man ein französisches Abitur hatte.

Ich war verzweifelt, fand dann jedoch heraus, dass das polnische Abitur vor dem Krieg aus diplomatischen Gründen als dem französischen Abitur gleichwertig gegolten hatte. Frankreich und Polen waren verbündete Länder gewesen, und sie hatten es so geregelt, dass die Absolventen ihrer Gymnasien jeweils an den Universitäten des anderen Staates studieren durften. Von dieser Möglichkeit waren in Frankreich nur die medizinischen Fakultäten und die berühmte *École polytechnique* ausgenommen; sie liessen ausschliesslich französische Staatsbürger zum Studium zu. Alle übrigen Hochschulen aber standen polnischen Abiturienten offen, und das galt auch für das Ingenieurstudium.

Die Aufnahmebedingungen waren allerdings erschreckend. Wer sich bei den angesehensten technischen Hochschulen – den sogenannten *grandes écoles* – um einen Studienplatz bewarb, hatte normalerweise ein zweibis dreijähriges Vorstudium absolviert, um sich die notwendigen Kenntnisse in Mathematik und Physik anzueignen. Daraufhin unternahm er sich dann der berüchtigten Aufnahmeprüfung, dem gefürchteten *concours*, bei dem angeblich neunzig Prozent der Kandidaten durchfielen.

Ich wusste nicht aus noch ein. Zu viele Jahre hatte ich schon verloren; ich wollte mein Leben jetzt rasch in die richtigen Bahnen lenken. Ich konnte nicht noch drei Jahre für Studienvorbereitungen erübrigen. Dann entdeckte ich jedoch, dass es einen Weg gab, den *concours* zu umgehen. Als Alternative bot das zuständige Ministerium die Möglichkeit an, neben dem Besuch einer Ingenieurhochschule gleichzeitig Physik und Maschinenbau an der Universität zu studieren. Ein Abschluss

in diesen Fächern galt als Äquivalent eines bestandenen *concours*. Nur gab es da einen Haken: Die Dauer des Studiums an der Universität und an der Ingenieurhochschule betrug jeweils drei Jahre. Schloss man beide Studiengänge mit Erfolg ab, erhielt man ein Ingenieurdiplom. Fiel man bei einem durch, bekam man gar nichts.

Ich hatte keine andere Wahl. Ich musste es versuchen. Also immatrikulierte ich mich im November an der Universität Nancy für Physik und Maschinenbau, und an der ENSEM (der *École Nationale Supérieure d'Électricité et de Mécanique*) – einer der französischen *grandes écoles* – schrieb ich mich für Ingenieurwesen ein. Ich war voller Hoffnung. Immerhin hatte ich beim Abitur in Mathematik extrem gut abgeschnitten. (Ich hatte eine Aufgabe, die in zwei Stunden zu lösen war, in fünfzehn Minuten bewältigt. Daraufhin hatte der Lehrer mich gebeten, sitzen zu bleiben, um die anderen Schüler nicht in Verlegenheit zu bringen.) Und im übrigen hatte Sender mir seinen Spezialkurs in Kopfrechnen gegeben. Ich fühlte mich der Herausforderung gewachsen.

In den Vorlesungen verstand ich dann jedoch nichts. Weder an der Universität noch an der ENSEM. Rein gar nichts. Die Vorlesungen wurden in französischer Sprache gehalten, und ich bekam nicht ein Wort von dem mit, was die Professoren ausführten. Ich war mir nicht einmal sicher, über welches Thema sie jeweils sprachen. Nur eines wurde mir in aller Klarheit deutlich: dass nämlich die anderen Studenten sehr viel mehr von Mathematik verstanden als ich. Sie besaßen das nötige Wissen, um den Kursen mit Gewinn folgen zu können. Das war auch der Grund, warum der Studiengang statt fünf lediglich drei Jahre dauerte. Meine Kommilitonen hatten die Lehrgänge in Mathematik und in Physik bereits hinter sich.

Nach drei Monaten sprach ich Französisch, oder etwas, das als solches durchging. Ich hatte mir eine Methode ausgedacht, die ich stur einhielt. Ich nahm mir das Wörterbuch vor und lernte Tag für Tag dreissig Wörter auswendig. Die meisten vergass ich wieder. Doch einige blieben mir im Gedächtnis haften, so dass mein Wortschatz stetig wuchs. Ausserdem begann ich, mit französischen Mädchen auszugehen – was

sich äusserst positiv auswirkte. Es löste mir nämlich die Zunge, und ich hörte mich plötzlich zu meiner eigenen Überraschung französisch sprechen, zuerst stockend, dann zunehmend flüssiger.

Ausserdem fühlte ich mich langsam zu Hause in Nancy, wo die Leute äusserst hilfsbereit schienen. Als ersten lernte ich dort Boris Hirschowski kennen, einen jüdischen Studenten aus Bialystok. Ich machte mir Sorgen, weil ich nicht wusste, wie ich die fünfhundert Francs beschaffen sollte, die als Kaution hinterlegt werden mussten, bevor ich mein Zimmer im Studentenwohnheim beziehen durfte. Wir waren gerade erst miteinander bekannt gemacht worden, da erklärte Boris mir, ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen, er besitze tausend Francs, davon könne er mir die Hälfte überlassen. Als ich wenige Tage später auf der Präfektur vorsprach, um mein Besuchervisum gegen ein Studentenvisum einzutauschen, wurde mein Gesuch von einem Polizeinspektor abgelehnt. Ich sei vermutlich, wie er dem mich begleitenden Dolmetscher erklärte, gar kein rechtmässiger Student, sondern ein Spekulant. Ich berichtete dem Rabbi der Synagoge in Nancy von diesem Vorfall, und der sagte mir sofort seine Hilfe zu. Als ich es dann auf der Präfektur noch einmal versuchte, stempelte derselbe Beamte meine Papiere prompt ab, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Im Studium liess man mich sechs Monate lang in Ruhe. Dann begannen die ersten Prüfungen. An der ENSEM zeigte man Verständnis. Meine Noten waren schlecht, wurden aber langsam besser. An der Universität lief es allerdings anders. In der Fakultät für Physik herrschte grosse Anonymität. In manchen Vorlesungen sassen dreihundert, in anderen sogar bis zu fünfhundert Studenten. Jeder hatte eine Nummer. Man legte die Prüfung ab und bestand oder fiel durch. Zuerst kamen die vierstündigen schriftlichen Examen, anschliessend die nicht minder rigorosen Laborprüfungen und zuletzt drei mündliche Examen. Die Prüfer kannten nicht einmal die Namen der Studenten. Sie wussten nichts über sie. Und das entsprach mehr oder weniger meinem Wissensstand in den Fächern. Ich fiel überall durch.

Zum Glück wurde man nach einem erfolglosen Jahr nicht vor die

Tür gesetzt. Das Studium dauerte drei Jahre, und dem französischen Hochschulsystem war eine besondere Form von Erbarmen gegenüber den Studenten zu eigen. So konnte man an der Universität Nancy – nicht jedoch an der ENSEM – weiterstudieren, auch wenn man die Prüfungen nicht bestanden hatte. Ich büffelte erstmals im Leben bis an die Grenzen meiner Kräfte, und zwei französische Freunde, Armand Sarazin und Joseph Pellet, halfen mir dabei, so dass ich schliesslich aufholte – zunächst in Mathematik, dann in Physik. Im zweiten Jahr ging alles ein wenig besser. Ich schwamm noch nicht wirklich, hielt aber wenigstens den Kopf über Wasser.

Ich lebte von einem kleinen Stipendium der Union jüdischer Studenten. Während meines zweiten Studienjahrs entdeckten dann jedoch Verwandte in Amerika, dass Sender und ich noch am Leben waren. Sie hatten sich auf der Suche nach Familienangehörigen immer wieder ans Rote Kreuz gewandt, und schliesslich wurden unsere beiden Namen genannt. Sofort schickten sie Unterstützung, hundert Dollar monatlich – eine so gewaltige Summe, dass ich gar nicht wagte, sie anzutasten, und das Geld gleich an Sender weiterleitete. Dann sandten sie einen Vertreter der Familie, der uns persönlich in Augenschein nehmen sollte – den Rechtsanwalt Morton Garbus aus Hollywood, der mit Molly, einer Nichte von Grossmutter Tema, verheiratet war. (Wie ich viele Jahre später erfuhr, berichtete er zu Hause, ich sei ziemlich helle, führe aber ein erbärmliches Leben.) Sie wohnten in Kalifornien, gehörten jedoch zu einem Zweig unserer Familie, der ursprünglich nach Oklahoma ausgewandert war. Sender und mir kam das alles sehr exotisch vor.

Als wir Morton Garbus in Paris trafen, entsprach er vollkommen den Vorstellungen, die Sender und ich uns von Hollywood gemacht hatten. Einen so eleganten Menschen hatte ich noch nie gesehen. Er war makellos gekleidet und so vornehm, dass er es nicht über sich brachte, uns in dem Stundenhotel, wo wir abgestiegen waren – einem der Etablissements, die ich noch aus meiner ersten Zeit in Paris kannte –, aufs Zimmer zu begleiten.

Wie sich dann herausstellte, war Morton Garbus nicht nur ein elegan-

ter und vornehmer, sondern auch ein gebildeter Mann. Er unterhielt sich mit Sender und mir fliessend auf Hebräisch und Jiddisch, und es bedurfte keines grossen Drängens, um ihn zu einem Gespräch über Dichtung, das Drama der Antike oder die Architektur des alten Griechenland – oder radikale politische Ideen – zu bewegen. Morton war ein Salonkommunist, der gern über revolutionäre Theorien redete, wenngleich ziemlich deutlich zutage trat, dass sein Lebensstil von allen uns bekannten Arten marxistischer Lebensführung weit entfernt war. Der Eindruck, den Morton Garbus auf uns machte, wurde gekrönt dadurch, dass er offenbar sämtliche Hollywoodstars kannte und dass viele von ihnen sogar Klienten von ihm zu sein schienen – darunter auch Marlene Dietrich, Cary Grant, Rosalind Russell und Vivien Leigh. Ich hatte da so meine Zweifel, doch als dann später Mortons Frau Grace und seine Tochter Marcia zu Besuch kamen, stellten sie mich Edward G. Robinson vor, der zufällig zur selben Zeit in Paris weilte. Er fuhr uns in seinem himbeerroten Buick-Cabrio spazieren und sprach jiddisch mit mir. (Seine Familie kam aus Rumänien.) Meinen politischen Fragen wich er freilich aus – in den Vereinigten Staaten war damals bereits die McCarthyÄra angebrochen.

Im Sommer nach dem Besuch von Morton Garbus fuhr ich nach Paris, um die Semesterferien bei Sender zu verbringen. In Polen hatte er seinen Lebensunterhalt nach der Befreiung damit verdient, dass er Waren aus Russland einschmuggelte. Die gleiche Art von Geschäften betrieb er nun in Frankreich, nur dass er jetzt regelmässig nach München reiste, um Ware zu beschaffen. Er wohnte in dem alten Hotelzimmer von Jonah Zaretsky an der Rue St-Sébastien. Das Zimmer war vollgepackt mit Sachen aus Deutschland, die Sender zu verkaufen suchte.

Mein Onkel hatte ein Problem: Weil sein Französisch noch nicht gut genug war, vermochte er seine Waren nur innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu verkaufen, mit der er jiddisch sprechen konnte. Als ich in Paris eintraf, war er im Besitz zweier elektrischer Addiermaschinen schwedischer Herkunft, die ihm niemand abkaufen wollte.



«Felix», sagte er, «ich sitze auf diesen beiden Geräten. Anscheinend bin ich nicht imstande, sie zu verkaufen.»

«Wie gehst du denn normalerweise vor?» fragte ich.

«Ich biete sie den Juden an», erwiderte er. «Aber sie wollen sie nicht.»

Ein französischer Einzelhändler würde sie ihm eventuell abnehmen, überlegte ich. Ich sprach Französisch, da konnte ich vielleicht jemanden für ihn finden.

«Warum nicht?» meinte Sender und fügte hinzu, fünfzigtausend Francs seien ein guter Preis.

Ich nahm das kleinere der beiden Geräte und entdeckte ganz in der Nähe des Hotels ein Büromaschinengeschäft. Ich trat ein und fragte: «Würden Sie gern diese Addiermaschine kaufen?»

«Und wieviel wollen Sie dafür haben?»

«Hunderttausend Francs.»

Der Ladeninhaber prüfte die Maschine. «Einverstanden», sagte er. «Ich nehme sie. Haben Sie nicht zufällig noch eine?»

«Doch», sagte ich. «Sie ist aber teurer.»

«Lassen Sie mich mal einen Blick darauf werfen», meinte er.

Ich ging zurück ins Hotel und sagte zu Sender: «Hör mal, da ist irgendetwas im Gang, von dem wir nichts wissen», und händigte ihm die hunderttausend Francs aus. «Ich glaube, für die zweite kann ich noch mehr bekommen.» Tatsächlich erhielt ich dann 150'000 Francs dafür.

Daraufhin bat Sender mich, ihn mit dem Geschäftsmann bekannt zu machen, was dazu führte, dass er sich auf Büromaschinen spezialisierte und schliesslich einen legalen Handel damit aufzog. Im Laufe der Zeit tat er sich mit einem französischen Büromaschinenhändler zusammen, später gründete er dann seine eigene Firma. Am Ende wurde er zu einem der führenden Importeure von Addier- und Rechenmaschinen und später von elektronischer Büroausrüstung.

Im dritten Studienjahr an der ENSEM und an der Universität Nancy war ich kein schlechter Student mehr. Mittlerweile war mir die Physik ans Herz gewachsen, und wenngleich ich nicht zu den besten Seminar-Teilnehmern gehörte, bestand ich immerhin alle Prüfungen. Meine

Schwierigkeiten mit dem französischen Universitätssystem waren damit jedoch keineswegs völlig überwunden.

Da meine Französischkenntnisse noch nicht ausreichten, um in den Vorlesungen effektiv mitschreiben zu können, war ich darauf verfallen, aus Büchern zu lernen. Für die grosse Vorlesung über Elektrizität hatte ich deshalb ein Buch von Georges Bruhat, einem berühmten Physikprofessor an der Sorbonne erworben. Nun war es so, dass Chevalier, mein Professor an der Universität Nancy, ebenfalls ein führender Vertreter seines Faches und unter anderem wegen seiner speziellen Formel für Differentialgleichungen berühmt war. Chevaliers Formeln lieferten die gleichen Lösungen wie das generell anerkannte System, nur dass zwischen seinen Formeln und den im Lehrbuch Bruhats angeführten offenbar eine grosse grundsätzliche Kluft bestand. Der leidenschaftliche Hass, der zwischen den beiden Koryphäen herrschte, war in der Welt der Physik jener Zeit bekannt.

Von alledem hatte ich selbstverständlich keine Ahnung. Ich hatte nie von der Rivalität dieser Formeln gehört, so wie ich auch von der gegenseitigen Abneigung der beiden Professoren nicht das mindeste wusste. Im schriftlichen Teil der Prüfung in Elektrizitätslehre schnitt ich gut ab, und es galt als ausgemacht, dass jemand, der den irrsinnig schwierigen schriftlichen Teil bestanden hatte, sich keine Sorgen mehr zu machen brauchte. Er musste einfach über genügend Kenntnisse verfügen, um zumindest einen Teil der Fragen im Laborexamen und in den mündlichen Prüfungen beantworten zu können. Man konnte dann nur noch durchfallen, wenn man in einem der beiden Teile null Punkte bekam. Ich legte das Laborexamen ebenfalls erfolgreich ab und begab mich anschliessend zur mündlichen Prüfung bei Professor Chevalier.

Als erstes stellte Chevalier mir eine Aufgabe, zu deren Lösung die Anwendung von Differentialgleichungen erforderlich war. Damit war ich vertraut, und ich führte ihm den Lösungsweg vor – wobei ich natürlich Bruhats Formel benutzte, die ich ja in meinem Lehrbuch über Elektrizität gelernt hatte. Chevalier musterte mich mit einem Ausdruck des Entsetzens und sagte nur ein Wort «*Sortez!*» – Hinaus! Ich erstarrete.

«Wieso?» fragte ich. «Was ist los? Was ist daran denn falsch?»

«Ich will Sie nicht mehr sehen», rief er. «Hinaus mit Ihnen!»

Als die Noten zugestellt wurden, sah ich, dass er mir null Punkte gegeben hatte, das bedeutete, ich war durch das ganze Examen gefallen. Ich musste es im Oktober wiederholen, und bis dahin hatte ich meine Lektion gelernt. Diesmal verwendete ich Chevaliers Formel und bestand mit Auszeichnung.

Zu meinen Lehrern in Nancy gehörte auch der berühmte Mathematiker Laurent Schwartz, der zu den Begründern der Topologie zählt und mit dem höchst angesehenen Field Prize ausgezeichnet worden war. Er war aussergewöhnlich begabt, so dass bereits mehrere Theoreme seinen Namen trugen und er, obwohl erst Anfang Dreissig, als einer der führenden Mathematiker der Welt galt. Schwartz wusste, dass ich ein Überlebender des Holocaust war, und freundete sich mit mir an. Er lud mich oft zum Essen bei sich ein, was mich sehr freute, denn ich war damals noch immer dauernd hungrig. Und wenn ich sein Seminar betrat, begrüßte er mich stets vor aller Augen demonstrativ mit Handschlag.

Laurent Schwartz war damals Trotzkiist und suchte mich mit allen Mitteln davon zu überzeugen, dass der Zionismus ein Irrweg sei. Die politischen Diskussionen nahmen kein Ende. Ich erklärte ihm trotz (oder vielleicht gerade wegen) seiner Militanz, dass ich Stalin gegenüber Dankbarkeit für die Befreiung von den Nazis verspürte. Er mochte ein menschenmordender Diktator sein, aber die Rote Armee hatte mich nun einmal gerettet. Und was den Zionismus betraf, so blieb ich dabei, dass ich irgendwann nach Palästina auswandern würde. Auch wenn ich jetzt in Frankreich lebte, empfände ich in meinem tiefsten Innern Israel als Heimat.

Laurent Schwartz liess mich die Prüfung bestehen, teilte mir dann allerdings mit (und ich gab ihm recht), ich sei in Mathematik nicht besonders gut. Er meinte, ich sei zwar clever genug, wisse aber zu wenig. Er kannte natürlich den Grund und versuchte mich zu bewegen, Mathematiker zu werden; er bot mir sogar an, bei ihm zu promovieren. Ich war jedoch inzwischen mehr denn je davon überzeugt, dass meine Sa-

che das Ingenieurwesen war. Ja, den Doktor wolle ich machen, unbedingt, erklärte ich ihm, aber nicht in Mathematik, sondern in Physik.

Schwartz war ein höchst anregender Lehrer. Er hielt ganz aussergewöhnliche Vorlesungen, und seine Zuhörer folgten ihm selbst beim trockensten Thema gebannt; auch Studenten anderer Fachrichtungen und sogar Nichtstudenten kamen, um ihn zu hören.

Mein kalifornischer Verwandter Morton Gar bus mochte ja der Ansicht sein, mein Leben in Nancy sei erbärmlich, doch mir selbst kam es überhaupt nicht so vor. Es war ein intellektuell interessantes Leben, und mit der Zeit baute ich mir einen grossen Freundesund Bekanntenkreis auf. Ich fand die Franzosen im allgemeinen wunderbar. Da war zuallererst die Tatsache, dass sie aussahen wie Juden. Als jemand, der aus Polen kam, wo es lebensnotwendig war, schnellstmöglich Freunde von potentiellen Feinden zu unterscheiden, war ich auch in Frankreich stets auf der Hut. Am Anfang wunderte ich mich, warum es hier so viele Juden gab. Nur waren es, wie ich dann feststellte, überhaupt keine Juden, sondern einfach Franzosen. Mit der Zeit machte ich etliche spezifisch französische Merkmale aus, doch sahen die meisten Franzosen nach wie vor wie Juden aus. Und, noch wichtiger: Trotz ein oder zwei hässlichen Vorkommnissen konnte ich keinen allgemeinen Antisemitismus in der Bevölkerung feststellen.

Es gab ihn aber, nur subtiler. Zuerst bemerkte ich ihn nicht, doch als ich die Sprache allmählich besser beherrschte und anfang, Zeitungen sowie Bücher zu lesen und Nuancen zu verstehen, spürte ich eine intellektuelle Form des Antisemitismus sowie Ressentiments gegenüber Ausländern. Die Franzosen verfügten über eine eigene Art von Chauvinismus.

Doch ich fand Gründe zu ihrer Rechtfertigung. Es ist ihr Land, dachte ich. Sie können darüber verfügen, wie es ihnen gefällt. Ich bin Ausländer. Ich lebe hier dank ihrer Gnade – weil sie mir die Tür geöffnet haben. Wie könnte ich da so anmassend sein und mehr erwarten? Vielleicht hatten sie wirklich ein paar Vorurteile – doch die waren von gänzlich anderer Art als die Brutalität, die ich unter den Deutschen und bei manchen Polen beobachtet hatte. Der Unterschied war gewaltig. So gab

es zum Beispiel den Fall eines Professors, der eines Tages bei einer Lehrveranstaltung einen antisemitischen Witz erzählte. Ich stand auf, zog meinen Mantel an und verliess den Saal. Hinterher entschuldigte sich der Professor bei mir. «Hören Sie», sagte er, «ich hätte den Witz nicht erzählen dürfen. Es tut mir leid. Ich hatte vergessen, dass Sie Jude sind.» Und ich sagte zu mir: Kann er denn ein wirklicher Antisemit sein, wenn er vergessen hat, dass ich Jude bin?

Meinen französischen Freundinnen schien es ebenfalls gleichgültig zu sein. In Polen musste man sich zuallererst bewusst sein, ob man zu den Kühen oder zu den Pferden gehörte. Hier spielte so etwas keine Rolle. Wenn ich einem Mädchen, mit dem ich ausging, nach einer Weile bekannte, dass ich Jude war, kam für gewöhnlich die Reaktion: «Wie interessant.» Oder häufiger noch: «Na und?»

Ich fand die Franzosen also meistens wunderbar. Und die jüdische Gemeinde in Nancy nahm sich der Studenten von Herzen an. So wurde zum Beispiel eine Kantine für jüdische Studenten eingerichtet. Anfangs hiess es, es dürften keine Kommunisten dort essen, nur Zionisten. Daraufhin ging keiner von uns hin. Wenn die Kantine für jüdische Studenten gedacht war, mussten auch alle zugelassen sein, ob sie nun Zionisten, Kommunisten oder sonst was waren. Man gab dann sehr rasch nach. Angehörige der Gemeinde luden Studenten zu sich nach Hause ein und organisierten Zusammenkünfte. Der Rabbi stellte sich uns zur Verfügung. Die Gemeinschaft gab uns ein Gefühl von Geborgenheit.

Unter den Menschen, die ich in Nancy kennenlernte, waren auch einige Israelis – palästinensische Juden. Als erstes machte ich die Bekanntschaft von Elisha Roih, der Landwirtschaft studierte; so behauptete er jedenfalls. Elisha war ein grosser, hagerer Mann mit leicht slawischen Gesichtszügen – einer der freundlichsten und angenehmsten Menschen, die mir je begegnet waren. Ich fand ihn sofort sympathisch. Auf eine für mich nicht greifbare Weise war er anders. Sein draufgängerisches Verhalten und das Aufblitzen seiner Augen zeugten von Selbstvertrauen, ja, er machte sogar den Eindruck, dass er gefährlich werden konnte, wenn er provoziert wurde.

Elisha unterschied sich auffallend von den mir bekannten polnischen Juden, die zumeist Ängstlichkeit und Verletzbarkeit ausstrahlten. Ich führte seine Andersartigkeit darauf zurück, dass er ein Israeli war, in einem Kibbuz geboren und aufgewachsen. Ich schaute zu Elisha auf, sah in ihm etwas verkörpert, das mir inzwischen sehr viel bedeutete – das Bild des starken, auf sich gestellten Israeli. Ich war durch den Waffenschmuggel in Polen ein paar Israelis begegnet, aber Elisha war der erste, den ich wirklich kennenlernte.

Seine Haltung liess sich jedoch keineswegs allein der Tatsache zuschreiben, dass er in einem Kibbuz erzogen worden war. Wie ich schon bald erfuhr, war er auch kein gewöhnlicher Student der Agrarwissenschaft. Elisha zählte zum ersten Kontingent israelischer Geheimagenten in Europa – dem Vorläufer des Mossad. Die meisten von ihnen gehörten der Palmach an, der Kampftruppe in der Untergrundarmee Israels. Während des Krieges hatten sie in der Jüdischen Brigade gekämpft, die von der britischen Armee aufgestellt worden war. Als die Brigade nach Beendigung der Feindseligkeiten aufgelöst wurde, blieben 150 jüdische Soldaten unter falschen Namen in Europa. Ihre eigentliche Identität wurde von jüdischen Flüchtlingen übernommen, die speziell zu diesem Zweck ausgebildet worden waren.

Die Geheimagenten betrieben Waffenankauf und -schmuggel, organisierten und eskortierten Flüchtlingsschiffe, sammelten Informationen. Elisha war eine Zeitlang mit einem kanadischen Pass gereist, dem zufolge er aus Quebec stammte. (Er sprach nämlich weder Französisch noch Englisch perfekt.) Nun war er Student an der landwirtschaftlichen Fakultät. In Wirklichkeit schmuggelte er jedoch Waffen und Emigranten über die deutsche Grenze und hielt dabei Ausschau nach potentiellen Kandidaten für die Hagana, die Juden in geheimen Lagern in Europa für den bevorstehenden Krieg mit den Arabern trainierte.

Von alledem war mir anfangs nicht bekannt. Ich sah in Elisha nur einen gewinnenden Israeli, mit dem ich mich auf hebräisch unterhalten konnte. Dass er ausserdem noch etwas anderes sein musste, begann ich

zu ahnen, als ich ihn eines Tages zum Duschen in die Cité universitaire einlud, wo ich wohnte. Heisses Wasser war in Europa damals Mangelware (Seife gab es überhaupt nicht), und so war das Duschen rationiert. Weil Elisha ein kleines Zimmer ohne Bademöglichkeit gemietet hatte, lud ich ihn also am Duschtage meines Studentenwohnheims ein.

Wir standen in einer langen Schlange an. Als ich an der Reihe war, schubste mich ein älterer Student grob zur Seite. «Jetzt bin ich dran!» sagte er.

«Bedaure», gab ich höflich zurück, «*ich* bin dran.»

«*Merde*», fluchte der französische Student.

Da stand auf einmal Elisha zwischen uns. «Entschuldigung», sagte er, «eigentlich bin jetzt ich an der Reihe, aber ich habe meinen Freund – er deutete auf mich – «vorgelassen.»

«*Sie* wollen an der Reihe sein?»

«Genau, ich bin dran, und er geht an meiner Stelle. Deshalb wird er jetzt duschen.»

«Wer sind Sie eigentlich?» Der französische Student musterte Elisha verächtlich. «Etwa ein Judenliebhaber?»

Ich konnte nicht glauben, wie ruhig Elisha blieb. Mir schlug das Herz bis zum Hals. «Hören Sie», meinte er, «ich will vergessen, was Sie da gerade gesagt haben. Aber beim Duschen bin ich an der Reihe, und ich habe meinen Freund vorgelassen. Also geht er jetzt duschen. Ist das klar genug?»

«Sie sind nicht bloss ein dreckiger Judenliebhaber», sagte der Franzose, «Sie sind obendrein ein Lügner.»

Das war zuviel. Elishas Stimme wurde ganz leise. Ich lauschte wie gebannt. «Ich komme aus einem Land», erwiderte er, «wo der, den Sie einen Lügner nennen, Sie tötet.»

«Aha. Und welches Land ist das?»

«Palästina», erwiderte Elisha.

«Nun», sagte der Franzose herausfordernd. «Da sind Sie wohl selber ein dreckiger Jude.»

Im nächsten Augenblick lag er am Boden. Elisha hatte irgendetwas mit ihm gemacht, ich wusste aber nicht genau, was. Ich begab mich unter die Dusche. Anschliessend duschte Elisha. Die Studenten in der Warteschlange rückten vor, als wäre dergleichen vollkommen alltäglich.

Es war im Grunde keine grosse Sache, jedenfalls nicht für jemanden wie Elisha. Für mich aber handelte es sich um einen ganz aussergewöhnlichen Vorfall. Ich hatte erlebt, wie ein Jude für sich einstand, wie er sich wehrte, statt sich herumschubsen zu lassen. Es berührte mich so tief, dass ich tagelang darüber nachdachte. Später dankte ich Elisha für seine Hilfe, murmelte verlegen etwas in der Art, er habe durch sein Handeln die jüdische Ehre gerettet, als ich selbst mich dazu ausserstande sah. Ungelenk brachte ich das vor, und ich war mir auch nicht sicher, ob er verstand, was ich meinte. Wie hätte jemand, der meine Erfahrungen nicht teilte, es auch verstehen sollen? Andererseits, dachte ich, vielleicht verstand er es ja doch.

Elisha war wegen der politischen Entwicklung in Palästina besorgt. Es war das Frühjahr 1948, und die Vereinten Nationen hatten bereits im November 1947 für eine Aufteilung des Landes in einen jüdischen und einen arabischen Teil gestimmt. Die Juden hatten die Resolution angenommen, die Araber hatten sie abgelehnt. Seither war die Zahl gewalttätiger Ausschreitungen gestiegen. Wir hörten von Übergriffen der zionistischen Untergrundgruppe Irgun und von Scharmützeln und Kämpfen zwischen der jüdischen Untergrundarmee Hagana und den arabischen Streitkräften. Die Spannung wuchs, je näher der 14. Mai rückte, der Tag des geplanten Inkrafttretens der UNO-Resolution. Jeder wusste, was dann geschehen würde. Die Juden würden ihre Unabhängigkeit erklären, und dann würde ein regelrechter Krieg ausbrechen. Der Kampf um das Überleben der Juden stand unmittelbar bevor.

Anfang März meinte Elisha, ich sollte mich vielleicht der Hagana anschliessen, und er sagte es so, dass mir klar war, dass es arrangieren konnte, falls ich es wünschte. Ich war von seinem Vertrauen in mich überwältigt. Damals wusste ich noch nicht genau, wer er eigentlich war, doch sein Vorschlag war deutlich genug. Die Hagana brauchte Leute, und Elisha glaubte, dass ich das Zeug dazu hatte.

Ich antwortete, ich sei interessiert. Ich wollte ja schon seit Jahren nach Palästina. Ich wollte kämpfen.

«Wir haben ein Lager», erklärte er mir, «ein Trainingslager für Anführer von Hagana-Einsatzkommandos. Ich habe dich bereits empfoh-



len, und du bist angenommen. Wir schaffen dich nach Israel, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Falls du mit der Ausbildung anfangen möchtest, kann es gleich morgen losgehen.»

Am nächsten Tag sass ich im Zug nach Lyon. Am Bahnhof erwartete mich ein Mann, der kaum sprach, während wir mit dem Wagen in Richtung Gebirge fuhren. Die frühlingshafte Landschaft mit den verstreuten Feldern, den Wiesen und weissbraun gescheckten Rindern wirkte geradezu idyllisch. An dem Tor, vor dem wir hielten, hing ein Schild mit der Aufschrift «Colonie de vacances» – Ferienlager.

Jenseits der Einzäunung und der niedrigen Hügel, die sich zwischen der Strasse und dem Lager erhoben, hatte die Hagana eine komplette Trainingsanlage mit Kasernen, Hindernisstrecken und Schiessständen errichtet. Der Grundkurs, den ich von dem Augenblick an absolvierte, als ich meinen Koffer absetzte, war kurz – ich blieb nur einen Monat im Lager –, aber intensiv. Unsere Lehrer, die Decknamen wie Aries, Jehuda und Avram trugen, waren von den Briten militärisch ausgebildet worden und hatten in der Jüdischen Brigade gekämpft oder in Palästina in der von den Briten unterstützten Jüdischen Siedlungspolizei gedient. Die ganze Struktur war britisch.

Als erstes erlernten wir den Umgang mit Waffen – sie zu zerlegen, zu putzen und dann wieder zusammenzusetzen. Damit war ich bereits ziemlich vertraut. Ich hatte mir nach dem Krieg geschworen, nie mehr ohne Waffe zu sein, und als ich mit der Bricha in Kontakt kam, beschaffte ich mir sofort eine Pistole, die ich in Polen immer bei mir trug. Mein Instinkt sagte mir, dass ich nie wieder in einen Zustand der Wehrlosigkeit geraten durfte. Am schwersten war die belgische Maschinenpistole des Typs FN zusammenzusetzen, doch selbst mit dieser höchst komplizierten Waffe kam ich rasch zurecht, genau wie mit allen anderen auch.

Zu meiner Ausbildungsgruppe gehörten nicht nur Jungen, sondern auch Mädchen. Wir lernten, wie man die Waffen handhabte, wie man Kompass und Landkarten verwendete, wie man sich bei Nacht zurecht fand. Wir erlernten den Umgang mit Granaten und Nahkampftechniken

– den Einsatz eines Messers ebenso wie Grundlagen des Jiu-Jitsu. Unsere Ausbilder waren jung. Die Vorstellung, dass sich junge Juden perfekt aufs Töten verstanden, löste ein ungutes Gefühl in mir aus, doch zu meiner Überraschung beherrschte ich diese Techniken bald selbst ziemlich gut. Die Ausbilder sorgten dafür, dass wir rasch Kondition entwickelten. Wir absolvierten fünfzig Kilometer lange Märsche, mit einem Rucksack bepackt. Wir kletterten in den Alpenausläufern herum, die sich nicht weit von unserem Lager entfernt erhoben. Unsere Ausbildung verlief in einem rasanten, brutalen Tempo mit dem Ziel, untrainierte Menschen in kürzester Zeit abzuhärten. Jede Minute zählte. Nachdem der Kurs einmal begonnen hatte, verliess niemand auch nur für einen Moment das Lager.

Unterdessen nahmen die kriegerischen Auseinandersetzungen in Israel rapide zu. Anfang Mai war jedem bewusst, dass die jüdische Gemeinschaft dort in dem Moment, wenn die Briten ihr Mandat offiziell niederlegten, von den Armeen der umliegenden arabischen Länder angegriffen werden würde.

## 13

### *Unser Heimatland, gewiss*

Im April kehrte ich nach Nancy zurück. Elisha Roih war verschwunden, niemand wusste, wohin. Wir hatten uns zum Abschied umarmt, bevor ich das Lager verliess, und unserer Hoffnung Ausdruck verliehen, dass wir uns in Israel wiedersehen würden. Ich fragte mich, ob er wohl schon dort war.

Am 14. Mai endete das britische Mandat in Palästina, und David Ben Gurion proklamierte die Gründung des Staates Israel. Ich erinnerte mich daran, wie vor dem Krieg in Grodno hitzig darüber diskutiert worden war, ob es einen Staat Israel geben sollte oder nicht. Wie die Haschomer-Anhänger die Betaris als Faschisten bezeichnet und umgekehrt die Betaris den Haschomer vorgeworfen hatten, kommunistisch zu sein, an die Schlägereien auf dem Schulhof des Tarbut. Doch all das war durch den Krieg ausgeräumt worden. In Palästina lebten 600'000 Juden. Sie mussten sich vor ihren Nachbarn schützen. Sie brauchten einen eigenen Staat. Die arabischen Armeen waren auf dem Anmarsch.

Am Tag darauf kam meine Einberufung. Ich sollte mit möglichst wenig Gepäck nach Paris reisen und zu der Gruppe stossen, mit der ich ausgebildet worden war. Für unsere Reise nach Israel würde die Hagana Vorsorge treffen. Ich packte meinen Rucksack und nahm den Zug nach Paris. Bevor ich mich zu meiner Gruppe gesellte, ging ich zu Senders Wohnung, um mich zu verabschieden. Sender war nicht da, doch unser gemeinsamer Freund (und Senders Geschäftspartner) Josef Weiss öffnete mir. Er sagte, Sender sei verreist und komme erst in ein paar Tagen zurück.

Als ich Weiss den Grund für meine Anwesenheit in Paris mitteilte, erlitt er beinahe einen Herzanfall. Er packte mich und redete während der folgenden 36 Stunden ununterbrochen auf mich ein. «Das darfst du

nicht tun, Felix. Es ist absolut unmöglich. Das kannst du Sender nicht antun. Das darfst du dir selber nicht antun. Du wirst Sender das Herz brechen. Damit würdest du ihn zerstören. Er würde sich nie wieder erholen, wenn du fortgingest und ums Leben kämst. Es wäre für ihn wie ein Todesurteil. Du musst an deine Familie denken, Felix!»

Weiss war völlig hysterisch, und ich war ausserstande, ihn zum Schweigen zu bringen. «Ich muss gehen, Josef», sagte ich. «Wer soll das Land denn verteidigen, wenn wir es nicht tun? Es ist meine Pflicht. Ich muss es tun.»

«Es geht nicht allein um Sender, Felix. Es geht um deine Familie. Du bist ihr letzter noch lebender Spross, Felix. Du bist die Saat. Die anderen sind alle tot. Die vielen Kinder, alle! Du bist der einzige Überlebende. Das kannst du deiner Familie nicht antun. Das kannst du deiner Familie nicht antun. Du musst den Fortbestand der Familie Zandman sichern. DU DARFST NICHT NACH ISRAEL GEHEN UND DICH TÖTEN LASSEN!»

Weiss redete und redete. Der Zeitpunkt meines Treffens mit der Gruppe verstrich. Dann die Abfahrtszeit meines Zuges. Es wird bestimmt weitere Gruppen geben, die ausreisen, dachte ich, ich schliesse mich einfach irgendeiner von ihnen an. Von der ganzen Diskutiererei war ich völlig erschöpft, doch Weiss hörte nicht auf, mir zu schmeicheln, auf mich einzureden, mich anzuflehen, mir Befehle zu erteilen. Schliesslich versprach ich ihm, Senders Rückkehr abzuwarten.

Sender forderte mich auf, zuerst mein Studium abzuschliessen.

«Hör zu», hielt ich dagegen, «der Krieg wird nicht ewig dauern. Ich bleibe ein Jahr dort und komme anschliessend zurück.»

«Wenn du dein Studium abbrichst, nehmen sie dich hier nicht wieder auf [das entsprach den Tatsachen]. Und damit kannst du den Ingenieurberuf vergessen. Darüber musst du dir im Klaren sein.»

«Dann werde ich eben nicht Ingenieur, sondern arbeite in einem Kibbuz.»

«Na schön, vielleicht. Du musst aber wissen, dass es dir als Ingenieur viel besser gehen würde. In dem Beruf wärst du ausserdem für Israel

wesentlich nützlicher, als wenn du dich einem Leben im Kibbuz weihst. Es werden so viele junge Leute nach Israel geschickt, die nicht über deine Fähigkeiten und Möglichkeiten verfügen, dem Land wirklich zu helfen.»

«Sender, das sind doch alles nur *bubbe maisses*. Ich muss nach Israel gehen.»

Am Ende fuhr ich doch nicht, sondern setzte mein Studium fort. Ich war auf einmal richtig verliebt in die Idee, mein Studium abzuschließen. Doch gleichzeitig kam ich mir innerlich leer vor. Ich wünschte mir, in Israel zu sein. Ich hatte meinen Traum verraten und war mir dessen bewusst. Wie gebannt verfolgte ich die Nachrichten aus Israel. Einer der Israelis, die in Nancy studiert hatten, wurde im Krieg getötet. Ich hatte das Gefühl, mein Land verraten zu haben.

Was stand nur zwischen mir und Israel? Als ich das erste Mal gehen wollte, hatte Leon Trachtenberg mich davon abgehalten. Und diesmal, als es viel wichtiger gewesen wäre, war ich wieder nicht gegangen. Sollte es mir vielleicht nicht bestimmt sein, in Israel zu leben? Oder war Israel etwas, das hauptsächlich in meinem Kopf existierte, wie es bei so vielen Zionisten in Grodno, beispielsweise bei meinem Vater, der Fall gewesen war? Unser Heimatland, gewiss, und eines schönen Tages würden alle Juden dort leben, doch fürs erste blieb man am besten, wo man war, und machte weiter mit dem, was man begonnen hatte. War das auch meine Einstellung?

Ich entwickelte starke Schuldgefühle, denn ich war mir bewusst, dass ich in meinem Leben manches falsch gemacht hatte. An jenem schicksalsschweren Sonntag, als ich mich auf Janovas Speicher versteckt hatte, war ich nicht zu meinen Eltern und meiner Schwester zurückgekehrt, und das machte mir zu schaffen. Ich hatte in Danzig versäumt, sie zu rächen, als es ein leichtes gewesen wäre. So schwer diese Versäumnisse aber auch auf mir lasteten – es liessen sich rationale Gründe für mein Verhalten finden. Über diese Dinge vermochte ich mit mir selbst zu rechten. Hätte ich meine Eltern damals denn überhaupt noch retten können? Nein, nicht wirklich. Sie waren, wie Jonah mir berichtet hatte, bereits sehr früh abgeholt worden. Also war es wohl doch am besten

gewesen, dass ich blieb, wo ich war. Und war ich denn tatsächlich überzeugt, meine Eltern hätten gewollt, dass ich an den Leuten in Danzig Rache nahm? Aber das, was ich gerade getan beziehungsweise nicht getan hatte, das war moralisch verwerflich. Ich hätte nach Israel gehen müssen, hätte mein Leben aufs Spiel setzen sollen. Diesmal wäre es absolut notwendig gewesen. Wenn ich in diesem Krieg gefallen wäre, dann wäre ich eben gefallen – na und? Ich hätte mein Leben gegeben für eine sinnvolle Sache. Und was war mit den Argumenten, ich müsste den Fortbestand der Familie Zandman sichern, dürfte meinen Onkel Sender nicht allein lassen, müsste wegen meines Studiums in Frankreich bleiben? Das waren Vorwände. In Wirklichkeit hatten sie keinerlei Bedeutung. Dieses Schuldgefühl liess mich nicht mehr los; es war wie ein schwarzer Fleck auf meinem Gewissen, der sich nie mehr entfernen liess. Es gab auch niemanden, der mir hätte vergeben können, denn ich hatte gegen mich selbst gehandelt. Das Geschehene war nicht wiedergutzumachen.

Am Ende meines dritten Studienjahres legte ich alle Prüfungen mit Erfolg ab. Ich erhielt drei Urkunden: das Ingenieurdiplom, einen Magistergrad in Physik und einen weiteren in Maschinenbau. Ich war 22 Jahre alt. (Die meisten französischen Studenten schlossen ihr Studium im Alter von 23 oder 24 Jahren ab – auf das *Lycée* folgten drei Jahre spezieller Vorbereitungskurse, darauf noch einmal drei Jahre an der Universität.) Ich war sehr froh, denn der Zeitfaktor war für mich entscheidend. Ich wollte dringend meinen Lebensunterhalt verdienen und eine Familie gründen, ein normales Leben führen.

Beides hatte ich auch bereits in Angriff genommen. In Nancy hatte ich eines Tages in einem Café ein Mädchen kennengelernt. Wir plauderten eine Weile miteinander, und so erfuhr ich, dass sie Ruth hiess und am Konservatorium Klavier studierte. Wenige Tage später begegneten wir uns im Studentenclub ein zweites Mal. Danach begannen wir miteinander auszugehen.

Ich hatte eine Reihe französischer Freundinnen gehabt, aber keine ernsthafte Beziehung. Es war nach Klara, dem russischen Mädchen in Grodno, das erste Mal, dass ich eine junge Frau kennengelernt hatte,

bei der ich mir vorstellen konnte, sie zu heiraten. Ruth spielte wundervoll Klavier, und sie träumte davon, Konzertpianistin zu werden. Ich liebte Musik; sie hatte mir immer viel bedeutet. Es war die Musik gewesen, die mich während der Zeit in unserem Versteck davor bewahrt hatte, verrückt zu werden. Nach dem Krieg aber war dafür in meinem Leben kein Platz mehr gewesen, obwohl ich mir mit dem ersten Geld, das ich nach der Befreiung in die Hand bekam, eine alte Geige kaufte. Ruths Vater war, wie sich herausstellte, ein *chasan*, ein Kantor. Als sie mich ihren Eltern in Metz vorstellte, hörte ich ihn singen, und ich fühlte mich in die glückliche Zeit zurückversetzt, als ich immer neben meinem Grossvater Frejdowicz in der Synagoge gesessen hatte.

Ich sehnte mich danach, eine eigene Familie zu haben. Mit meinem Ingenieurdiplom war ich in der Lage, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Der nächste Schritt war zu heiraten, dann, Kinder zu bekommen. Ich war damals erst 22 Jahre alt, wollte jedoch alles haben. Ich brauchte das. Also verlor ich keine Zeit und machte Ruth im Dezember 1949 einen Heiratsantrag.

Ihre Familie war darüber nicht unbedingt glücklich. Ich war ein Flüchtling, ein Fremder im Land und hatte keine Eltern mehr. Ich fuhr mit Sender nach Metz, um ihn mit Ruth und ihren Eltern bekannt zu machen. Er war jedoch ebenfalls skeptisch. «Das ist nichts für dich, Felix», meinte er abschliessend, wollte mir aber nicht erklären, warum er der Ansicht war. Möglicherweise hielt er mich einfach für zu jung, um diesen Schritt zu tun; ich sah darin jedoch kein Problem. Wichtig war nur, dass ich mich nun, da es mir möglich war, niederlassen und eine Familie gründen wollte.

Wir haben – trotz fehlender Begeisterung von Seiten Senders und Ruths Eltern – im März 1950 geheiratet. Mein Onkel verschaffte Ruth eine Stelle als Sekretärin bei einem seiner Geschäftsfreunde, und ich fand Arbeit bei CEM, einem Hersteller von Generatoren und anderen Elektrogeräten. Ein paar Monate später erhielt ich jedoch ein Schreiben des Centre National pour La Recherche Scientifique, in dem mir mitgeteilt wurde, man gewähre mir ein Promotionsstipendium für Forschun-

gen an den Laboratoires St-Cyr unter der Leitung des bekannten Physikprofessors Foch von der Sorbonne.

Während des Studiums in Nancy hatte ich eine Reihe von Vorlesungen über das Thema Spannungsoptik gehört. Im 19. Jahrhundert hatte Sir David Brewster folgendes Phänomen entdeckt: Wenn man ein Stück Glas einem gewissen Druck aussetzte und es dann zwischen zwei Polarisationsfiltern betrachtete, waren im Glas verschiedene Farben zu erkennen. Ein deutscher Physiker hatte einige Zeit später eine mathematische Theorie dazu entwickelt und der Spannungsoptik damit die wissenschaftlichen Weihen verschafft. Durch Beobachtung der Farben und die Anwendung dieser mathematischen Formel konnte man bestimmen, welcher Spannung das Glas jeweils ausgesetzt war.

Das hatte meine Aufmerksamkeit erregt. Ich machte mir Gedanken über die Genauigkeit der Berechnungen und auch darüber, ob man möglicherweise auf ähnliche Art auch die Spannung in anderen Materialien messen konnte, wie zum Beispiel im Stahl von Brücken. In den 30er Jahren waren dazu einige interessante, aber nicht besonders erfolgreiche Untersuchungen durchgeführt worden. Und das hatte mich schliesslich auf die Idee gebracht, dieses Thema im Rahmen einer Doktorarbeit zu erforschen.

Die Arbeiten zur Spannungsoptik nahmen mich in St-Cyr vom ersten Augenblick an gefangen. Das Phänomen beanspruchte meine ganze Aufmerksamkeit. Doch die prächtige Entwicklung meines Forscherlebens fand im Privaten keine Entsprechung. Es dauerte nicht lange, bis Ruth und ich feststellen mussten, dass unserer wechselseitigen Anziehung die Basis fehlte. Wir hatten völlig verschiedene Grundeinstellungen zum Leben – was wir vor der Heirat nicht bemerkt hatten. Vielleicht hatten wir uns aber auch nicht genügend Zeit gelassen, um es erkennen zu können. Trotz aller Konflikte gaben wir uns Mühe, unsere Ehe zu retten, doch es war ein Kampf, und er wurde mit der Zeit keineswegs leichter.

Nach drei Jahren war ich soweit, das Handtuch zu werfen. Wir stritten ständig miteinander, meist über belanglose Dinge, wenngleich die allem zugrundeliegende Differenz in der Lebensauffassung keineswegs



belanglos war. Unser Familienleben entsprach ganz und gar nicht dem harmonischen, liebevollen Bild, das ich mir erträumt hatte. Ich wünschte die Scheidung. Ruth ebenfalls.

Als ich mit Sender darüber sprach, äusserte er sich so bestimmt wie immer. «In unserer Familie lässt man sich nicht scheiden. Du hast eine Wahl getroffen, Felix. Nun musst du damit leben. Wer sagt denn, dass du in allem, was du tust, glücklich zu sein hast?» Sender war ein Mensch mit strikten moralischen Prinzipien. Ein Mensch von monumentaler Moralität. In seinem Sprachschatz kam das Wort «Glück» überhaupt nicht vor. Die zentralen Kategorien in seinem Leben lauteten: Pflicht, Familie, Durchhaltevermögen. Und nach seinem Befinden sollten diese Dinge auch für mich an erster Stelle stehen.

Vielleicht taten sie das ja bis zu einem gewissen Grad bereits. Nach der Unterredung sagte ich mir: Sender könnte recht haben. Mag sein, dass ich die Sache falsch angehe. Was das Glück betraf, so gab ich ihm voll und ganz recht. Glück war keine Kategorie, die in der praktischen Lebensführung grosse Beachtung verdiente. Ich konnte mich nicht erinnern, dass die Frage «Bist du glücklich?» innerhalb unserer Familie je gestellt worden wäre. Dass Grossvater Frejdowicz, Grossmama Tema, meine Eltern oder irgendein anderer von uns ihr Leben nach ihrem persönlichen Glücksstern orientiert hätten, war ein Gedanke, der keiner Betrachtung würdig war. Vielleicht wird unsere Ehe ja besser, wenn erst einmal Kinder da sind, überlegte ich. Ich wünschte mir Kinder, genau wie Ruth. Wir begannen in dieser Richtung zu denken, und der Gedanke an eine Trennung trat allmählich in den Hintergrund.

Unterdessen trugen meine Forschungen Früchte. Mein Gefühlsleben mochte verwirrt und betrüblich sein, doch im Labor streifte mein Geist durch ein unendlich faszinierendes Universum. In dieser Welt herrschten unabänderliche Gesetze von Kraft und Widerstand, Gesetze, die sich ihre tiefsten Geheimnisse nur entlocken liessen, wenn man die richtigen Fragen stellte.

Belgische, französische und deutsche Wissenschaftler hatten sich während der 30er Jahre im Ansatz einige der gleichen Fragen zur Span-

nungsoptik gestellt, die ich mir nun stellte. Brewster hatte das beschriebene Phänomen bei Glas beobachtet; seine Nachfolger machten die Entdeckung, dass andere durchsichtige Materialien die gleichen Eigenschaften zeigten – Kunststoff zum Beispiel. Wenn Kunststoff Druck ausgesetzt wurde, konnte man durch Polarisationsfilter die gleichen Farberscheinungen erkennen.

In einem nächsten Schritt bauten die Forscher dann Kunststoffmodelle von Brücken und anderen Konstruktionen, die ständigem Druck unterliegen und dadurch im Laufe der Zeit geschwächt werden könnten. Sie simulierten die Belastung, denen die Objekte ausgesetzt waren (z.B. das Gewicht des Verkehrs, dem eine Brücke standzuhalten hatte) und stellten die Theorie auf, dass besondere Spannungsmuster, die sich an den Modellen aus Bakelit zeigten, auch in den Originalbauten auftreten könnten. Falls dem so war, liessen sie sich möglicherweise mathematisch berechnen. Man konnte also am Bakelitmodell eventuell erkennen, wie sich das Metall in einem Maschinenteil oder einer Brücke verhielt. Auf diese Weise könnte man das Ausmass der Druckbelastung, dem das Original ausgesetzt war, kalkulieren und seine gefährdeten Punkte genau orten. Solch eine Möglichkeit würde sich bei Vorausberechnungen als immens nützlich erweisen, in denen es etwa darum ging, wieviel Gewicht das Stahlskelett eines Wolkenkratzers tragen konnte, welche Auswirkung das Bohren von Löchern auf eine Betonplatte hatte oder wo der Flügel eines Flugzeugs möglicherweise Schwachstellen entwickelte.

Die Schwierigkeit lag natürlich darin, dass Brücken, Maschinenteile und Flugzeugflügel nicht aus Kunststoff bestehen. Stahl verhält sich unter Spannung nicht unbedingt wie Kunststoff, und es war unmöglich, alle Kräfte – wie etwa Stürme –, die auf eine reale Brücke einwirken, im Labor zu simulieren. Ausserdem wollten sich Verbindungselemente wie Schweissstellen und Nieten in Bakelit partout nicht nachgestalten lassen. Ich kam daher zu der Erkenntnis, dass alle Gleichungen, die ich zur Übertragung der Berechnungen am Modell auf reale Objekte aufstellte, auf allerlei Vermutungen basierten und eine Vielzahl von Fehlerquellen aufwiesen. Bei jedem Gespräch, das ich mit Brücken- und

Flugzeugkonstrukteuren über meine Arbeit führte, bekam ich zu hören: «Als Theorie ist das hochinteressant, aber für uns ist es kaum brauchbar. Wir können uns auf die Ergebnisse nicht verlassen. Kunststoff ist nicht dasselbe wie Metall.»

Dann kam mir plötzlich eine Idee. Ich könnte doch einen durchsichtigen Kunststoff nehmen und an Metall befestigen oder das Metall damit beschichten. Wenn ich das Metall unter Spannung setzte, würde sich das gleichermassen auf den Kunststoff auswirken: Er würde sich auf genau die gleiche Weise dehnen, verbiegen oder zusammenziehen wie das an ihm befestigte Metall; seine Oberfläche würde sich genauso verformen wie die Metalloberfläche. In diesem Moment könnte ich messen, was mit dem Kunststoff vor sich ging, und gleichzeitig die Veränderung am Metall feststellen. Der Kunststoff würde zu einem Sensor für Veränderungen an der Metalloberfläche. Statt über Entsprechungen spekulieren zu müssen, könnte ich reale Verhältnisse beobachten.

So die Theorie. Auf die Idee war allerdings – das wusste ich damals aber noch nicht – ein halbes Jahrhundert zuvor schon ein französischer Physiker namens Mesnager gekommen, nur dass er sie nicht hatte umsetzen können. Ihm war die Sache mit der Beschichtung nicht eingefallen, stattdessen hatte er versucht, Glasstücke in Beton einzubetten. Zu seiner Zeit stand Kunststoff nicht zur Verfügung, ebensowenig wie die erforderlichen Messtechniken.

Ich war mir darüber im Klaren, dass eine Reihe von praktischen Problemen gelöst werden mussten, wenn ich meine Idee realisieren wollte. Einen Kunststoff, der meinen Wünschen präzise entsprochen hätte, gab es nicht, also musste ich ihn erst entwickeln. Ich musste Bindestoffe und -techniken finden, die es mir erlauben würden, den Kunststoff an komplexen Gebilden zu befestigen. Es galt ferner, die Instrumentierung zu schaffen, um die Werte zu messen und die meinem Konzept zugrundeliegende Mathematik zu erarbeiten. Je länger und intensiver ich mich mit dieser Arbeit befasste, desto deutlicher trat mir vor Augen, dass ich mich anschickte, keine blosse Erfindung zu machen, sondern eine ganz neue Technologie zu entwickeln.

Die entsprechenden Bemühungen beanspruchten viele Monate. Nach einer Weile kristallisierte sich die zentrale Frage heraus: Würde der Kunststoffverbund sich tatsächlich auf die gleiche Weise verformen wie die Metalloberfläche? Auf der Suche nach einer Antwort begann ich Feldversuche durchzuführen. Ich wählte eine Brücke aus, befestigte an den entscheidenden Punkten Kunststoff, liess Lkws auf die Brücke fahren und nahm optische Messungen der Spannung vor. Anschliessend berechnete ich die Spannung mit Hilfe anderer Methoden und verglich die Resultate. Und siehe da: Die optischen Messungen erwiesen sich stets als äusserst präzise.

Ein Teil meiner Forschungen zum Thema Spannungsoptik ging in meine Dissertation ein, die als Buch veröffentlicht und von sämtlichen Bibliotheken angeschafft wurde. Das war ein grossartiges Gefühl. Jetzt wusste ich, dass ich auf dem besten Wege war, einen wichtigen Beitrag zur Wissenschaft zu leisten – was ich mir immer erträumt hatte. Ich jubilierte noch mehr, als ich zum Dozenten an der *École de l'air*, der französischen Akademie für Aeronautik, berufen wurde.

Die Akademie war eine staatliche Elitehochschule, deren Studenten fast ausschliesslich von den renommiertesten Technischen Universitäten kamen: der *École polytechnique* und der *École des mines*. Absolventen dieser Hochschulen konnten sich dort auf Luftfahrttechnik spezialisieren.

Die Berufung freute mich, machte mich aber auch nervös. Die Elitestudenten hatten die strengste wissenschaftliche Ausbildung genossen, die Frankreich zu bieten hatte. Sie waren schlicht die Besten im Land, die *Crème de la crème*^ und die Luftfahrtakademie nahm wiederum nur die besten der Besten. So wussten sie unter anderem mehr über Mathematik als ich, was mir nicht wenig Angst ein jagte, als ich mich auf den Kurs über Spannungsanalyse vorbereitete.

In Anbetracht der Tatsache, dass meine Studenten in Mathematik solche Genies waren, beschloss ich, meine Vorlesungen mit mathematischen Erklärungen zu spicken. Um Fehler auszuschliessen, würde ich mich äusserst gründlich darauf vorbereiten und die Mathematik über ihren Köpfen ausschütten.

Es geschah vermutlich wegen meiner grossen Angst vor ihnen, dass

ich versuchte, sie mit meinem Wissen zu beeindrucken. Eine besonders effiziente Lehrmethode war das allerdings nicht, wie ich am Ende des ersten Jahres zu meinem grossen Kummer bei den Prüfungen feststellen musste: Fast alle Teilnehmer meines Kurses fielen durch.

Ich war zutiefst bestürzt. Ausgiebiges Grübeln während der Semesterferien liess mich zu dem Schluss kommen, dass ich ein Angeber war. Ich hatte meine Pflichten als Lehrer nicht erfüllt. Statt meinen Studenten etwas beizubringen, hatte ich das ganze Jahr damit zugebracht, mit meinem Wissen zu prahlen. Die logische Schlussfolgerung war für mich: Entweder ich trat von meiner Dozentur zurück, oder ich legte mir eine andere Lehrmethode zu.

Ich entschied mich weiterzumachen. Doch nun ging ich anders vor als im ersten Jahr. Zunächst einmal sorgte ich dafür, dass ich in den Wissensgebieten, in denen ich mich unsicher fühlte, wirklich firm wurde. Ausserdem nahm ich mir vor, alles möglichst einfach zu erklären, und erarbeitete mir die entsprechenden Lehrmethoden – was mir später sehr zugute kam, als ich an Universitäten in den Vereinigten Staaten Vorlesungen zu halten begann.

Diesmal begriffen die Studenten alles und bestanden die Prüfungen. Zuvor hatten sie durchweg verbissen gewirkt, nun waren sie zufrieden und freundlich. Dieses erste Jahr war für mich ein Desaster, aber auch eine Offenbarung gewesen. Ich hatte endlich begriffen, dass ich nicht dazu da war, zu zeigen, wieviel ich weiss, sondern dazu, den Studenten verständlich zu machen, was ich weiss. Und wenn ich etwas nicht weiss, sollte ich es offen zugeben.

Hier klang mir wiederum die Stimme meines Vaters im Ohr. Ich erinnerte mich ganz deutlich an die Tage, wenn ich völlig frustriert von der Schule heimkam, weil ich etwas nicht verstanden hatte, und er mir sagte, ich solle mir keine Sorgen machen. «Das ist ganz normal, Feiwei. Beim nächstenmal gehst du nach dem Unterricht zum Lehrer und fragst ihn. Er wird es dir erklären. Wenn du es aber auch beim zweitenmal nicht verstehst, dann frag ihn kein drittes Mal, denn dann hat er es selbst nicht begriffen.» Nun war ich der Lehrer, und mir wurde bewusst: Dass

ich imstande gewesen war, meinen Unzulänglichkeiten offen ins Auge zu blicken, verdankte ich hauptsächlich der schlichten Aufrichtigkeit, mit der mein Vater alle Probleme angegangen war. Meine eigenen Neigungen mochten mich nach links oder rechts steuern, doch dann gab es diese moralische Glocke, die irgendwo in meinem Kopf läutete. Ich zweifelte nie daran, dass es die Stimme meines Vaters war.

1952 reiste ich mit Ruth per Schiff nach Israel, auf Zwischendeck, mit einer grossen Gruppe von Studenten. Die Nächte verbrachten wir in Hängematten irgendwo tief im Laderaum. Darin zu schlafen, verursachte mir Rückenschmerzen, die in dem Moment verschwanden, als ich Haifa erblickte. Ich ging die Landungsbrücke hinunter, durch die Sperre, und da stand mein Onkel Mosche und winkte, der Bruder meines Vaters, der 1933 zu den Makkabiade-Wettkämpfen nach Palästina gefahren war. Damals war er ein junger Mann und ich erst sechs Jahre alt gewesen, doch wir erkannten uns sofort, denn wir hatten per Post Fotos ausgetauscht. Als wir uns umarmten, konnten wir beide die Tränen nicht zurückhalten. Ich hatte ihm solch entsetzliche Nachrichten überbringen. Selbstverständlich wusste er seit Jahren, dass seine Frau und sein Sohn mit den übrigen Zandmans zugrunde gegangen waren, doch ich stellte eine unmittelbare Verbindung zu dem damaligen Geschehen dar und konnte Einzelheiten berichten, von denen er bisher nie erfahren hatte.

Gemeinsam liefen wir durch Haifa. Die Eindrücke überwältigten mich schier. In den Strassen wimmelte es von Kindern, die auf dem Heimweg von der Schule waren. Sie schienen voller Lebensfreude, hüpfen und rannten. Und ringsum hörte ich nur Hebräisch – Rufen, Lachen und Singen in hebräischer Sprache. Ich hatte gelernt, Menschen nach dem Ausdruck in ihren Augen zu beurteilen, und nun schaute ich diese Kinder an und sah einen Ausdruck von Freiheit in ihrem Blick. Es war herrlich. Die freien Kinder Israels. «Sind sie allesamt Juden?» fragte ich Mosche. Ich traute meinen Augen nicht: Scharen von jüdischen Kindern, so lebhaft, dass sich einem der Kopf drehte. Dies war eine jüdische Welt – nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen. Ich

hatte ein jüdisches Universum betreten, ein Land, in dem ich mich nicht unsicher oder fremd fühlte.

Wir blieben einige Tage in Haifa und fuhren dann nach Jerusalem, um meinen Onkel Mosche daheim zu besuchen. Er hatte wieder geheiratet, und seine Frau Laure, eine schöne, lebhaftes Sefardin, hatte ihm einen Sohn geboren. Während der Stadtbesichtigung mit Mosche gewann ich den Eindruck, dass es ihm gelungen war – wie immer es in seinem Innersten aussehen mochte –, sich eine recht glückliche neue Existenz aufzubauen.

Ich sah Jerusalem weniger, als dass ich es fühlte. Beim Gehen nahm ich den Boden unter meinen Füßen wahr. Ich verspürte den Drang, alles mit den Händen zu berühren. Ich wollte wissen, wie sich diese jüdische Nation anfühlte.

Mein Onkel zeigte mir die Altstadt, die nur aus der Ferne zu sehen war, da sie sich in jordanischer Hand befand und die Araber den Juden nicht gestatteten, sie zu betreten. Er erzählte mir Geschichten vom Unabhängigkeitskrieg. (Ich brachte es nicht über mich, ihm zu gestehen, wie nah dran ich gewesen war mitzukämpfen.) Er hatte der Irgun angehört, der Kampforganisation Menachem Begins. Mosche war Scharfschütze gewesen. Ausserdem war er als Chefindenieur für alle Transformatorstationen in Jerusalem verantwortlich gewesen. Wenn die Irgun für ihre Operationen auf einen Stromausfall angewiesen war, hatte er es arrangiert. Der Hagana hatte er sich nach eigener Aussage nicht angeschlossen, weil sie vor dem Krieg nicht genug getan habe, die Irgun sei aktiver gewesen. Die politische Ausrichtung der verschiedenen Organisationen hatte ihn wenig gekümmert – Hauptsache, die Briten wurden aus dem Land geworfen und ein jüdischer Staat wurde gegründet. Nach Kriegsende hatte er seine Verbindung zur Partei Begins allerdings abgebrochen. Für Mosche war es genug, dass der Staat Israel existierte.

Zwei meiner alten Freunde lebten im Kibbuz Kfar Menachem im Süden des Landes: Franye Braude und ihr Mann Hillel (ebenfalls ein Überlebender aus Grodno). Ich war Franye erstmals in Slonim begegnet, und nach der Befreiung hatte sie eine Weile bei uns in Bialystok

gewohnt. Das Baby, mit dem sie zur Zeit der deutschen Invasion schwanger war, sollte später in einen komplizierten Rechtsfall verwickelt werden: Franye hatte das im Ghetto zur Welt gekommene Mädchen zu Beginn der Deportationen Alex Blumstein übergeben, der es dann vor der Tür eines Hauses ablegte, dessen Eigentümer, ein polnisches Ehepaar, bekanntermassen kinderlos waren. Franye hegte die Hoffnung, dass sie den Säugling aufnehmen und ihm so das Leben retten würden. Und so geschah es auch, doch nach der Befreiung hatte das polnische Ehepaar sich geweigert, das Kind wieder zurückzugeben. Nach einem komplizierten, dramatischen Prozess hatte der Richter schliesslich zugunsten Franyes entschieden. Franye und Hillel zogen nun zwei Kinder im Kibbuz gross: ausser Ilana einen Sohn, den sie in der Zeit empfangen hatte, als sie sich versteckt hielten.

An unserem ersten Morgen in Kfar Menachem bekamen wir ein Ei zum Frühstück. Meins war so klein, dass ich es zuerst für ein Taubenei hielt, und drinnen so blass, als hätte es kein Eigelb. Die Kibbuzniks aber waren sehr stolz auf diese Eier. «Sehen Sie», erklärte ein Landwirtschaftsleiter, «die Erzeugung eines solchen Eis kostet enorm viel. Sie glauben nicht, wieviel wir für importiertes Hühnerfutter zahlen müssen.»

«Aber das ist doch verrückt», erwiderte ich. «Für ein Drittel dieses Preises könnten Sie ein viel besseres und doppelt so grosses Ei bekommen. Warum importieren Sie nicht einfach die Eier?» Der Vorschlag überraschte ihn. «Nein, nein», sagte er und schüttelte heftig den Kopf. «Es ist für uns sehr wichtig, eine eigene Geflügelindustrie aufzubauen. Am Ende werden wir unsere Eier exportieren!» Ich musterte ihn und sagte: «Was für eine Chuzpe!» Doch genau das schafften die Israelis. Ihre Landwirtschaft florierte binnen weniger Jahre. Was sich meinen Augen 1952 dar bot, sah allerdings nicht sehr vielversprechend aus. Möglicherweise beruhte mein Eindruck einfach darauf, dass der Unterschied zu dem, was ich aus dem fruchtbaren Frankreich kannte, so gross war; andererseits waren die Leistungen der Landwirtschaft, die ich in Israel beobachten konnte, wirklich mehr als bescheiden. Überall im Land herrschte Nahrungsmittelknappheit. (Wir hatten übrigens einen



ganzen Koffer Würste mitgebracht, die wir an entzückte Freunde und Verwandte verteilten.)

Doch die Israelis nutzten jede noch so kleine Chance, suchten überall nach Entwicklungsmöglichkeiten. Und diese Geisteshaltung beeindruckte mich. Das ganze Land wirkte asketisch, nackt. Nirgends ein Zeichen von Luxus. Aber ich fühlte mich hier zu Hause, besonders im Kibbuz. Die sozialen und politischen Fragen, die die Israelis so sehr beschäftigten, die im Zentrum ihres Lebens standen, interessierten mich nur am Rande. Das Kibbuz aber war eine kleine, festgefügte Gemeinschaft – wie eine laute, zankende Familie –, die mit aller Kraft am selben Strang zog. Hier erlebte ich Menschen, die Wurzeln geschlagen hatten und sich ein gemeinsames Leben aufbauten. Es wirkte auf mich wie die Neuerschaffung der jüdischen Familie, und ich verspürte ein tiefes Verlangen, einer solchen Familie anzugehören – statt das ungebundene, wandernde Elektron zu sein, das ich war, ein Palmenbaum in Alaska, ein Fremdling im Hause eines andern.

Natürlich, ich hatte Sender, und Sender hatte mich. Trotzdem war ich allein. So wie auch Sender einsam war. Wir hatten einander und waren doch beide allein, er in seiner und ich in meiner Welt. Uns einte ein unverbrüchliches emotionales Band, doch wenn wir einander gegenüberstanden, brachten wir kein Wort heraus. Zwischen uns herrschte hauptsächlich Schweigen.

Ich gestand Ruth, dass ich gern in einem Kibbuz leben würde, doch sie konnte der Vorstellung nichts abgewinnen. Sie hatte nicht denselben Hintergrund wie ich, teilte nicht meine Begeisterung. Im Übrigen stand unsere Beziehung ohnehin auf wackligen Füßen, und ein solcher Schritt hätte enorme praktische Schwierigkeiten mit sich gebracht. Sie träumte von einer Karriere als Konzertpianistin, doch dafür war Israel zu jener Zeit nicht das richtige Land. So wie es dort auch für Ingenieure keine Arbeit gab. Es sollte nicht sein.

Wir blieben drei Tage und drei Nächte in Kfar Menachem und genossen jede Minute. Während der folgenden drei Wochen erkundete ich das ganze Land von Elat über die Wüste Negev bis zum See Genezareth.

Ich besuchte andere Kibbuzim und versuchte, alle mir in Israel bekannten Personen wiederzusehen – Jonah Zaretsky, mit dem ich in Paris gelebt hatte; Joe Szwarc, meinen älteren Freund aus Grodno, der in Stalins polnischer Armee gekämpft hatte; die Starowolskis, die als Kapitalisten von den Sowjets während des Krieges nach Kasachstan verbannt worden waren. Es gab in Israel überall wenig zu essen. Manche Landesteile waren extrem gefährlich. Der Zutritt zum alten Jerusalem mit der Tempelmauer war uns Juden verboten. Dennoch befand ich mich in Hochstimmung. Ich konnte von Israel einfach nicht genug kriegen.

Mittlerweile arbeitete ich bei der Snecma, einem staatlichen Unternehmen, das für das französische Militär Flugzeugmotoren entwickelte und herstellte. Ich war als Ingenieur in der Forschung angestellt und untersuchte unter anderem Spannungsfaktoren an fliegenden Maschinen; dabei trug ich einen Fallschirm auf dem Rücken und eine Sauerstoffmaske, denn die Flugzeuge verfügten nicht über eine Druckkabine. Es ging vor allem darum, Spannungsphänomene an den Nahtstellen von Flügeln und Rumpf zu messen. Die Flügel sind gewöhnlich mit Bolzen befestigt, so dass die gesamte Spannung des Flügels durch diese Verbindungspunkte läuft und potentiell die Gefahr besteht, dass die Flügel an diesen Stellen vom Rumpf abbrechen.

Um festzustellen, was wirklich geschah, trugen wir eine Kunststoffbeschichtung auf die Nahtstellen auf und flogen dann los. Durch den optischen Sucher konnte ich hier und da kräftige Farbmuster an den Verbindungspunkten erkennen. Einige dieser Farben waren nach der Landung nicht verschwunden, was bedeutete: ein Teil der Deformationen war nicht temporär, das Metall wurde dauerhaft verformt. Hier lauerte eine tödliche Gefahr. Falls der Flügel viele Male dem gleichen Druck ausgesetzt wurde, konnte er wegen Materialermüdung abbrechen.

Bei der Snecma bekam ich Gelegenheit, meine Theorien gründlich zu testen. Ich präziserte die mathematischen Berechnungen und erweiterte das Messinstrumentarium, bis ich zu guter Letzt ein höchst ge-

naues optisches Gerät für die Spannungsprüfung entwickelt hatte, das die Snecma-Manager bei der Vorführung offenbar beeindruckte. Sie schickten mich zum Vervollkommen und Testen der Erfindung in ihr Forschungszentrum nach Villaroche.

In Villaroche, in der Nähe von Paris gelegen, entwickelte die Snecma ihre neuen Düsenantriebe. Ich stellte zu meiner Überraschung fest, dass ich dort nicht nur mit französischen Forschern, sondern auch mit einer Gruppe deutscher Wissenschaftler und Ingenieure zusammenarbeiten sollte. So wie die Amerikaner und die Sowjets deutsche Raketenforscher nach dem Krieg für ihre Raketenentwicklungsprogramme einsetzen, hatten die Franzosen sich deutsche Spezialisten für Düsenantriebe geholt. Die meisten kamen aus dem früheren deutschen Entwicklungszentrum für Düsenantriebe in Regensburg; das französische Triebwerk, an dem sie arbeiteten, trug übrigens den Codenamen ATAR – eine Abkürzung für Atelier Technique d’Aviation de Ratisbonne (wie Regensburg im Französischen genannt wird).

Diese Situation schockierte mich zunächst. Da die französischen Forscher jedoch mit ihren deutschen Kollegen prächtig auskamen, beschloss ich, mich ins ohnehin Unabänderliche zu schicken. Und nachdem ich mein Unbehagen einmal hinuntergeschluckt hatte, lernte ich die Deutschen als hervorragende, professionelle Kollegen kennen – freundliche Menschen, mit denen sich gut Zusammenarbeiten liess. Das war mein Glück, denn die Snecma wollte meine Methoden der Spannungsanalyse bei der Entwicklung ihres ATAR-Antriebs einsetzen.

Mit den Triebwerken, an denen die Deutschen arbeiteten, machte ich mich rasch vertraut. Eines Tages fiel mir dann jedoch an einer neugeplanten Serie etwas auf, das mich verblüffte. Eines der neuen Triebwerke war offensichtlich für extrem niedrige Flughöhen gedacht. Nach eingehender Betrachtung der Entwürfe wurde mir klar, dass dieses Triebwerk zum Operieren unterhalb des Meeresspiegels gedacht war. «Was geht hier vor?» fragte ich die deutschen Kollegen. «Es gibt nur einen Ort, an dem sich diese Leistungsfähigkeit lohnt – das Kaspische Meer. Bereiten wir uns etwa auf einen Krieg mit der Sowjetunion vor?»

«Tja», erwiderte Weber, der Leiter des Planungsteams, «da gibt es auch noch das Tote Meer.»

Ich erschrak. Das bedeutete, dass die Franzosen dieses Triebwerk heimlich für Israel entwickelten – was sich dann später tatsächlich als zutreffend erwies. (Ich fand viele Jahre später in Israel die Bestätigung dafür.) Die ersten französischen Mystère-Jets, die Israel kaufte, stellten eine Sonderentwicklung für den israelischen Luftraum dar.

Meine eigenen Forschungen gingen mittlerweile dem Abschluss entgegen. Als ich die spannungsoptische Messtechnologie gründlich ausgearbeitet hatte, liess ich mir das Verfahren patentieren. (Zur Anmeldung des Patents fehlten mir die nötigen Mittel, doch der Patentanwalt André Netter, an den ich mich wandte, erfasste die Bedeutung des Verfahrens und verzichtete auf sein Honorar. Ich versprach ihm, er werde es nie bereuen, und das war mein Ernst, obwohl ich zu dem Zeitpunkt keine Ahnung hatte, wann und wie ich ihm meine Dankbarkeit beweisen könnte.) Anschliessend begann ich mit der Publikation meiner Forschungsergebnisse.

Unter den französischen Ingenieuren löste das Erscheinen meiner ersten Abhandlungen über das Verfahren ein fulminantes Echo aus. Ich erhielt unzählige Anrufe von Leuten, die Brücken konstruierten, Motoren bauten oder Eisenbahnstrecken betrieben. Es sah ganz so aus, als wäre die Nachfrage nach dem spannungsoptischen Messverfahren wesentlich grösser, als ich erwartet hatte. Mir kam der Gedanke, dass die Herstellung entsprechender Messinstrumente, die Durchführung von Tests und eine fachliche Beratungstätigkeit auf diesem Gebiet geschäftlich interessant werden könnte.

Bei der Snecma war man zwar von dem Verfahren begeistert, wollte aber von einer kommerziellen Nutzung nichts wissen. Ich wies auf die grosse Resonanz hin, die diese Idee ausgelöst hatte, auf das Profitpotential – vergeblich. Man fand es prima, wenn die Sache dem Flugzeugbau nützte; was darüber hinausging, interessierte niemanden. Die Snecma war ein bürokratisch funktionierender Betrieb; ein unternehmerisches Wagnis, wie ich es vorschlug, überstieg den Horizont der Entscheidungsträger.

Ich war inzwischen ganz in den Bann der Vorstellung geraten, selbst ein Unternehmen aufzubauen, und darin wurde ich von Jean Avril, einem Leiter des Snecma-Forschungszentrums, bestärkt. Das Unternehmen als Ganzes mochte von der Idee nichts halten, doch er persönlich räumte ihr hervorragende Chancen ein, und das machte mir Mut. Ich hatte in der Vergangenheit keinerlei unternehmerische Regungen in mir verspürt. Ich hatte Ingenieur werden und einen Beitrag zu Wissenschaft und Forschung leisten wollen – und in dieser Hinsicht bereits mehr Glück gehabt, als ich mir je vorgestellt hatte. Ich hatte ein Buch und einige wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht. Es war auch nicht so, dass ich mich sonderlich zum Geschäftsleben hingezogen fühlte. Mir wurde jedoch bewusst, dass die Lösungen, die ich gefunden hatte, mich nun in diese Richtung führten.

Als ich schliesslich überzeugt war, dass ich bei der Snecma keinerlei Unterstützung finden würde, kündigte ich, um bei der Firma Jarre Jacquin einzutreten, die mit wissenschaftlichen Geräten handelte. Es war eine Art Jointventure: Wir kamen überein, dass die Firma mir ein Büro und eine Sekretärin zur Verfügung stellen und dafür die Hälfte meiner Gewinne erhalten sollte. Ich borgte 500 Dollar von Sender, um Material beschaffen zu können, und entwickelte einige Zusatzmessgeräte. (Ursprünglich hatte ich Sender vorgeschlagen, die Summe zu investieren und ein gleichberechtigter Partner meiner Unternehmung zu werden. Er entgegnete jedoch: «Hör zu. Entweder die Sache taugt nichts, in welchem Fall ich 500 Dollar verlieren würde, oder sie zahlt sich aus, und in dem Fall wäre es unfair dir gegenüber. Nimm das Geld als Darlehen und zahl es zurück, wann du kannst.») So konnte ich beginnen. Die Kundschaft wartete schon. Ich löste ihre Probleme, vervollkommnete meine Verfahrensweisen und verfasste Aufsätze über neue Anwendungsbereiche der Spannungsanalyse, die sich im Laufe meiner Arbeit herauskristallisierten. Ich war im Geschäft.

In den 50er Jahren florierte die amerikanische Industrie. Die Forschung entwickelte sich rasant. Amerikanische Unternehmen kamen nach Europa, um ihren Bedarf an Wissenschaftlern und Ingenieuren zu decken.

Anfang 1956 tauchte der Headhunter und Talentsucher Marc Wood von der Agentur Marc Wood, Inc., in Frankreich auf. Mr. Wood hielt nach französischen Wissenschaftlern und Technikexperten Ausschau, die er an amerikanische Firmen vermitteln konnte. Er war ein – allerdings gebildeter und schlauer – Mittelsmann. Zu seinen Kontaktpersonen zählte mein Freund Jean Avril von der Snecma. Durch Jean erfuhr Marc Wood von meinen bisherigen Arbeiten, und bevor ich's mich versah, hatte Mr. Wood mir das Angebot unterbreitet, ihn in die Vereinigten Staaten zu begleiten.

## 14 *Spannungstest*

Einige Monate zuvor, im Februar 1956, hatte meine Frau unser erstes Kind zur Welt gebracht, ein schönes kleines Mädchen, dem wir nach meiner Mutter Genia den Namen Gisele gaben. Unser Zusammenleben verbesserte sich durch dieses Kind, das wir beide sehr liebten, keineswegs. Ganz im Gegenteil, zu den vielen Problemen, die uns schon seit Langem zu schaffen machten, kamen noch unterschiedliche Auffassungen über die Erziehung unserer Tochter hinzu.

Wegen des Kindes schien eine Scheidung andererseits noch unmöglicher als zuvor schon. Die Verantwortung, die wir für Gisele hatten, nahmen wir beide nicht auf die leichte Schulter. Ausserdem zeichneten sich weitere grössere Veränderungen ab. Ich hatte Marc Woods Angebot angenommen, in die Vereinigten Staaten zu kommen, und er hatte bereits allerlei Vorbereitungen für die Demonstration meiner spannungsoptischen Messmethoden vor Vertretern der amerikanischen Industrie und Forschung getroffen.

In New York wurde ich von Mr. Wood persönlich nebst Sekretärin mit einem Cadillac am Flughafen abgeholt. Doch er war nicht der Einzige, der dort zu meiner Begrüssung erschien. Ich hatte einen Brief an Jake Slaner in Oklahoma geschrieben – den Onkel meiner Mutter, der mich als Student finanziell unterstützt hatte – und ihm mitgeteilt, ich käme auf Besuch nach Amerika. Er hatte geantwortet, sein Sohn Alfred, mein Vetter zweiten Grades, wohne in New York und werde mich am Idlewild International Airport abholen.

Obwohl ich mich nicht an Einzelheiten zu erinnern vermochte, wusste ich immerhin, dass Alfred zehn oder fünfzehn Jahre älter als ich und irgendein bedeutender Manager war.

Ich hatte nie ein Foto von ihm gesehen, umgekehrt er auch nicht von mir. (Ich erinnerte mich aber noch genau an ein Foto, das wir in der Brygidzka-Strasse gehabt hatten und das seinen Bruder David zeigte, der nach einer Mandeloperation als Halbwüchsiger gestorben war.) Wir sollten uns im Flughafengebäude treffen.

Weil ich einige Messinstrumente mitgebracht hatte, die einer speziellen Kontrolle bedurften, kam ich als letzter Passagier durch den Zoll. Meine Mitreisenden mit ihren Freunden und Verwandten waren längst fort. Die einzigen, die noch warteten, waren Mr. Wood mit seiner Sekretärin und mein Vetter Alfred. Wie Alfred mir später berichtete, hatte er unterdessen mit Mr. Wood ein Gespräch angefangen. «Auf wen warten Sie?» hatte er gefragt.

«Wir holen einen berühmten Wissenschaftler ab, der als Gast in die USA kommt», antwortete Marc Wood. «Und Sie?»

«Ich?» erwiderte Alfred. «Ich erwarte einen armen französischen Verwandten.»

Als ich dann auftauchte, inszenierte Marc Wood einen regelrechten Begrüssungsempfang. Alfred wich verunsichert zurück. Er war entsandt worden, um seinen geflüchteten Vetter abzuholen, den die Familie jahrelang finanziell unterstützt hatte, und befand sich plötzlich inmitten von Rosen und Champagner. Er schaute dem Treiben ein Weilchen zu, als dann jedoch kein weiterer Fluggast mehr erschien, fragte er höflich, ob man denn wissen dürfe, wem solch ein Empfang bereitet werde. «Dr. Zandman», hiess es darauf zu seinem grossen Erstaunen. Wir hatten ein paar Minuten Zeit füreinander, doch Marc Woods Limousine wartete schon, um mich irgendwohin zu entführen, und so fuhr Alfred allein nach Hause zurück.

Am nächsten Tag trafen wir uns jedoch. Er war sehr neugierig, was den geschäftlichen Aspekt der ganzen Sache anging. Und er war, wie sich herausstellte, kein blosser Manager, sondern Vorstandsvorsitzender von Kaiser Roth, einem der grössten Hersteller von Damenkleidung in den USA. Als ich Alfred von meiner Arbeit und meinen Vorhaben berichtete, sagte er: «Weisst du was, Felix? Ich würde dir bei dieser Sache gern helfen.»



Also setzte er sich mit Marc Wood zusammen, um einen Vertrag für mich auszuarbeiten. «Geschäftsleute wie Sie und ich», erklärte er Marc, «sind Dutzendware. Aber ein Wissenschaftler ist etwas Besonderes. Mein Vetter besitzt leider nicht einmal die elementarsten Kenntnisse von geschäftlichen Dingen. Und deshalb möchte ich jetzt, mit Ihnen gemeinsam, sicherstellen, dass ihm das zuteil wird, was er verdient.» Daraufhin legten Marc und Alfred eine Vereinbarung fest, die im Kern die Bedingungen spezifizierte, unter denen ich an andere vermittelt werden sollte. Ich brauchte 48 Stunden, um diesen Vertrag von vorn bis hinten zu lesen, denn ich musste beinah jedes Wort nachschlagen.

Ich freundete mich rasch mit Alfred an. Er und seine Frau Luella nahmen mich in ihr Leben auf und gaben mir das Gefühl, in New York nicht bloss Verwandte, sondern eine Familie zu haben. Ich war ihnen nach wie vor ein Rätsel, insbesondere wegen der Tatsache, dass ich aufgrund meiner wissenschaftlichen Arbeiten von Europa nach Amerika geholt worden war. Das war etwas Aussergewöhnliches, und sie waren stolz auf mich, gleichzeitig machte es sie sehr neugierig. Sie waren schliesslich gewohnt, von mir als einem armen Studenten zu denken, und wussten nicht recht, wie sie diese neue Entwicklung einschätzen sollten.

Es war schwierig für sie, meine Fähigkeiten zu beurteilen, und was Marc Wood Alfred von mir berichtet hatte, mochte den Tatsachen entsprechen, es konnte sich allerdings ebensogut um die Übertreibungen eines Agenten handeln. Die beiden bekamen jedoch die Gelegenheit, es herauszufinden. Luella Slaners Vater war Dr. La Mere, ein bekannter Professor für physikalische Chemie an der Universität Columbia. Er war mit Einstein befreundet und hatte sich an der Rettung einer ganzen Reihe führender jüdischer Wissenschaftler vor den Nazis beteiligt. Eines Abends war Professor La Mere in dem grossen Haus der Slaners in Scarsdale zugegen, und als wir gemeinsam Platz nahmen, meinte er: «Ihnen ist bekannt, dass ich an der Universität Physik unterrichte, und Sie haben meines Wissens promoviert. Nun sagen Sie mir mal: Wissen Sie, was das hier ist?» Er zeichnete ein Diagramm auf ein Stück Papier.

«Ja», antwortete ich, «das sieht ganz nach dem RankinsDiagramm aus der Thermodynamik aus.»

«Genau», meinte Professor La Mere, «Sie haben recht.» Dann schrieb er erneut etwas auf. «Ist Ihnen diese Gleichung bekannt?»

Ich schaute sie mir an. «Nein», sagte ich, «die habe ich noch nie gesehen, sie scheint mir aber ebenfalls etwas mit Thermodynamik zu tun zu haben.»

«Die Gleichung habe ich selbst entwickelt», sagte er lachend. «Sie ist ganz neu. Niemand kennt sie bisher.» Er wandte sich Alfred zu und erklärte: «Der Junge ist in Ordnung.» Das war meine erste Prüfung in den Vereinigten Staaten, und ich hatte den Eindruck, sie halbwegs bestanden zu haben.

Mein erster Aufenthalt in den Staaten dauerte zehn Tage, lang genug für Marc Wood, um mich zu einer wichtigen Tagung über Spannungsanalyse nach Pittsburgh mitzunehmen, wo alle Hersteller sowie viele Ingenieure und Forscher anwesend waren, deren Namen mir aus der Fachliteratur bekannt waren. Ich war zuerst ein wenig überwältigt, doch meine Vorfürhungen schienen zumindest bei den Ingenieuren auf grosses Interesse zu stossen. Obwohl es nicht offen zutage trat, hatte ich den Eindruck, dass sich die Wissenschaftler von den Universitäten viel reservierter zeigten. Marc empfand meinen Auftritt dennoch als grossen Erfolg, und wir kamen überein, dass ich fünf Monate später für einen längeren Aufenthalt zurückkehren sollte. So blieb mir Zeit, meine Angelegenheiten in Frankreich zu regeln.

Kurz nachdem ich im Oktober 1956 zum zweiten Mal nach New York gekommen war, begann der Sinai-Krieg zwischen Israel und Ägypten. Ich hörte davon, weil ich aber kein Englisch verstand, war es für mich schwierig, seinen Verlauf zu verfolgen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf Berichte aus zweiter Hand zu verlassen, die ich von dem einen oder anderen französischsprechenden Bekannten erhielt. Während der ersten Tage brachte ich nur wenig in Erfahrung und war äusserst erregt. Einmal ging ich in Manhattan spazieren, als ich auf der Strasse hektische Rundfunkdurchsagen hörte. Überall standen Menschen in Gruppen herum und lauschten. Es herrschte eine riesige An-

spannung, und auf den Gesichtern las ich Besorgnis. Ich hatte keine Ahnung, wovon die Stimmen im Rundfunk redeten, nahm aber an, dass es etwas mit Israel zu tun haben musste, dass der Krieg eine besorgniserregende Wendung genommen hatte. Als ich in Marc Woods Büro ankam, berichtete ich ihm von meinem Erlebnis. «Die Leute draussen sind furchtbar nervös. Sie stehen herum und hören Nachrichten. Bitte, sagen Sie mir, was geschehen ist. Ist Israel etwa von irgendeiner furchtbaren Katastrophe heimgesucht worden?»

«Wie bitte?» fragte er. «Felix, was ist mit Ihnen los? Es geht doch bloss um die World Series.»

«Und was ist, bitte, die World Series?»

«Baseball, Felix. Baseball.»

Ich konnte es nicht glauben. «Sie nehmen mich auf den Arm. Was soll das heissen – Baseball? Ist das ein Sport?»

«Natürlich. Glauben Sie vielleicht, die Leute dort draussen wüssten, was sich in Israel abspielt?»

Es war, als hätte jemand in einen Luftballon gestochen. World Series? We/toeisterschäft? Niemand in Europa hatte je etwas von Baseball gehört. Doch ich weilte in einer Stadt, in der die Welt nur aus Amerika bestand. In einer Stadt, in der Entwicklungen, die in neuntausend Kilometern Entfernung, im Sinai, stattfanden, ohne sonderliche Bedeutung waren – jedenfalls während der World Series.

Meinen Angstpegel vermochte das allerdings kaum zu senken. Ich begab mich zur Generalversammlung der Vereinten Nationen, wo ich einer Debatte in französischer Übersetzung folgen konnte. Dort sah ich, wie die Delegierten der UdSSR und der USA gemeinsam gegen Israel sprachen – was mich sehr beunruhigte. Doch als ich mir einen besseren Überblick über die Nachrichten verschafft hatte, legte sich meine Angst um dieses erst acht Jahre alte, kleine Land. Mir wurde klar, dass es sich um einen begrenzten Konflikt handelte, dass der Staat Israel nicht bedroht, dass das Leben der Menschen dort nicht gefährdet war.

Meine erste berufliche Tat in Amerika bestand in der Publikation eines wissenschaftlichen Aufsatzes zur Methode der spannungsoptischen Beschichtung in der Zeitung *Product Engineering*. (Marc Wood hatte ihn aus dem Französischen ins Englische übersetzt.) Daraufhin kamen Hunderte von Anfragen aus dem ganzen Land. Wegen des riesigen Echos brachte Marc mich in einem luxuriösen Büro im 44. Stock des Hauptgebäudes des Rockefeller Centers unter. Er zog alle Register, um mich so eindrucksvoll wie nur möglich zu präsentieren. In einem anderen, weniger zentral gelegenen Gebäude stand mir eine Art Ausstellungsraum zur Verfügung.

Marc Woods Plan zielte darauf ab, alle Geschäftsführer von Unternehmen, die am «Photostress»\* (wie Marc das Verfahren inzwischen getauft hatte) interessiert waren, nach New York zu locken, wo ich ihnen die Methode vorführen sollte. Im Anschluss an meine Demonstration sollten Marcs Repräsentanten sie dann grosszügig bewirten. Ich durfte auf keinen Fall mitkommen, denn es stand zu befürchten, dass ich das Geschäft verdarb. Ich hatte zwar angefangen, die amerikanische Sprache zu erlernen, doch man war sich nie recht sicher, was ich von mir geben würde. Daher die Vorsichtsmassnahme.

Zu den ernsthaft interessierten Firmen gehörte auch die Budd Company in Philadelphia, ein riesiges Unternehmen, das ein grosses Produktspektrum von Eisenbahnwaggons bis hin zu Pkw-Chassis abdeckte. Budd hatte erst vor Kurzem einen neuen Unternehmenszweig ins Leben gerufen, Tatnall Measuring Systems (nach seinem Gründer Frank Tatnall), und sich damit erstmals in den Bereich elektronischer Messgeräte vorgewagt. Nun war man auf der Suche nach neuen Ideen, um das Angebot an Instrumenten zur Dehnungsmessung, grundlegenden Geräten zur elektronischen Messung von Spannung – eine relativ neue Technologie, die damals als eigenständiger Bereich einen fulminanten Aufschwung nahm – zu erweitern.

Frank Tatnall hatte das Dehnungsmessgerät nicht erfunden, aber seine weitere Entwicklung dynamisch vorangetrieben. Er war in dieser

\* Kurz für «photoelastic coating stress measurement» – Spannungsmessung mittels spannungsoptischer Beschichtung. (Anm. d. Übers.)

Branche von Anbeginn dabei und verstand es, Menschen unablässig zu motivieren. Als er feststellte, dass das Photostress-Verfahren funktionierte, wollte er es sofort für seine Firma nutzen. Später hat er aufgeschrieben, wie er seine erste Begegnung mit diesem Verfahren erlebte:

*Ich besuchte Marc Wood im Empire State Building, und er nahm mich zu einer Präsentation in der Nähe der Fourteenth Street mit. Wir stiegen in einem kleinen Gebäude ein paar Treppen hoch und traten in einen schlichten Raum. An den Wänden standen Tische, auf denen das vollständigste Spektrum an Messgeräten ausgestellt war, das man je gesehen hatte. Dort wurde mir ein sehr bescheiden und wissenschaftlich wirkender Herr in Laborkleidung vorgestellt: Dr. Zandman. Er sprach nur französisch, weshalb Marc Wood übersetzte, als wir die ausgestellten Geräte reihum besichtigten. Ich wurde sehr bald hellwach; die Sache machte mir einen guten Eindruck... Obwohl ich das Ausmass ihrer Bedeutung nur in Ansätzen verstand – und die Sprache Dr. Zandmans noch weniger –, konnte ich aufgrund der Lichtquellen, der Polarisatoren, der Farbmuster und der oszilloskopischen Daten einer beschichteten, vibrierenden Platte erkennen, dass es hier um eine wichtige Sache ging.\**

Da Tatnall selbst kein Wissenschaftler war, beauftragte er Professor William Murray, den Leiter der Maschinenbaufakultät am Massachusetts Institute of Technology (MIT), einige Tage bei mir zu verbringen und ein Gutachten für ihn zu erstellen. Die Nachricht überraschte mich doch ein wenig, denn Murray war Vorsitzender der Amerikanischen Gesellschaft für experimentelle Spannungsanalyse und einer der Pioniere in der Erprobung von Dehnungsmessgeräten und der Anwendung des spannungsoptischen Verfahrens an Bakelit-Modellen. Seine Arbeit war mir durch seine zahlreichen Publikationen in der Fachpresse vertraut. Er war ein Neuerer, einer der grossen Köpfe, die an diesen Problemstellungen arbeiteten, eine wahre Koryphäe auf dem Gebiet.

\* F.G. Tatnall, Tatnall on Testing (Philadelphia, University of Pennsylvania, 1979), S. 210.

Professor Murray kannte das Photostress-Verfahren nicht, begriff die Grundidee jedoch sofort, wie es eigentlich bei jedem auf diesem Gebiet Tätigen zu erwarten war. (Ich habe mich immer gewundert, dass vor mir keiner die Idee gehabt hatte. Die Sache war ganz simpel und völlig selbstverständlich, wenn man erst einmal darüber nachdachte.) Wir verbrachten drei Tage mit Messungen. «Von Ihrer Theorie brauchen Sie mich nicht zu überzeugen», sagte er. «Aber ich halte mich an Experimente. Machen wir mal den Test mit Dehnungsmessern und Gewichten. Danach werden wir Berechnungen anstellen und vergleichen. Theoretisch müsste es funktionieren, doch in der Praxis sieht es bei diesen Dingen oft anders aus.»

Als wir schliesslich alle Daten beisammenhatten, meinte er: «Perfekt.» Er empfahl mich Frank Tatnall, der mir daraufhin anbot, als Leiter der Abteilung für Grundlagenforschung sowie der neuen Photostress-Abteilung bei Budd einzusteigen. Wenige Tage später reiste ich nach Philadelphia.

Frank Tatnall hatte einige der angesehensten Spezialisten auf dem Gebiet der industriellen Spannungsanalyse zusammengeführt: Peter Stein vom MIT; Bill Bean, den führenden Forscher auf dem Gebiet der Dehnungsmessung; Jim Starr und Greer Ellis, die auf Dehnungsmessgeräte spezialisiert waren; Glenn Krouse als Experten für Dauerprüfmaschinen; und Ed Bowkley für Prüfmaschinen im Bereich Kriechverhalten, Bruch und Relaxation. Es gab damals so viele neue Entwicklungen im Ingenieurwesen und bei den Materialien, von Fortschritten bei Düsenflugzeugen und U-Booten über neue industrielle Fertigungsweisen und Konstruktionstechniken bis hin zu nuklearen Reaktoren – und vieles davon brachte bis dahin undenkbare Spannungsprobleme mit sich.

Die Atmosphäre bei Tatnall Measuring Systems war geprägt von Konzentration und Konkurrenz. Der Leiter der Abteilung Dehnungsmessgeräte, Jim Starr, war ein Physiker ersten Ranges. Obwohl er kein abgeschlossenes Studium hatte, war er eines der grössten technischen Genies, die mir je begegnet sind. Später wurden wir gute Freunde, doch anfangs konnten wir uns nicht leiden und sprachen fast nie miteinander. Ich machte geltend, die Photostress-Methode könne alle übrigen Ver-

fahren ersetzen; er erhob ähnlich aggressive Ansprüche für Dehnungsmesser. (Wir hatten natürlich beide unrecht.) Aber trotz oder vielleicht gerade wegen dieses Konkurrenzdenkens waren die Leute in Frank Tatnalls Labors allesamt begeisterte Wissenschaftler.

Am Anfang konnte ich kein Englisch. (Ich hatte nur für den Besuch einer einzigen Unterrichtsstunde in der Berlitz-Schule Zeit gefunden.) Also kam ich auf die Methode zurück, mit der ich schon Französisch gelernt hatte. Auch wenn ich noch so beschäftigt war: Ich achtete darauf, tagtäglich dreissig Vokabeln auswendig zu lernen. Wenn ich davon nur zehn im Gedächtnis behielt, würde ich binnen zehn Tagen immerhin hundert Wörter, binnen dreissig Tagen dreihundert Wörter beherrschen. Und selbst wenn ich davon wiederum hundert vergessen sollte, würde ich mich nach drei Monaten auf englisch verständigen können. Nach fünf Monaten begann ich, allerdings nicht ohne ein banges Gefühl, Vorträge zu halten. Nach meiner ersten Rede entschuldigte ich mich bei Frank Tatnall. Trotz grösster Anstrengungen hatte ich sicherlich jedes Wort mit einem ausgeprägt französisch-polnisch-jiddischen Akzent herausgebracht. «Es tut mir leid», erklärte ich ihm, «aber ich kann nicht öffentlich reden. Ich habe einen schrecklichen Akzent.»

«Aber Felix», sagte er. «Erstens: Alle haben Sie gern, verstanden? Zweitens: Verlieren Sie bitte nie Ihren Akzent!» Frank war der Auffassung, meine Art des Vortrags sei «einfach interessanter als ein Vortrag in gewöhnlichem Amerikanisch» – eine echte Untertreibung. «Machen Sie Ihren Akzent so stark wie eben möglich», riet er mir. «Die Leute hören dann besser zu. Sie werden mit Ihnen sympathisieren. Wenn Sie sprechen wie ein Amerikaner, schlafen alle ein.» Frank Tatnall hatte einen erstklassigen Marketinginstinkt.

Er entstammte einer alten Quäkerfamilie aus Philadelphia und war selbst überzeugter Christ. Er wirkte gleichzeitig irgendwie unschuldig und klug; er konnte genauso gut über die Bibel, über Philosophie und Ethik reden wie über Marketing. Er war ein bescheidener, warmherziger Mann und hatte absolut keine Vorurteile. Als wir einander bereits

gut kannten, sagte er eines Tages zu mir: «Du bist der beste Christ, Felix.»

«Ich bin überhaupt kein Christ, Frank», erklärte ich ihm, «ich bin jüdischen Glaubens.»

Nach einem weiteren meiner komisch klingenden Vorträge hiess es zwei Monate später: «Welch ein wunderbarer Vortrag! Ach, wie die Leute dich bewundern! [Frank war ein Meister, wenn es darum ging, das Ego anderer aufzubauen.] Für mich bist du ein vollkommener Christ, Felix.»

«Aber Frank», warf ich ein, «vergiss bitte nicht, dass ich Jude bin.»

Wenige Monate später sagte er es wieder, um mich gleich darauf verlegen anzuschauen und zu murmeln: «Verzeih, ich hatte es vergessen.» Es verging kaum eine Sekunde, in der ich mir nicht bewusst gewesen wäre, dass ich Jude war, für ihn jedoch existierten Unterschiede dieser Art überhaupt nicht.

Manchmal waren meine Sprachschwierigkeiten allerdings – allen Aufmunterungen Franks zum Trotz – keineswegs von Vorteil. Frank schickte mich beinahe von Anfang an als Berater durchs Land, so einmal auch nach Detroit zu General Motors. (Diesmal hatte ich für den Fall, dass ich ins Stocken kommen sollte, einen Mann aus dem Vertrieb mitgenommen, der Polnisch verstand.) Beim Mittagessen in der Cafeteria entschuldigte ich mich, um zur Toilette zu gehen. Einer der Gastgeber zeigte mir die Richtung. Ich kam an eine Tür mit der Aufschrift «powder room», ein Ausdruck, dessen Bedeutung mir unbekannt war. Als ich jedoch einen Blick hineinwarf, schien es mir der richtige Ort zu sein. Also begab ich mich in die Kabine, schloss die Tür zu und liess mich nieder. Dann wurde die Tür des «powder room» geöffnet, und durch einen Spalt in meiner Kabinentür sah ich eine Frau hereinkommen. «Ui», sagte ich mir, «ich bin auf der falschen Toilette gelandet.» Weil meine Füsse beim Sitzen unter der Tür hervorschauten, wollte ich schon auf den Sitz steigen, doch es war bereits zu spät. Die Frau hatte sie gesehen und begann laut zu schreien: «Da ist ein Mann drin! Was macht er da? Da ist ein Mann drin!» Es war ein Desaster. Der Spannungsexperte war kaum angekommen, und schon ängstigte er Frauen in der Damentoilette.



Trotz gelegentlicher Malheurs wurde ich bald überall in den Vereinigten Staaten zu Vorträgen eingeladen. Ich besuchte das MIT und Stanford, General Motors und Boeing – die grössten Universitäten und Unternehmen. Und immer kamen Hunderte von Menschen, um mir zuzuhören. Das Photostress-Verfahren begann in der Flugzeug- und Automobilindustrie Fuss zu fassen. Es wurde zu routinemässigem Lehrstoff.

Neben den Vorträgen begann ich mit einer zeitintensiven Beratertätigkeit. Wie ein Wanderprediger reiste ich von Firma zu Firma, von Universität zu Universität, meistens mit Bruce Sutton, einem grossen, kräftigen Vertriebsmann von Budd, der den Wagen fuhr, unsere Ausrüstung trug und mir Gesellschaft leistete. Meine Aufgabe war es, bei der Lösung von Problemen zu helfen, die bei teilweise streng geheimen Projekten auftauchten. So arbeitete ich unter anderem bei General Electric am ANPD-Projekt – d.h. in der «Aircraft Nuclear Propulsion Division». Ende der 50er Jahre war General Electric heimlich mit dem Bau eines nuklear angetriebenen Flugzeugs beschäftigt. Mittels eines Atomreaktors sollte das Flugzeug, ohne jemals aufzutanken zu müssen, jahrelang fliegen können. So wie atombetriebene U-Boote immerfort auf See sein können, sollte es in die Lage versetzt werden, permanent in der Luft zu bleiben. (Das Projekt wurde schliesslich aufgegeben, als sich herausstellte, dass sich keine Lösung für die Gewichtsprobleme finden liess.) Das ANPD-Projekt war so geheim, dass ich nicht einmal erfahren sollte, woran ich arbeitete. «Sie scherzen wohl», sagte ich, es war aber kein Witz. Bei jedem Gang zur Toilette wurde ich von zwei Geheimdienstleuten begleitet.

Bei General Dynamics arbeitete ich an frühen Atom-U-Booten; ich führte Bauelement- und Spannungsmessungen durch. Ich weilte in White Sands und im Redstone Arsenal, wo ich der Planungsgruppe um Werner von Braun zeigen sollte, wozu Spannungsmessungen dienlich sind. (Bei Raketen gibt es enorme Spannungsprobleme.) In Redstone redete man damals bereits ausgiebig über eine Reise zum Mond. Mir kam das völlig verrückt vor; ich konnte nicht glauben, dass das ihr tatsächlich Ernst war.

Meine erste Begegnung mit der Universitätswelt Amerikas war die

mit Professor Murray gewesen, und sie war sehr zufriedenstellend verlaufen. Murray zählte zu den Geistesgrößen, zu denen ich aufschaute, und er hatte das Photostress-Verfahren ausschliesslich positiv beurteilt. Als ich das Verfahren dann aber in meiner Eigenschaft als Forschungsleiter bei Budd den Universitätswissenschaftlern offiziell vorstellte, gab es zahlreiche böse Reaktionen.

Für ziemlich viele Größen auf dem Gebiet der physikalischen Mechanik bedeutete das Photostress-Verfahren fast eine Beleidigung. Sie waren seit Jahren mit photoelastischen Phänomenen befasst, hatten mit Bakelit-Modellen und Epoxidharz gearbeitet und sich angestrengt um eine Lösung der theoretischen Probleme bemüht. Und dann setzte man ihnen plötzlich das Photostress-Verfahren vor die Nase. Ich hatte den gleichen spannungsoptischen Kunststoff verwendet, mit dem auch sie arbeiteten, hatte eine Schicht auf Metall aufgetragen und verkündete nun: «Hier, schauen Sie, so kann man es am realen Objekt praktizieren. Anstatt es mit Modellen zu versuchen, können Sie eine Brücke oder ein Flugzeug direkt mit dem Kunststoff beschichten.»

Wer jahrelang Bemühungen in diese Versuche investiert hatte, den musste dieser einfache (aber letztendlich eben entscheidende) Fortschritt in Rage versetzen. Und um alles noch schlimmer zu machen: Die Entdeckung war nicht von einem Akademiker gemacht worden, sondern von jemandem, der in der Industrie arbeitete. Für Universitätsprofessoren lohnte sich das Verfassen von Aufsätzen für wissenschaftliche Zeitschriften in finanzieller Hinsicht kaum, die Wirtschaft aber zahlte sehr gute Gehälter, und für das Unternehmen Budd hatte sich das Photostress-Verfahren inzwischen als bedeutsame Einnahmequelle erwiesen. Dass ich so «französisch» war – in Frankreich hatte man mich als Polen betrachtet –, machte die Sache auch nicht besser.

Der Kummer mancher Akademiker wegen des Photostress-Verfahrens nahm solche Ausmasse an, dass eine Forschergruppe an der Brown University eine komplizierte theoretische Untersuchung durchführte und «bewies», dass mein Verfahren nicht recht funktionierte. Sie stell-

ten fest, dass es enorme Ungenauigkeiten mit sich brachte. Sie hatten dafür keine physikalischen Beweise, doch es gelang ihnen rein mathematisch, ernsthafte Fehler auszumachen.

Ich nahm mir die mathematischen Formeln des Beweises vor, aber sie gingen mir ein wenig über den Verstand. Ich arbeitete mit dem Beweis, dann gab ich ihn an einen Kollegen weiter. Keiner von uns vermochte einen Irrtum darin zu entdecken. Doch ich hatte Tausende von Messungen durchgeführt, und ich wusste, dass mein Verfahren – ganz gleich, was die Mathematik behauptete – in der Praxis perfekt funktionierte. Wie war so etwas möglich? Ich entdeckte Fehler von 1 Prozent, von 0,5 Prozent, im schlimmsten Falle von 5 Prozent. (Selbst eine Abweichung von 5 war akzeptabel.) Die Gruppe an der Brown University wies jedoch potentielle Abweichungen von 300 Prozent nach. Mir war klar, dass das einfach nicht stimmen konnte – ob ich in ihrer Beweisführung nun einen Irrtum nachweisen konnte oder nicht.

Die Welt der Wissenschaft aber war von der Publikation dieser Ergebnisse begeistert. Der Aufsatz war von den Mathematikern J. Duffy und T. Mylonas verfasst worden. Ihr Mentor hiess Daniel Drucker, war Institutsleiter an der Brown University und Mitglied der Academy of Engineering – ein bekannter Wissenschaftler. Die Autoren des Beitrags genossen unter ihren Kollegen höchstes Ansehen, und was noch wichtiger war, ihr Beweis erfüllte einen psychologischen Zweck: Die Welt der reinen Wissenschaft begann sich über das Photostress-Verfahren zu mokieren.

Seltsamerweise wurde ich jedoch weiterhin von Boeing, von Lockheed, McDonnell Douglas und einer Vielzahl anderer Unternehmen beauftragt, mein Verfahren auf ihre Flugzeuge oder Schiffe anzuwenden. Mein Terminkalender wurde eher noch voller. Gott segne Amerika, dachte ich, als mir dämmerte, was da vor sich ging. Die Industrie sagte: «Akademische Aufsätze sind uns gleichgültig. Wir setzen hier ein Dehnungsmessgerät, dort die Photostress-Methode ein, vergleichen die Ergebnisse, und die Sache klappt immer.» Während die Akademiker mein Verfahren für diskreditiert hielten, wurde es von der Industrie allerorten genutzt.

Das theoretische Problem liess mir jedoch keine Ruhe. Da mein Verfahren in der Praxis funktionierte, musste es eine Möglichkeit geben, den mathematischen Beweis seiner Korrektheit zu führen. Entweder enthielt die Widerlegung durch Duffy/Mylonas einen Fehler, oder es gab eine andere Fehlerquelle, die ausserhalb meines eigenen Blickfelds lag.

Etwa zu dieser Zeit stellte ich Alex Redner als Mitarbeiter bei Budd ein; er war wie ich ein Überlebender des Holocaust, und wir hatten in Nancy zusammen studiert. Alex hatte nach dem Studium eine Position in Uruguay angenommen. Als ich von ihm das Signal erhielt, er sei mit seiner Arbeit dort unzufrieden, schrieb ich ihm, er könne zu mir kommen, und nun wohnte er mit seiner Familie in Philadelphia. Das war für mich ein Glück, denn Alex war ein ausgezeichnete Ingenieur. Wir diskutierten Tag und Nacht über mein Problem, und er betrachtete es aus einem anderen Blickwinkel. Dank seiner Hilfe ging mir plötzlich auf, was an dem Beweis nicht stimmte. Für angewandte Physik war die Mathematik irrelevant!

Ich begriff, dass die mathematische Widerlegung meines Verfahrens in sich korrekt war, nur eben nicht auf konkrete Fälle anwendbar. Der Beweis war lediglich für einen theoretischen Fall von Bedeutung, der jedoch in der Praxis nicht existierte und auch nicht hergestellt werden konnte. Ich glaube nicht, dass die Leute an der Brown University diesen Tatbestand nachzuweisen versucht hatten, aber genau das fanden Duffy, Mylonas und ihre Kollegen heraus.

Als Redner und ich das Problem erkannt hatten, rief ich Dr. Dan Post an, der zu dem Professorenclan gehörte, dem zufolge das Photostress-Verfahren nicht richtig funktionierte. Post war ein notorischer Widerspruchsgeist, doch hatte ich einige seiner Publikationen gelesen und inzwischen verschiedene Gespräche mit ihm geführt und war von seinen intellektuellen Fähigkeiten wie von seinen Manieren beeindruckt. Ich hatte den Eindruck gewonnen, dass er ein absolut ehrlicher Mensch war.

Post lehrte am Worcester Polytechnic Institute in Massachusetts, wohnte jedoch in Albany im Staat New York. Ich hielt ihn für einen erstklassigen Optikexperten und einen aussergewöhnlich geschickten

Experimentator. Meiner Meinung nach (die ich allerdings für mich behielt) war Dan Post auf dem Gebiet der Optik möglicherweise der beste Physiker der Welt.

Ich rief ihn zu Hause an und fragte, ob er ein paar Stunden Zeit habe, ich wolle mit ihm über das Photostress-Verfahren diskutieren. Er reagierte nicht gerade freundlich. «Da gibt es nichts zu diskutieren», erklärte er brüsk. «Meinen Sie?» erwiderte ich. «Ich glaube, ich habe dazu eine neue Erkenntnis mitzuteilen.» Er zögerte – aber nur einen Augenblick. «In Ordnung», hörte ich ihn sagen. «Kommen Sie vorbei.»

Und so fuhr ich denn zu Post nach Albany. Wir diskutierten den ganzen Abend miteinander; ich zeigte ihm, was ich herausgefunden hatte, und als ich schliesslich mein letztes Argument ins Feld führte, machte er grosse Augen und meinte: «Verdammt, offenbar haben Sie recht.» Er hatte ein eigenes Labor bei Pratt & Whitney in Albany. Dorthin begaben wir uns dann mitten in der Nacht, um ein Buch zu suchen, das einige relevante Beiträge enthielt. Wir forschten die ganze Nacht über zusammen, und am Morgen sagte Post: «Felix, Sie haben recht. Da gibt es nicht den geringsten Zweifel. Den entsprechenden wissenschaftlichen Aufsatz sollte aber nicht ich schreiben. *Sie* müssen ihn schreiben.»

«Wieso?» fragte ich. «Wenn Sie ihn verfassen, ist es viel glaubwürdiger. Ich vertrete ja in diesem Punkt ein persönliches Anliegen, Sie nicht. Im Übrigen: Ist es nun die Wahrheit, oder ist sie es nicht?»

«Ja, es ist die Wahrheit», sagte er. «Sie wissen aber auch, was das für mich bedeutet, nicht wahr? Wenn ich den Aufsatz schreibe, bin ich weg vom Fenster, es wäre glatter Selbstmord. Damit wäre ich beruflich am Ende.»

«Okay», sagte ich, «wenn es so ist, entscheiden Sie.»

«Ich muss darüber nachdenken», meinte er und verliess den Raum.

Als er zurückkam, machte er einen grimmigen Eindruck. Ich vermutete, dass er mit seiner Frau über die Angelegenheit gesprochen hatte. «Felix», sagte er leise, «wir werden den verdamnten Aufsatz wohl ge-

meinsam schreiben müssen. Ich sehe keinen anderen Weg. Sie haben mich in der Falle. Da komme ich jetzt nicht mehr raus.»

Wir verfassten den Aufsatz dann tatsächlich gemeinsam. Er bildete den Auftakt für die – von mir so genannte – Schlacht von Washington. Wir präsentierten die Arbeit bei der Tagung der Gesellschaft für experimentelle Spannungsanalyse in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten. Man rechnete allgemein mit einem riesigen Konflikt, und im Auditorium sassen mindestens fünfhundert Personen, die beruflich fast ausnahmslos mit Spannungsanalyse und experimenteller Technik zu tun hatten. So viele Menschen mit so hohen Erwartungen hatte ich noch auf keiner Fachtagung erlebt.

Dan Post trug den ersten, ich den zweiten Teil unserer Arbeit vor. Duffy und Mylonas hatten angeblich nachgewiesen, dass die Fehlerhaftigkeit des Photostress-Verfahrens in seiner Unempfindlichkeit gegenüber Dicke lag – das heisst, je dicker die spannungsoptische Beschichtung, desto grösser sollte der Fehler sein. Da eine Beschichtung von 1 bis 3 Millimeter Dicke erforderlich war, reichte das angebliche Fehlerspektrum von signifikant bis gewaltig. Als Post und ich uns darüber klar geworden waren, was an der Theorie von Duffy und Mylonas nicht stimmte, hatte er mir folgenden Vorschlag gemacht: «Lassen Sie uns doch eine 254 Millimeter dicke Schicht auftragen. Dann wollen wir mal sehen, was geschieht. Ihrer Theorie zufolge müsste dadurch eine gigantische Abweichung auftreten. Falls sich jedoch keine Abweichung zeigt, ist die Sache klar.» Die Demonstration liess keinerlei Zweifel zu. Die Abweichung war so geringfügig, dass sie nicht einmal messbar war.

Nach unserer Vorführung betrat Professor Drucker das Podium. «Bei dem, was Sie uns hier gezeigt haben, mag das ja so sein», erklärte er. «Aber Sie haben den Nachweis wiederum nur für einen speziellen Einzelfall erbracht. Im allgemeinen gilt weiterhin, dass das Verfahren erhebliche Fehler zeitigt.»

Ich erwiderte: «Ich fordere Sie hiermit auf, *einen* Fall zu präsentieren, bei dem es einen Fehler gibt. Ich fordere Sie aber dazu heraus, es experimentell – nicht auf dem Papier – zu beweisen. Wir haben bewiesen, dass es keine Abweichung gibt.

Nun beweisen Sie mir, dass es einen einzigen Fall gibt, auf den das nicht zutrifft.»

Nun hatte Duffy den Schwarzen Peter. Acht Monate später erhielt ich den Anruf eines Freundes, der im Laboratorium des Unternehmens Picatinny Arsenal arbeitete. Er teilte mir mit, die Waffenfabrik habe für einen Fehlernachweis weitere Studien Duffys finanziert, und Duffy sei erfolgreich gewesen. «Er hat einen Fall gefunden», sagte mein Freund, «und damit hat sich die Sache.» Dann gab er mir eine präzise Beschreibung des Experiments, das Duffy vorführen würde.

Als Alex Redner und ich das Experiment wiederholten, fanden wir eine fehlerhafte Abweichung von nahezu null. Duffy hatte jedoch eine grosse Abweichung nachgewiesen. Wir wiederholten das Experiment noch ein zweites Mal, und dann noch einmal. Keinerlei Abweichung! Handelte es sich da einfach um einen groben Irrtum? Duffy hatte auf dem Hintergrund seiner mathematischen Theorie das Experiment durchgeführt, und das Ergebnis entsprach genau dem theoretisch vorhergesagten Fehler. Konnte das Zufall sein?

Der nächste Kongress fand in Chicago statt. Duffy sollte seine Resultate vortragen, und ich hatte darum ersucht, einige Worte im Anschluss an seine Präsentation sagen zu dürfen. Ich war auf alles vorbereitet. «Würden Sie mir bitte das Diapositiv Nummer drei zeigen?» bat ich, als Duffy geendet hatte. Er zeigte das Diapositiv Nummer drei. «Könnten Sie jetzt das Diapositiv Nummer zwei zeigen?» Als ich auf Widersprüche hinzuweisen begann, meinte er: «Nun ja, der technische Zeichner muss einen Fehler bei der Kurve gemacht haben.»

«Würden Sie bitte das Diapositiv Nummer sieben zeigen?» sagte ich.

Damit hatte sich's dann. Es gab ein verlegenes Stottern und Hüsteln, dann Schweigen. Nach diesem Kongress starb die Kontroverse eines schnellen Todes.

Von Aussenstehenden wird die experimentelle Mechanik – soweit sie sich überhaupt Gedanken darüber machen – zweifellos als eine trockene Angelegenheit betrachtet. Sie kann aber, wie alles menschliche Bestreben, tiefe Emotionen wecken. Duffy und seine Kollegen hatten eine mathematische Theorie entwickelt, zu deren Stützung sie in ihrer

Abhandlung aber nicht einen einzigen praktischen Fall anführten. Auf unsere Herausforderung hin mussten sie entweder einräumen, dass ihre Theorie irrelevant war (was äusserst seltsam ausgesehen hätte), oder ein überprüfbares Experiment anführen. Am Ende hatte Duffy auf der Tagung ein Experiment präsentiert, das das Vorhandensein irgendeines bedeutsamen Fehlers schlichtweg unbewiesen liess. Zu denen, die in dieser Kontroverse meine Auffassung teilten, gehörten Professor Katz vom MIT, Professor Hollister von der University of California in Los Angeles, Alex Redner und natürlich Post. Auf diese Weise kam ich mit dem berühmten Dr. Dan Post in engeren Kontakt. Wir sollten uns hier nicht zum letzten Mal begegnen.

Etwa anderthalb Jahre nach meiner Ankunft in den USA erhielt ich einen Anruf von meinem Grossonkel Jake Slaner (dem Vater von Alfred). Ich hatte Jake noch nicht besucht, obwohl Alfred und ich uns inzwischen recht nahegekommen waren. Nun lud er mich nach Oklahoma ein.

Jake wohnte in Hobart, einem Städtchen mit sechstausend Einwohnern, das von Oklahoma City per Taxi in zweieinhalb Stunden zu erreichen ist, und auf die Weise kam ich auch hin. Wir fuhren auf einer immer staubiger werdenden Strasse durch eine mir endlos erscheinende Prärie. Im Zuge meiner Vortrags- und Beratertätigkeit hatte ich inzwischen ziemlich viel von den Vereinigten Staaten gesehen, jedoch hauptsächlich Grossstädte und Universitäten – so etwas wie dies hier noch nie. Das war das Herz des amerikanischen Kontinents.

Schliesslich hatten wir den endlosen leeren Raum hinter uns und fuhren in den Ort ein, in dem es eine Hauptstrasse, mehrere Kirchen und ein paar Läden gab. Ich kam mir vor wie im Film. Eines der Geschäfte hiess «Dixie» und gehörte Jake Slaner. Es war ein altmodisches Warenhaus, wo man Herren- und Damenbekleidung, Stoffe und andere Dinge für den Hausgebrauch kaufen konnte. Dort wartete Jake auf mich: ein kleiner, kahlköpfiger, lebhafter Mann mit wachen Augen und dynamischer Ausstrahlung. Er sprach englisch mit mir (sein Akzent fiel selbst mir sofort auf), flocht aber eine Menge jiddischer Wörter und Wendun-



gen ein. Dies war ganz offensichtlich ein warmherziger Mensch. Ich fühlte mich in seiner Gegenwart bereits wohl, als er mir das Geschäft zeigte und mich mit seinen sieben Verkäufern bekannt machte.

Als wir abends in Jakes Haus beisammensassen, ging plötzlich die Tür auf, und hereinspazierte – ich erstarrte vor Schreck – Frumka Halpern, eine sehr junge Freundin meiner Mutter aus Grodno, die den Holocaust überlebt und nach Kriegsende einen Partisanen geheiratet hatte. Ich hatte gehört, dass die beiden nach Oklahoma emigriert waren, war aber nie in Kontakt mit ihnen gestanden. Obwohl Frumka hochschwanger war, erkannte ich sie sofort. Jake hatte sie angerufen und ihr von meinem Besuch berichtet, und da war sie mit ihrem Ehemann von Edmond, wo sie wohnten, vier Stunden gefahren, nur um mich für ein paar Minuten wiederzusehen. Der Krieg war seit dreizehn Jahren vorbei, doch die Empfindungen, die die jüdischen Überlebenden aus Grodno füreinander hegten, hatten sich nicht im Geringsten geändert. Wahrscheinlich würden sie nie nachlassen.

Das Geschäft «Dixie» war das grösste im Ort, und wenngleich Hobart verschlafen wirkte, war es doch eine Bezirkshauptstadt, und damit gleichzeitig das Handelszentrum für die Bauern und die kleineren Ortschaften in der Umgebung. Jake Slaner war ein guter Geschäftsmann und hatte sich mit den Jahren einen gewissen Wohlstand erworben. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hatte er das Geschäft gemeinsam mit seinen Brüdern und seiner Schwester eröffnet; im Laufe der Zeit waren eine Reihe weiterer Geschäfte in der Umgebung hinzugekommen. Die Slaners hatten sich voll und ganz in das Leben des ländlichen Oklahoma eingegliedert.

Mir erschien es trotzdem seltsam, dass Jake und seine Frau Jessie inmitten dieses staubigen Niemandslands wohnten – die einzige jüdische Familie in einer Wildwest-Umgebung. Andererseits konnte ich sie auch verstehen. Ich erinnerte mich, dass ich vor gar nicht langer Zeit in Frankreich selbst das dringende Bedürfnis verspürt hatte, etwas aus meinem Leben zu machen. Ich hatte zu meiner Frau gesagt, wenn ich eine Stelle im Urwald des Amazonasgebiets angeboten bekäme, würde

ich sofort zugreifen (genau das hatte ein Freund von mir getan). Wenn es sein müsste, würde ich sogar in einem Zelt leben. Man bräuchte mir nur ein Gewehr zu geben und mich gegen Malaria und Schlangenbisse zu impfen, dann würde ich losziehen. So hatte ich damals geredet, doch es waren keine leeren Worte. Ich war entschlossen, mir ein eigenes Leben aufzubauen.

Dieser Zweig meiner Familie war so gewesen wie ich. Sie hatten ihre Heimat verlassen, um sich eine Existenz aufzubauen – wo, spielte keine Rolle; sie waren nicht verwöhnt. Oklahoma schien in Ordnung, denn da gab es die Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und Kinder grosszuziehen. Als sie Ende des 19. Jahrhunderts dort ankamen, hatte Oklahoma gerade erst angefangen, sich zu öffnen.

Alfred hatte mir diese Geschichte erzählt, von der ich als Kind nur das eine oder andere Detail aufgeschnappt hatte. Sein Onkel Phillip – ein Bruder von Grossmutter Tema – war Ende der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts aus dem jüdischen Städtchen Vishay in Litauen nach Amerika ausgewandert und – zweifelsohne rein zufällig – in Galveston, Texas, gelandet. Statt nach New York oder nach Philadelphia war sein Schiff eben dorthin gefahren. Und in Texas redeten zu jener Zeit alle von den Möglichkeiten, die einem in Oklahoma offenstanden. Phillip kannte niemanden dort (genausowenig wie in Texas), und er hatte keine Ahnung, was er dort tun könnte. Doch es hiess, Oklahoma sei vielversprechend, also machte er sich auf den Weg.

Er gelangte in den südwestlichen Teil von Oklahoma, nicht weit entfernt vom Red River, und die Gegend schien ihm nicht schlechter als andere. Er änderte seinen Familiennamen Solnitzki in Slaner (um amerikanischer zu wirken), erwarb einen kleinen Warenbestand und ein Pferd und fing an, über Land zu ziehen und den Farmern und Indianern seine Waren zu verkaufen. Ein paar Jahre später stiessen seine Schwester und seine zwei Brüder zu ihm – einer davon war Jake. Von Grossmutter Temas sieben Geschwistern lebten nunmehr vier in Oklahoma.

Im Jahre 1904, einer Zeit grosser Landnahme, bestieg Jake Slaner ein Pferd, doch statt nach Ackerland Ausschau zu halten, suchte er nach

einem Standort für ein Geschäft. So hatte er das Grundstück erworben, auf dem das «Dixie» stand. Phillip war unterdessen gestorben. Jake, seine Schwester Molla und sein Bruder Louie führten das Geschäft. Das Herumfahren übernahm hauptsächlich Louie, der bei den Bauern und Indianern weithin beliebt war. Sie gaben ihm den Spitznamen «Laufende Nase», laut Familienlegende deswegen, weil er es unerträglich fand, notleidende indianische Kinder während der kalten Monate ohne Schuhe und ohne Mantel herumlaufen zu sehen. Er pflegte ihnen Kleidung zu schenken und ihnen mit seinem Taschentuch die ständig laufenden Nasen zu putzen. Als die Geschwister Louie aufforderten, dergleichen zu unterlassen – das Geschäft bestehe schliesslich darin, Kleidungsstücke zu verkaufen –, soll er geantwortet haben: «Den ersten Mantel kann ich ihnen schenken, den zweiten werden sie kaufen.» Ob das nun eine Legende war oder nicht, auf jeden Fall wurde Louie zu einem Kiowa ehrenhalber ernannt, und an seiner Beerdigung nahmen ausser den Stadtbewohnern, deren Familien er eingekleidet hatte, auch zahlreiche Stammesmitglieder teil.

Jake Slaner richtete sich unterdessen in seiner neuen Heimat ein. Er heiratete ein jüdisches Mädchen, das er während einer Einkaufsreise in New York kennengelernt hatte. Er wurde Mitglied bei den Freimaurern, beim Rotary Club und bei den Elks; er spielte regelmässig Binokel mit seinen Logenbrüdern, und es war allgemein bekannt, dass er stets Wort hielt. Seine Frau Jessie lebte sich ebenfalls gut ein, wenngleich sie Oklahoma – wegen ihrer Herkunft aus einer Stadt, in der es Klaviere und Opernhäuser gab – zunächst ein wenig rauh fand. Sie war eigentlich gar nicht religiös (Jake auch nicht), empfand es dann aber in einer so hundertprozentig christlichen Umgebung notwendig, etwas zur Wahrung ihrer eigenen Identität zu tun, und steckte deshalb an jedem Freitagabend die Kerzen an und bemühte sich stets, den Sabbat einzuhalten.

Jessie übte ihre Religion allerdings nicht in aufdringlicher Weise aus und fügte sich ebenfalls gut ein. Sie engagierte sich bei den Pfadfinderinnen und spielte Karten mit den Damen des Ortes. Da sie in New York aufgewachsen war, bedeuteten ihr Bücher und Bibliotheken viel, und

so setzte sie sich für die Schaffung einer öffentlichen Bibliothek in Hobart ein. Sie sorgte dafür, dass sie gut bestückt wurde. Und da Jessies Freundinnen natürlich allesamt Christinnen waren, wurde sie von den örtlichen Methodisten- und Baptistengemeinden eingeladen, Vorträge über das Judentum zu halten. Jake und Jessie waren ein fester Bestandteil des kommunalen Lebens.

Ich fand das absolut faszinierend. Die Vorstellung, dass eine einzelne jüdische Familie in einer so fremdartigen Welt Wurzeln schlagen konnte, entsprach so gar nicht meiner eigenen Erfahrung. Ich schaute mich in Hobart um, sah die endlose Prärie und den Staub, die weisse Holzkirche an der Hauptstrasse und wunderte mich. Ich unterhielt mich damals stundenlang mit Jake. Er erzählte mir von den alten Zeiten, als seine Mutter – meine Urgrossmutter Chaya – eine Weile bei seinen Brüdern und Schwestern hier gelebt hatte, es aber nicht schaffte, ohne Synagoge und ohne koschere Nahrung auszukommen, und wieder nach Grodno zurückkehrte. Ich konnte mich gut an sie erinnern. Sie hatte in unserem grossen Haus ein Zimmer mit separatem Eingang gehabt, und wenn sie zum Abendessen zu uns kam, erhob sich die ganze Familie, einschliesslich Grossvater Frejdownicz. Sie starb mit 105 Jahren, die Familie entschied jedoch, ihr Alter in den Todesanzeigen mit 99 Jahren anzugeben, um dem bösen Blick zu entgehen.

Jake hatte Grodno 1926, im Jahr vor meiner Geburt, einen Besuch abgestattet, wie er mir erzählte. Seine Mutter, die schon recht betagt war, hatte ihn zu sich ins Bett genommen und ihm Fragen gestellt. (Das rief bei mir die Erinnerung an Grossmutter Tema wach, die mich immer in ihr Bett holte, wenn sie mit mir zu reden hatte.)

«Wie ist es in Oklahoma?» hatte sie ihn gefragt. «Hast du dort ein Haus?»

«Ja, Mama, wir haben ein schönes Haus.»

«Das ist gut. Und wie geht es deiner Frau und den Kindern, von denen du mir geschrieben hast?»

«Gut.»

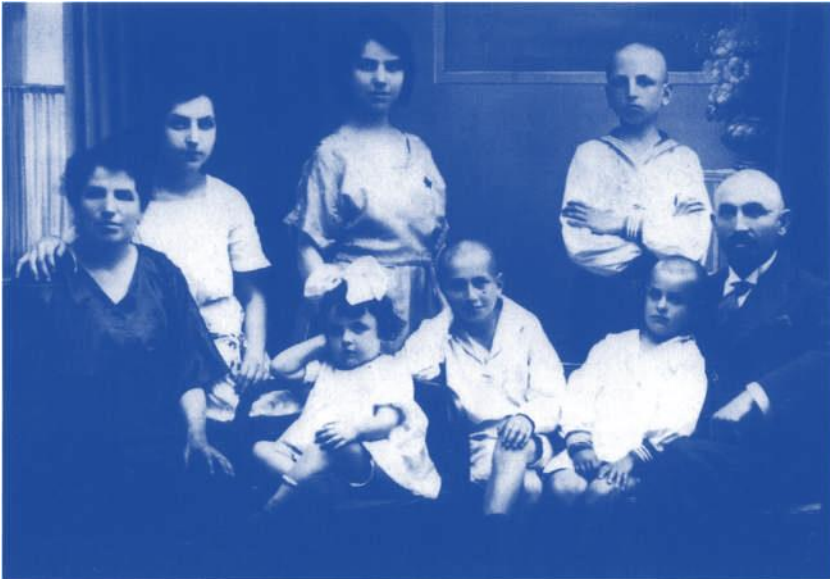
«Und hat deine Frau eine Hilfe für den Haushalt und die Kinder?»



Grossvater Berl Zandman



Grossmutter Rifka Zandman



Die Familie Freydowicz (*im Uhrzeigersinn von links*):  
Grossmutter Tema, Lisa, Genia, Grischa, Grossvater Nachum, Kushka,  
Sender und Fania



Felix' Eltern Aaron und Genia



Sender und Felix, 1935



Felix' Klasse in der Tarbut-Grundschule.  
Er ist der zweite Junge von rechts in der ersten Reihe.

Die Juden von  
Grodno werden  
ins Ghetto  
getrieben,  
1. November  
1941



Das Loch in der  
Mauer des  
Hauses Nr. 28  
an der  
Brygidzka-  
Strasse, durch  
das Felix  
mit anderen  
im November  
1942 entkam



Die Grosse  
Synagoge  
von Grodno





Janova und Felix kurz nach der Befreiung Polens (*linkes Bild*)



Sender und Felix im Jahr 1946  
(*rechtes Bild*)

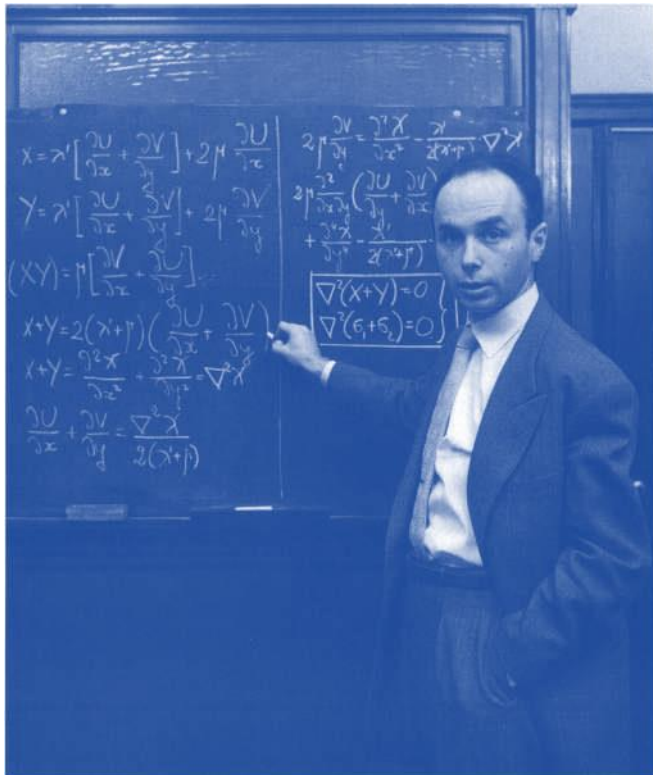


Die Familie Puchalski im Jahr 1949; *in der ersten Reihe von links nach rechts: Wladek, Janova, Jan (mit Enkel Ryszard), Wanda. In der zweiten Reihe: Krystyna, Irena, Irenas Ehemann Franek, Sabina*





Polnisch-jüdische «Studenten» auf der Reise nach Paris, Prag 1946



Felix als junger  
Universitätsdozent



Felix vor einem mit der  
Thermalhülle ausgestatteten  
Panzer (*linkes Bild*)

Ruta und Felix heiraten am  
10. September 1978 (*Bild  
unten*)





Pflanzen eines Baumes in Yad Vashem zu Ehren von Jan und Janova Puchalski am 15. Juni 1987. *Von links:* Moshe Shamir; Beate Klarsfeld; Zdzislaw Kazimierczyk (Janovas Enkel); Krystyna, Irena, Wlodek und Wanda (Janovas Kinder); Serge Klarsfeld; Ruta; Rutas Bruder Yitzak; Richter Beiski vom Obersten Gerichtshof; Rutas Bruder Yaacov.



Die Familie Puchalski beim Gebet während der Feier zu ihren Ehren in Yad Vashem.



Felix, Ruta und Alfred Slaner anlässlich des ersten Aufscheinens von Vishay auf der Grossen Tafel in der New Yorker Börse (*obiges Bild*).



Die am 12. März 1991 enthüllte Plakette zur Erinnerung an das Ghetto von Grodno (*linkes Bild*).



Ein Familienfoto, aufgenommen unmittelbar nach der Feier zur Verleihung des Ordens der Französischen Ehrenlegion an Felix. *Von links, nach Paaren:* Orna Barr und Yitzak Shoshani (Rutas Bruder); Felix' Tochter Gisele mit ihrem Ehemann Eli; Felix' Tochter Ariele mit ihrem Ehemann Steven; Felix und Ruta; Rutas Bruder Jaacov und seine Ehefrau Erela; Felix' Sohn Marc und seine Ehefrau Orit.

«Ja, sie hat eine Hilfe.»

«Das ist schön. Kommt die Hilfe jeden Tag?»

«Ja, und manchmal schläft sie nachts bei uns. Wir haben sogar eine zweite Kraft, die gelegentlich aushilft.»

«Das ist sehr gut. Und hast du auch ein Klavier?»

Und einen Wagen? Und wie läuft das Geschäft? Und wie viele Angestellte arbeiten im Geschäft mit? Seine Mutter fragte ihn aus, um sich ein Bild von den Lebensverhältnissen und der Geschäftslage in Oklahoma zu verschaffen, und als sie fertig war, sagte sie: «Mein lieber Sohn, unsere Cousine Rachel aus Vishay muss heiraten, und ich brauche eine Mitgift für sie. Ihr scheint gut zu leben in Amerika. Von dir hätte ich gern fünftausend Zloty.» Und soviel kostete ihn das Gespräch dann tatsächlich.

Jake empfahl mir übrigens auch, engen Kontakt zu Alfred zu halten und Geld beiseite zu legen. Er sei überzeugt, dass ich eines Tages eine Firma gründen und dass Alfred dann mein Partner sein würde. Er sagte es mit aller Deutlichkeit: Alfred und ich würden Geschäftspartner werden. Ich hörte ihm aus Respekt zu, aber der Gedanke, ich könnte Unternehmer werden, schien mir wirklich weit hergeholt. «Ich werde kein eigenes Unternehmen gründen, Jake», sagte ich. «Ich liebe meine jetzige Arbeit. Ich habe eine wunderbare Stelle und verdiene mehr, als ich je zu träumen gewagt hätte. Warum sollte ich mich da selbständig machen?»

«Ich kenne dich, Felix», entgegnete er. «Ich kenne deinen Charakter. Du bist ein Geschäftsmann, und du wirst eine eigene Firma haben. Ich möchte, dass du eine möglichst enge Beziehung zu Alfred aufbaust, damit er dir helfen kann, wenn es soweit ist.»

Weder Alfred noch ich waren der Typ Mensch, der auf Jakes Rat hin eine persönliche Verbindung aufrechterhalten hätte, doch wir waren damals ja bereits eng befreundet. Als ich Alfred später einmal fragte, ob sein Vater ihm gegenüber je auf dieses Thema zu sprechen gekommen sei, erwiderte er, Jake habe darüber nie ein Wort verloren.

Jake Slaner war 1958 bereits 77 Jahre alt. Möglicherweise ahnte er damals, dass wir nur mehr wenig Gelegenheit haben würden, einander wiederzusehen,

und so wollte er seinen Rat loswerden, solange er dazu Gelegenheit hatte. Jake ist dann tatsächlich ein Jahr später gestorben. Zu seiner Beerdigung kamen alle Verwandten, selbst Vettern zweiten und dritten Grades, von deren Existenz ich überhaupt nichts wusste.

In Hobart gab es keine Synagoge, die Slaners waren ja die einzigen Juden im Ort. Jake war jedoch so beliebt gewesen, dass man einen Ort fand, wo der Gottesdienst abgehalten werden konnte. Die presbyterianische Gemeinde bot von sich aus ihre Kirche an. Es wurden alle christlichen Bilder und Symbole entfernt und das Gebäude für einen Tag in eine Synagoge verwandelt. Auf den mittleren Bänken sassen die Angehörigen, einige der Männer mit Hut und Jarmulke, auf der rechten und linken Seite die Einwohner Hobarts. Auf der Kanzel stand ein Rabbi aus Oklahoma City, der den Gottesdienst zelebrierte.

Ich war tief bewegt. Während der Gebete sass ich da und dachte an Europa. Mir kam die katholische Kirche an der Brygidzka-Strasse in den Sinn, in deren Nachbarschaft ich vierzehn Jahre gewohnt hatte, ohne sie auch nur einmal zu betreten. Wäre es in Europa je möglich gewesen, fragte ich mich, dass eine christliche Gemeinde ihre Kirche in eine Synagoge verwandelte? Zu Ehren eines Juden, der gestorben war? Es war unvorstellbar. Doch hier, in Hobart, Oklahoma, erlebte ich so etwas gerade mit. Das war eine Welt, von der ich überhaupt nichts wusste, als ich mich entschloss, Marc Woods Angebot anzunehmen.

## *Der Vishay-Widerstand*

In beruflicher Hinsicht hätten mir meine ersten Jahre in den Vereinigten Staaten zu Kopf steigen können. Ich wurde von bedeutenden Firmen umworben, ich hatte mit Riesen zu kämpfen und ging als Sieger hervor. Meine Arbeit fand bei ebenbürtigen Kollegen Anerkennung und genoss Wertschätzung auf dem Markt. Amerika war obendrein ein hochinteressantes Land, das mir sehr gefiel. Ich hatte sogar das Gefühl, im gesellschaftlichen Leben verankert zu sein. Ich engagierte mich bei einer Reihe jüdischer Organisationen, darunter einem Förderkreis zur Unterstützung des Technions, dem Äquivalent des MIT in Israel. In der Synagoge lernte ich interessante und nette Menschen kennen, am Arbeitsplatz hatte ich gute Freunde.

Doch in mir änderte sich dadurch wenig. Jenseits der Tagesaufgaben und intellektuellen Beanspruchung gab es ein psychisches Terrain, auf dem ich mich höchst unsicher bewegte.

Ich machte merkwürdige Sachen, die ich nicht kontrollieren konnte. Instinktiv begab ich mich nicht in Situationen, die ich als ausweglos empfand. Ich hielt stets Ausschau nach Fluchtwegen. Wenn auf der Strasse jemand auf mich zukam, sagte ich mir: Das könnte gefährlich werden, und meine Augen suchten automatisch nach einer Möglichkeit auszuweichen. Es gab in Philadelphia viele Parks, doch ich konnte nicht einen betreten, ohne daran zu denken, wie diese dichte Hecke oder jene kleine Baumgruppe mir als Versteck dienen könnte. Mit einem dicken Mantel und einer Decke würde ich mich in einen Kokon verwandeln, warm bleiben und überleben. Ich würde mich unsichtbar machen, gegen die Welt abschotten.

Nachts träumte ich davon, verfolgt zu werden. Immer wieder sah ich den Todesengel mit dem Gesicht von Wiese, der mir in den Strassen des Ghettos nachsetzte. Doch ich sprach darüber nie, ich begrub es in

mir, betonierte es ein. Als ich mir eines Tages mit meiner Frau einen Film mit Danny Kay ansah, fing ich an zu lachen, das ganze Kinopublikum lachte, aber mir klang nur mein eigenes Lachen im Ohr und erschreckte mich. Es war das Jahr 1958 – der Film *Jakubowski und der Oberst* war soeben angelaufen –, und ich konnte mich nicht erinnern, nach dem Krieg schon einmal gelacht zu haben.

Ich sprach nicht über die Vergangenheit. Beim ersten Versuch, in Paris, war es mir misslungen, und nun war ich noch immer nicht dazu in der Lage. In Paris hatte es eine Gruppe von Menschen aus Grodno gegeben, die die Stadt vor dem Kriege verlassen hatten um zu studieren, und folglich überlebten. Ich hatte mit Sender und Josef Weiss an einer ihrer Zusammenkünfte teilgenommen; man hatte uns gebeten, über die Vorfälle in Grodno zu berichten. Wir gingen nach vorn. Als wir dort standen, brachten wir kein Wort heraus. Wir vermochten es nicht auszusprechen.

In den Vereinigten Staaten erging es mir nicht anders. Eines Abends fragten Alfred und seine Frau Luella mich, ob ich ihnen von meinen Erfahrungen berichten könne. Ich hatte den Eindruck, sie zeigten echtes Interesse, und wollte ihnen davon erzählen. Als ich dann aber anhub, ein Detail hier, ein Detail dort, merkte ich, wie sie sich innerlich verschlossen. Sie wirkten verlegen, als handelte es sich um etwas, das ein Mensch anderen gegenüber nicht erwähnen dürfte. Luellas Augen füllten sich mit Tränen. Sie konnten es nicht ertragen, mir zuzuhören, und als ich daraufhin abbrach, baten sie mich nicht fortzufahren. Wie alle übrigen Verwandten auch, forderten sie mich nie wieder dazu auf, über die Vorfälle während des Krieges zu sprechen. Dabei lernte ich Alfred und Luella mit der Zeit wie Geschwister lieben.

Die einzigen Menschen, mit denen ich darüber reden konnte, waren andere jüdische Überlebende des Holocaust, wie Leon Trachtenberg. Unser Kontakt war nie abgebrochen. Leon hatte nach dem Krieg in Deutschland ein Ingenieurstudium absolviert und war dann nach Amerika ausgewandert, wo er sich auf Klimaanlage und Heizungsinstallationen spezialisierte. Jetzt lebte er in New York und ich in Philadelphia,



und wir sahen uns so oft wie möglich. Er gehörte zu den wenigen Menschen, in deren Anwesenheit ich gänzlich unbefangen war, bei denen ich das Vergangene nicht als trennend, sondern als verbindend empfand.

Wie konnte jemand, der das alles nicht miterlebt hatte, uns verstehen? Für andere war es eine schreckliche Kuriosität oder einfach nur rätselhaft. Als ich die Formulare der Personalabteilung bei der Budd Company ausfüllte, wollte man von mir wissen, ob ich jemals inhaftiert worden sei, und ich antwortete: «Ja, während des Zweiten Weltkriegs, von den Deutschen.»

Man zeigte sich entsetzt. «Was meinen Sie damit, man hat Sie verhaftet? Wir wollen Sie mit einer verantwortungsvollen Managementposition betrauen. Sie können doch kein Häftling gewesen sein.»

«Moment mal», erwiderte ich. «Verdächtig waren damals eigentlich die Typen, die nicht verhaftet wurden.» Aber sie begriffen nicht, wovon ich sprach. Sie lebten in einer Normalität, in die ich nicht hineinpasste. Ich versuchte es ihnen immer wieder zu erklären, war mir jedoch nie darüber im Klaren, inwieweit sie überhaupt etwas damit anzufangen wussten.

In Polen nach dem Krieg, in Frankreich und sogar in den Vereinigten Staaten war ich mir meiner Isolation immer bewusst. Stell dir ein Pferd vor, dachte ich, das in einer Welt voller Kühe landet. Wie würde das Pferd empfinden? Die Nahrung ist anders. Die Sprache ist anders. Die Gewohnheiten sind anders. So kam ich mir vor. Als wäre ich ein anderes Tier. Gehörte einer anderen Spezies an. Ich kleidete mich wie alle anderen. Aus der Distanz würden sie mich für ihresgleichen halten. Aber wenn ich den Mund aufmachen und über mich selbst sprechen würde, käme etwas Seltsames und für sie Unangenehmes heraus.

Ich suchte nach Vergleichen. Du bist wie ein Baum, Felix, sagte ich zu mir, ein Baum, an dem herumgeschnitten und der anschliessend verpflanzt wurde. Man hat dich aus dem tropischen Regenwald geholt und in das verschneite Alaska umpflanzt. Du hast, unter grossen Anstrengungen und mit Glück, sogar wieder Wurzeln geschlagen. Und da stehst

du nun als Palme in einem Wald wunderschöner Fichten. Du existierst, du lebst. Aber gehörst du dazu?

Genausowenig durfte ich diese Dinge daheim zur Sprache bringen. Meine Frau wollte nicht, dass ich darüber sprach, nicht zu ihr und schon gar nicht vor den Kindern. Das alles liess man am besten in der Vergangenheit ruhen und in Vergessenheit geraten. Unsere Tochter Gisele war 1962 schon sechs Jahre alt, und wir hatten in der Zwischenzeit zwei weitere Kinder bekommen: im September 1958 noch eine Tochter, Arielle (so genannt nach meinem Vater Aaron), und im November 1961 einen Sohn, Marc (benannt nach meiner Schwester Mira). Ich liebte meine Kinder, aber die Beziehung zwischen Ruth und mir war durch sie nicht besser geworden. Für uns trat immer deutlicher zutage, dass man mit Kindern eine Ehe nicht retten kann, dass sie eher noch Anlass zu neuerlichen Zwistigkeiten geben. Ich sagte mir: Zweifellos werden auch die Kinder mir und meinen Erfahrungen fremd gegenüberstehen. Sie sind in eine normale Welt hineingeboren worden, und ich werde niemals imstande sein, ihnen die anormale Welt verständlich zu machen, in der ich lebe.

Merkwürdigerweise schien die Tatsache, dass ich mich seelisch abgekapselt hatte, meiner Kreativität keinen Abbruch zu tun. Im Laufe des Jahre 1961 begann ich mit der Idee eines neuartigen elektronischen Widerstands zu spielen, der teilweise aus meiner Vertrautheit mit Bindemitteln herrührte, die ich durch die Arbeit mit dem Photostress-Verfahren entwickelt hatte. Dank meiner laufenden Beschäftigung mit Spannungsproblemen besass ich mittlerweile auch eine gründliche Kenntnis von Dehnungsmessgeräten, Jim Starrs Spezialgebiet, aus dem ich nun Elemente für meine Idee des neuartigen Widerstands übernahm. In meinem Kopf begannen theoretische Überlegungen und praktische Aspekte der Elektronik zusammenzufinden. Ich fragte mich, ob es möglich wäre, einen Widerstand zu entwickeln, der das Fünfzigfacher Hunderfache der bisher verwendeten leistete. So eine Erfindung wäre revolutionär. Widerstände bildeten ein Grundelement jedes Stromkreises, und das in einer Welt, die randvoll mit elektrischen Schaltkreisen war!

In jedem Stromkreis besteht die Notwendigkeit, Stromstärke und Spannung zu verringern oder zu steuern. So hat etwa der Haushaltsstrom in Amerika no Volt, viele Geräte benötigen aber nur sechs oder zehn Volt. Damit das Gerät funktionieren kann, muss die Spannung gesenkt werden. Die Hauptreduktion wird normalerweise durch einen Transformator erreicht. Innerhalb eines Geräts können jedoch eine Reihe unterschiedlicher Spannungen benötigt werden. Jedes der verschiedenen Bildund Tonelemente eines Fernsehers ist beispielsweise auf eine unterschiedliche Spannung angewiesen. Widerstände dienen dazu, die Stromstärke entsprechend dieser Bedürfnisse zu senken. Damit sinkt auch die Stromstärke. Der Widerstand wirkt also etwa so, wie ein Ventil in einer Leitung die Wassermenge regelt, die hindurchfließt. Je grösser der Widerstand, desto geringer die Stromstärke.

Widerstände werden aus Materialien – am häufigsten aus Metall oder Kohlenstoff – gefertigt, die elektrischem Strom in unterschiedlichem Masse widerstehen. Widerstände aus Metall oder keramischem Metall haben jedoch ein gravierendes Problem: Sie reagieren auf Temperaturschwankungen. Wenn sich also die Temperatur des Widerstands verändert, ändert sich auch sein Widerstandswert. Nimmt man einen Widerstand mit einem Wert von 100 Ohm und erhöht die Temperatur, könnte beispielsweise ein Anstieg auf 101 oder 102 Ohm erfolgen.

In vielen Stromkreisen – das gilt insbesondere für auf extreme Präzision angewiesene Bereiche wie die Luftund Raumfahrtelektronik – kann eine Temperaturänderung schwerwiegende Folgen haben. Temperaturschwankungen wirken sich auf die Stabilität des Stromkreises und folglich auf diejenige der Maschine, des Instruments bzw. der Vorrichtung aus. Bei einem Toaster mag das unerheblich sein, bei Flugleitsystemen ist es aber gravierend. Je geringer die Empfindlichkeit gegenüber Temperaturänderungen, desto höher die Qualität des Stromkreises, desto höher die Stabilität.

Vor meinem inneren Auge erstand das Bild eines Widerstands, der praktisch unempfindlich gegenüber Temperaturänderungen wäre – etwas absolut Neues, ein technologischer Durchbruch. Ein temperaturre-

sistenter Widerstand würde es den Herstellern ermöglichen, die Leistungsfähigkeit eines breiten Spektrums von Präzisionsinstrumenten um ein Vielfaches zu verbessern.

Meine Idee sah etwa folgendermassen aus: Wenn man einen Widerstandsdraht dehnt, steigt – wie Lord Kelvin hundert Jahre zuvor entdeckt hatte – sein Widerstandswert. Wenn man diesen Draht, umgekehrt, zusammenpresst, sinkt der Wert. Ferner dehnen sich sämtliche Materialien bei Erwärmung. Folglich dehnt sich ein Widerstand bei Erwärmung, und sein Widerstandswert steigt.

Nun ist es zwar so, dass sich bei Erwärmung alle Materialien dehnen, sie unterscheiden sich aber im Ausmass der Dehnung. Metalle dehnen sich generell viel schneller als Keramik. Legt man ein Stück Metall neben ein Stück Keramik und erhitzt beide, so zeigt das Metall eine grössere Ausdehnung. Was geschieht aber, überlegte ich, wenn man Metall und Keramik miteinander verbindet? Das Metall würde sich von dem Keramikstück zu lösen suchen, was ihm jedoch wegen der Haftung nicht gelänge. Mit anderen Worten: Es würde – besonders wenn das Keramikstück wesentlich dicker wäre als das Metall – deckungsgleich zur Keramik zurückgehalten. Das heisst, das Metall würde sich verdichten. Wenn sich das Metall aber verdichtete, würde sein Widerstandswert sinken. Gleichzeitig würde er wegen der erhöhten Temperatur aber steigen. Es käme also darauf an zu erreichen, dass eine Wirkung die andere aufhebt. Wenn mir das gelänge, hätte ich einen temperaturresistenten Widerstand. Das Problem bestand also darin, die mechanischen und elektrischen Eigenschaften entsprechend anzupassen.

Leider wurde mein wunderbarer Freund Frank Tatnall bei Budd just zu dieser Zeit in den Ruhestand versetzt. Frank war kein grosser Manager, das wusste ich so wie alle die mit ihm zusammenarbeiteten. Seine grosse Begabung bestand darin, Menschen zu motivieren. Er hatte Weitblick und sein Enthusiasmus war regelrecht ansteckend. Das könnte klappen, pflegte er zu sagen, wenn man mit einer Idee zu ihm kam, und dann begann man selbst an die Sache zu glauben. Er war für viele von uns eine Inspiration.

Aber seine Schwächen im Managementbereich hatten Folgen für das

Unternehmen. Tatnall Measuring Systems fing an, Verluste zu machen, und Frank gelang es einfach nicht, die Firma wieder in die Gewinnzonen zu bringen. Man trennte sich von ihm und ersetzte ihn durch einen Mann, der angeblich ein guter Manager war, sich dann aber eher als Bürokrat entpuppte. Es dauerte nicht lange, da kündigte Jim Starr. Für den Neuen könne er nicht arbeiten, erklärte er. «Felix», sagte er bei seinem Abschied zu mir, «Sie werden auch die Leitung der Abteilung für Dehnungsmessgeräte übernehmen. Bitte kümmern Sie sich um meine Leute.»

Nach dem Ausscheiden von Frank und Jim Starr veränderte sich die Arbeitsatmosphäre. Vorher waren die Mitarbeiter in den Büros und Laboratorien voller Enthusiasmus gewesen, und hatten engagiert an der Entwicklung neuer Technologien gearbeitet. Nun ging es bei Tatnall Measuring Systems vorrangig ums Taktieren.

Ich hatte auch den Eindruck, dass Mr. Budd persönlich das Interesse an diesem Firmenzweig verloren hatte. Frank Tatnall hatte ihn für dieses neue Gebiet begeistert, aber die Zeiten hatten sich geändert. Mich beschlich das Gefühl, dass es dem Unternehmen nicht mehr wichtig war, ob ich eine neue Entdeckung machte oder nicht. Innerhalb des Riesenunternehmens Budd – das damals einen Jahresumsatz von \$ 600 Millionen machte – leitete ich nur eine winzige Abteilung. Die neuen Manager waren mit anderen Dingen beschäftigt.

Wir sprachen nicht dieselbe Sprache, andererseits wollten sie mich bestimmt auch nicht loswerden. Im Gegenteil, sie schienen mit meiner Arbeit zufrieden zu sein und taten ihr Bestes, mich zu ermutigen. Mir ging es zu dieser Zeit im Grunde allein um die Entwicklung meines neuartigen Widerstands. Ich war genauso besessen davon wie früher von der Spannungsoptik. Dieses Projekt müsste Budd finanzieren, dachte ich. Dafür sollten sie die nötigen Investitionen aufbringen. Wenn es mir gelang (und davon war ich fest überzeugt), konnten sie ein eigenes Unternehmen damit aufziehen. Ich sah meine persönliche Herausforderung darin, mit solch einem speziellen, noch nie dagewesenen Widerstand, der zehnmal, ja hundertmal besser wäre als alles, was es bis

dahin gab, eine neue Technologie zu begründen. Die Budd Company konnte dann die geschäftliche Nutzung übernehmen.

Als ich Mr. Budd den Vorschlag unterbreitete, war er von der Technologie sofort überzeugt. Er vertraute darauf, dass ich wusste, wovon ich redete. Die Frage war nur: Gab es für solch einen Widerstand einen Markt? Würde das Unternehmen ihn auch verkaufen können?

Mr. Budd beauftragte seine Marktforscher, das Projekt in diesem Sinne zu prüfen. Sie kehrten mit rundum negativen Ergebnissen zurück. Aus Marketingsicht war meine Idee offenbar völlig wertlos. So etwas würde niemand kaufen, behaupteten sie, es sei viel zu teuer, dafür gebe es überhaupt keinen Markt.

Ich war ausser mir. Natürlich sei dafür kein Markt vorhanden, hielt ich dagegen, es gehe ja um ein völlig neues Produkt, für das wir einen Markt schaffen müssten. Doch da half kein Argumentieren. Die Entscheidung stand bereits fest.

So kann man das doch nicht machen, sagte ich mir. Die Leute sind mit meiner Idee zu ganz normalen Händlern gegangen, und die haben sich damit befasst, als handelte es sich um eine neue Seife. Wenn man eine Seife entwickelt, die mehr oder weniger genauso ist wie alle übrigen Seifen, und genügend Geld in das Marketing investiert, kriegt man ein Stück vom Seifenmarkt. Wenn man einen Widerstand herstellt, der anderen Widerständen gleicht, und ihn richtig vermarktet, wird man ein Stück vom bestehenden Markt für Widerstände abkriegen. So etwas lässt sich abschätzen. Was ist aber, wenn deine Idee einen absoluten Neuanfang bedeutet? Wenn deine Erfindung nicht einmal wie ein Widerstand aussieht? Wenn dein Widerstand soviel besser ist als alle bisherigen? Wie kommen sie bloss auf die Idee, die Marktchancen dafür im Voraus berechnen zu können?

Im Gegensatz zu meinem Arbeitgeber war ich fest davon überzeugt, dass es einen Markt geben würde, wobei es mir im Grunde meines Herzens aber völlig gleich war, wie gross diese Marktchancen sein mochten. Ich wollte einfach all meine Kraft in dieses Projekt stecken. Nachdem ich das Konzept erarbeitet hatte, galt es nun, die Umsetzung in Angriff zu nehmen. Und da mir das bei Budd nicht möglich war, musste

ich eben einen anderen Weg gehen. Im Grunde musste ich mich selbstständig machen.

Wahrscheinlich hatte mich dieser Gedanke schon seit geraumer Zeit beschäftigt, denn in dem Moment, als ich ihn artikuliert, wusste ich, dass das die Antwort war. Es war nicht so, dass mich mein Projekt vom unternehmerischen Standpunkt her interessierte – es reizte mich nicht, eine eigene Firma zu gründen. Im Gegenteil, ich erwartete, dass das für mich in Amerika ein Riesenproblem werden würde, denn ich lebte erst seit fünf Jahren dort und beherrschte die Sprache nicht einmal besonders gut. Wenn ich mein eigener Chef wäre, könnte ich andererseits selbst über meine Forschungstätigkeit bestimmen.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto beängstigender kam es mir jedoch vor. Bei Budd hatte ich eine bedeutende Stellung inne, die sich weiter ausbauen liess. Ich verdiente mehr, als ich eigentlich brauchte. Und ich wurde noch dazu für eine Arbeit bezahlt, die mir Spass machte. Ausserdem war ich verheiratet und hatte für drei Kinder zu sorgen. Eine Kündigung bedeutete ein schreckliches Risiko.

Die Budd Company weigerte sich jedoch, mein Projekt zu finanzieren. Hatte ich da eine andere Wahl? Ich war auf dem besten Weg, auf dem Gebiet der elektronischen Technologie einen bedeutenden Durchbruch zu erzielen. Ich musste es wagen.

Laut Arbeitsvertrag war ich noch für weitere fünf Jahre gebunden. Ich suchte Mr. Budd auf und erklärte ihm, ich empfände die Entwicklung des Widerstands als Verpflichtung und bäte um die Auflösung meines Vertrags. Er zeigte sich betrübt; keiner von uns beiden war erpicht darauf, unsere Beziehung zu beenden. Doch er hatte Verständnis und gab seine Zustimmung. Mr. Budd war ein ungemein anständiger Mensch. Mir stand jedoch keine andere Möglichkeit offen.

Als ich Alfred Slaner erzählte, ich verliesse Budd, weil man nicht bereit sei, in meine neue Idee zu investieren, bat er mich, einen Geschäftsplan aufzustellen, den er Chester Roth vorlegen wollte, dem Aufsichtsratsvorsitzenden von Kaiser Roth Apparel, wo Alfred Vorstandsvorsitzender war. (Chester war Alfreds Onkel mütterlicherseits. Alfred

hatte während seines Studiums zunächst in den Semesterferien dort gearbeitet, dann eine Vollzeitstellung angetreten und war inzwischen seit vielen Jahren Teilhaber.) Chester Roth zeigte sich jedoch nicht beeindruckt, als ich meinen Plan präsentierte. Das sei nichts für ihn, meinte er. Warum ich nicht bei meiner alten Firma bliebe? Als Angestellter gehe es mir doch gut. Das sei auf die Dauer wahrscheinlich für mich das Beste.

Glücklicherweise war Alfred da anderer Meinung. Er hielt vielleicht nicht viel von meinen Talenten als Geschäftsmann, aber er vertraute mir in Gelddingen. Das hatte mit meinem Verhalten in einer Angelegenheit zu tun, die sich bald nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten zugetragen hatte. Ich war auf Betreiben der Agentur von Marc Wood hergekommen, um mein Photostress-Verfahren zu promoten und einen Sponsor zu suchen, hatte unterdessen aber meine Beratungstätigkeit in Frankreich beibehalten. Als ich die Slaners kennenlernte, fragte mich Alfreds Vater Jake, ob ich Kapital für den Ausbau meiner Tätigkeit brauchte. Das war tatsächlich der Fall. Es gab da einige Instrumente, die ich mir gern gekauft hätte, mir fehlte dazu jedoch das Geld. Ich hatte zwar einige Aussenstände bei Kunden, die zur Deckung solcher Ausgaben reichten, verfügte aber nicht über Bargeld. Also antwortete ich Jake: «Ja, ich könnte \$ 5'000 gebrauchen.» Daraufhin sorgte er dafür, dass ich von Alfred einen Scheck bekam.

Ich löste den Scheck aber nicht ein, sondern verwendete ihn als Sicherheit für das Darlehen einer französischen Bank und zahlte Jake die \$ 5'000 zuzüglich sechs Prozent Zinsen neun Monate später zurück. Mit Zinsen hatte Jake nicht gerechnet; er hatte nicht einmal erwartet, dass ich ihm die \$ 5'000 zurückgeben würde. Ich erhielt Anrufe von Verwandten. «Was fällt dir eigentlich ein, Felix? Seit wann gibt man in der eigenen Familie Geld zurück? So etwas tut man nicht! Und obendrein Zinsen! Hat man so etwas je gehört? So war das doch nicht gemeint. Es war ein Geschenk, Felix!»

«Hör zu», sagte ich. «Erzähl mir nichts von Geschenken. Jake hat mich gefragt, ob ich Geld brauche. Ich habe ihm geantwortet, ich würde gern etwas leihen. Andernfalls hätte ich ihm erklärt, ich bräuchte eine



Schenkung. Er hat mir die gewünschte Summe geliehen, und ich habe sie als Sicherheit verwendet. Sein Geld war neun Monate lang blockiert, dann hat er es mit Zinsen zurückerhalten. Das ist doch vollkommen normal. Reden wir nicht mehr davon.»

Als ich Jake in Oklahoma besuchte, berichtete er mir, sein Geschäft sei während der Weltwirtschaftskrise bankrott gegangen. Als die Geschäfte dann wieder liefen, habe er seinen Lieferanten alle geschuldeten Gelder zurückerstattet. «Weisst du», sagte er, «ich hätte viel Geld gespart, wenn ich das nicht getan hätte. Ich habe Jahre gebraucht, um alle zu entschädigen. Ich war ja genauso bankrott wie die anderen. Aber ich habe ihnen alles bis auf den letzten Cent zurückgezahlt.» Jake war sehr stolz auf diese Leistung, und es mag sein, dass das Verhalten seines Vaters Alfred bewog, mir das nötige Vertrauen entgegenzubringen, Kapital in die Gründung eines Unternehmens zur Entwicklung und Herstellung meines hitzebeständigen Widerstands zu investieren.

Welch ein grosses Wagnis wir damit eingingen, war uns beiden bewusst. Zuallererst handelte es sich um ein technisches Risiko. Denn selbst wenn die Idee in meinem Kopf mehr oder weniger klar war, hatte ich sie auf dem Papier noch keineswegs vollständig ausgearbeitet. Mich brauchte niemand darauf hinzuweisen, dass bei der Umsetzung eines Konzepts immer – oft genug entscheidende – Probleme auftauchen. (Wir hatten dann übrigens wirklich immense Schwierigkeiten zu überwinden, bis wir die Technologie perfektionieren konnten.) Und selbst wenn alles perfekt klappte, war es noch immer möglich, dass der Markt nicht gross genug war, um das Unternehmen zu tragen – wovon die Marketingleute bei Budd ja überzeugt waren. Manchmal hatte ich das Gefühl, verantwortungslos zu handeln, doch meist siegte die Zuversicht. Ich war überzeugt, dass die Sache machbar war und dass *ich* es schaffen konnte. Darin lag meine Zukunft, und ich wollte die Chance ergreifen.

Auch Alfred glaubte an mich. Er half mir, den Geschäftsplan zu präzisieren, dann lieh er mir \$ 200'000, die ich ihm mit privaten Schuldscheinen quittierte. Ich steckte zusätzlich \$ 4'000 von meinen Ersparnissen in das Unternehmen – und so hatten wir unser Startkapital. «Ich

werde 40 Prozent der Firmenanteile übernehmen», erklärte ich ihm. «Du übernimmst 60 Prozent.»

«Nein», widersprach er, «Ich will dein Partner sein, nicht dein Boss. Ich bestehe darauf, dass wir es 50 zu 50 aufteilen. Es ist dein Unternehmen, Felix. Tu, was du für richtig hältst. Informier mich nur von Zeit zu Zeit.»

Wir beschlossen, die Firma Vishay zu nennen. So hiess das kleine litauische Dorf, in dem unsere Urgrosseltern Chaya und Sender Solnicki gelebt hatten, in dem Grossmama Tema und Jake Slaner geboren worden waren. Ich dachte auch daran, der Firma den Namen Grodno zu geben, doch ich hatte Tema daheim immer von Vishay erzählen hören, davon, wie das Leben dort gewesen war, wie sie mit ihren Geschwistern aufgewachsen war. So erinnerte Vishay mich an Tema, was mir auch die geistige Verbindung zwischen Tema und Janova ins Gedächtnis rief. Der Name stand für die Herkunft meiner Familie und der von Alfred. Wie in allen anderen Schtetln waren auch die Juden in Vishay während des Krieges ausgelöscht worden, und so beschwor der Name zugleich das Andenken an jene herauf, die durch den Holocaust umgekommen waren. Es war ein Name, der für manche komisch klingen mochte, doch bei mir löste er vielerlei Assoziationen und Empfindungen aus.

Die erste Angestellte von Vishay war Grace Glass, die schon bei Budd meine Sekretärin gewesen war, und ihre erste Aufgabe bestand darin, ein passendes Gebäude zu finden. Bei einer Fahrt auf der Route 30 fiel ihr in Malvern, Pennsylvania – nicht weit von meinem Zuhause – ein Schild mit der Aufschrift «Zu vermieten» auf. Es hing an einem Gebäude, in dem ein Waschmaschinenhändler und einige Läden untergebracht waren. Zur Hälfte stand das Gebäude aber leer, und der Mietpreis erschien mir angemessen. Von der gesamten Nutzfläche, die 18'500 Quadratmeter betrug, mietete ich 3'700 Quadratmeter und verlangte eine Kaufoption auf das ganze Gebäude. Als ich die Option erwähnte, lachte der Eigentümer laut. Er hatte meinen Finanzierungsplan gesehen und wusste, dass ich kaum genügend Geld für die angemietete Fläche besass. Dennoch räumte er mir die Option schliesslich ein.

Wir unterschrieben den Mietvertrag am 22. Februar 1962 und machten uns am Tag darauf an die Arbeit. Mit Geld ging ich von Anfang an sorgsam um. Das Labor bauten wir selbst; wir nagelten Bretter an die Wände, tünchten und versuchten, alles so billig wie möglich hinzubekommen. Ich kaufte Möbel und Ausrüstung, und nach einem Monat war dann alles soweit.

Der Anfang war gar nicht einfach – was uns nicht überraschte. Dennoch war es immer wieder frustrierend, wenn unerwartete Probleme auftauchten, die sich nicht so ohne weiteres lösen liessen. Wir hatten grössere Schwierigkeiten mit der Fabrikation. Zum Glück hatte ich zwei einfallreiche Techniker als Partner; einer von ihnen war Dr. Dan Post vom Worcester Polytechnic Institute.

Post hatte einige Jahre zuvor die Rechte an einer Idee im Zusammenhang mit der Verwendung bestimmter innovativer Ätztechniken bei der Produktion von Dehnungsmessern verkauft. Mir kam der Gedanke, dass diese Methoden auch bei der Herstellung von Widerständen nützlich sein könnten. Dazu würde es zwar einiger Entwicklungsarbeit bedürfen, wir hielten es aber beide für machbar, und deshalb kaufte ich die Rechte und holte Post zu uns.

Dann stellte ich Jim Starr ein. Nach seinem Ausscheiden bei Budd hatte er für Allegheny Instruments gearbeitet, die Firma war aber kürzlich von einer Katastrophe heimgesucht worden – bei einem Flugzeugabsturz war praktisch die gesamte Unternehmensleitung ums Leben gekommen –, und Jim wusste nun nicht, wie es mit ihm weitergehen würde. Bill Bean schlug mir vor, Jim anzurufen und ihm die gleichberechtigte Mitarbeit anzubieten. Ich hatte grosses Vertrauen in seine Fähigkeiten und den dringenden Wunsch, ihn für unsere Pläne zu gewinnen. Jim zeigte sich aufgeschlossen, hielt aber nichts davon, mein Geschäftspartner zu werden. «Entweder ich arbeite für dich, oder du arbeitest für mich.» Schliesslich entschied er sich, für mich zu arbeiten; ich habe ihn allerdings stets als Partner betrachtet.

Jim war ein Experte auf dem Gebiet der Dehnungsmessgeräte, und die hatten genau das gleiche Problem mit Temperaturschwankungen wie elektrische Widerstände. Ein hitzebeständiger Dehnungsmesser

würde ein neues Präzisionsniveau im Bereich der Spannungsmessung ermöglichen – auch er würde sich meiner Auffassung nach gut verkaufen. Gleichzeitig könnte Jim mir bei den Widerständen und hier insbesondere bei der Entwicklung von Bindestoffen und Folien behilflich sein – fortgeschrittenen Widerständen mit Metalloberflächen, die gegenüber den gewöhnlichen Drahtwiderständen Vorteile boten.

Jim nahm die Arbeit auf, allerdings nicht in unseren Geschäftsräumen in Malvern. Seine Familie stammte aus Detroit, und die dort ansässige Automobilindustrie war einer der Hauptabnehmer von Dehnungsmessern. Jim hielt es deshalb für sinnvoll, in Detroit zu arbeiten, und ich gab ihm recht. Wir mieteten Räume für ihn in Romulus, Michigan. Weniger glücklich war ich allerdings über seinen Wunsch nach einem eigenen Flugzeug, mit dem er zwischen Romulus und Philadelphia pendeln könnte – Jim war in jungen Jahren Kunstflieger bei der Marine gewesen. Zum Glück überlegte er es sich schon bald anders. Er werde wahrscheinlich in Gedanken zu sehr bei der Arbeit sein, meinte er, um sicher fliegen zu können.

Jim, Dan Post und ich übernahmen die Leitung von drei Forschungsteams, die die wesentlichen Problemstellungen bei der Entwicklung unseres Produktes unter sich aufteilten. Und nach rund sechs Monaten hatten wir, trotz aller Schwierigkeiten und Frustrationen, den Widerstand, der zu meiner grössten Genugtuung auch genauso funktionierte, wie meine Kalkulationen es hatten erwarten lassen. Ich hatte diese Idee gehabt, und nun war es uns gelungen, sie zu realisieren.

Unser Widerstand funktionierte perfekt, sah aber höchst merkwürdig aus. Widerstände sind traditionell zylindrisch, doch der Vishay-Widerstand war flach. Die herkömmliche zylindrische Form war darauf zurückzuführen, dass Widerstände gewöhnlich aus mit Leitungsdraht umwickelten Keramikzylindern bestanden. Um einen bestimmten Widerstandswert zu erreichen, konnten dreissig Zentimeter Widerstandsdraht erforderlich sein. Dreissig Zentimeter Draht benötigten jedoch viel zu viel Platz. Man löste dieses Problem dadurch, dass man den Draht um einen Keramikern legte, der sich in einen sehr kompakten Raum ein-

passen liess. Seit dieser Erfindung hatten Widerstände die Form eines Zylinders. Auf diese Weise konnte man den Draht auch am einfachsten spulen.

Da ich mich dem Problem der Widerstände von einem theoretischen Standpunkt genähert hatte, sah ich keinen Grund, die herkömmliche Form zu verwenden. Es erschien mir sehr viel sinnvoller, einen flachen Widerstand zu schaffen, der obendrein durch keine Induktion gestört würde – eine Nebenwirkung, die durch das Wickeln von Draht verursacht wird. Da wir nun nicht mit Draht, sondern mit Folien arbeiteten, gab es bei uns nichts zu spulen. Also würde unser Widerstand flach sein. Und das billigste Material, an das wir unsere Folien heften konnten, war nicht Keramik, sondern Glas. Also benutzten wir dies als Untergrund. Danach brauchten wir ein Gehäuse für unseren Widerstand. Ich stiess auf ein kleines, gar nicht teures, flaches Gehäuse, das für Kondensatoren hergestellt wurde. Wir schnitten das Stück Glas auf die Grösse des Gehäuses zurecht. Danach schlossen wir die Leistungsdrähte an.

Als ich die Stromstärke unseres so zurechtgeschnittenen und verkleideten Widerstands mass, ergab sich die Leistung von 0,33 Watt. Üblich waren beim Einsatz von Widerständen in jener Zeit 1/8, 1/4 oder 1/2 Watt. Nun war ich allerdings kein Fachmann auf diesem Gebiet, und weil ich es nicht besser wusste, legte ich für unser Bauteil 0,33 Watt fest. Falls mich jemand aufgefordert hätte, einen Widerstand mit einer Leistung von 1/2 Watt zu erzeugen, wäre ich dazu gar nicht in der Lage gewesen, weil ich dann eigene Gehäuse hätte produzieren müssen, und dazu fehlte uns das Geld. Das grösste adäquate Gehäuse, das für wenig Geld zu kaufen war, legte uns auf 0,33 Watt fest.

Da hatte ich nun meinen revolutionären neuen Widerstand – nur dass er flach statt zylindrisch war und mit seinen 0,33 Watt nicht der Industriennorm entsprach. Später, als er ein grosser Erfolg geworden war, verkündeten Branchenkenner, unser flacher 0,33-Watt-Widerstand sei ein brillanter Marketingcoup gewesen. Vishay sei mit einem genialen Trick in diesen Markt eingestiegen und habe die Marktnische zwischen einem viertel und einem halben Watt erobert und alle Konkurrenten gezwun-

gen, diese Spezifikation zu übernehmen. In Wahrheit war das alles nur zufällig geschehen. Ich hatte – egal, was dabei herauskam – einfach nur die fertig erhältlichen, preisgünstigen Einzelteile gekauft. Und die Eigenschaften unseres Widerstands waren so vorteilhaft, dass er eine breite Marktakzeptanz fand. Am Ende sahen sich alle Hersteller ultrapräziser Widerstände gezwungen, Leistung und Form unseres Geräts zu kopieren, obwohl sie andere Technologien verwandten. Das ging so weit, dass sogar konventionelle zylindrische Widerstände in einer flachen Verpackung auftauchten, die der unsrigen ähnelte.

Dann brachten wir also den Vishay-Widerstand auf den Markt. Wir plazierten Werbung in Branchenzeitschriften, ich schrieb Artikel für wissenschaftliche Zeitschriften, und unsere Vertreter machten Unternehmen Avancen, die ich anschliessend persönlich aufsuchte. Wir versandten Probemuster, und potentielle Käufer führten eigene Messungen durch, weil sie zunächst einfach nicht daran glauben wollten. Als ihre Tests und Messungen dann jedoch unsere Angaben bestätigten, setzten sie den Vishay-Widerstand ein. Der Verkauf lief an. Zur gleichen Zeit begann der Firmenzweig in Romulus, Michigan, mit der Produktion unserer kurz zuvor entwickelten, hitzebeständigen Dehnungsmessgeräte – und auch sie eroberten sofort eine Marktposition. Es sah daher beinahe von Anbeginn so aus, als hätten wir gute Aussichten, Vishay auf eine einigermaßen solide finanzielle Basis zu stellen.

Doch als die Bestellungen nur so hereinströmten, sahen wir uns plötzlich einem ernsten, ganz unerwarteten Problem gegenüber. Oft verlangten unsere neuen Kunden nämlich nicht einzelne Widerstände, sondern Netzwerke – drei oder fünf oder zwölf miteinander verbundene Widerstände. Ich hatte angenommen, dass wir imstande wären, Netzwerke aus einem Stück Metallfolie zu produzieren, indem wir von zwölf Widerständen ein Muster herstellten, es reduzierten, anschliessend drucken könnten und damit ein Netzwerk mit zwölf Widerständen bekämen. Und dass wir, falls jemand ein Netzwerk mit fünfzehn Widerständen anforderte, auf diese Weise eben auch ein solches Netzwerk zu produzieren vermöchten.

Diese meine Annahme erwies sich jedoch als unglaublich optimistisch. Als wir uns an die Herstellung machten, stellte sich nämlich heraus, dass jedes neue Muster einzeln ausgeklügelt werden musste – was die Kosten entsprechend in die Höhe trieb. Die Produkte, die wir im Auftrag von General Electric und der NASA produzierten, waren technisch perfekt, in der Produktion jedoch viel zu teuer. Wir konnten anstellen, was wir wollten: Wir bekamen die Kosten einfach nicht in den Griff. Uns wurde sehr bald erschreckend klar, dass wir – wenn wir nicht rasch eine neue Fertigungsweise entdeckten – binnen Kurzem pleite sein würden.

Ich hatte die Idee, die Produktion zu normieren. Wir würden nur mehr Muster von einem einzigen Widerstandchip herstellen. Wenn wir ein Netzwerk aus drei Chips brauchten, würden wir drei Chips nehmen und sie zusammensetzen; bei einem Netzwerk mit fünf Chips würden wir eben fünf nehmen. Durch die Massenherstellung von einzelnen, immer gleichen Chips liessen sich unsere Kosten senken. Das Motto hiess Standardisierung. Das hat uns vor dem Bankrott bewahrt.

Der Vishay-Folienwiderstand war zwar der teuerste auf dem Markt, doch er wurde dank seiner Eigenschaften überall dort obligatorisch, wo es auf grösste Präzision ankam. So hängt beispielsweise beim Militär die Genauigkeit der Raketensteuerung in hohem Masse von der Stabilität der Widerstände ab. Vor der Erfindung des Folienwiderstands mochte ein Steuerungssystem eine Genauigkeit von plus oder minus einem Kilometer haben. Durch einen Vishay-Folienwiderstand verbesserten sich diese Werte enorm. Ein weiterer Anwendungsbereich waren Düsenjäger, die auf Warnsignale sofort reagieren müssen. Ein Kampfflugzeug kann auf einer Startbahn in Alaska Temperaturen von minus 45<sup>0</sup> Celsius ausgesetzt sein. Wenn diese Maschine aus dem Ruhezustand einen Soforteinsatz zu starten hat, musste der Pilot bei den alten Widerständen so lange warten, bis seine Navigationselektronik sich aufgewärmt hat. Doch mit temperaturbeständigen Widerständen in den Stromschaltungen beträgt die Aufwärmzeit praktisch null.

Überall, wo es auf Navigation ankam – beim Militär, bei der NASA, bei den Herstellern von Maschinen für die zivile Luftfahrt –, wurde der

Vishay-Widerstand sofort angenommen. Dann folgten die Hersteller von Spezialcomputern und Messinstrumenten. Und selbstverständlich nicht nur Firmen in den Vereinigten Staaten, sondern in gleichem Masse auch im Ausland. Die Franzosen wollten ihn, die Engländer, die Japaner, die Deutschen – alle Länder mit einer Luftfahrtindustrie und eigener Produktion von Messinstrumenten.

So bestand denn das grösste Problem bald darin, die Nachfrage zu befriedigen und unser Wachstum zu finanzieren. Da uns zur Steigerung des Produktionsvolumens das entsprechende Kapital fehlte, mussten wir eine Lizenzvergabe in Erwägung ziehen. Wie aber sollten wir Lizenzen erteilen, ohne dem Lizenznehmer die Geheimnisse unserer Technologie zu offenbaren? Auf dem Gebiet besaßen wir noch nicht allzu viel Erfahrung, doch eine Grundwahrheit der technologischen Industrie hatten wir begriffen: Sobald man irgendjemandem eine Technologie überlässt, ist man erledigt. Die Verträge und Schutzvorkehrungen mögen noch so gut sein, man wird dir die Technologie stehlen. Das ist gewissermassen ein Naturgesetz.

Unsere Fertigungsmethode bestand darin, den – aus Glasträger und Metallfolie bestehenden – Chip herzustellen, daran die Leitung festzumachen, durch die der Widerstand in einen Stromkreis eingebunden werden konnte, und ihn danach in unserem flachen Kondensatorgehäuse einzukapseln. Ich beschloss, potentielle Lizenznehmer nicht in diese Technologie einzuweihen, sondern ihnen den fertigen Chip zu verkaufen und sie nur die Leitungen anbringen, den Widerstand einstellen und das Einkapseln besorgen zu lassen. Auf die Weise würde ich ausschliessen, dass jemand unsere Technologie stehlen könnte. Dachte ich.

Unser erster Lizenznehmer war Sfernice, der grösste Hersteller von Widerständen in Frankreich. Der Vorschlag, mit diesem Unternehmen Kontakt aufzunehmen, kam von Louis Kaluszyner – einem Freund von mir, der ausserdem Teilhaber in unserer französischen Vertriebsfirma für Dehnungsmesser war. Sfernice zeigte sich interessiert, und so verkaufte ich dem Unternehmen im Juli 1964 die Konzession, wodurch wir dringend benötigtes Kapital hereinbekamen.



Als Sfernice gute Verkaufszahlen erzielte, informierten deren Manager uns darüber, dass sie mit einer britischen Firma namens Welwyn und einem deutschen Unternehmen ein (zu jener Zeit völlig legales) Kartell bildeten. Das deutsche Unternehmen befand sich im Besitz von Rosenthal, einem der weltweit führenden Hersteller von hochwertigem Porzellan. Ob wir daran interessiert seien, auch ihnen eine Lizenz zu erteilen?

Ich hatte bei der Snecma in Frankreich deutsche Kollegen gehabt, und wir waren problemlos miteinander ausgekommen. Doch bei diesem Vorschlag ging es um etwas völlig anderes, nämlich um die Frage, ob ich mit einer deutschen Firma in Deutschland Geschäfte machen wollte.

Allein der Gedanke daran trieb meinen Blutdruck in die Höhe. Ich wusste nicht, was ich tun sollte; so etwas hatte ich nicht einmal zwei Jahre zuvor erlebt, als ich von dem Wunsch verzehrt wurde, einen Folienwiderstand zu produzieren. So ist das im Geschäftsleben, sagte ich mir. Wenn Vishay überleben und wachsen will, brauchen wir Lizenznehmer, und Rosenthal ist der grösste Hersteller passiver elektronischer Bauteile Deutschlands. Ich hatte mich in diese Welt hineingewagt und andere Menschen nachgezogen. Mochte der Schritt noch so unangenehm sein – wie könnte ich mich ihm nun verweigern? Also, sagte ich mir, wenn die Firma Rosenthal bereit ist, für die Lizenz zu zahlen, dann verkaufe ich sie ihr auch. Da meldete sich jedoch eine warnende Stimme: Ich wusste nichts über das Unternehmen. Was, wenn mit seiner Vergangenheit etwas nicht in Ordnung war? Dann würde ich es nicht einmal mit einer Beisszange anfassen. Doch wie sollte ich das in Erfahrung bringen? Würden sie es mir überhaupt sagen? Ich war so gespannt wie ein aufgewickelter Draht.

## *Die Rückkehr des Schlächtergotts*

Am Ende erklärte ich mich bereit, die Herren von Rosenthal wenigstens einmal zu treffen. Vielleicht hatte ich danach ja ein besseres Gespür für die richtige Entscheidung.

Im Spätherbst 1964 verabredete ich mich mit Dr. Kotschy und Herrn Ankele in einem Restaurant in Paris. Dr. Kotschy war Syndikus, Herr Ankele Geschäftsführer bei Rosenthal. Wir gaben uns steif die Hand und nahmen Platz. Alle wirkten verkrampft, die Atmosphäre war gespannt. Ich hatte beinahe das Gefühl, der Raum könnte explodieren, und war fest entschlossen, die Sache abzublasen.

Dann gelang Dr. Kotschy immerhin die Andeutung eines Lächelns. «Wir sollen Ihnen von Herrn Rosenthal Grüsse ausrichten», sagte er. «Sie sollten wissen, dass Herr Rosenthal Jude ist.» Das war seine erste Mitteilung: Herr Rosenthal ist Jude. Und weiter: «Dr. Zandman, wir sind über Ihre Vergangenheit im Bilde. Wir wissen, wer Sie sind, und Sie sollten wissen, dass Herr Rosenthal während des Krieges nach England geflüchtet ist. Er hat sein Unternehmen nach der Rückkehr vom Staat zurückerhalten. Er hat uns geschickt und uns gebeten, Sie von ihm zu grüssen.» Dann stiess er, kaum hörbar, einen Seufzer der Erleichterung aus.

So begann unsere Beziehung mit Sfernice und Rosenthal, zwei Firmen, die für Vishay in der Zukunft eine grosse Rolle spielen sollten (und die ich am Ende kaufte). Kurz darauf unterzeichneten wir auch Konzessionsverträge mit Welwyn, dem britischen Unternehmen in diesem Kartell, und mit dem japanischen Unternehmen Kyowa, das von sich aus an uns herangetreten war. Wir hatten uns auf allen wichtigen Märkten etabliert. Vishays Gewinne fielen sehr bald höher aus, als ich nach meiner Finanzplanung erwartet hatte. Ich hatte unseren Markt ur-

sprünglich auf \$ 2 Millionen geschätzt, was uns mehr als ausreichend erschienen war, damit unsere Bemühungen sich lohnten. Es sah jetzt ganz danach aus, als wäre das Potential wesentlich grösser.

Die Verbindung mit Rosenthal und Welwyn fing gut an und ging reibungslos weiter. Auch mit Sfernice liessen sich die Geschäfte zunächst harmonisch an, doch binnen eines Jahres tauchten die ersten Warnzeichen auf. Sfernice hatte einen neuen Generaldirektor eingestellt, Jean Schirmer, der andere Vorstellungen von unserer Geschäftsbeziehung entwickelte. «Ich will die Chips nicht mehr von Ihnen kaufen», erklärte er mir. «Ich will sie bei uns in Frankreich herstellen.» Bei einer französischen Chipproduktion, behauptete er, würden die heimischen Verkaufszahlen für den Widerstand beträchtlich steigen. Ich war jedoch, was den Technologietransfer betraf, misstrauisch, und die Gespräche scheiterten schliesslich. Wir verkauften Sfernice die Chips weiterhin, aber unsere Beziehungen waren um einiges weniger herzlich als zuvor. Ich hatte das Gefühl, Schirmer sah andere, für sein Unternehmen rentablere Möglichkeiten. Und es dauerte auch nicht lange, da entdeckten wir, woran er dabei dachte.

Kurz vor dem ersten Besuch von Dr. Kotschy und Herrn Ankele in meinem Büro fanden in Österreich gewisse Ereignisse statt, die ich mit grossem Interesse verfolgt hätte, wenn sie mir bekannt geworden wären. In einem Zug, der von Wien nach Belgrad unterwegs war, nahmen zwei österreichische Kriminalbeamte einen obskuren deutschen Geschäftsmann fest, der sich als Hubert Zimmermann auswies. Gegen Zimmermann war ein Haftbefehl erlassen worden, weil er – allerdings nicht unter dem Namen Zimmermann – bei einem in Deutschland anstehenden Prozess auf Kautionsfreigelassen worden war und sich der Verhandlung durch Flucht entzogen hatte. Bei dem Geschäftsmann handelte es sich in Wahrheit um Kurt Wiese, den früheren Kommandanten des Ghettos in Grodno.

Seit Kriegsende war eine recht grosse Anzahl von Nazis gefasst und strafrechtlich verfolgt worden. Der berühmteste Prozess dieser Art war das Nürnberger Kriegsverbrechertribunal, wo kurz nach dem Sieg der

Alliierten die überlebenden Naziführer auf der Anklagebank sass. Es hatte aber weitere Prozesse gegeben, darunter viele gegen Angehörige der Gestapo und der SS, die an der Ermordung der europäischen Juden beteiligt gewesen waren. Der Gestapochof von Grodno, Errelis, war allerdings nie vor Gericht gekommen. Die Engländer hatten ihn gegen Kriegsende gefangengenommen, er war dann aber aus einem Kriegsgefangenenlager entkommen und von der Bildfläche verschwunden. Wiese, der Herr über Leben und Tod im Ghetto, war offenbar ebenfalls verschwunden.

Doch man kam ihnen auf die Spur, als einer der Stellvertreter von Errelis, ein Mann namens Schott, bei der Polizei angezeigt wurde, und zwar von seiner Frau – aus Ärger über seine Affäre mit einer anderen Frau. (Es war der Schott, der 21 Jahre zuvor meine Geige an der Wand zerschlagen hatte.) Er erwürgte seine Frau, bevor er verhaftet werden konnte; anschliessend beging er Selbstmord. Im Laufe der Ermittlungen stiess die Polizei auf Hinweise, die zu Errelis und Wiese führten.

Von alledem wusste ich nichts, bis mich Mitte Dezember 1960 ein Schreiben aus Deutschland erreichte. Mein Name befand sich auf einer Liste mit jüdischen Holocaust-Überlebenden aus Grodno, teilte mir die Staatsanwaltschaft Ludwigsburg mit. Die Polizei sei Errelis, Wiese und anderen Gestapoleuten aus Grodno und Umgebung auf der Spur; gegen sie werde die Anklage vorbereitet. Ob ich, als Überlebender und Augenzeuge, zur Mitarbeit bereit sei? Ob ich beispielsweise genauere Angaben zu ihren Dienstgraden bzw. offiziellen Funktionen machen könne? Ob ich in der Lage sei, sie, wenn ich ihnen heute gegenübergestellt würde, zu identifizieren?

Das Schreiben traf mich wie ein elektrischer Schlag. Mein Puls raste, als ich den Hörer abnahm, um Leon Trachtenberg in New York anzurufen und zu fragen, ob er auch einen solchen Brief erhalten habe. Ja, sagte Leon, er habe ihn eben geöffnet und werde ihn sofort beantworten.

Ich erklärte der Staatsanwaltschaft noch am selben Tag brieflich meine Bereitschaft, auf jede mir mögliche Weise dazu beizutragen, Errelis und Wiese vor Gericht zu bringen. Die beiden verfolgten mich seit Jahren in meinen Träumen.

Insbesondere Wiese war ein Protagonist in meinen immer wiederkehrenden Alpträumen. Er setzte mir nächtens nach, manchmal zusammen mit Errelis oder einem der anderen Nazis, häufig allein – er lief hinter mir her, um mich zu erschiessen oder zu erhängen. Ich rannte, aber wie in Zeitlupe und nie schnell genug. Jeder dieser Träume füllte mich mit Entsetzen. Ich sah seinen langen Hals, sein blasses Gesicht und seine tiefliegenden, stechenden Augen unter dem TotenkopfKäppi der SS, sah ihn näher kommen – bis ich schweissgebadet und schreiend aufwachte.

Selbst tagsüber lauerte Wiese irgendwo in einer tieferen Schicht meines Bewusstseins. Seit Kriegsende war er mir auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeit immer bedrohlich gegenwärtig gewesen. Wie eine böse Sagengestalt hielt er das Maschinengewehr in den Händen und suchte nach mir, nach meiner Schwester und meiner Mutter: ein Schlächter. Aber kein gewöhnlicher Schlächter mit blutiger Schürze: ein Schlächtergott.

Ich antwortete der Staatsanwaltschaft in Ludwigsburg, hörte aber daraufhin nie mehr etwas. Ich nahm an, dass die Mühlen der Justiz mahlen und es irgendwann zum Prozess kommen würde. Als Errelis und Wiese schliesslich gefasst und angeklagt wurden, nahm niemand Kontakt mit mir auf. Ich erfuhr auch nicht, dass Wiese gegen Kautions auf freien Fuss gesetzt wurde und entkommen konnte. Er tauchte in den Untergrund ab, wo Veteranen der SS ihre alten Nazifreunde mit falschen Papieren und Informationen über Fluchtwege nach Südamerika und in den Nahen Osten versorgten.

Dank des Nazijägers Simon Wiesenthal war Wieses Flucht dann aber nicht erfolgreich. Wiesenthal spürte ihn schliesslich auf. Einer von Wiesenthals besten Agenten war ein SS-Veteran, der Sohn eines deutschjüdischen Vaters und einer christlichen Mutter. «Alex», wie ihn Wiesenthal später in seinem Buch *Doch die Mörder leben* nannte, hatte die Veteranenkreise der SS infiltriert und hielt die Augen offen, nachdem Wiese seine Freilassung auf Kautions zur Flucht genutzt hatte. Alex entdeckte Wiese mit falschen Papieren an der Grenze zwischen Deutschland und Österreich. Wiese war unterwegs nach Ägypten, das sich stets

geweigert hatte, Anträgen auf Auslieferung von Nazi-Kriegsverbrechern stattzugeben, und daher zu einer bevorzugten Zufluchtsstätte für sie geworden war. Wiese wurde im allerletzten Moment festgenommen, unmittelbar bevor sein Zug die Grenze von Österreich nach Jugoslawien überquerte.

Zwei Jahre später entsandte die zuständige deutsche Staatsanwaltschaft im Rahmen ihrer Prozessvorbereitungen drei Vertreter nach Philadelphia, um meine Zeugenaussage aufzunehmen. Ich fand mich im Konsulat Westdeutschlands ein, und es begann damit, dass sie sich vergewisserten, ob ich ein echter Augenzeuge war, ob ich derjenige war, der zu sein ich vorgab, und ob ich tatsächlich in dem Ghetto gelebt hatte. Als sie sich in allen Punkten vergewissert hatten, berichteten sie mir über den Stand ihrer Ermittlungen. Die wichtigsten Gestapo-Offiziere in Grodno waren Errelis, Wiese, Rinzler (der Kommandant von Kielbasin), Schott (Errelis' Stellvertreter), Streblov und Niestroy gewesen. Schott hatte Selbstmord begangen. Streblov war anscheinend gefallen. Rinzler hatte man nie gefunden. Wiese und Errelis befanden sich in Haft und standen unter Anklage. Ob ich sie identifizieren könne? Sie breiteten eine Reihe von Fotos auf dem Tisch aus. Ich erkannte sie sofort. «Der da ist Wiese», sagte ich, «und der da Errelis.»

Die deutschen Gerichte führten zwei Prozesse; in dem einen ging es um die für die Umgebung von Bialystok (einschliesslich Grodno) verantwortlichen Gestapoleute, und in dem zweiten ausschliesslich um die Gestapo in Grodno. Im September 1966 flog ich gemeinsam mit Leon Trachtenberg zu dem ersten Verfahren nach Deutschland. Leon hatte dringend darum gebeten, dass wir zusammen hinreisten. Er hatte einige Jahre zuvor einen Herzinfarkt erlitten und war sich nicht sicher, ob er das, was uns bevorstand, ertragen würde. Da war ich mir für meine Person auch nicht sicher. Ich kochte innerlich vor Zorn.

Das Gericht trat in Bielefeld zusammen: Staatsanwälte, Verteidiger, Dolmetscher und Richter. Auf der Anklagebank sassen mehrere Deutsche. Einige erkannte ich nicht – in dem Prozess ging es ja um die Gestapo von Grodno und Bialystok –, aber Errelis und Wiese waren unverkennbar: Da sassen sie, in tristen Anzügen, und wirkten beunruhigt

und unscheinbar. Und da waren auch wir, die Augenzeugen: Leon, ich, ein Dutzend weiterer jüdischer Überlebender. Shulkes, der Verbindungsmann, der während der ersten Tage unser Versteck teilte, hatte seine Zeugenaussage schon vorher gemacht. (Er war ein mutiger Mensch. Nach dem Krieg war er nach Australien ausgewandert, hatte sich dann aber in Israel freiwillig einer Anklage wegen Kollaboration gestellt. Nur zu, sagte er, hier bin ich. Stellt mich vor Gericht. Es meldeten sich viele Zeugen, doch er wurde freigesprochen. Wenn er schuldig gewesen wäre, hätten die Israelis ihn mit Sicherheit zu Gefängnis verurteilt.) Ich wusste, dass noch weitere vierzig bis fünfundvierzig Leute überlebt hatten, und fragte mich, warum sie nicht erschienen waren – obwohl es andererseits nicht überraschte, dass manche es nicht über sich brachten, den Mördern ihrer Angehörigen gegenüberzutreten.

Das Verfahren begann mit Fragen zur Glaubwürdigkeit der Zeugen. «Wie hiessen Ihre Mutter und Ihr Vater?» fragte man mich, als ich in den Zeugenstand trat. Wo war ich zur Schule gegangen? Wann war ich ins Ghetto gezogen, und wie lautete dort meine Adresse? Man bat mich um eine Beschreibung der Baracken in Kielbasin: Wie viele Reihen Holzpritschen gab es? Wie kam man hinauf? – kleine Details, die sofort zu erkennen gaben, ob man wirklich dort gewesen war.

Als die Staatsanwälte diesen Teil abgeschlossen hatten, sagten sie: «Uns interessieren hier keine Brutalitäten. Hier geht es nicht um Akte, bei denen Menschen geschlagen oder beraubt wurden. Uns interessieren einzig und allein Fälle von Mord. Sind Sie Augenzeuge von Mordtaten gewesen? Wenn nicht, dürfen Sie jetzt gehen. Wenn ja, möchten wir davon erfahren.»

Ich war Augenzeuge gewesen. Andere auch. Ich schilderte, wie Wiese eines Tages in der Nähe des Eingangs zum Ghetto Ruwen Kimche in den Hinterkopf schoss, weil er versucht hatte, ein Stück Brot einzuschmuggeln. Ich hatte den Hergang von der Chasna-Strasse aus beobachtet. Ich berichtete von Wieses willkürlichen Tötungen in der Grossen Synagoge und davon, wie er mit Absicht einen neben mir stehenden Mann erschoss, dessen Leiche dann von anderen Gestapoleuten aus der

Synagoge geschleppt wurde. Ich beschrieb, wie Wiese die schöne Lena Prenska erhängt hatte. Andere Überlebende sagten im Zeugenstand über Dutzende von Fällen aus, in denen Wiese einzelne Personen umgebracht hatte, und über Dutzende weitere Fälle, in denen er ganze Gruppen von Menschen ermordet hatte. Manchmal wussten sie es nur vom Hörensagen, manchmal widersprachen sich die Erinnerungen verschiedener Zeugen. Das Gericht siebte die Aussagen und wies Anklagepunkte ab, wenn eine Zeugenaussage fragwürdig war oder nicht festgestellt werden konnte, ob jemand, auf den Wiese geschossen hatte, tatsächlich gestorben war.

Dann sagte Wiese selbst aus. Ich vernahm voller Erstaunen, dass er bestritt, Herrn Kimche getötet zu haben; und er wollte auch in der Synagoge keine Menschen erschossen haben. Ich traute meinen Ohren nicht, als er mit leiser Stimme erklärte, er persönlich habe die Hinrichtung der drei Menschen im November 1942 nicht gewollt; er habe Lena Prenska nur die Schlinge um den Hals legen wollen und sei von Errelis' Stellvertreter Schott mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen worden, sie zu erhängen.

Wieses Ausführungen lösten bei mir eine merkwürdige Verwirrung aus. Dieser Mann dort war das Ungeheuer, das mich ein halbes Menschenleben lang in meinen Träumen heimgesucht, ein böser Gott, der Tod und Vernichtung mit sich gebracht hatte. Und nun sass dieser Herrscher über Leben und Tod mit gesenktem Kopf da, beschämt und gebrochen, und gab kleinliche, weinerliche Lügen von sich. Während des Fluges nach Deutschland war ich mir unsicher gewesen, ob ich vor Gericht meinen Zorn würde beherrschen können. Doch als Wiese jetzt in drei Metern Entfernung vor mir sass, fragte ich mich, ob der Mann dort überhaupt Wiese sein konnte.

Dass so ein Mensch, einer, der das Böse an sich verkörperte, lügen könnte, war mir nicht in den Sinn gekommen. Ich hätte nie gedacht, dass er sich vor der Wahrheit fürchten würde. Ich hatte eher erwartet, ihn sagen zu hören: «Jawohl, das habe ich getan. Und ich habe es getan, weil ich es so wollte. Weil die Juden ein Nichts sind und wir die Herrenrasse. Weil sie Ungeziefer sind, das es verdient, vernichtet zu wer-



den.» Ich hatte mir vorgestellt, dass er sich seiner Taten rühmen würde. Ich hatte zumindest erwartet, dass er für das, woran er glaubte, einstehen würde.

Stattdessen sah ich nun einen Feigling vor mir, der log und jämmerliche Ausreden vorbrachte. Er habe die Verbrechen nicht begangen. Er habe sie nicht gewollt. Er sei dazu gezwungen worden. Ich hörte ihn reden und dachte: Der Mann ist kein Todesengel. Dieser Mann ist ein Nichts, eine Null, ein Niemand.

Wieses Chef Errelis war noch schlimmer. Ich bezeugte, ihn in Kielbasin neben dem Lagerkommandanten Rinzler stehen gesehen zu haben, als Rinzler meiner Cousine Rifka Frejdownicz eine Kugel in den Kopf schoss. «Ich bin niemals in Kielbasin gewesen», behauptete Errelis. Andere Zeugen hatten ihn ebenfalls dort gesehen, doch ein Zeuge glaubte, ihn nie in dem Lager bemerkt zu haben, und das Gericht entschied zu seinen Gunsten.

Auch in anderen Punkten waren den Richtern Zeugenaussagen offenbar nicht eindeutig genug. Errelis wurde beschuldigt, gemeinsam mit Wiese und anderen Gestapomännern Gruppen von Leuten erschossen zu haben. Das bestritt er jedoch, und nach all den Jahren waren die Erinnerungen der Zeugen nicht mehr in jedem Detail hundertprozentig verlässlich. Er habe, behauptete der frühere Gestapochof von Grodno gar, keine Morde an Juden im Ghetto bemerkt; sie seien nur in rechtmässigen Verfahren zum Tode verurteilt worden.

In der ersten Verhandlungspause gingen die Menschen zum Rauchen und Reden auf den Flur. Wiese stand, weil er sich zuvor einem strafrechtlichen Verfahren durch Flucht entzogen hatte, permanent unter Bewachung und war daher ausserhalb des Gerichtssaals nie zu sehen. Errelis konnte jedoch kommen und gehen, wie es ihm beliebte. Er ging hinaus und nahm auf einer Bank im Flur Platz, wo Leon und ich ihn sahen. Ich ging auf und ab und überlegte, ob ich ihn angreifen sollte. Ich besprach es sogar mit Leon, doch wir unternahmen letztendlich nichts. Ich beobachtete Errelis von der Seite. Wie ein ganz gewöhnlicher Mensch sass er da, wie einer, der im Rahmen irgendeines Zivilprozesses

erschienen war, ein normaler Bürger, der völlig unerwartet in einen Rechtsstreit verwickelt wurde.

Am Ende wurde Errelis persönlich kein Mord nachgewiesen. Niemand konnte beschwören, gesehen zu haben, wie er abdrückte. Das Gericht verurteilte ihn in zwei Fällen wegen Beihilfe. Einmal ging es um die Ermordung von 3'500 Menschen in Ghetto Nummer eins in Grodno, bei dem anderen Fall handelte es sich um den Mord an mindestens 15'000 Personen im Ghetto von Bialystok, wohin er nach der endgültigen Liquidierung der Juden Grodnos versetzt worden war. Für diese Vergehen erhielt er eine Zuchthausstrafe von sechs Jahren und sechs Monaten. Ausserdem wurden ihm für die Dauer von fünf Jahren die deutschen Bürgerrechte entzogen.

So glimpflich kam Wiese allerdings nicht davon. Er wurde in sieben Fällen des Mordes und in zehn Fällen der Beihilfe zum Mord überführt und zu siebenmal lebenslänglich verurteilt. Er starb 1996 im Gefängnis.\*

Ich hatte erwartet, dass diese Prozesse mich furchtbar aufwühlen würden. Das war jedoch keineswegs der Fall. Ich hatte vielmehr das Gefühl, als hätte jemand in einen Luftballon gestochen – mein Zorn sackte in sich zusammen. Die Erfahrung, dass Wiese und Errelis sich drehten und wanden und hinter Lügen verschanzten, entwaffnete meine Wut, die mich ein Vierteljahrhundert lang begleitet hatte. Nicht die Wut über das Geschehen an sich, wohl aber die, die ich gegenüber Errelis und vor allem gegenüber Wiese empfunden hatte. Wiese war meines Zorns nicht würdig. Er war ein Nichts, ein Niemand, dem man eine Pistole und ein Maschinengewehr in die Hand gedrückt und ausgeschickt hatte, Menschen zu terrorisieren und zu ermorden. Hinter ihm stand keine Ideologie, keine Kraft, es gab keinen Glauben an das Tausendjährige Reich, keinerlei grossartige Irrungen oder Enttäuschungen, keine Ideen, keinen Geist. Da herrschte nur totale Leere.

\* Der Kölner Prozess, der ausschliesslich die Gestapo in Grodno betraf, lief ähnlich ab wie der in Bielefeld, nur dass es in Köln zu einem Zwischenfall kam. Während einer Zeugenaussage erhob sich ein Mann im Publikum und schrie: «Diese lausigen Juden beleidigen die Ehre der deutschen Nation. Es ist ein Skandal.» Die Richter liessen ihn aus dem Saal entfernen.

Ich beobachtete die beiden Männer, in deren Hand unser Schicksal gelegen hatte, sah, wie sie sich auf der Anklagebank duckten, und dachte: Ist das etwa das Nazi-Deutschland, das uns umgebracht, das uns ausgelöscht hat – diese zwei erbärmlichen, nichtssagenden Gestalten? Und ich spürte, wie sich etwas in mir veränderte. Wie meine seelische Verkrampfung sich lockerte. Ich fühlte mich gereinigt. Von dem Augenblick an habe ich nie wieder von Wiese geträumt. Meine Seele war von ihm befreit. Ich litt nach wie vor unter Alpträumen über die Deutschen und das, was sie uns angetan hatten (daran hat sich bis heute nichts geändert), doch die Person Wieses war aus meinen Träumen verschwunden.

In gewisser Hinsicht waren die Prozesse eine Farce. Allein in Grodno waren fast dreissigtausend Juden von den Nazis umgebracht worden. Mit Wiese und Errelis standen zwei der Hauptschuldigen an dieser gewaltigen Vernichtungsaktion vor Gericht, doch das Ausmass der Ungeheuerlichkeit interessierte die Richter nicht. Sie verlangten präzise, detaillierte Fakten über abgeschossene Patronen und identifizierte Leichen, ganz so, als wären die beiden Angeklagten gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesenmörder. Und doch, in anderer Hinsicht lief das Verfahren genau richtig. Das sorgsame juristische Umgehen mit Beweismaterial bedeutete am Ende nämlich, dass es für das, was geschehen war, Beweise gab: rechtskräftige, dokumentierte Beweise, die einem Gericht präsentiert worden waren, das die Angeklagten mit allen gebührenden Regularien vor gerüchtweisen Anschuldigungen und Übertreibungen schützte. Unbestreitbare Beweise.

Während ich der Gerichtsverhandlung folgte, kam mir der Gedanke, dass die Prozessprotokolle eigentlich veröffentlicht werden müssten. Immerhin stellten sie die einzige umfassende und gänzlich glaubwürdige Dokumentation dessen dar, was die Nazis in Grodno angerichtet hatten. Jeder könnte den Verlauf der Verhöre und Kreuzverhöre, die sorgsam verfahrensrechtlichen Entscheidungen der Richter, die manchmal widersprüchlichen und manchmal bestätigenden Berichte der Augenzeugen nachlesen. Wenn Historiker oder andere interessierte

Personen in Zukunft erfahren wollten, was in Grodno geschehen war, würden sie diese Quelle zu Rate ziehen.

Nach Abschluss der Prozesse fragte ich den Staatsanwalt, ob die Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden. «Ja», antwortete er, «die Prozesse waren öffentlich, also werden die Akten zugänglich sein.» Als ich dann aber um Abschriften bat, die ich zum Zweck der Veröffentlichung aus Deutschland mitnehmen wollte, lehnte das Gericht mein Gesuch ab. Die Verhandlungen mit den deutschen Behörden zogen sich über mehrere Jahre hin. Wie sich herausstellte, galten diese Archive, im Gegensatz zu der mir ursprünglich erteilten Auskunft, als versiegelt. Die zuständigen Stellen hörten sich meine Argumente an, kamen mir aber auch nicht einen Millimeter entgegen.

Als klar wurde, dass ich allein nicht weiterkam, bat ich Beate und Serge Klarsfeld, die ich seit einigen Jahren kannte, um Unterstützung. Die bundesdeutsche Regierung hatte aus guten Gründen Respekt vor den Klarsfelds. Manche waren sogar der Meinung, dass sie Angst vor ihnen hatten. Vielleicht wäre ihnen mehr Erfolg beschieden als mir.

Die Klarsfelds waren Nazijäger. Beate, eine deutsche Protestantin, war 1960 nach Frankreich gezogen und hatte dort Serge kennengelernt, einen französischen Juden, der den Holocaust überlebt hatte. Einige Jahre später heirateten die beiden. Beate erfuhr von den Leiden der Familie ihres Mannes (Serge Klarsfelds Vater war in Auschwitz vergast worden) und fing an, sich zu engagieren. Sie gelangte zu der Überzeugung, das deutsche Volk habe die Pflicht zur Selbstreinigung, was für sie bedeutete, dass alle Deutschen, die unmittelbar am Holocaust beteiligt waren, entlarvt und strafrechtlich verfolgt werden mussten.

Zu den Personen, auf die sie es abgesehen hatte, gehörte auch der deutsche Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger. Beate Klarsfeld fand heraus, dass Kiesinger stellvertretender Leiter der für fremde Länder gedachten Rundfunkpropaganda der Nazis gewesen war. Sie begann, diese Tatsache öffentlich zu machen, fand jedoch keinerlei Beachtung. Im November 1968 (kurz nach dem Ende des Kölner Prozesses) besuchte sie eine grosse Kundgebung seiner Partei, bei der Kiesinger eine

Rede hielt. Sie schaffte es, sich ihm zu nähern, ohrfeigte ihn vor Taubenden von Menschen und rief: «Sie sind ein Nazi. Sie müssten im Gefängnis sitzen.»

Sie wurde an Ort und Stelle verhaftet, und genau das hatte sie beabsichtigt, denn sie wollte einen Prozess provozieren. Bei einer Gerichtsverhandlung würde alles zur Sprache kommen. Das war natürlich auch der deutschen Regierung klar. Die Anklage wurde am Ende fallengelassen.

Aber die Beschuldigungen verfolgten Kiesinger, und ein Jahr nach dem Vorfall wurde er schliesslich abgewählt. Die Klarsfelds führten anschliessend eine Kampagne gegen andere Nazis durch, unter anderem auch gegen Klaus Barbie. Die deutsche Regierung setzten sie unter Druck, entschieden vorzugehen, und die französische Regierung bearbeiteten sie, ihre Verantwortung für in Konzentrationslager deportierte französische Juden anzuerkennen.

Ich hatte von den Klarsfelds gehört und Beate Klarsfelds Buch *Wherever They May Be* gelesen. Ich hatte ihre Bemühungen seit Jahren verfolgt, als ich wegen der Prozessakten Kontakt zu den beiden aufnahm.

Ich besuchte sie, und sie erklärten sich bereit, mir zu helfen. Sie stürzten sich sogleich in die Arbeit, stiessen jedoch ebenfalls auf Schwierigkeiten. Die deutschen Justizbehörden wollten die Prozessakten einfach nicht herausgeben, und zwar mit der offiziellen Begründung, dass eine Publikation die Angeklagten gefährden könnte, dass sie – d.h. diejenigen von ihnen, die nicht im Gefängnis sassen – eventuell umgebracht würden, wenn herauskäme, wer sie waren und wo sie wohnten. Die Klarsfelds liessen jedoch nicht locker.

Es vergingen Monate, ohne dass es Fortschritte gegeben hätte; dann war es ein Jahr, dann zwei. Schliesslich wiesen die Klarsfelds die Behörden darauf hin, dass der Vorgang durchaus öffentliches Aufsehen erregen könnte. Die Bevölkerung würde bestimmt erfahren wollen, aus welchem Grund die deutsche Regierung Dokumente dieser Art zurückhalte. Die Justizbehörden begriffen angesichts der Vorgeschichte der Klarsfelds, worauf der Hinweis hinauslief, und willigten in einen Kompromiss ein. Am Ende gab das Gericht die Unterlagen unter der Bedin-

gung frei, dass die Adressen der Angeklagten gelöscht wurden. Davon abgesehen erhielten wir die Gerichtsprotokolle jedoch in ihrem vollständigen Wortlaut.

Ich hatte inzwischen viel Zeit gehabt, über diese Dokumente nachzudenken, und war von ihrer Bedeutung überzeugter denn je. Ich hatte mich entschlossen, sie zu veröffentlichen. Ich wollte diese Dokumentation meinen Kindern und Kindeskindern, Bibliotheken, Wissenschaftlern und allen anderen Interessierten zugänglich machen.

Anfangs war ich aus zwei Gründen froh gewesen über die Prozesse. Die Personen, die die Greuelthaten begangen hatten, mussten, wenn gleich nur in geringem Masse, für ihre Taten büßen – und das war sehr viel mehr als vielen anderen Nazis widerfahren war. Und für mich persönlich hatten die Prozesse eine geradezu kathartische Wirkung gehabt: Sie hatten mich von einer schweren inneren Last befreit. Inzwischen war mir jedoch klargeworden, dass sie einen noch weitaus wichtigeren Effekt gehabt hatten.

Die Gerichtsakten stellten das eindrucksvollste Zeugnis dar, das man sich denken konnte. Es gab viele, sehr unterschiedliche Berichte über den Holocaust, zumeist persönliche Geschichten aus der Perspektive eines Einzelnen. Hier aber hatten wir die Aussagen der Nazis selbst, die Aussagen anderer deutscher Soldaten, deutscher Ehefrauen, die in Grodno lebten, von Polen, von Juden, und alle betrachteten die Geschehnisse aus einer anderen Perspektive. Dazu die Kreuzverhöre. Das alles zusammen ergab die denkbar genaueste Schilderung der dortigen Ereignisse. Und das war letzten Endes alles, was von der jüdischen Gemeinschaft, die seit dem 14. Jahrhundert in Grodno gelebt hatte, übriggeblieben war. Nur diese Sammlung von Dokumenten.

Das Urteil im Bielefelder Prozess wurde am 14. April 1964 gefällt, kurz vor Beginn des Kölner Prozesses. Zu der Zeit war ich in Gedanken aber ganz woanders. In Israel spitzte sich die Lage dramatisch zu.

Die Spannungen an der Grenze zu Syrien hatten schon seit einiger Zeit zugenommen. Ich verfolgte die Nachrichten genau, hörte Berichte

über terroristische Anschläge, über syrischen Artilleriebeschuss von den Golanhöhen und über israelische Vergeltungsschläge. Etwa zur Zeit der Urteilsverkündung in Bielefeld kam es zu einer schweren Luftschlacht, bei der sechs syrische MiG abgeschossen wurden. Die Entwicklung war höchst beunruhigend. Ich machte mir immer Sorgen um die Sicherheit Israels, und wenn die Spannungen zunahmen, wuchs auch meine Besorgnis.

Am 14. Mai kam es im Nahen Osten zu einer ernsthaften Verschlimmerung der Lage. In den Nachrichten wurde gemeldet, starke ägyptische Truppenverbände seien auf der Halbinsel Sinai zusammengezogen worden; sie warteten an der Grenze zu Israel, zum Angriff bereit. Von allen Seiten kamen Gerüchte über einen bevorstehenden Krieg. Angeblich bereiteten die Ägypter eine Invasion mit hunderttausend Soldaten und tausend Panzern vor. Als die allgemeine Hysterie wuchs, flog König Hussein von Jordanien zur Unterzeichnung eines Paktes mit Nasser nach Kairo. Es war schwierig, sich vorzustellen, wie Israel im Falle eines Krieges die Ägypter, die Jordanier und die Syrer gleichzeitig abwehren sollte.

Angesichts dieser Bedrohung hielt Israel Ausschau nach Hilfe. Doch sein langjähriger Verbündeter nahm plötzlich einen politischen Kurswechsel vor: Israels Botschafter in den Vereinigten Staaten, Abba Eban, bekam bei Präsident Johnson noch nicht einmal einen Gesprächstermin. Israel schien vollkommen isoliert.

Wir fürchteten uns vor dem, was da geschehen könnte. Es geschah aber nichts, drei Wochen lang. Meine Nervosität stieg unaufhörlich. Dann griffen plötzlich die Israelis an. Ich hatte nicht erwartet, dass Israel einen Präventivschlag führen würde. Zwar war dies 1956 geschehen, aber damals hatten sie die Franzosen und die Engländer als Verbündete. Jetzt standen sie allein da.

Während der ersten 24 Stunden fühlte ich mich wie unter Wasser. Ich war kaum in der Lage zu atmen. Die Situation war völlig unklar. Niemand konnte sich ein genaues Bild von den Ereignissen machen. Ich dachte daran, mich sofort nach Israel zu begeben, nur um dort zu sein. Nicht, dass ich mich irgendwie hätte nützlich machen können, aber ich

wollte zumindest anwesend sein, wenn das Land um sein Überleben kämpfte. Dann meldeten die Israelis die ersten Siege. Sie eroberten auf dem Sinai eine feindliche Stellung nach der anderen; die ägyptische Armee schien auseinanderzubrechen. In den Zeitungen erschienen Fotos von strahlenden israelischen Soldaten. Ein paar Tage später begann es bei den Jordaniern, dann bei den Syriern zu bröckeln. Meine Atembeklemmung liess nach.

Das Gefühl einer unendlichen Erleichterung und eines grossen Glücks erfasste mich, und diese Euphorie erreichte bei der Abschlussfeier der Grundschule meiner Tochter Gisele einen neuen Höhepunkt. Sie hatte die Quäkerschule in einem Vorort von Philadelphia besucht, wo nach Quäkerart alles streng egalitär verlief; so gab es dort unter anderem nie Preise oder Auszeichnungen, die einen Schüler aus der Gruppe hätten herausheben können. Diesmal aber, so erklärte die Rektorin bei der Feier, müsse sie eine Ausnahme machen, und zwar wegen der Leistungen einer Schülerin, die alles überträfen, was sie je erlebt habe. Und dann nannte sie den Namen meiner Tochter. Als ich Gisele so bescheiden nach vorn treten sah, ging mir vor Stolz das Herz über. Welch ein wunderschöner Tag, dachte ich. Israel hatte überlebt, und nun wurde mir auch noch diese grosse Freude beschert.

Eine Woche später flog ich via Paris nach Tel Aviv. Die Holding der israelischen Luftfahrtindustrie (IAI) hatte bei mir angerufen. Man brauche auf einigen Gebieten Rat, ob ich zu Gesprächen mit ihnen bereit sei? Am nächsten Tag sass ich in einer Maschine nach Paris, wo ich mit zwei Vertretern der IAI zu einem Vorgespräch zusammentraf. Als ich ihnen mitteilte, dass ich ihnen gern nach Kräften helfen wollte, flogen wir gemeinsam nach Tel Aviv weiter.

Dort setzte ich mich dann mit Al Schwimmer zusammen, dem Chef der IAI, der mir erläuterte, warum die israelische Luftfahrtindustrie in gewissen Bereichen der Spannungsanalyse auf meine Hilfe angewiesen sei. Sie benötigten auch die Vishay-Präzisionswiderstände, würden sie allerdings gern in eigener Regie herstellen. Präzisionswiderstände zählen zu den Produkten, die das Land für seine Verteidigung brauche, und



Frankreich, Israels wichtigster Verbündeter und bisheriger Hauptlieferant, habe Israel mit einem Embargo belegt. Vor diesem politischen Hintergrund seien die Israelis zu der Entscheidung gekommen, dass sie in militärischen Dingen möglichst autark werden müssten. «Wir werden uns eine eigene Industrie aufbauen», sagte Schwimmer. «Was halten Sie davon, hier mit uns gemeinsam ein Unternehmen zu gründen?»

Damit hatte Schwimmer, ohne es zu wissen, bei mir einen Nerv getroffen. Fünf Jahre zuvor war ich kurz nach der Gründung von Vishay zu einem Besuch nach Israel gereist und hatte damals auch mit meinem alten Freund Josef Szwarc aus Grodno gesprochen. Josef war als Ingenieur bei einer Motorenfabrik beschäftigt. Als ich ihm von Vishay erzählte, meinte er: «Warum machst du eigentlich keine Firma in Israel auf, Felix?» Die Idee hatte ich vage schon seit Langem mit mir herumgetragen. Aber die Zeit war noch nicht reif. «Ich habe bloss fünfzig Angestellte in den Staaten», erwiderte ich. «Unser Produkt ist absolut neu. Für ein Zweigunternehmen in Israel ist es einfach viel zu früh.» Dennoch dachte ich von jenem Augenblick immer wieder über diese Möglichkeit nach.

«Das würde ich gern tun», erklärte ich nun Schwimmer. «Ein Jointventure könnte sich durchaus als der richtige Weg erweisen.» Wir diskutierten daraufhin die Voraussetzungen, Kosten und andere Faktoren eines solchen Plans. Doch je gründlicher ich darüber nachdachte, desto weniger erschien mir die Form des Jointventure als die beste Lösung. Wenn ich es richtig verstand, ging es um zweierlei: Zum einen wollte Israel seinen Bedarf an militärischen Gütern in möglichst hohem Masse im eigenen Lande herstellen; zum anderen beabsichtigte die IAI, wirtschaftlich zu expandieren. Ich fragte Schwimmer immer und immer wieder: «Warum wünschen Sie eine Teilhaberschaft an einem Unternehmen, das Widerstände erzeugt? Sie bauen Flugzeuge. Warum bleiben Sie nicht dabei? Ich werde das hiesige Unternehmen für Widerstände allein gründen.»

Ich wurde in meiner Haltung bestärkt durch Moshe Shamir, der damals die israelische Firma Sugat leitete, einen Zuckerhersteller. Moshe war mein Vetter zweiten Grades (meine Grossmutter Zandman und sein Grossvater waren Geschwister), wir hatten uns aber, obwohl wir von-

einander wussten, noch nicht kennengelernt. Wie ich bald erfahren sollte, verfügte Moshe in Israel über ein weitgespanntes Netz von Kontakten in Wirtschaft und Politik. Er hatte irgendwie von meinen Gesprächen mit der Holding der israelischen Luftfahrtindustrie Wind bekommen und mich angerufen. «Ich muss mit dir reden, Felix,» sagte er, und vom ersten Augenblick an klang er wie ein alter Freund. «Nun hör mir mal zu», sagte er, als wir uns schliesslich trafen, «du willst eine Firma in Israel gründen – das ist grossartig, und ich werde dir dabei zur Seite stehen. Aber die IAI kannst du dabei wirklich nicht brauchen. Sie würde dich erledigen. Das ist ein Riesenkonzern, der Flugzeuge herstellt. Von deiner Branche haben die Leute dort nicht die geringste Ahnung.»

«Genau darüber habe ich mich auch schon beklagt», sagte ich. «Doch ich befinde mich da in einer schwierigen Lage. Einerseits würde ich mich gern darauf einlassen; und für sie wäre die Sache von fundamentaler Bedeutung. Sie meinen es ja auch durchaus ernst. Nur werde ich mit den Leuten einfach nicht klarkommen. Die Gewerkschaften, die Lohnkosten, die Methoden der Buchhaltung, das alles verwirrt mich. Vishay ist bloss ein kleines Unternehmen. [Der Jahresumsatz betrug damals gerade sechs Millionen Dollar.] Wenn ich hier etwas aufziehe, kommt es nicht darauf an, dass es ihnen in den Kram passt, sondern dass es für mich unternehmerisch sinnvoll ist.»

Nach der Unterredung mit Moshe erklärte ich Schwimmer: «Ich werde eine Niederlassung hier gründen, damit Israel auf diesem Gebiet über eine eigene Produktion verfügt. Sie werden alles bekommen, was Sie brauchen. Was das angeht, können Sie also unbesorgt sein. Ich will die Sache aber nicht als Jointventure aufziehen, sondern werde sie in eigener Verantwortung durchführen.»

Anschliessend erarbeitete ich mit Moshe Shamir zusammen einen Unternehmensplan. Danach war ich zuversichtlich, alle für dieses Projekt wichtigen Faktoren bedacht zu haben. Der Gedanke, in Israel eine Firma zu gründen, war genauso faszinierend für mich wie jeder bishe-

rige Neuanfang. Mich erfüllte allein der Gedanke daran mit einem Gefühl der Befriedigung.

Nach meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten traf ich mich mit Alfred in der Nähe von Malvern in einem Restaurant zum Mittagessen. «Alfred», sagte ich, «ich möchte eine Niederlassung in Israel gründen.»

«Aber wieso denn?»

«Ich habe mir die Sache gründlich überlegt. Es wäre langfristig einfach sinnvoll. Die Lohnkosten sind dort niedrig, die Arbeitsproduktivität ist hoch, und wir hätten steuerliche Vergünstigungen. Ich werde dir die Aufstellung zeigen. Aber darum geht es gar nicht. Der eigentliche Grund ist der, dass ich es tun möchte. Es wird uns Umsatz bringen, wir werden Profit machen, keine Frage. Es wird aber nicht nur dem Unternehmen guttun, sondern mir das Gefühl geben, etwas Wunderbares zu schaffen. Hier kommt beides zusammen.» Er musterte mich, dann sagte er: «Ich bin einverstanden. Wenn es dein Wunsch ist, will ich dich nicht davon abhalten.»

Ich erläuterte ihm meinen Plan, zunächst einmal zwanzig Personen anzustellen. «Wenn es mit zwanzig Leuten klappt, klappt es nämlich auch mit hundert.» Ich hatte bereits das Gefühl, die Niederlassung in Israel könnte sich zu einer wirklich grossen Sache entwickeln.

In den folgenden Wochen arbeitete ich den Plan aus und brachte ihn zu Papier. Dann flog ich nach Tel Aviv, wo ich ihn zunächst Finanzminister Pinchas Sapir und danach mehreren Gremien seines Ministeriums vorlegte. Ich erklärte Sapir, ich könne nur zwei Tage in Israel bleiben und müsse anschliessend unbedingt in die Staaten zurück. Am zweiten Tag brachte das Finanzministerium mir den gebilligten Plan zum Unterschreiben ins Hilton.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, stellte ich Mike Arad von der israelischen Luftwaffe als Geschäftsführer ein. Danach warb ich Josef Szwarz von der Motorenfabrik ab und machte ihn zu unserem Cheffingenieur. Bald darauf bildeten wir im zweiten Stock eines Gebäudes im Geschäftsviertel von Tel Aviv zwanzig Frauen darin aus, Folienwiderstände herzustellen. Das Unternehmen Vishay Israel nahm seine Arbeit auf.

Israel mochte meine geistige Heimat sein, doch als ich dort eine Firma gründete, begegnete ich einer völlig fremden Kultur. Wie ich gleich zu Anfang entdeckte, tun sich die Israelis schwer, Dinge einfach als gegeben hinzunehmen. Sie sind unabhängig denkende Menschen, passionierte Bastler und Erfinder. Sie wollen alles verbessern. Egal, worum es sich handelt: Es mag noch so gut sein, sie wollen es unbedingt besser machen. Es ist ihre tiefe Überzeugung, dass das Bessere manchmal der Feind des Guten ist. Ich sagte zu ihnen: «Sehen Sie, das ist der Widerstand, den wir bereits in den Vereinigten Staaten herstellen. Wenn wir Erfolg haben wollen, müssen wir hier genau den gleichen erzeugen. Sie sollen nichts Besseres produzieren. Sie sollen das Produkt nicht verbessern. Machen Sie es weder schlechter noch besser. Ich lege Wert darauf, dass Sie morgen das gleiche Teil herstellen wie heute. Wenn Sie erst einmal gelernt haben, genau das zu produzieren, was wir dummen Kerle da drüben herstellen, dann können wir anfangen, uns darüber zu unterhalten, wie man es besser machen kann. Aber nicht beides zur gleichen Zeit. Kapiert?»

Und sie erwiderten: «Er wird aber nicht funktionieren.» Sie sprudelten bereits über vor Ideen für einen neuen, verbesserten Widerstand.

«In dem Fall», erklärte ich, «komme ich nicht nach Israel, und Sie werden entlassen.» Da gaben sie nach und versprachen, ihr Bestes zu geben.

Dann ging es um die Frage der technischen Ausrüstung. Ich wollte vermeiden, dass sie nach einer Ausrüstung suchten, die sie für geeigneter hielten, oder daran herumtüftelten. «Einen Teil werde ich aus den Staaten herüberschicken», erklärte ich ihnen. «Die gleiche Ausrüstung wie im dortigen Betrieb, keine bessere. Ich werde Ihnen sogar die Tische und Stühle von dort kommen lassen. Sie erhalten nicht einmal die Erlaubnis, Stühle in Israel zu kaufen. Hier wird alles genau so sein wie drüben.» Es ging mir darum, ihnen das Konzept ganz klar zu machen (obwohl ich bei den Tischen und Stühlen am Ende nachgab und einen Kompromissvorschlag machte).

Wir nahmen die Arbeit auf. Es dauerte jedoch ein ganzes Jahr, bis Vishay Israel genau das gleiche Produkt mit dem gleichen Standard her-

stellte. Es war (und ist) alles andere als einfach. Die Israelis kannten sich trotz ihrer Fähigkeiten und ihres guten Willens nicht mit der Produktion von Einzelteilen aus, die ein hohes Mass an Gleichmässigkeit erfordert. Es darf nicht passieren, dass das Produkt an einem Tag ein bisschen besser und am nächsten ein kleines bisschen weniger gut ist. Es muss immer genau gleich sein. Und wenn man eine Änderung vornehmen will, muss man sie, sogar wenn man sie gründlich getestet hat, zunächst an einem kleinen Teil der Produktion ausprobieren. Sonst könnte nämlich die gesamte Produktion ruiniert werden. Solche Disziplin war den Israelis nicht naturgegeben. Man musste sie ihnen beibringen.

Und immer wieder darauf hinweisen. Es reichte nicht, ihnen die Notwendigkeit dieser Disziplin einmal zu erklären; dafür waren Selbstvertrauen und Erneuerungswunsch zu tief in ihrer Kultur verwurzelt. Auch als Vishay Israel zu einem grossen Unternehmen herangewachsen war und Management und Fertigungsqualitäten von Weltniveau entwickelt hatte, machte uns der Konflikt zwischen dieser instinktiven Haltung der Israelis und den Anforderungen bei der Herstellung von Präzisionsbauelementen zu schaffen.

Der Konflikt wurde verkörpert durch Gad Negbi, einen unserer besten Produktionsmanager, der als ehemaliger Fallschirmjägeroberst darauf trainiert war, in allen Situationen allein zurechtzukommen. Er hatte viele Qualitäten, doch sein Einfallsreichtum war kaum zu überbieten. Doch falls Gads persönliches Managementhandbuch Vertrauen in die Firmenzentrale überhaupt vorschrieb, so kann das höchstens als Kleingedrucktes auf der letzten Seite gestanden haben.

Im Falle einer Betriebsstörung in seiner Fabrik – so etwas kam gelegentlich vor – sollte er unverzüglich die Zentrale anrufen, damit die Störung behoben werden konnte. Dazu war er jedoch schlicht nicht bereit. «Wofür halten Sie mich eigentlich?» fragte er. «Für einen Strohmann? Ich weiss selbst, wie man so etwas macht. Warum sollte ich Sie damit belästigen?» Er wollte es allein in Ordnung bringen. Es war fast so, als könnte er nicht anders. Es lag in seinem Wesen. Am Ende beschlossen

wir, ihm eine Gnadenfrist von jeweils 24 Stunden einzuräumen. Und er war ein guter Soldat. Wenigstens dem Kompromiss stimmte er zu.

Gad Negbi war allerdings nicht der Einzige, der diesen israelischen Wesenszug besass. Die gleichen Neigungen liessen sich in der einen oder anderen Form bei vielen unserer Manager beobachten. Ich begann, sie wie erstklassige Araberhengste zu betrachten, die zugeritten werden mussten. Das Kunststück bestand darin, es so zu tun, dass sie dabei nicht ihren grossartigen Elan verloren.

In geringerem Masse waren diese Probleme bereits ganz am Anfang zu erkennen. Mir war von Anbeginn an bewusst, dass die Israelis eine Herausforderung darstellten. Doch ich liebte die Zusammenarbeit mit ihnen, und ich war felsenfest entschlossen, alles zu tun, um Vishay Israel zum Erfolg zu führen.

## I7

### *Wie Balsam für meine Seele*

Während mich die Israelis auf Trab hielten, erforderten aber auch die Geschäfte mit Frankreich meine Aufmerksamkeit. Allerdings nicht aus Gründen, die mich erfreuten: Unser Lizenznehmer Sfernice machte Probleme. Die Beziehungen zwischen dieser Firma und uns hatten sich seit Antritt des neuen Generaldirektors Schirmer verschlechtert. Wir nahmen es zunächst notgedrungen hin – Sfernice war Frankreichs grösster Bauelementehersteller –, doch im Laufe der Zeit wurde es immer schlimmer. Sfernice brachte einen neuen Widerstand auf den Markt, der genauso aussah wie unserer.

Wir gingen der Sache nach, und es stellte sich heraus, dass Sfernice eine andere Technologie verwendete. Man hatte nur einen Drahtwiderstand in das gleiche flache Gehäuse gepackt, das wir für unseren Chip benutzten, damit er äusserlich wie eine Kopie des unsrigen wirkte. Er besass andere technische Daten, war aber genauso aufgebaut und liess sich auf die gleiche Weise in einen Stromkreis einbauen. Das Produkt war ein potentieller Ersatz für Kunden, die nicht unbedingt auf die Präzision des Vishay-Folienwiderstands angewiesen waren.

Wir glaubten festzustellen, dass die Vertriebsabteilung von Sfernice Kunden von unserem auf ihren Widerstand umzupolen suchte. Gemäss dem zwischen uns geschlossenen Lizenzvertrag hatte Sfernice mittlerweile in Frankreich für den Vishay-Widerstand das Alleinverkaufsrecht, und ich wies Schirmer darauf hin, dass die Praktiken seiner Aussendienstleute nicht in Ordnung seien, denn Sfernice sei vertraglich verpflichtet, die grösstmöglichen Anstrengungen zu unternehmen, unseren Widerstand zu verkaufen. Stattdessen versuchten sie, uns aus dem Markt zu verdrängen. Ihr Vorgehen schien mir auf Vertragsbruch hinauszulaufen.

Ich bedrängte Schirmer deswegen und drohte ihm sogar einen Prozess an. Wir unterbrachen unsere Chiplieferungen an Sfernice und nahmen sie dann wieder auf. Schliesslich beendeten wir den Lizenzvertrag einseitig, was eine Klage von Sfernice gegen uns auslöste. Das Verfahren durchlief alle Stufen des französischen Rechtssystems und ging danach an den Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel.

Diese langwierige Auseinandersetzung stand kurz vor der Beilegung, als Sfernice einen neuen, dramatischen Schritt unternahm: Sie kamen plötzlich mit einem Folienwiderstand auf den Markt, der angeblich die gleiche Leistung hatte wie der unsrige. Das war eine erstaunliche Entwicklung. Ich war so wütend, dass ich kaum mehr klar denken konnte. Laut Vertrag war es Sfernice innerhalb von zwanzig Jahren nach Ablauf der Lizenz ausdrücklich untersagt, die Folientechnologie zu verwenden. Als wir den neuen Widerstand prüften, stellten wir fest, dass die Angaben stimmten: Die Leistung entsprach in jeder Hinsicht der unseres Produkts. Mehr noch: Die Sfernice-Widerstände waren den unsrigen nicht nur ebenbürtig; sie waren absolut identisch.

Der Vishay-Folienwiderstand hatte sich als echte technologische Neuerung erwiesen. Seit seiner Einführung war es keinem anderen Hersteller gelungen, ein Bauteil zu entwickeln, das seine Leistung nur annähernd erreicht hätte. Es war auch niemandem gelungen, unsere Patente anzufechten oder das Sicherheitssystem zu durchbrechen, das ich zwecks Geheimhaltung unserer Verfahren entworfen hatte. Doch Sfernice hatte es irgendwie geschafft, unserer Technologie habhaft zu werden. Schlimmer noch: Sie begannen rasch damit, ihren Widerstand über eine Tochtergesellschaft, die sie in Virginia gründeten, auch in den USA zu verkaufen. Sie drangen mit unserer Technologie in unseren eigenen Hauptmarkt ein, indem sie aggressiv die Preise unterboten. Ob wir sie stoppen konnten, bevor uns daraus ernsthafter Schaden erwachsen würde, war eine Frage, auf die ich keine Antwort wusste.

Während wir noch überlegten, wie wir reagieren sollten, bekam ich in meinem Büro in Malvern Besuch aus Frankreich – ein Ingenieur, der kürzlich bei Sfernice entlassen worden war und mich sprechen wollte.



«Wissen Sie eigentlich, wie Sfernice an Ihre Technologie gekommen ist?» fragte er. Uns war natürlich klar gewesen, dass der Aufbau unseres Chips bei Einsatz von hinreichend Zeit und Geld durch Rückentwicklung geknackt und nachgemacht werden konnte, und ich hatte angenommen, dass genau das geschehen war. «Nein», klärte er mich auf. «Sfernice hat den Aufbau nicht rekonstruiert. Man hat den Entwurf von Ihnen hier bekommen.»

«Was soll das heissen, von uns? Wie ist das möglich?» «Brannin Boyd hat ihn verraten.»

Es traf mich wie ein Schlag. Brannin Boyd war Chefindgenieur in unserer Zentrale in Malvern gewesen. Ich hatte das Geheimnis unserer Technologie unbedingt wahren wollen und deshalb zusammen mit Boyd und Jim Starr ein Sicherheitssystem entwickelt, das die Herstellung des Chips auf mehrere Betriebsstandorte verteilte. Die Einzelteile unseres Widerstands wurden von unserem auf Messgeräte spezialisierten Firmenzweig Measurement Group in Michigan produziert – unter der Leitung von Jim Starr. Von dort wurden sie dann für die Fertigung nach Malvern geschickt. Auf diese Weise würde niemand, der die einzelnen Materialien kannte, über die Verarbeitungstechniken Bescheid wissen, und umgekehrt. Nur wir drei waren voll im Bilde.

Brannin Boyd hatte die Firma jedoch vor ein paar Jahren verlassen. Selbstverständlich hatte er unterschrieben, auch in Zukunft keine Vishay-Betriebsgeheimnisse zu verraten, aber anscheinend betrachtete er diese Verpflichtung nicht als bindend. Meinem französischen Besucher zufolge war Boyd bei Sfernice aufgetaucht und hatte dort in einem Hinterzimmer heimlich einigen wenigen ausgesuchten Ingenieuren beim Nachbau unseres Widerstands geholfen.

Unser Patentanwalt in Frankreich war Monsieur André Netter – der Mann, der mir viele Jahre zuvor durch Verzicht auf sein Honorar zur Patentierung des Photostress-Verfahrens verholfen hatte. Als ich ihn informierte, sagte er: «Das ist eine klare Sache. Sie halten ein Patent in Frankreich, also kann ich zu einem Richter gehen und mir einen Durchsuchungsbefehl besorgen. Damit schicken wir dann die Polizei zu Sfer-

nice, lassen Unterlagen und Proben beschlagnahmen und liefern den Beweis.»

Nach amerikanischem Recht wäre ein so direktes Vorgehen unmöglich gewesen, aber es war ja kein amerikanischer Fall. Netter beschaffte sich den Durchsuchungsbefehl und schickte einen Kollegen aus seiner Kanzlei los, um die Polizei aufzufordern, der Sfernice-Fabrik in Nizza einen Besuch abzustatten. Ich fuhr in einem anderen Wagen mit, in Begleitung des aufgeweckten jungen Juristen Avi Eden, den ich kürzlich eingestellt hatte. (Avis Vater hatte die Tarbut-Schule in Grodno besucht und war 1938 in die Vereinigten Staaten emigriert. Senders Frau Sarah war Avis Tante gewesen. Avis Grossmutter hatte bis zu ihrer Deportation im Rahmen des «Februar-Transports» im Ghetto bei uns gewohnt.) Ich wartete mit Avi vor der Fabrik, während Netters Partner drinnen mit einem Photographen die Beweise sammelte.

Das Sfernice-Management hielt, als unser Anwalt den Durchsuchungsbefehl vorlegte, sofort alle Arbeiten in der Fabrik an, damit der tatsächliche Fabrikationsprozess nicht nachvollzogen werden konnte. Unterdessen lief Schirmer zu einem anderen Richter, um eine Aufhebung des Durchsuchungsbefehls zu erwirken. Bis dahin hatten wir aber bereits alle nötigen Unterlagen gesammelt, um nachweisen zu können, dass das fragliche Produkt eine Kopie war und dass auch sein Herstellungsverfahren unserem Verfahren entsprach. Damit besaßen wir genügend Belastungsmaterial, um Sfernice nicht nur eine Verletzung des Patentrechts, sondern ebenfalls den Diebstahl von Geschäftsgeheimnissen nachweisen zu können.

In der Folge kam es zwischen unseren Anwälten zu unterschiedlichen Auffassungen über die bestmögliche weitere Vorgehensweise. Eine Seite verfocht den Standpunkt, wir sollten Sfernice vor dem Bundesgericht der Vereinigten Staaten wegen Patentverletzung und Diebstahl verklagen; die andere Seite trat dafür ein, dass wir uns an die International Trade Commission (ITC)\* wandten – das war die Mehrheit.

\* Unabhängige, überparteiliche Beratungsstelle für die amerikanische Regierung und den Kongress in Fragen der Aussenwirtschaftspolitik mit Sitz in Washington. (Anm. d. Übers.)

Ein Patentrechtsverfahren vor dem Bundesgericht hätte sich über eine Zeit von vier bis fünf Jahren hinziehen können, dagegen war die ITC gesetzlich verpflichtet, ihre Entscheidung binnen zwölf Monaten zu treffen. Die ITC konnte Sfernice zwar nicht zu Schadenersatz verurteilen, hatte aber die Möglichkeit, den Import des Sfernice-Widerstands nach Amerika zu untersagen. Aufgrund des aggressiven Wettbewerbsgebarens des US-Tochterunternehmens von Sfernice gerieten die Preise für unseren Folienwiderstand bereits arg unter Druck. Uns kam es auf eine rasche Entscheidung an. Also legten wir der ITC unsere Klage wegen Diebstahls von Geschäftsgeheimnissen vor.

In diesem Augenblick trat Sfernice von sich aus an uns heran. Der Konzern hatte vor Kurzem Jean-Claude Tiné zum neuen Aufsichtsratsvorsitzenden ernannt. Tiné hatte weder an unserer langen gerichtlichen Auseinandersetzung mit Sfernice in Frankreich noch an der Kontroverse wegen des Widerstandes irgendwelchen Anteil gehabt. Wir stimmten einer Unterredung zu. Da ich in dieser Angelegenheit emotional so sehr engagiert war, sprach Alfred allein mit Tiné. «Sie haben uns in die Enge getrieben», erklärte der. «Ich bin neu in der Firma und weiss daher nicht genau, wie es zu der jetzigen Situation gekommen ist. Falls Sfernice sich irgendeines Vergehens schuldig gemacht haben sollte, so trage ich dafür keinerlei Verantwortung. Ich weiss aber, dass Sie uns keine andere Wahl lassen. Falls Sie-auf Ihrer Klage bestehen, sehen wir uns gezwungen, eine Kartellklage gegen Sie anzustrengen. Laut Aussage meiner Anwälte liesse sich argumentieren, dass Sie anderen Firmen in unrechtmässiger Weise Lizenzen verweigern. So etwas ist, wie Sie wohl wissen, juristisch belangbar.»

Wir hatten an die Möglichkeit einer solchen Reaktion bereits gedacht. Es ist eine übliche Verteidigungsstrategie, einer Klage wegen Technologiediebstahls oder Patentverletzung mit einer kartellrechtlichen Gegenklage zu begegnen. Ein Patent begründet ein legales Monopol, da bietet sich ein Verfahren wegen Verstosses gegen das Kartellrecht an. Um damit Erfolg zu haben, muss der Kläger beweisen, dass das Patent aus irgendeinem Grund ungültig ist. «Schauen Sie», sagte Tiné, als ich schliesslich persönlich mit ihm zusammentraf, «wir wissen

doch beide, worum es geht. Falls Sie und ich uns nicht verständigen können, werden wir aufgrund der Kartellgesetze gegen Sie vorgehen.» Tiné war höflich, kultiviert und offenbar ein Gentleman. Er gab sich alle Mühe, eine menschliche Beziehung herzustellen. Er sei mit meinem persönlichen Hintergrund vertraut, sagte er, und glaube, meine Empfindungen in etwa verstehen zu können. Er sei als Kriegsgefangener selbst in einem deutschen Lager gewesen. «Warum sparen wir uns da nicht beide viel Zeit und Geld?» sagte er. «Warum legen wir unseren Streit nicht bei?»

Ich hörte mit, während unsere Anwälte die Angelegenheit untereinander diskutierten. Avi Eden plädierte für eine Beilegung des Streits. Trotz unserer starken Position sei das Ergebnis nicht vorhersagbar. Die physikalischen Gesetze mochten ehern sein, menschliche Gesetze seien es nicht. In einem Prozess hänge das Urteil stets auch von anderen Faktoren ab als von der Wahrheit. Falls uns Gerechtigkeit zuteil werden würde, wäre das reine Glückssache. Sfernice biete Lizenzgebühren und weitere finanzielle Anreize an, die einigermaßen annehmbar seien.

Ein anderer Anwalt vertrat die entgegengesetzte Position. «Nie und nimmer», sagte er: Das Gesetz sei eindeutig, unser Beweismaterial könne stichhaltiger gar nicht sein. Wir hätten die Chance, die Mistkerle festzunageln und sie aus den Vereinigten Staaten zu vertreiben.

Ich entschloss mich dazu, sie festzunageln – ein grosser Fehler, wie sich dann herausstellen sollte. Napoleon hat viele Male betont, dass man dem Gegner nach gewonnener Schlacht eine Türe offenlassen muss, damit er einen Ausweg sieht. Wenn man ihm diese Möglichkeit verschliesst, weiss man nie, wie er kämpfen wird und wie der Kampf ausgeht. Das hätte ich beachten sollen.

Stattdessen hörte ich auf den aggressiven Anwalt und auf mein verletztes Ego. Ich schäumte vor Wut, empfand die Sache als einen Verrat an mir persönlich – einen Verrat, der mein Rechtsempfinden schwer erschütterte. Da war einerseits ein Geschäftspartner, ein Lizenznehmer von uns, mit einem Vertrag, der jeglichen, selbst legalen Wettbewerb

mit unseren Folienwiderständen untersagte. Und andererseits war da unser früherer Mitarbeiter Brannin Boyd, der der Zusammenarbeit mit dem Gegner überführt worden war. Ich fühlte mich verraten. Es war entsetzlich, entsetzlich, entsetzlich. Ich wollte verdammt sein, wenn ich da nachgäbe.

Wir verklagten Sfernice also bei der ITC, und Sfernice erhob, wie erwartet, beim Bundesgericht eine Kartellklage gegen uns. Es war Pech, dass Sfernice uns in Alexandria im Bundesstaat Virginia belangte (wo ihre amerikanische Tochtergesellschaft ansässig war). Dort gab es zwei Richter, die den Fall übernehmen konnten; einer von ihnen, Richter Burns, rühmte sich, alle Fälle binnen sechs Monaten zum Abschluss zu bringen. Er bildete eine absolute Ausnahme; die rasche Urteilsfindung war sein persönliches Markenzeichen. Sechs Monate und nicht einen Tag länger.

Wie es der Zufall wollte, wurde der Fall Richter Burns zugewiesen, der prompt verkündete: «Ich werde ihn innerhalb von sechs Monaten abschliessen, so wie jeden anderen Fall auch. «Es ist mir egal, wie kompliziert die Angelegenheit ist.» Es wurden sechs Geschworene für die Jury benannt und vereidigt, und der Prozess nahm seinen Anfang.

Sfernice hatte William Bittman von der berühmten Kanzlei Pierson, Ball und Dowd in Washington als Anwalt gewonnen. Bittman war unter anderem bekannt wegen seiner Rolle im Watergate-Prozess, bei dem er E. Howard Hunt vertrat. Er stand in dem Ruf, ein ungemein kluger und starker Prozessanwalt zu sein.

Wir hatten ebenfalls eine hervorragende Vertretung: Harold Kohn von der Kanzlei Kohn, Savett, Marion und Graf in Philadelphia zählte zu den angesehensten Anwälten auf dem Gebiet des Kartellrechts. Nur beging Kohn schon bald einen grossen Fehler. Er kam angesichts der Rechtslage zu dem Schluss, sein persönliches Auftreten vor Gericht sei nicht erforderlich. Stattdessen befassten sich zwei seiner jüngeren Kollegen mit der eigentlichen Prozessführung. Und da leisteten sie keine gute Arbeit.

Bittman wiederum war ein wahrer Meister in melodramatischen Auftritten vor Gericht. Er nutzte alle nur erdenklichen Kunstgriffe.

«Ist es zutreffend», fragte er mich im Zeugenstand, «dass Ihr Vetter, ich wiederhole, *Vetter*, Moische Shamir ist? *Moishe Shamir? In Israel?*» Er wollte nur die jüdische Verbindung herausstellen. (Moshe Shamir war kurz nach der Gründung Vorstandsvorsitzender von Vishay Israel geworden.)

Ich hatte den Eindruck, Bittman suchte unsere Position dadurch zu untergraben, dass er in indirekter Form auf Antisemitismus bei den Geschworenen setzte, und ich wollte von unseren Anwälten wissen, warum sie mich nicht ins Kreuzverhör nahmen. Wenn die andere Seite die jüdische Karte ausspielte, sollten wir die Jury zumindest über die ganze Geschichte informieren. Die Anwälte wollten aber nicht. Sie hielten unsere Rechtsposition für so stark, dass sie meinten, solche Taktiken seien überflüssig. Sie waren im Grunde arrogante junge Burschen, die die Sache auf die leichte Schulter nahmen. Sie meinten, es handle sich um einen simplen Fall und verhielten sich entsprechend. Unterdessen nutzte die Gegenseite jede auch noch so kleine Chance, um mit den Geschworenen versteckte psychologische Spielchen zu spielen.

Die Kartellklage bestand im Kern in der Behauptung, unser Patent für den Folienwiderstand sei ungültig, und wir hätten folglich kein Exklusivrecht auf dessen Vermarktung. Das Patent war angeblich ungültig, weil eine Erfindung bzw. Entdeckung laut Gesetz binnen zwölf Monaten nach ihrer ersten Bekanntgabe als Patent angemeldet werden muss. Nach Verstreichen dieser Frist wird sie öffentliches Eigentum. Sfernice behauptete nun, wir hätten das Patent erst zu einem späteren Zeitpunkt, also später als zwölf Monate nach Bekanntmachung der Erfindung, beantragt. Das war aber nicht der Fall. Ich hatte die Angelegenheit damals einem guten Patentrechtsanwalt anvertraut. Wir hatten alles richtig gemacht und alle erforderlichen Bedingungen erfüllt.

Doch in diesem Prozess war Sfernice der Kläger, und Bittman verstand es ausgezeichnet, vor Gericht eine für seine Mandanten vorteilhafte Atmosphäre zu schaffen, während Richter Burns das Verfahren auf gewohnte Weise durchpeitschte. Das war insofern besonders bedauerlich, als gleichzeitig unser Prozess gegen Sfernice wegen Techno-

logiediebstahls lief, der sich zu unseren Gunsten entwickelte. Falls zuerst das Urteil in jenem Fall gefällt wurde, könnte sich das auch in Virginia positiv für uns auswirken.

Es kam aber nicht so. Burns hielt Wort. Er beendete den Prozess im Eiltempo, und als die Geschworenen von ihrer Beratung zurückkehrten, hatten sie zugunsten von Sfernice entschieden. Nach ihrem Befinden hatte es bei der Patentvergabe tatsächlich Unregelmässigkeiten gegeben. Wir wurden zu Schadensersatzleistungen von \$ 1,5 Millionen verurteilt, eine Summe, die sich automatisch verdreifachte; hinzu kamen sämtliche Anwaltskosten.

Da sich der Richter der ITC aber ganz offensichtlich einem Urteil zu unseren Gunsten näherte, hielten sowohl Sfernice wie Vishay es mittlerweile für das Beste, einen Vergleich anzustreben.

Ein Vergleich (den ich anfangs zu günstigeren Bedingungen und ohne die seelischen Torturen hätte haben können) war für beide Seiten vernünftig. Wir einigten uns auf eine Zahlung von \$ 3 Millionen (statt \$ 4,5 Millionen) unsererseits an Sfernice und auf Tantiemen von 3 Prozent, die Sfernice für die Verwendung der Technologie an uns zahlen musste. Am Ende erhielten wir nur geringe Tantiemenerlöse von der SferniceTochter, und zwar primär deswegen, weil wir ihnen auf dem Markt hart zusetzten und sie nie wirklich zum Zuge kamen. Andererseits, \$ 3 Millionen blieben \$ 3 Millionen.

Das war meine erste bedeutsame Erfahrung mit der amerikanischen Justiz, und sie löste eine unglaubliche Wut in mir aus. Ich war so verstört, dass ich bei meinen elementarsten Beruhigungsmethoden Zuflucht suchte. «Musst du etwa sterben, Felix? Nein. Musst du ins Gefängnis? Nein. Wo liegt also das grosse Problem – ist es das Geld? Nein. Was ist es dann, Felix? Es ist die verdammte Ungerechtigkeit!»

Da die Geschworenen unser Patent für unrechtmässig erklärt hatten, begab ich mich wieder zum US-Patentamt. «Sehen Sie sich mal dieses Gerichtsurteil an», sagte ich. «Sie haben das Patent ausgestellt, also müssen Sie jetzt auch entscheiden. Entweder Sie annullieren es, oder Sie stellen es von Neuem aus. Ist es nun Fisch oder Fleisch?» Sie berie-

ten sich und befanden das Patent nach zweijähriger, gründlicher Überprüfung für in Ordnung – und stellten es erneut aus. Eine Jury von sechs Laien hatte auf der Grundlage ihrer Unwissenheit gegen ein Patent befunden, das dann vom US-Patentamt wieder für gültig erklärt wurde. Das bedeutete eine gewisse Genugtuung für mich, war aber insgesamt nur ein schwacher Trost.

Andererseits konnte ich mich nicht beklagen. Vishay wuchs langsam, aber stetig. Trotz gelegentlicher Misserfolge und der einen oder anderen technologischen Entwicklung, die fehlschlug, baute die Firma ihre Umsätze und Gewinne aus. Der Markt für Folienwiderstände expandierte, und Jim Starrs Measurement Group blieb weiterhin eine tragende Säule des Unternehmens.

Jim hatte den Sitz des Firmenzweigs für Messgeräte mittlerweile von Michigan nach North Carolina verlegt, nachdem ihn die vielen Konflikte mit der Gewerkschaft der United Auto Workers (UAW) entmutigt hatten. Obwohl von Natur aus Einzelgänger, fühlte Jim sich verantwortlich für seine Arbeiter und führte in seinem Unternehmenszweig etliche ungewöhnliche Neuerungen ein, so unter anderem die Viertageweche und eine Gewinnbeteiligung. Nach einigen Jahren versuchte jedoch eine Gruppe von Angestellten, die UAW ins Unternehmen zu bringen, und zwar zu dem Zweck, die von Jim eingeführten Privilegien zu permanentem Recht zu machen. Der Versuch scheiterte zwar, doch Jim, der sich persönlich tief verletzt fühlte und den die mit den Auseinandersetzungen verbundene Ablenkung von seiner geliebten experimentellen Physik erschöpfte, bat darum, die Produktionsanlagen nach North Carolina verlegen zu dürfen. In Detroit, so erklärte er, könne er nicht mehr arbeiten.

Jim kümmerte sich selbst um die Einrichtung der neuen Produktionsstätte. Er beteiligte sich an allen Phasen, von den Bodentests über die Kontrolle der Umweltbelastung bis zum Entwurf des Dachs. Er war wie ein Wirbelwind, ein Universalgenie, das an der Lösung aller Probleme persönlich Anteil nahm. Als die Anlage fertig war und der Betrieb lief, widmete er sich dem Aufbau der Forschungs- und Entwicklungsabteilung. Er hatte ein Mikroskop in seinem Büro und bestand darauf, seine



Produkte selbst zu entwickeln. Ich stritt manchmal mit ihm wegen seines Bedürfnisses, alles selbst in der Hand zu behalten; seine Erfolge waren jedoch unbestreitbar. Die Measurement Group machte hervorragende Umsätze.

Unsere Lizenznehmer verschafften uns ebenfalls Gewinne, und wenige Jahre nachdem wir die ersten Lizenzen in Europa vergeben hatten, expandierten wir nach Japan.

1968 meldete sich ein japanisches Konkurrenzunternehmen namens Kyowa, das Dehnungsmessgeräte herstellte. Der Chef der Firma, Dr. Watanabe, war an Lizenzen (vor allem für Entwicklungen aus dem Bereich von Jim Starr) interessiert und fragte an, ob ich zu Gesprächen nach Japan kommen könne.

Ich war noch nie dort gewesen und freute mich auf die Reise. Bei unserer Unterredung fragte ich Dr. Watanabe, wie er eigentlich mit Dehnungsmessgeräten in Berührung gekommen sei. Da erzählte er eine faszinierende Geschichte. Wie ich wusste, war das Dehnungsmessgerät eine amerikanische Erfindung, und die Japaner hatten es weder in Lizenz übernommen, noch hatten sie die Idee in irgendeiner Form gestohlen: Sie hatten sie buchstäblich abgeschossen.

Im Zweiten Weltkrieg hatte dieses Messinstrument als Topgeheimnis gegolten, das der Luftfahrtindustrie der USA gegenüber Deutschland und Japan einen bedeutsamen Vorsprung sicherte. Vorher hatte es überhaupt keine Möglichkeit gegeben, Spannung genau zu messen, obwohl das ein Faktor war, der bei der Konstruktion von Kampffliegern und Bombern eine entscheidende Rolle spielte. Es mussten möglichst leichte Maschinen gebaut werden, denn je leichter das Flugzeug, desto mehr Treibstoff, Munition und Bomben konnte es mitführen. Wenn man es aber zu leicht baute, hielt es den Belastungen nicht stand und brach auseinander. Bei der Suche der Flugzeugkonstrukteure nach dem optimalen Verhältnis zwischen Stabilität und Gewicht erwiesen sich die Dehnungsmesser als überaus hilfreich.

In jenen Jahren hatte Dr. Watanabe bei der japanischen Luftwaffe als Flugzeugingenieur gearbeitet. Seine Aufgabe bestand darin, abgeschossene amerikanische Maschinen daraufhin zu untersuchen, ob sich etwas

Neues aus ihnen lernen liess. An einigen Bruchstücken entdeckte er kleine rote Filzbeläge, und als er den Filz abzog, erschienen darunter Drähte. Er hatte zunächst keine Ahnung, wozu sie dienen könnten, kam dann aber nach längerem Grübeln auf den Gedanken, dass sie möglicherweise etwas mit Spannungsmessung zu tun hatten. Also fing er an, mit den Drähten herumzuexperimentieren. Er schloss sie an Instrumente an und spannte sie, woraufhin sich natürlich – nach Kelvins Gesetz konnte es gar nicht anders sein – deren spezifischer Widerstand veränderte. Anschliessend stellte er fest, dass die Veränderungen genau messbar waren, woraus er folgerte: Wenn er den Draht an einem Objekt (z.B. einem Flugzeugflügel) befestigen würde, müsste er durch die Messung des veränderten Widerstands die Spannung im Flügel an diesem Punkt feststellen können. Dr. Watanabe hatte das Prinzip des Dehnungsmessgeräts neu entdeckt.

Als er der Luftwaffe von seinem Fund berichtete, stellte man ihm das Kapital zur Entwicklung dieser Technologie zur Verfügung. Das war also der Ursprung seines Unternehmens: eine abgeschossene US-Maschine.

Mein Besuch bei Dr. Watanabe führte zum Abschluss eines Lizenzvertrags mit Kyowa, durch den wir, nach der bereits erfolgten Durchdringung des europäischen Marktes, Zugang zum stetig wachsenden japanischen Markt für Fertigungsteile erhielten.

Auch anderswo florierten die Geschäfte. Moshe Shamir, der Vorstandsvorsitzende von Vishay Israel, verfügte über genau die richtige Mischung unternehmerischer Fähigkeiten, um sich in der israelischen Wirtschaftswelt zurechtzufinden; und den Produktionsbereich leitete Abe Inbar, ein zäher, disziplinierter ehemaliger Oberstleutnant der Luftwaffe, mit grossem Geschick.

1971 kam es zu ersten Kontakten mit den Sowjets. Seit ich in Amerika lebte, hatte der Kalte Krieg jedwede Beziehungen zwischen der UdSSR und den USA stark eingeschränkt. Doch 1970 griff die von Nixon und Kissinger betriebene Entspannungspolitik. Ein Nebeneffekt bestand darin, dass ich im Rahmen eines Wissenschaftsaustausches eine Einladung in die Sowjetunion erhielt. Ich sollte einen Vortrag halten,

vermutete aber, dass die Sowjets auch an einer Lizenz für unsere Widerstände und Dehnungsmessgeräte interessiert waren.

Moskau kam mir irgendwie vertraut vor. Ich hatte während der sowjetischen Besetzung Grodnos von 1939 bis 1941 eine ähnliche Gesellschaftsform kennengelernt, und als ich nun beobachtete, wie die Menschen hier lebten, kamen die Erinnerungen wieder hoch. In der wissenschaftlichen Welt begegnete ich Leuten, die ich aus der Fachliteratur kannte (und die umgekehrt auch von mir wussten). Es war die Zeit von Breschnews rigidem Kommunismus, doch trotz der polizeistaatlichen Atmosphäre schloss ich mit einigen wissenschaftlichen Kollegen bald Freundschaft.

Bei einem grossen Bankett – an den langen Tischen floss reichlich Wodka – brachte der Leiter der sowjetischen Wissenschaftsdelegation einen Toast auf die neue Ära der Zusammenarbeit aus. Ich antwortete mit einigen Worten zum Thema Frieden und Verständigung, hob mein Glas und sagte: «*L'chaim*.» Die meisten Anwesenden bemerkten es gar nicht, doch ein sowjetischer Wissenschaftler namens Poliakow fragte: «Was haben Sie da gesagt? Können Sie es bitte wiederholen?» Also sagte ich es noch einmal. «Was für eine Sprache ist das?» fragte er. «Hebräisch», antwortete ich, «und es bedeutet: ‚Auf das Leben‘.»

Im weiteren Verlauf des Abendessens fragte ich ihn, warum er mich gebeten hatten, den Trinkspruch zu wiederholen, und er erwiderte: «Ich bin Jude, wissen Sie. Und ich kenne die Bedeutung natürlich. Aber ich wollte es so gern noch einmal hören. Es war wie Balsam für meine Seele.»

Bei jenem Besuch lernte ich auch Oleg Lewin und andere jüdische Wissenschaftler kennen; es war ihnen damals natürlich nicht möglich, aus der Sowjetunion herauszukommen. Die Kontakte, die wir zu jener Zeit knüpften, nahmen wir jedoch später wieder auf.

In der UdSSR erwarb ich mir prompt den Ruf, ein brillanter Techniker zu sein, was mir den Zugang zu den sowjetischen Elektronikexperten erleichterte. Bei einem Vortrag vor Physikern wollte ich der Anschaulichkeit halber einen Diaprojektor einsetzen, doch das zur Verfügung gestellte Gerät funktionierte nicht. Als der herbeigerufene Haus-

meister ihn nicht reparieren konnte, versuchte es ein nahebei sitzender Professor für Elektrotechnik. Der hatte aber auch kein Glück, also schauten sich einige andere den Projektor an. Bald war das Gerät von einer ganzen Schar von Wissenschaftlern umgeben, doch alle Bemühungen blieben erfolglos. Am Ende holte man einen Ingenieur, der äußerst elegant eine Reihe technischer Operationen durchführte – wiederum vergeblich. Ich hatte keine Ahnung, was mit dem Gerät nicht in Ordnung war, da man aber offenbar bereits an jedem nur erdenklichen Teil herumgebastelt hatte, versetzte ich dem Projektor einfach einen Schlag, worauf er sich prompt einschaltete und reibungslos zu funktionieren begann. Die Anwesenden im Saal brachen in Beifall und Gelächter aus. Bald darauf nahm der für die Elektronikindustrie zuständige Minister Gespräche mit Vishay auf zwecks Erwerbs einer Lizenz.

In ihrem Bemühen um eine technologische Zusammenarbeit mit uns legten die Sowjets eine fast masslose Gastfreundschaft an den Tag. So gab die Akademie der Wissenschaften einen Empfang für mich, dessen Hauptattraktion ein mit Kaviar und Wodkaflaschen überladener, riesiger Tisch war. Alle bedeutenden Akademiemitglieder hielten eine kurze Ansprache, und jeder Ansprache ging selbstverständlich der obligatorische Trinkspruch voraus. Der Empfang begann um vier Uhr nachmittags. Am selben Abend hatte ich um sieben Uhr einen Termin im zuständigen Ministerium. Als ich von der offiziellen Limousine abgeholt wurde, hatte ich bereits über drei Stunden lang einen geziemen den Beitrag zur Förderung der internationalen Verständigung geleistet.

Im Ministerium fing es dann gleich noch einmal von vorne an. In der Mitte des Buffets entdeckte ich einen Wald von Wodkaflaschen, und nach ein paar kurzen Präliminarien machten sich die Anwesenden auch schon daran, eine Flasche nach der anderen zu leeren. Sie tranken und tranken, redeten und redeten – wobei ich mittlerweile selbst nicht mehr allzu viel von den Gesprächen mitbekam. Mir fiel jedoch immerhin auf, dass der Gastgeber – ein leitender Beamter des Ministeriums – das Bewusstsein verlor und unter den Tisch fiel. Ich schaute fasziniert zu, wie

zwei Hünen ihn aus dem Saal schleppten. Allem Anschein nach war ich der Einzige, der davon Notiz nahm.

Später am Abend bat ich meinen Begleiter Yves Dunand von Vishay Frankreich, mich von dort wegzubringen. «Wenn wir jetzt nicht sofort gehen», sagte ich, «werde ich ebenfalls Umfallen, und die Peinlichkeit möchte ich mir ersparen» (obwohl eine Ohnmacht aufgrund von Trunkenheit, nach der Reaktion auf den Vorfall mit unserem Gastgeber zu urteilen, hier keine besondere Peinlichkeit darzustellen schien). Ich entschuldigte mich, Yves nahm mich am Arm, und wir verliessen den Saal. Irgendwie schaffte Yves es, mich in mein Hotelzimmer zu bringen. Während des ganzen nächsten Tages dachte ich über die sowjetische Art, Geschäftsverhandlungen zu führen, nach und schwor mir, nie wieder einen Tropfen Alkohol anzurühren. Dennoch war ich geneigt, ihnen eine Lizenz zu geben, und willigte ein, die US-Regierung nach meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten auf dieses Thema anzusprechen.

Es war während dieses Aufenthalts in der Sowjetunion, dass ich erstmals seit meiner Ausreise aus Polen im Jahre 1946 Gelegenheit zu einer Begegnung mit der Familie Puchalski hatte. Wir waren über all die Jahre brieflich in Kontakt geblieben, und ich hatte ihnen 1953 eine Kopie meiner Doktorarbeit geschickt, die ich in Dankbarkeit Janova gewidmet hatte. Seit ich berufstätig war und Geld verdiente, unterstützte ich sie nach Möglichkeit, obwohl ich wusste, dass Janova das nicht erwartete, dass sie überglücklich war, nur von mir zu hören. Ich wusste ebenfalls, dass sie mich liebte wie einen eigenen Sohn – was ich ja in gewissem Sinne auch war. Sie hatte mir das Leben geschenkt.

Ihre fünf Kinder hatten nach und nach geheiratet und selbst Kinder bekommen, an deren Entwicklung ich mehr oder weniger Anteil nahm. Ich hatte nie vergessen, dass Janovas Einsatz für uns ihre Kinder das Leben hätte kosten können, dass die nächste Generation dieser Familie dann nie geboren worden wäre. Ich schaute meine eigenen Kinder an – Gisele, Ariele und Marc – und dachte: Auch ihr wäret ohne den Mut dieser grossartigen Frau nie zur Welt gekommen.

Jan war 1963 gestorben, und Janova starb 1970, einige Zeit bevor die politische Entspannung das Reisen zwischen Ost und West erleichterte, weshalb ich nicht an ihrer Beerdigung teilnehmen konnte. Seit 1946 hatten die Puchalskis in Danzig gelebt, und dort waren sie auch begraben.

Auf der Rückreise von Moskau machte ich in Warschau halt. Ich hatte der Familie geschrieben, und die zwei ältesten Töchter – Sabina und Krystyna – kamen in die Stadt, um mich zu treffen. Es war ein sehr bewegendes Wiedersehen. Wir blieben die ganze Nacht wach, sassen im Hotel und sprachen über die Vergangenheit und tauschten Neuigkeiten über unsere Familien aus.

Zwei Jahre später traf ich die Puchalskis während einer erneuten Reise nach Polen wieder. Ich sollte in Posen einen Vortrag halten, und diesmal konnten mehr Mitglieder der Familie, darunter sogar einige der Enkelkinder von Jan und Janova, kommen. Wir trafen uns dort zu einem Festessen, und wiederum blieben alle über Nacht. Wie wunderbar es doch wäre, dachte ich an dem Abend, wenn Janova uns alle zusammen sehen könnte.

Bei einer weiteren Reise gelang es mir – diesmal völlig unerwartet – , eine ganz andere Verbindung zu meiner Herkunft herzustellen. Vor dem Krieg hatte ich von meinem Vater erfahren, dass wir in der Sowjetunion Verwandte hatten. Ich fragte mich des Öfteren, ob es ihnen gelungen war, den Krieg zu überleben, doch da ich weder ihre Namen kannte noch wusste, wo sie wohnten, hatte ich keinerlei Hoffnung herauszufinden, was mit ihnen geschehen war.

Einige Jahre nach meinem ersten Besuch in der UdSSR erhielt ich dann einen Brief des sowjetischen Mathematikers Simcha Suchowitzky, der mich via Israel erreichte. Er sei, schrieb Suchowitzky, mein Vetter, denn seinen Nachforschungen zufolge müsse ich der Sohn von Archik Zandman sein, von eben jenem Archik Zandman, der während des Ersten Weltkriegs bei seiner Familie gewohnt habe.

Wie Suchowitzky mir später erzählte, hatte er in Wilna einem Prüfungsausschuss für Doktoranden vorgestanden, und nach dem Rigorosum hatte der Doktorvater eines Kandidaten einen Empfang gegeben,

bei dem er ausführlich über eine Vorlesungsreihe zum Thema Spannungsoptik berichtete, die er kurz zuvor gehört hatte – Vorlesungen eines amerikanischen Wissenschaftlers namens Zandman, den er danach persönlich kennengelernt habe.

«Zandman?» fragte Suchowitzky. «Meine Mutter war eine Zandman. Wo kommt er her?»

«Also», sagte der Professor, «er lebt in Amerika, aber geboren ist er in Grodno. «

In dem Augenblick, erklärte Suchowitzky mir, sei ihm klar gewesen, dass wenigstens ein weiterer Angehöriger der Familie Zandman den Holocaust überlebt hatte.

Wir trafen uns bei meinem zweiten UdSSR-Besuch in Moskau, wo Suchowitzky als Universitätsprofessor lehrte. Zu meiner Überraschung sprach er mich auf hebräisch an. Die Geschichte, die er mir erzählte, zeigte mir wieder einmal, wie sehr die Wendungen des Schicksals unser Leben bestimmen, nicht zuletzt das Leben der Juden in der Sowjetunion.

Suchowitzky stammte aus einer frommen Familie – alle früheren Generationen der Zandmans waren fromm gewesen – und hatte als junger Mann die Rabbinerschule in Witebsk besucht (daher konnte er auch Hebräisch). Er wurde sogar ordiniert. Als Stalin an die Macht kam, entstand eine gefährlich antireligiöse Atmosphäre, so dass Suchowitzky aus Angst nach Kiew umzog, wo ihn niemand kannte, und ein Studium an der Universität aufnahm. Er liebte die Naturwissenschaften. In der Sowjetunion war man aber auch als Biologe, ja sogar als Physiker grossen Gefahren ausgesetzt, deshalb entschied er sich für die Mathematik, das einzige Fach, das seines Wissens absolut ohne politische Bezüge war. Er dachte nicht als einziger so – in seiner Familie flüchteten sich fast alle in die Mathematik. Von den zwölf Angehörigen, die ich kennenlernte, waren die meisten Mathematiker.

Es war eine grosse Freude für mich, Simcha und seine Familie zu finden, eine gänzlich unerwartete Verbindung zu meiner Vergangenheit. In der Zeit, als Simcha und ich zueinanderfanden, begann ich jedoch Sender zu verlieren, den Menschen, dem ich mich so sehr verbunden

. Sender hatte in Paris mit der Zeit Fuss gefasst, sein Unternehmen florierende. Er heiratete wieder, und seine Frau schenkte zwei Kindern das Leben, Antoinette und Michel. Wir konnten uns regelmässig sehen, da ich häufig in Paris zu tun hatte. Über die Vergangenheit sprachen wir weiterhin nie; die Empfindungen zu diesem Thema hatte er so tief in seinem Innern verborgen wie ich. Doch das Band zwischen uns war viel stärker als unser Schweigen.

Im September 1972 erhielt ich einen Anruf von seiner Frau. Als ich ihre Stimme am Telefon hörte, wusste ich sofort, dass etwas nicht in Ordnung war. Sender sei krank, sagte sie. Er sei zu einer Operation ins Krankenhaus gekommen, und anschliessend habe der Arzt ihr mitgeteilt, es sei Lungenkrebs. Man habe nichts entfernt, denn der Krebs sei schon zu weit fortgeschritten. Sender wisse noch nichts davon.

Ich flog unverzüglich nach Paris und begleitete Roma ins amerikanische Krankenhaus, wo Sender behandelt wurde. Der Arzt erklärte mir, angesichts des fortgeschrittenen Stadiums könne weder eine Operation noch irgendeine andere Behandlung mehr helfen. Zuerst wollte ich es einfach nicht glauben. Ich war der Überzeugung, ich bräuchte Sender nur nach Philadelphia zu bringen, die dortigen Ärzte würden ihm schon zu helfen wissen. Also rief ich den bekannten Krebsspezialisten Dr. Jonathan Rhodes in Philadelphia an und stellte den Kontakt zwischen ihm und Senders französischem Arzt her. Als Rhodes mich zurückrief, machte er mir jedoch keinerlei Hoffnung. «Es wäre zwecklos, Ihren Onkel hierherzubringen», sagte er. «Wir können nichts für ihn tun. Er hat nur noch sechs bis neun Monate zu leben.»

Als wir wussten, wie hoffnungslos es war, meinte Roma: «Wenn du gern noch einmal mit Sender verreisen möchtest, Felix, solltest du es jetzt tun.» Nun hatte ich in der Tat das Bedürfnis verspürt, Sender zu einem Besuch nach Israel mitzunehmen. Im Oktober fuhren wir beide gemeinsam mit seiner Tochter Antoinette hin. Es war eine wunderschöne Zeit, obwohl die Reise mich sehr aufwühlte. Ich wusste, dass Sender bald sterben würde, aber er wusste es nicht. Roma hatte sich entschlossen, es ihm nicht zu sagen. Als ich sie fragte, ob es nicht besser wäre,



wenn er es erführe, damit er sich auf den Tod vorbereiten könne, erwiderte sie: «Ausgeschlossen. Jeder Tag, den er ohne Angst leben kann, ist kostbar.» Ich respektierte ihren Willen. Während unseres Aufenthalts in Jerusalem besuchten wir die Familie meines Onkels Mosche – seine Frau Laura und die Söhne Dubi und Dror. Mosche Zandman war acht Jahre zuvor gestorben: Mit ihm starb der letzte aus der Familie meines Vaters, der den Holocaust überlebt hatte, so wie Sender, dessen Tod nun nahte, der letzte Überlebende aus der Familie meiner Mutter war.

Nach unserer Rückkehr telefonierte ich regelmässig mit Sender, und als sein Zustand sich verschlechterte, flog ich zwischen Amerika und Frankreich hin und her. Dr. Rhodes wies darauf hin, eine Chemotherapie könne den Fortgang der Krankheit aufhalten, doch die Chemotherapie war damals noch nicht sehr weit entwickelt, und es machte sich niemand Illusionen, dass sie eine Heilung bewirken könnte. Angesichts ihrer schrecklichen Nebenwirkungen stand zu befürchten, dass sie Senders Leiden womöglich nur verschlimmern würde.

Als ich am 21. Mai 1973 den Arzt anrief, um mich nach dem Zustand meines Onkels zu erkundigen, wurde mir bedeutet, ich käme am besten unverzüglich nach Paris. Ich flog noch am selben Abend los und traf am Morgen bei ihm zu Hause ein. «Armer Felix», sagte Roma, als sie mir die Tür öffnete, «Sender ist gestern Abend gestorben.»

Die Beerdigung fand in Paris auf dem Friedhof von Bagneux statt. Anschliessend erzählte mir Josef Weiss, Sender habe ihn nach unserer Rückkehr aus Israel gefragt, wie es mir gehe. «Felix hat mich beim Abschied so seltsam angeschaut», hatte er zu Weiss gesagt, «ganz seltsam und sehr traurig. Ich glaube, er ist krank. Ich fürchte, er muss sterben.» Er ahnte nicht, dass meine Trauer sowohl ihm als auch mir selbst galt. Senders Tod bedeutete für mich einen unermesslichen Verlust. Er war das einzige Bindeglied zu der Familie, die mich aufgezogen und geliebt hatte. In dem abgeschlossenen privaten Universum, in dem ich wirklich zu Hause war, war er als einziger anderer Mensch anwesend. Mir war, als hätte ich noch einmal einen Vater verloren.

Im Jahr 1973 erhielt ich aus Washington die Erlaubnis, eine Lizenz für den Folienwiderstand an die Sowjetunion zu vergeben. Doch am 6. Oktober des Jahres, an Jom Kippur, brach im Golan und am Suezkanal Krieg aus. Ägypten und Syrien setzten zu einem gemeinsamen Angriff an, der die meisten Israelis beim Gebet in der Synagoge überraschte. Israel musste von Neuem seine Existenz verteidigen, gegen Feinde, die von den Sowjets bis an die Zähne bewaffnet worden waren. Ich fasste daraufhin sofort den Entschluss, keine Lizenz auszustellen. Als die sowjetische Botschaft sich telefonisch nach dem Grund erkundigte, erklärte ich, ich könne ihnen keine Lizenz für etwas geben, das von militärischem Nutzen sei und dazu beitragen könne, Juden zu töten.

Wie jedesmal, wenn Israel sich im Krieg befand, geriet ich in einen Zustand höchster Erregung. Nur dass ich mich dem Land diesmal enger denn je verbunden fühlte.

Das lag zunächst einmal daran, dass meine inzwischen siebzehnjährige Tochter Gisele sich entschieden hatte, in Zukunft in Israel zu leben. Zum ersten Mal hatte ich sie im Jahr 1969 dorthin mitgenommen, und seither war sie mehrmals allein in Israel gewesen. Und obwohl ich nie fähig gewesen war, viel über den Holocaust zu sprechen, war unser Familienleben von dem Bewusstsein geprägt, dass wir Juden waren, und von unseren Empfindungen gegenüber Israel. Ich hatte mit den Kindern über die Alija – die Auswanderung nach Israel – gesprochen und wusste, dass dieser Gedanke Wurzeln in ihnen geschlagen hatte.

Ariele war erst fünfzehn und Marc zwölf Jahre alt, doch Gisele hatte im Juni des Jahres ihren Abschluss an der Akiba Academy gemacht, einer weltlichen jüdischen Schule in einem Vorort von Philadelphia, wo sie neben den üblichen Fächern auch Hebräisch gelernt hatte. Sie war ein ernstes, intelligentes Mädchen, reif für ihr Alter, und ihre tiefschürfenden Gedanken zu wichtigen Fragen überraschten selbst Menschen, die sie gut kannten. Nach der Abschlussfeier im Juli – drei Monate vor Beginn des Jom-Kippur-Krieges – war Gisele nach Tel Aviv gereist, um herauszufinden, ob Israel ein Land war, in dem sie sich wirklich zu Hause fühlen konnte.

Bei Kriegsausbruch weilte Gisele nicht in Israel, sondern in Philadelphia. Ich hatte sie gebeten zu kommen, weil ich mich einer Operation unterziehen musste. Es war nichts Ernstes, doch ich wollte sie für den Fall etwaiger unerwarteter Komplikationen in der Nähe haben. Ich hatte die Operation bereits hinter mir, als die Nachricht vom Beginn der Feindseligkeiten eintraf. Gisele wollte sofort zurückfliegen. Ich liess es aber nicht zu. Es sei wichtig für mich, erklärte ich ihr, dass sie bei der Familie bliebe, vor allem weil ich mich bereits selber um einen freien Platz in einer El-Al-Maschine bemühte.

Nach meinem Abflug schrieb sie mir einen Brief (den ich später, als sie nach Tel Aviv zurückgefliegen war, unter meinem Kopfkissen fand):

*Lieber Daddy!*

*Ich liebe Dich. Ich weiss, dass uns dasselbe am Herzen liegt: Israel. Dieser Krieg hat mir meine tiefe Verbundenheit mit dem Land deutlich vor Augen geführt. In Gedanken war ich die ganze Zeit mit Israels Schicksal beschäftigt. Ich vermag keinerlei Beziehung zu Menschen aufzubauen, denen Israel nichts bedeutet. Ich weiss jetzt, dass mein Platz in Israel, und nur in Israel, ist. Ich habe mich in den USA (ausser in diesem Haus) gänzlich fehl am Platze und so hilflos gefühlt. Das ist vielleicht auch der Grund, warum ich Mommy gegenüber so nervös war. Aber ich verspreche, beim Studium mein Bestes zu geben – mehr als das kann ich nicht geben. Hab bitte Vertrauen in mich. Ich kann Dir nicht versprechen, dass ich mich in allem, was ich tue, richtig verhalten werde – Menschen lernen aus den eigenen Fehlern –, ich werde aber nach bestem Wissen und Gewissen handeln. Mach Dir keine Sorgen, ich bin sicher in diesem Land, körperlich, aber wichtiger noch, geistig. Ich habe mein Jüdischsein nie so stark empfunden.*

*In Liebe,  
Gisele*

Und so wie meine Familie war auch ich jetzt noch enger mit Israel verbunden. Das lag nicht nur am Geschäft. Seit zwei Jahren arbeitete ich an einem Geheimprojekt für die israelische Armee. Es ging um eine Entwicklung, die israelischen Panzern einen gewichtigen Vorteil gegen-

über den Gegnern verschaffen sollte. Und genau in diesem Augenblick mühten sich Israels Panzerdivisionen verzweifelt, den arabischen Vormarsch aufzuhalten, und erlitten schwere Verluste. Meine Entwicklung war fast einsatzbereit, und angesichts der schrecklichen Kriegsmeldungen aus Israel flammte die Hoffnung in mir auf, dass sie vielleicht noch rechtzeitig kam, um den Ausgang des Krieges zu beeinflussen.

## 18

### *Die Thermohülle*

Angefangen hatte es einige Jahre zuvor mit einem von Israel ausgerichteten Galadinner in Philadelphia zur Ehrung von Persönlichkeiten, die sich im Rahmen einer Aktion zur Zeichnung von Staatsanleihen verdient gemacht hatten. Als Gesandter der Regierung Golda Meir war General Israel Tal erschienen. Er hatte mir eine Medaille überreicht und eine Ansprache gehalten. Anschliessend verlies ich mit kurzen Worten meinen Empfindungen gegenüber Israel Ausdruck. Ich kannte den General nicht persönlich, wusste aber um seinen beachtlichen Ruf. Israel Tal galt als der grösste israelische Panzerkommandeur: Im Sechstagekrieg hatte seine Division die ägyptischen Streitkräfte im nördlichen Teil der Halbinsel Sinai vernichtet, und bis vor Kurzem war er Befehlshaber des israelischen Panzerkorps gewesen. So sah er auch aus. Er war untersetzt, hatte kurzgeschnittenes schwarzes Haar, einen durchdringenden Blick und strahlte, wie ein Boxchampion, gezügelte Kraft aus.

Nach dem Essen unterhielten wir uns eine Weile. «Jetzt weiss ich, wer Sie sind», sagte Tal mit seiner rauhen Stimme. «Sie sind Fachmann für Spannungsmessung. Auf dem Gebiet haben wir ein paar Probleme, die ich gern mit Ihnen besprechen würde. Wenn Sie wollen, können Sie uns möglicherweise sogar helfen. Kommen Sie doch, wenn Sie das nächste Mal in Israel sind, bei mir vorbei.»

Das tat ich dann auch. Tal hatte seine Büros im Verteidigungsministerium, wo er mit der Konstruktion des MerkavaPanzers – des völlig neuartigen Kampfpanzers der israelischen Armee – befasst war. Ich wusste ganz allgemein von einer Kontroverse innerhalb des israelischen Militärs über die Frage, ob die nächste Panzergeneration aus leichten oder schweren Geräten bestehen sollte. Hauptbefürworter der schweren

Panzer war Tal gewesen, und er hatte alle Gegner aus dem Feld geschlagen.

Tals Arbeitsstätte bestand aus einer Reihe kleiner, düsterer Räume, in denen jede Ecke, jedes verfügbare Stück Fussboden genutzt wurde, um unterschiedliche Arten von Panzermunition, Motorteile und Panzerungsplatten zu lagern. Die Wände waren mit Fotos von Panzern in Ruhestellung und im Einsatz geschmückt. Als erstes informierte mich Tal (oder «Talik», wie ihn in Israel alle nannten) über den derzeitigen Stand der israelischen Panzerentwicklung. Eine Reihe angesehener Generäle habe sich für den Bau leichter Panzer eingesetzt, sagte er, dieser Forderung habe er sich jedoch unerbittlich widersetzt. Man könne zwar für das gleiche Geld mehr leichte Panzer bauen, sie seien aber auch verwundbarer. Im Grunde gehe es darum, Menschenleben zu schützen. «Philosophisch gesehen», erklärte er, «können wir als Armee, als Israelis und als Juden keine Panzer bauen, die das Leben unserer Soldaten aufs Spiel setzen. Sie stellen unsere wertvollste Ressource dar, und die müssen wir schützen. Das macht den Kern unserer militärischen Verpflichtung aus.»

Beim Entwurf des neuen Merkava war daher oberste Priorität von Anfang an der Schutz der Soldaten. Um die Sicherheit zu erhöhen, sollte der Motor vorn sein statt hinten, wie bei allen anderen Panzern der Welt üblich. Durch diese Veränderung entstand vorn ein stärkerer Schutzschild und hinten zusätzlicher Platz für Infanteristen. Der Merkava würde mehr sein als ein einfacher Panzer; mit ihm könnten Soldaten an die Front transportiert werden, er könnte aber auch einem Kommandeur und seinem Stab als gepanzertes Hauptquartier dienen. Dank seiner ungewöhnlichen rückwärtigen Luke könnte der Merkava ausserdem dazu genutzt werden, Verwundete vom Schlachtfeld zu evakuieren; Tal erläuterte mir seine Erfindungen bezüglich Brandschutz und Munitionslagerung sowie sein neues Panzerungskonzept: aufregende Entwicklungen, in die ganz offensichtlich eine enorme Menge neuer Technologie Eingang finden würde.

«Mein Gott», sagte ich deshalb, «da müssen Sie aber einen riesigen wissenschaftlichen Mitarbeiterstab haben – allein um die Pläne auszu-

arbeiten, von ihrer Realisierung ganz zu schweigen.» Der Mitarbeiterstab bestand jedoch aus einer einzigen Person: Talik. Als Berufsoffizier und Panzerkommandeur besass er Kampferfahrung mit den meisten wichtigen Panzern der Welt: mit amerikanischen, britischen, französischen und sogar – eroberten – sowjetischen Typen. Und er wusste um ihre Schwächen.

Tal war der erste Panzerkorpsgeneral, der zugleich Panzer entwarf. Wie überall in der Welt ist normalerweise auch in Israel der Konstrukteur ein Ingenieur und der Benutzer ein General. Selbstverständlich reden sie miteinander, doch gibt es niemanden, der bis ins kleinste Detail versteht, was notwendig ist, und gleichzeitig weiss, wie es sich bewerkstelligen lässt. Bis auf Tal.

Als er mir darlegte, was er da machte und warum, war ich vollkommen fasziniert von der Präzision, mit der er technische Probleme umriss, und von der Intelligenz seiner Lösungswege. Er muss wenigstens ein Hochschulstudium als Ingenieur absolviert haben, dachte ich, oder vielleicht hat er auch promoviert. Dem war aber nicht so. Tal besass zwar tatsächlich einen Dokortitel, aber in Philosophie. Das Ingenieurwissen hatte er sich selbst beigebracht. Er ging mühelos mit der Fachterminologie um und fand laufend kreative Lösungen für technische Probleme.

Das Problem, bei dem ich ihm seiner Meinung nach helfen konnte, betraf das Geschütz des Merkava. Wie er mir erklärte, tauchte bei sämtlichen Panzergeschützen eine gravierende ballistische Schwierigkeit auf, die ihre Zielgenauigkeit auf grosse Entfernung beeinträchtigte. Nachdem er die meisten anderen Konstruktionsprobleme gelöst habe, wolle er nun auch hierfür eine Lösung finden.

Da ich bisher nie etwas mit Geschützen oder Ballistik zu tun gehabt hatte, erklärte er mir die Sache ganz ausführlich. Ein Geschützrohr besteht aus Metall, und wie alle Metalle unterliegt auch dieses Rohr Temperatureinflüssen: Bei Wärme dehnt es sich aus, bei Kälte zieht es sich zusammen. Der obere Teil einer Panzerkanone ist gewöhnlich der Sonne ausgesetzt und erwärmt sich, während der untere Teil im Schat-

ten liegt und sich nicht erwärmt. Infolgedessen krümmt sich das Rohr ein wenig – eine geringe, aber entscheidende Verschiebung, wenn es darum geht, ein fernes Ziel zu treffen. Das lange Rohr ist so empfindlich, dass Temperaturschwankungen durch Wind, Wolkenschatten, Regenfälle oder andere äussere Einflüsse sich auf die Kanone auswirken und sie somit zu einem dynamischen Gegenstand wird, der sich laufend in die Richtung verbiegt, die durch die Temperaturveränderung vorgegeben wird – wobei dergleichen mit blossem Auge selbstverständlich nicht zu erkennen ist. Wenn ein Panzerartillerist also sein Ziel durch das Visier anpeilt, ist die Kanone fehlgerichtet.

«Dieses Problem tritt bei allen Panzern auf», sagte Tal. «Oft wird versucht, das Rohr vor Temperaturschwankungen zu schützen, indem man es mit einem Schutzmantel überzieht, der meist aus Blech ist. Die Isolierung des Rohres gegenüber Umwelteinflüssen bietet jedoch nur eine partielle Lösung des Problems, denn ein Schutzmantel hält nicht nur Aussenwärme ab, sondern auch Eigenwärme drinnen, so dass die durch das Abfeuern der Geschützkanone verursachte Hitze nicht entweichen kann. Es besteht die Gefahr, dass die Munition in der Trommel explodiert.»

Aus diesem Grunde waren alle Hüllen so konstruiert, dass sie nur eingeschränkt funktionierten und eine Abkühlung möglich war. Das bedeutete jedoch, dass die Kanonenrohre nach wie vor durch Änderungen der Aussentemperatur beeinflusst wurden und die Schüsse immer noch nicht genau genug waren. «Das lässt mir keine Ruhe», meinte Tal. «Ich will eine echte Lösung.» So wie er es sagte, klang es fast wie eine Herausforderung.

Ich besprach das Problem mit Jim Starr, und bei meinem nächsten Besuch bei Tal hatte ich Jim sowie eine ganze Reihe von Geräten, Dehnungsmessern und Temperatursensoren dabei. Im Anschluss an die vorbereitenden Messungen machten wir uns bei Vishay Israel ernsthaft an die Arbeit. Wir installierten ein Geschützrohr, das wir mittels simulierter Witterungsverhältnisse einem breiten Spektrum von Situationen mit Temperaturschwankungen aussetzten. Wir machten auch Feldversuche mit Panzern, indem wir sie zu Schiessplätzen und Manöverübungen be-



gleiteten, um im Freien Spannung und hitzebedingte Deformationen zu messen.

Ich kehrte von jedem Feldversuch erschöpft und völlig ausgelaugt zurück, wollte sie aber unbedingt persönlich vornehmen. Ich wollte alles mit eigenen Augen sehen. Diese Aufgabe empfand ich als eine der grossartigsten, die ich in meinem bisherigen Leben zu lösen hatte. Ich war stolz und dankbar, dass Tal sich an mich gewandt hatte. Ich vermochte das Gefühl der Befriedigung gar nicht auszudrücken, das ich verspürte, weil ich bei der Verteidigung Israels eine Rolle spielen durfte.

Im Übrigen lernte ich Tal mit der Zeit besser kennen, und das war ein Erlebnis für sich. Ein Mensch mit einem solchen Verständnis technischer Probleme war mir selten begegnet, jemand mit einer so niedrigen Toleranzschwelle für unnützes Gerede noch nie. Leute, die etwas zu wissen vorgaben, das sie dann gar nicht wussten, konnte er nicht aushalten. Wenn Israel Tal einem eine Frage stellte, deren Antwort man nicht kannte, gab man am besten gleich zu, dass man es nicht wusste. Lind wenn man die Antwort wusste, formulierte man sie am besten kurz und prägnant. Wer ihm etwas vorzumachen versuchte, war für immer erledigt. Tal war unglaublich. Ich habe immer wieder erlebt, wie er Leuten das Wort abschnitt – anderen Generalen, Professoren vom Technion, jedem, der die Frechheit besass, ihm kostbare Zeit zu stehlen.

Diese Eigenschaft Tals war das absolute Gegenteil dessen, was ich von den Israelis kannte. Wenn in Israel ein Problem gelöst werden muss, reden zuerst einmal eine Menge Leute gleichzeitig. «So muss man's machen», sagt einer. «Nein, so», sagt ein anderer. «Nein, noch anders», sagt ein dritter. Sie fallen sich gegenseitig ins Wort und machen einen Lärm, der einen Esel vertreiben könnte. Es ist so etwas wie ein nationaler Zeitvertreib.

Wenn so etwas bei Vishay Israel vorkommt, sage ich kein Wort. Ich lasse den Beteiligten zehn Minuten Zeit, sich gegenseitig anzubrüllen, und erkläre dann: «Nun mal einer nach dem anderen.» Der erste beginnt zu reden, wird aber sofort von drei anderen unterbrochen, die ihm beudeuten, er sei ein Idiot und wisse gar nicht, wovon er rede. Ausserdem

schlägt jeder eine andere Lösung vor. Doch ich bin geduldig. Ich bin nicht wie Talik.

Wenn alles vorbei ist, sage ich: «So, jetzt habe ich viel gehört und nichts verstanden. Deshalb Schluss mit dem Reden. Ich möchte, dass jeder von Ihnen seinen Lösungsvorschlag aufschreibt – eine halbe Seite lang, mehr nicht. Schön säuberlich auf Papier und namentlich unterzeichnet – also keinen Unsinn.»

Es ist interessant zu sehen, dass sich die meisten gar nicht schriftlich äussern wollen. Dazu sind dann nur ein oder zwei bereit, und bei zwei schriftlichen Antworten erhalte ich zwei brauchbare Lösungsvorschläge. Das ganze Gerede, der ganze Lärm war eigentlich bloss der Versuch, mitzumischen, sich Gehör zu verschaffen.

Amerikaner können ein solches Verhalten in der Regel nicht ausstehen. Tal auch nicht. Er lässt es sich einfach nicht gefallen. (In der Hinsicht ist er viel amerikanischer als ich.) Sobald es losgeht – und es geht immer wieder los, es ist wie ein Reflex –, haut er auf den Tisch und ruft mit heiserer Stimme: «Mund halten! Einer nach dem anderen. Und wenn Sie etwas nicht wissen, dann sagen Sie, dass Sie es nicht wissen! «Damit schüchtert er alle ein, so dass nur diejenigen den Mund aufzumachen wagen, die tatsächlich etwas zu sagen haben. Der Tumult ist beendet, bevor er richtig angefangen hat. Auf die Weise sind die Sitzungen, die er leitet, sehr erfreulich und produktiv.

Als wir uns schon eine Weile kannten, fing Tal an, mich zu sich einzuladen. Er versprach mir, mich interessanten Leuten vorzustellen, und tatsächlich begegnete ich in seinem Haus unter anderem auch Schriftstellern, Wissenschaftlern, Philosophen und Bankiers. Ich nahm die Einladung an, sagte aber nie etwas. Es ist schwierig, in solch einer Gruppe von Israelis zu sprechen, weil sie natürlich alle gleichzeitig reden. Es wird ein Thema angeschnitten, und schon bricht ein Stimmengewirr los. Da die Gäste seine Freunde sind und das Gespräch für Panzer keinerlei Bedeutung hat, hält Talik sich hier zurück, reisst niemandem den Kopf ab. Und ich hörte einfach nur zu.

Ich stellte fest, dass Tal, was technische Fragen betraf, für mich einen hervorragenden Gesprächspartner abgab, lernte ihn aber auch als

Freund sehr schätzen. Ohne mit ihm über persönliche Dinge gesprochen zu haben, hatte ich das Gefühl, dass er mich verstand, und das war etwas, das sich in meinen Beziehungen zu anderen Menschen äusserst selten einstellte.

«Felix», sagte er eines Tages, «du bist ein innerlich Getriebener. Weisst du, was dich umtreibt?»

«Sag es mir», gab ich zurück.

Daraufhin zeigte er mir die Farben der in der israelischen Armee verwendeten Tapferkeitsmedaillen: rot, blau und für die höchste Auszeichnung gelb – die Farbe unseres DavidsternAbzeichens im Ghetto.

Tal war ein Mensch, der nicht nur über ein breites Wissen verfügte, sondern auch Tiefgang besass. Ich gewöhnte mich daran, ihn Hegel und Kant zitieren und die antike Literatur zu Vergleichen heranziehen zu hören. Sein leidenschaftliches Interesse an den grossen Philosophen war nach dem Studium nicht erlahmt. Was mich allerdings am meisten beeindruckte, war die Tatsache, dass Tal, dieser Krieger par excellence, im Grunde seines Herzens ein Mann des Friedens war, der den Krieg hasste, jemand, der seinen ausgeprägten Patriotismus mit einer zutiefst humanen Einstellung zu vereinbaren vermochte.

Im Laufe unserer Tests stellten wir fest, dass sich die Verzerrungen im Kanonenrohr präzise messen liessen. Und nachdem ich das einmal wusste, war ich mir sicher, dass wir ein Verfahren würden entwickeln können, das den Panzerartilleristen eine Korrektur der Abweichungen ermöglichte. So bestand beispielsweise die Möglichkeit, die Messergebnisse unseres Sensors auf ein Instrument im Inneren des Panzers zu übertragen, das den Schützen über die notwendige Korrektur seiner Zielnahme informierte.

Als nächstes wurden die Einzelheiten ausgearbeitet und die Instrumente hergestellt und installiert. Es funktionierte alles wunderbar. Ich war sehr glücklich, und so aufgeregt wie bei der Vorführung unseres Systems hatte ich Tal noch nie erlebt. Er neigte gewöhnlich nicht gerade zu Gefühlsausbrüchen, aber nun schien uns der Durchbruch in der Geschütztechnologie gelungen zu sein, nach dem er gesucht hatte.

Leider kam ich nach weiteren Versuchen zu dem Schluss, dass unser Mechanismus zwar eine höchst signifikante Verbesserung der Zielgenauigkeit bei grösseren Entfernungen möglich machte, unter realen Kampfbedingungen jedoch nicht nutzbar war. «Was soll das heissen?» knurrte Tal, als ich ihn davon informierte. «Wo liegt das Problem?»

«Bei Tests funktioniert alles», sagte ich. «Aber ich bin bei den Panzersoldaten gewesen, und sie haben mir erklärt, es sei beim Einsatz schwer zu nutzen. Sie glauben, es würde die Schiessvorkehrungen allzusehr komplizieren.»

Tal wurde wütend. «Ich werde sie schon lehren, es zu benützen», sagte er. «Sie sind disziplinierte Leute, sie werden lernen, es einzusetzen!»

«Mir ist nicht wohl dabei», erwiderte ich. «Der Gedanke, sie in einer Situation, in der es um Leben oder Tod geht, zusätzlich zu belasten, gefällt mir gar nicht.»

Nach einer längeren Diskussion erklärte Tal schliesslich: «In Ordnung, Felix. Gib dieses Projekt nicht auf, aber versuch auch, etwas anderes zu entwickeln.»

Wir mussten einen Weg finden, bei dem sich eine Mitarbeit der Panzerbesatzung erübrigte, bei dem sie nicht im Geringsten von ihren Aufgaben abgelenkt wurde – ein selbsttätig funktionierendes Instrument. Wir probierten verschiedene Möglichkeiten aus und kamen zu dem Schluss, dass die Lösung des Problems darin bestünde, eine Schutzhülle über die Kanone zu ziehen – was dem üblichen Vorgehen entsprach. Diese Schutzhülle barg aber, wie Talik mir erläutert hatte, das Risiko, dass das Geschütz, wenn die Hitze nicht entweichen konnte, in die Luft flog.

Nach ziemlich langem Herumexperimentieren kam uns schliesslich der Gedanke, ein spezielles Material zur Umwicklung des Geschützrohres herzustellen, das den Temperaturunterschied sofort ausgleichen und gleichzeitig die beim Abschuss entstehende Hitze zerstreuen würde. Statt äussere Temperaturänderungen vom Geschütz fernzuhalten, würden wir sie einkalkulieren. Da sich die Materialverzerrung durch ungleiche Hitzeentwicklung ergab, mussten wir die Temperatur am Geschützrohr ausgleichen. Die Armee taufte diese Vorrichtung «Thermo-

hülle» und gab ihr den Decknamen «Tampa». Bei den Tests stellten wir fest, dass unsere Entwicklung bei Fernzielen die Ungenauigkeit von drei Metern auf 20 Zentimeter reduzierte. Panzer, die damit ausgerüstet wurden, konnten feindliche Panzer anpeilen wie Scharfschützen, während sie selbst ausser Schussweite blieben. Talik bezeichnete diese Erfindung als «kopernikanische Revolution».

Nach Beendigung der Tests ging er mit den Resultaten zur US-Armee. Das Pentagon zeigte Interesse und veranstaltete in Aberdeen, Maryland, Feldversuche, bei denen konkurrierende Projekte verglichen werden sollten: unsere Thermohülle mit dem bei amerikanischen Panzern verwendeten Schutzmantel von General Dynamics. Dieselbe Kanone wurde zuerst mit der einen, anschliessend mit der anderen Vorrichtung eingesetzt. Die Tests wurden – in Anwesenheit von US-Offizieren – von amerikanischen und israelischen Ingenieuren überwacht. Am Ende stellte sich heraus, dass unsere Lösung die amerikanische Vorrichtung weit übertroffen hatte. In dem US-Gutachten hiess es: «Die israelische Thermohülle ist unter allen Einsatzbedingungen überlegen.»

Dennoch kaufte das Pentagon schliesslich nicht eine einzige Vishay-Hülle, aus Gründen, die eindeutig nichts mit ihrer Leistungsfähigkeit zu tun hatten. In Israel erfüllte sie indessen alle Erwartungen. Im Libanonkrieg 1982 erwies sich das Präzisionsfeuer über grosse Entfernungen als so erfolgreich, dass die Militärs unsere Thermohülle nicht nur an den neuen Merkava-Panzern, sondern auch an den älteren Pattons, Centurions und so weiter, installierten.

Im Oktober 1973 war das alles jedoch noch Zukunftsmusik.

Einige Tage nach Ausbruch des Krieges ergatterte ich in New York einen Platz in einer El-Al-Maschine – zu dem Zeitpunkt gab es nur mehr El-Al-Flüge nach Israel. Ich hatte mich nie zu Kriegszeiten in Israel aufgehalten, musste aber nicht bis nach der Landung warten, um die bange Sorge und die Entschlossenheit der Israelis zu spüren. Neben mir im Flugzeug sass die Frau des israelischen Botschafters in Venezuela. Sie hatte ein Telegramm mit der Nachricht erhalten, dass ihr Sohn

schwer verwundet worden war, vielleicht sogar sterben musste. Die meisten anderen Passagiere waren junge Leute, die darauf brannten, zu ihren Einheiten zu kommen. Es herrschte eine angespannte Atmosphäre.

In Israel sah es ganz so aus, als stünde eine Katastrophe bevor. Auf den Golanhöhen sahen sich israelische Panzer einer Übermacht von syrischen und irakischen Panzerfahrzeugen gegenüber. Am Suezkanal hatten israelische Panzer vom schnellen Einsatzkontingent schwere Verluste durch die ägyptische Panzerabwehr-Infanterie mit ihren ferngelenkten Sagger-Raketen hinnehmen müssen. Und anschliessend war eine Gegenoffensive der israelischen Streitkräfte, mit einem ihrer hochgerühmten Panzerangriffe als Stosskeil, in den ägyptischen Brückenkopfbefestigungen steckengeblieben.

Ich verspürte den Drang, irgendetwas zu unternehmen. In Gedanken war ich unentwegt mit der Thermohülle beschäftigt, denn ich hielt es für möglich, dass die israelischen Panzer bei grösserer Reichweite ihrer Geschütze vielleicht selbst jetzt noch eine Wendung des Kriegsgeschehens herbeizuführen vermöchten. Inzwischen hatte ich alle technischen Details der Thermohülle ausgearbeitet, wir hatten die Produktion aber noch nicht aufgenommen. Vielleicht konnten wir etwas improvisieren und rasch zum Einsatz bringen.

Als ich zu dem riesigen Panzerdepot ausserhalb von Tel Aviv fuhr, traute ich meinen Augen nicht. Dort waren sonst immer jede Menge Panzer zu sehen – manche befanden sich im Bau, andere wurden umgerüstet, wieder andere gelagert. Jetzt stand alles leer, ich erblickte kein einziges Fahrzeug. Eine Geisterstadt. Für meine Experimente benötigte ich einen Panzer, es stand aber keiner zur Verfügung. Alles, was einen Motor und ein Geschützrohr besass, befand sich an der Front. Am Ende wurde irgendwoher einer beschafft, an dessen Kanone ich mehrere Möglichkeiten ausprobierte. Zu guter Letzt brachte ich eine modifizierte Thermohülle zustande; das nahm jedoch etliche Tage in Anspruch. Zum Glück hatten die israelischen Streitkräfte die Lage unterdessen wieder einigermaßen im Griff. Schliesslich wurde jedoch selbst mein Versuchspanzer in die Schlacht geschickt.

Ein paar Tage später war auch ich zur Front unterwegs. Mein Neffe Dubi Zandman (den ich zum ersten Mal 1951 als neugeborenes Baby gesehen hatte) befand sich in Alarmbereitschaft, seine Pioniereinheit wurde jedoch für den Fall eines jordanischen Angriffs von Osten her zurückgehalten. Dubi hatte tagelang ungeduldig und frustriert auf den Einsatzbefehl gewartet. Bei meinem Besuch bat er mich, meine Beziehungen zum Verteidigungsministerium spielen zu lassen und bitte dafür zu sorgen, dass er zu einer kämpfenden Einheit – ganz gleich zu welcher – versetzt würde. Ich kam seinem Wunsch nicht nach, seine Einheit wurde jedoch schon am nächsten Tag in den Sinai beordert. Da keine militärischen Transportmittel verfügbar waren, bat er mich, ihn hinzubringen. So kam es, dass ich kurzfristig einen Wagen voll junger Ingenieure nach Süden fuhr, wo sie (was sie zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht ahnten) bald schon Brücken über den Suezkanal bauen sollten.

Aus der Fabrik von Vishay Israel waren unterdessen – mit Ausnahme Moshe Shamirs und eines körperbehinderten Managers – alle Männer abgezogen worden. Der Krieg begann am Samstag, an Jom Kippur. Am Sonntag wurden alle Busse des öffentlichen Verkehrs requiriert. Soldaten und Reservisten (das sind in Israel alle Männer bis zum 55. Lebensjahr) wurden eingezogen und an die beiden Fronten gefahren.

Am Sonntag wurde in der Fabrik nicht gearbeitet. Am Montag begannen die Frauen der Manager, mit ihren Wagen Arbeitskräfte von daheim abzuholen. In der Produktion waren hauptsächlich Frauen beschäftigt, von denen am Montag immerhin ungefähr ein Drittel erschien. Binnen zwei Tagen war das Transportproblem gelöst, und alle kamen wieder zur Arbeit. Die Ingenieurabteilung war leergefegt, die Qualitätskontrolle kam zum Erliegen – alle primär männlich besetzten Bereiche ruhten. Doch die Frauen ernannten aus den eigenen Reihen Vorarbeiterinnen und sorgten für den Fortgang der Produktion. Der Warentransport stellte ein grosses Problem dar, weil nur noch El Al flog; nach anfänglicher Panik wurde aber auch dieses Problem gelöst. Die Qualität blieb ausgezeichnet, weil sich alle doppelt und dreifach auf ihre Arbeit konzentrierten.

Shamir arbeitete 24 Stunden am Tag. Da er normalerweise aber nicht an der Herstellung beteiligt war, konnte er nicht alles allein machen. Abe Inbar, der Produktionschef, kam abends in die Fabrik. Einer unserer Männer wurde von der Front im Süden an die im Norden versetzt und erhielt zwischendurch einen 24stündigen Urlaub – er erschien zur Arbeit. Als ich ihn in der Fabrik sah, sagte ich: «Was zum Teufel haben Sie hier zu suchen? Gehen Sie heim.» Er antwortete: «Nein, ich muss hier ein Problem lösen, über das ich an der Front die ganze Zeit nachgedacht habe. Ich gehe erst heute Abend.» Joe Szwarc aus Grodno, der Stalins polnischem Heer angehört hatte, war eingezogen worden. «Aber Joe», sagte ich, «was machst du denn nur? Du hast vor einigen Monaten einen Herzinfarkt gehabt. Das ist doch verrückt.» Er sagte: «Felix, du musst mir schwören, dass du niemandem etwas davon sagst.» So wie Inbar leistete auch Szwarc tagsüber als Offizier Dienst und kam abends zur Arbeit. Unter normalen Umständen mochten die Israelis unverbesserliche Individualisten sein, in Ausnahmesituationen aber verstanden sie sich darauf, alle miteinander an einem Strang zu ziehen, was mich mit Staunen und Bewunderung erfüllte.



## 19

### *Ruta*

Im Jahr 1974 feierte mein Sohn Marc seine Bar-Mizwa. Ariele war mittlerweile sechzehn, Gisele achtzehn Jahre alt. Gisele studierte Medizin an der Universität von Tel Aviv, und es war klar, dass Israel ihre neue Heimat werden würde. Ob Ariele und Marc ihr irgendwann dorthin folgen würden, wusste ich nicht. Sie waren in einem Vorort von Philadelphia aufgewachsen und von daher ganz normale amerikanische Kinder, andererseits waren sie aber, wie Gisele, auch von ihrer jüdischen Identität geprägt. Auch Ariele war entschlossen nach Beendigung der Highschool nach Israel zu ziehen. Aber als dieser Zeitpunkt gekommen war, hatte ich Probleme, mich damit abzufinden, da ich noch stark unter dem Eindruck der Scheidung stand. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sie mich verlassen würde. Am Ende überredete ich sie, Israel einstweilen aufzuschieben und bei mir zu bleiben.

Mittlerweile hatte sie sich an der Universität von Pennsylvania eingeschrieben und sich in Steven, einen jüdischen Jungen aus Philadelphia, verliebt. Sie warteten mit der Hochzeit bis nach dem Diplom und ich war ausser mir vor Freude, Arieles Kinder geboren zu sehen. Aber ich wusste, dass trotz ihres Lebens in Philadelphia Israel tief in ihrem Herzen verwurzelt war.

Obwohl ich mich immer ausserstande gefühlt hatte, mit ihnen über den Holocaust zu sprechen, wusste ich doch, dass sie sich als Kinder eines Holocaust-Überlebenden verstanden. In welcher Weise es ihr Selbstverständnis beeinflusste, konnte ich nicht ermessen (hätte es aber nur zu gern erfahren). Ich liebte sie von Herzen, musste jedoch hilflos mit ansehen, wie nun auch meine beiden jüngeren Kinder von meiner Gefühlswelt ausgeschlossen blieben, während sie heranwuchsen.

Genausowenig war ich mir darüber im Klaren, welchen Einfluss die unglückliche Beziehung zwischen Ruth und mir auf sie ausübte. Während all der Jahre hatte ich mich immer wieder bemüht, mich mit unserer Ehe abzufinden, doch ohne Erfolg. Unser Zusammenleben als Mann und Frau war, ganz im Gegenteil, immer schmerzvoller geworden. Sender hatte mir 23 Jahre zuvor erklärt, in unserer Familie gebe es keine Scheidungen. Ich besaß nicht länger die Kraft, diesen Grundsatz durchzuhalten.

Die Scheidung war weder für meine Frau noch für mich leicht. Die Erkenntnis, dass meine Familie auseinanderbrach, tat furchtbar weh. Es war nun einmal diese Familie, die mir Zuflucht und Schutz gewährt hatte, und was die Zukunft bringen würde, war ungewiss, vor allem, was die Kinder anging. Dieser Gedanke beunruhigte mich am meisten, und eine Zeitlang bedrückte mich die Frage sehr, wie sie wohl mit der Scheidung fertig wurden. Doch ich sah einfach keine Alternative.

In dieser Situation war es, zumindest für mich, von Vorteil, dass die Arbeit mich unerbittlich forderte. Unser Unternehmen florierte. Der Jahresumsatz von Vishay kletterte auf \$ 15 Millionen. Unsere Produkte eroberten einen stetig wachsenden Marktanteil. Die Gewinne stiegen, und wir legten Kapitalreserven an. Im Übrigen hatten wir Vishay wenige Jahre zuvor in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Allein die erste öffentliche Zeichnungsofferte hatte unser Kapital um mehrere Millionen Dollar erhöht und uns ganz neue Möglichkeiten der Unternehmensfinanzierung eröffnet. Dieser Prozess verlief allerdings nicht eben reibungslos.

Der Gang an die Börse war von Jack Hirsch vorbereitet worden, einem angesehenen Börsenmakler, der zu den führenden Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Philadelphias zählte. Mit Jack und seiner Frau Sophie verband mich eine enge Freundschaft, und Jack hatte einen Sitz in unserem Aufsichtsrat inne. Nach Durchsicht der Bücher hielt er den richtigen Zeitpunkt für gekommen. Das Unternehmen war profitabel und expandierte, unsere Buchführung war in Ordnung – wir erfüllten alle Kriterien für den Börsengang.

Im Januar 1972 waren die notwendigen Vorkehrungen getroffen. Jacks Maklerfirma hatte einen Prospekt über unser Unternehmen hergestellt, uns in die Finanzwelt eingeführt und war gerade mit den allerletzten Vorbereitungen für die Aktienaussgabe befasst. Ich sass in meinem Büro und dachte über die Zukunft von Vishay nach, als unser Fabrikleiter George Gerber mit leichenblassem Gesicht hereinstürmte. «Felix,» stiess er atemlos hervor, «im Bereich der ersten Produktionsstufe ist ein Feuer ausgebrochen.» Ich sprang auf.

«Sie brauchen nicht zu rennen», sagte er. «Alle Arbeiter sind draussen, glaube ich.»

«Was soll das heissen?» fuhr ich ihn an. «Sind sie nun alle in Sicherheit, oder sind sie es nicht?»

«Absolut sicher bin ich mir nicht», kam die Antwort, «aber ich glaube schon.»

Ich rannte über den Korridor in Richtung des Bereichs, in dem die feuergefährlichen und hochexplosiven Chemikalien lagerten, die während der ersten Phase der Chipfabrikation erforderlich waren. Dort stand eine erregte Menschenmenge vor der Brandsicherungstür, durch die schwarzer Rauch quoll. Auf dem Boden lag eine Frau mit Brandwunden im Gesicht und an den Händen, um die sich bereits jemand kümmerte.

Ich trat zur Tür, um sie zu öffnen. Da wurde ich von mehreren Händen gepackt, und ich hörte Leute rufen: «Gehen Sie nicht hinein, Felix. Das dürfen Sie nicht tun.» Doch ich riss mich los und stürzte hinein. Ich wollte mich vergewissern, dass sich niemand mehr drinnen befand, und schaute so rasch wie möglich überall nach, ausser in einem Bereich, in dem so dichter, beissender Rauch lag, dass man nichts erkennen und kaum atmen konnte. «Ist hier jemand?» schrie ich. Doch niemand antwortete, und ich konnte unmöglich länger dort bleiben.

Als ich zur Brandsicherungstür zurückkam, war sie fest verschlossen. Ich befürchtete schon, eingeschlossen zu sein, und rief laut, man solle mich hinauslassen, doch bevor ich in Panik geraten konnte, wurde die Tür aufgestossen, und ich drängte mich durch den Spalt.

Immer und immer wieder zählten wir die Anwesenden, bis einwand-

frei feststand, dass sich alle in Sicherheit befanden. Der Brand aber war verheerend. Ein Feuerwehrauto nach dem anderen traf ein, und ich schaute entsetzt zu, wie die Mauern einstürzten und der Produktionsbereich vom Feuer zerstört wurde. Ich war umgeben von Menschen, die beim Anblick ihres in Flammen aufgehenden Arbeitsplatzes in Tränen ausbrachen. Eine Frau umarmte und küsste mich. «Machen Sie sich keine Sorgen, Dr. Zandman. Keine Angst, wir werden alles wieder aufbauen.»

Als der Brand gelöscht war, glich die Anlage der ersten Produktionsstufe einer verkohlten Ruine. Und was nicht verbrannt war, war völlig durchnässt. Wir konnten keine Chips mehr herstellen – das Kernelement unserer Widerstände. Auch der gesamte Lagerbestand war in Rauch aufgegangen. Wir standen plötzlich ohne alles da.

Am Abend kamen sämtliche Manager, leitenden Angestellten und Vorarbeiter im Haus von George Gerber zusammen und diskutierten bis in die frühen Morgenstunden, was nun zu tun sei. Um acht Uhr erschienen alle zum Dienst, um mit den Aufräumarbeiten zu beginnen. Jetzt, bei Tageslicht, wurde das ganze Ausmass des Schadens noch offener. Es würde mindestens einen Monat dauern, bis wir die Produktion wieder aufnehmen könnten. Das war an sich schlimm genug, doch in wenigen Tagen musste ich mich auch noch auf den Weg machen, um das Meine zum Verkauf unserer ersten Aktienofferte beizutragen. Mir schlug das Herz bis zum Hals, und, tatsächlich, als der Vertreter des Bankhauses Drexel Lambert vorsprach, um sich den entstandenen Schaden anzuschauen, schüttelte er nur den Kopf und murmelte: «Das ist eine Katastrophe.»

Gerettet hat uns dann unsere Niederlassung in Israel. Kurz zuvor hatten wir in Holon, unmittelbar südlich von Tel Aviv, ein eigenes Fertigungswerk eröffnet. Von dem kleinen Betrieb mit den wenigen Beschäftigten, die anfangs über einem Ladenlokal arbeiteten, hatte Vishay Israel sich zu einem effizienten, gut organisierten Produktionsunternehmen mit über dreihundert Angestellten entwickelt. Zunächst hatte man sich auf das abschliessende Zusammenbauen der Widerstände beschränkt – den gleichen Arbeitsprozess, den auch unsere Lizenznehmer

in England, Frankreich, Deutschland und Japan durchführten. Inzwischen aber hatte das Unternehmen die höchst komplizierte Chipfertigung übernommen und verfügte bereits über Lagervorräte, mit denen es uns sofort aushelfen konnte. Wir brauchten tatsächlich einen ganzen Monat, um Malvern wieder aufzubauen; dank der laufenden Sendungen aus Israel entstanden uns jedoch kaum Lieferprobleme. Und zu meiner übergrossen Erleichterung litt auch der Börsengang nicht unter den Ereignissen.

Da unser Unternehmenszweig in Israel florierte und Gisele in Tel Aviv wohnte, verbrachte ich nun mehr Zeit in diesem Land als früher. Dadurch erweiterte sich mein Bekanntenkreis – es kamen neue Freunde hinzu, ich begegnete aber auch Menschen wieder, mit denen mich eine gemeinsame Vergangenheit verband. Zu ihnen gehörte Bella Hirschorn, die aus Grodno stammte, die ich jedoch in Slonim kennengelernt hatte, wohin meine Grosseltern 1941 geflüchtet waren. Als vierzehnjähriger mochte ich sie sehr gern, und ich hatte nie vergessen, wie sie sich in der Nacht, als Slonim niederbrannte, in der Hitze des Feuersturms ihre Bluse auszog. (Als ich sie daran erinnerte, schwor sie Stein und Bein, ich hätte die Geschichte erfunden.)

Nun wohnte Bella mit ihrem Mann Samuel Bornstein in Haifa. Wie meine anderen alten Freundinnen aus Grodno – Lisa Chapnik, Anja Rud und Haschia Bielitzka – war sie als Heldin aus dem Holocaust hervorgegangen. Sie hatte sich kurz nach dem deutschen Einmarsch einer Partisanengruppe angeschlossen und den Krieg im Kampf verbracht. Eines ihrer Erlebnisse liess mich, als sie davon erzählte, besonders erschauern. Im Verlauf einer Schlacht wurde sie von ihrer Einheit getrennt und versteckte sich, als die Deutschen in den Wäldern nach ihr suchten, hinter einem Baum. Die deutsche Patrouille rückte näher, und Bella beschloss, eher Selbstmord zu begehen, als sich gefangennehmen zu lassen. Sie besass aber nur ein Gewehr, und um sich mit einem Gewehr selbst erschiessen zu können, musste sie den Abzug mit einem Zeh betätigen. Die Nazis kamen immer näher. Sie mühte sich verzweifelt, ihren Stiefel aufzubinden, doch die Schnürsenkel waren festgefroren, und

sie vermochte sie mit ihren gefühllosen Fingern einfach nicht aufzubinden. Voller Verzweiflung hinter ihrem Baum kauern, sah sie, wie die deutschen Soldaten sich näherten – und vorbeiliefen, ohne auch nur einmal in ihre Richtung zu blicken.

Bella arbeitete jetzt für Isaac Zuckerman, der zusammen mit Mordechai Anielewicz den Aufstand im Warschauer Ghetto angeführt hatte. Mordechai war für die Verteidigung des Ghettos von innen verantwortlich gewesen, Zuckerman für die Beschaffung von Waffen und Nahrungsvorräten sowie die Verbindung der Kämpfenden mit der Außenwelt. Zuckerman war mir aus Erzählungen und Büchern bekannt. Leon Uris hatte ihm seinen Roman über den Aufstand – *Mila 18* – gewidmet. Nun stellte mich Bella ihm vor.

Zuckerman wohnte nördlich von Haifa im Kibbuz Lochamej haGe-taath – Ghettokämpfer. Dort hatte er ein Holocaustmuseum aufgebaut, mit einer unterirdischen Bibliothek, um ihren Bestand vor Bomben und Granaten zu schützen. Er hatte sein Leben vollkommen dem Bewahren der Erinnerung an die sechs Millionen Juden gewidmet, die durch den Holocaust ums Leben gekommen waren. Die Museumsbibliothek enthielt eine vollständige Sammlung der Bücher und Aufsätze zu diesem Thema. Während er mir das alles zeigte, sprach er voller Leidenschaft über die Bedeutung dieser Dokumentation. Ich müsse, so meinte er, selbst ein Buch über meine Erlebnisse schreiben.

«Es haben aber doch schon so viele davon geschrieben», sagte ich. «Was bedeutet da schon ein Buch mehr oder weniger?»

«Viel», erwiderte Zuckerman. «Alle diese Bücher sind von grosser Bedeutung. Jeder von uns muss Zeugnis ablegen. Jeder von uns hat einen besonderen Aspekt des Holocaust erlebt und kann dazu beitragen, dass seine Geschichte erhalten bleibt. Es sollte nichts verlorengehen.»

Zuckermans Argumentation klang überzeugend. Talik hatte ebenfalls eindringlich versucht, mich zum Schreiben zu bewegen. Doch ich zögerte. Zum einen gab es wirklich schon viele Bücher zu diesem Thema, denn die Geschichte eines jeden Überlebenden verdiente es, veröffentlicht zu werden. Zum anderen gehörte ich zu denjenigen, die

vergleichsweise Glück gehabt hatten. Als ich meine Angehörigen verlor, war ich bereits fünfzehn Jahre alt gewesen; meine Eltern und meine Grosseltern hatten mir ein reiches Vermächtnis mit auf den Weg gegeben. Ich hatte die Schule besuchen können und war in gewissem Sinne bereits geformt. Es gab ja so viele Juden, die keinerlei Erinnerung an ihre Eltern hatten, deren Kindheit ausgelöscht worden war. Israel war voll von Tragödien dieser Art, von Kindern, die ihre Eltern und sich selbst verloren hatten und die immer noch irgendwie überlebten. Ihr Schicksal war so viel schlimmer als meines. Im Vergleich dazu war meine Geschichte banal. Ich mochte eine Palme in fremder Erde sein, konnte mich aber wenigstens an den Palmenwald erinnern. Sie aber waren Palmen ohne jede Erinnerung. Sie träumten vielleicht davon, dass es einmal irgendso etwas gegeben hatte, es fehlte ihnen jedoch die Gewissheit. Und selbst wenn es sich lohnte, meine Geschichte zu erzählen, war ich nicht sicher, dass ich es verkraften konnte – ich hatte sowieso Schwierigkeiten, meine Gefühle diesbezüglich auszudrücken. Wie konnte ich mich dann hinsetzen und darüber schreiben?

Zuckerman vermochte mich nicht zu überzeugen, ein Buch zu schreiben, doch wir verstanden uns sehr gut und freundeten uns an. Eines Tages besuchte er mich bei Vishay und äusserte eine Bitte. In den polnischen Archiven in Warschau befand sich Material über das Ghetto und die Deutschen. Dokumente, die den Aufstand so darstellten, wie die Polen ihn wahrgenommen hatten. «Das brauchen wir», sagte Zuckerman, «es handelt sich um einzigartige Informationen.» Die kommunistische Regierung Polens war jedoch nicht bereit, die Dokumente herauszugeben. Schändlicherweise weigerte man sich sogar, Fotokopien zu liefern. Zuckerman wusste, dass ich von Zeit zu Zeit zu Vorträgen und wissenschaftlichen Tagungen hinter den Eisernen Vorhang reiste. Ob ich willens sei, das Material aus Polen herauszuschmuggeln? Es gebe jemanden, der die Dokumente aus den Archiven holen und mir aushändigen würde. Meine Aufgabe bestünde einzig darin, sie aus dem Land zu schaffen.

Mich packte eine fürchterliche Angst – ich konnte mir vorstellen, wie

es mir in den Händen des polnischen KGB ergehen würde! Trotzdem willigte ich ein. Ich traf meine Reisevorbereitungen, dachte schon über die günstigste Route und die sicherste Schmuggelmethode nach, als Zuckerman mich im letzten Moment anrief und mir mitteilte, er habe jemand anderen gefunden. Ich hatte meinen ganzen Mut zusammengenommen und mich innerlich darauf eingestellt, es zu tun, war jedoch nach diesem Telefonat unglaublich erleichtert.

Zuckerman starb, etwa ein Jahr nachdem wir uns kennengelernt hatten. Sein letztes Projekt bestand in der Durchführung des ersten Kongresses von Überlebenden des Holocaust, zu dem Teilnehmer aus aller Welt anreisten. Kurz danach verschied er – für mich und für viele andere war er ein wirklicher Held gewesen.

Ungefähr um die gleiche Zeit begegnete ich einem anderen jüdischen Getreuen in Israel, den ich allerdings bereits kannte. Ich war gerade von einer Vortagsreise durch China nach Tel Aviv zurückgekehrt, als Moshe Shamir mir mitteilte, sein alter Freund Elisha Roih habe bei ihm angerufen, um sich nach mir zu erkundigen. Ob mir der Name etwas sage.

Ich wählte die Telefonnummer. Eine Sekretärin erklärte mir, Mr. Roih befinde sich in einer Vorstandssitzung und dürfe nicht gestört werden. Ich stellte mich vor und bat sie, ihn von meinem Anruf zu benachrichtigen, es sei dringend. Eine Minute später sagte eine entfernt vertraute Stimme: «Felix, *se ata?* Bist du's wirklich?»

Die nächsten zwei Tage verbrachten Elisha und ich zusammen und redeten ununterbrochen. Als wir uns gegenüberstanden, trauten wir zunächst unseren Augen kaum. Elisha erzählte mir, wie er mich gefunden hatte. «Ich sass eines Tages vor dem Fernseher», berichtete er, «und schaute mir eine Sendung über die industrielle Entwicklung Israels an. Es wurde ein Unternehmen namens Vishay vorgestellt, dessen Gründer ein gewisser Professor Felix Zandman sei, und plötzlich erschien dieser Zandman auf dem Bildschirm, und mein Gott, Felix, er sah aus wie du! Und dann kam auch noch Moshe Shamir ins Bild. Der Moshe Shamir, den ich seit vielen Jahren kenne.»

Elisha hatte gleich am nächsten Tag bei Shamir angerufen und ihn



gefragt, ob er diesen Zandman gut kenne und ob der seines Wissens 1947 in Nancy studiert habe. «Selbstverständlich kenne ich Zandman gut», erwiderte er. «Er ist ein Verwandter von mir.» Ob ich in Nancy studiert hätte, wisse er allerdings nicht genau; auf jeden Fall hätte ich aber in Frankreich gelebt.

Shamir erzählte Elisha, ich befände mich zur Zeit in China und werde erst im folgenden Monat zurückerwartet. «Moshe», sagte Elisha, «es ist sehr wichtig: Wenn du ihn siehst, frag ihn bitte für mich, ob er bei Professor Schwartz in Nancy Mathematik studiert hat. Und ob er sich an Elisha Roih erinnert. Wenn er ja sagt, gib ihm meine Telefonnummer.»

Fasziniert hörte ich zu, als Elisha mir berichtete, wie es ihm seit unserer letzten Begegnung ergangen war. Ich hatte damals in Nancy von seiner Tätigkeit als Agent der Hagana gewusst, davon, dass er Waffen schmuggelte, Ausbildungslager organisierte, Flüchtlinge nach Israel schleuste. Was mir damals nicht bekannt war: Er hatte eine Zeitlang in französischen Gefängnissen gesessen, und er war Experte für Unterwasseraktionen. Zur Zeit des israelischen Unabhängigkeitskrieges gehörte er einer geheimen, aus fünfzehn Männern bestehenden Einheit an, die darauf spezialisiert waren, Schiffe mit für arabische Länder bestimmten Waffenladungen zu sprengen oder zu erobern. Anschliessend hatte er die Froschmänner-Einheit der israelischen Armee mitbegründet und war der erste Kommandeur einer Mossad-Spezialeinheit gewesen. Zur Zeit der Affäre um deutsche Raketenwissenschaftler hatte er sich in Ägypten aufgehalten, und im Zusammenhang mit der israelischen Unterstützung der Kurden in ihrem langwierigen Aufstand gegen Bagdad war er im Irak gewesen. Im Sechstagekrieg fungierte er als Israel Tals Geheimdienstchef im nördlichen Sinai. Danach hatte er seinen Abschied von der Armee genommen und war seitdem in der Ölindustrie tätig: Er leitete die Ölgesellschaft Gulf of Suez, die die Israelis 1967 übernommen hatten. «Mein Leben hat bisher aus lauter Überraschungen bestanden», sagte er. «Was immer ich plante, habe ich nicht ausgeführt, Felix, und alles, was ich getan habe, war nicht geplant.»

Wir schwelgten in Erinnerungen, und ich erzählte ihm von meinem

Leben. Wir hatten uns dreissig Jahre nicht gesehen, doch unsere Freundschaft bestand unvermindert fort. Bevor wir uns voneinander verabschiedeten, fragte Elisha mich mit einem Lächeln. «Da gibt es noch einen Punkt, Felix. Ich denke, nach so langer Zeit bist du mir eine Erklärung schuldig. Es betrifft nicht den Grund, warum du damals nicht mit uns gekommen bist. Das verstehe ich durchaus. Ich glaube, du hast damals das Richtige getan. Ich würde nur gern wissen, wie lange du nun schon in Israel engagiert bist.»

«Seit zehn oder elf Jahren», erwiderte ich.

«Und warum hast du mich in diesen zehn Jahren nie angerufen, Felix?»

Ich zögerte, bevor ich sagte: «Weil ich mich so geschämt habe, Elisha.»

Einige Zeit nach meiner Trennung von Ruth begannen Freunde, mich auf behutsame Weise mit Frauen bekannt zu machen. Ich sei doch frei, meinten sie. Warum also nicht? Aber ich war nicht besonders an einer neuen Verbindung interessiert, denn ich machte mir Sorgen um die Kinder, vor allem um Marc, der bei mir wohnte. Zum Zeitpunkt meiner Scheidung war er erst fünfzehn Jahre alt und verletzbarer als Gisele oder Ariele, die bereits beide studierten. Ich hatte Zeit gehabt, in Ruhe über meine Situation nachzudenken, und war nicht erpicht darauf, mein Leben durch eine neue Beziehung komplizierter zu machen.

Moshe Shamir hatte sein Haus vor einigen Jahren um ein Stockwerk erweitert. Während meiner Aufenthalte in Israel wohnte ich lieber bei ihm als im Hotel, und da ich sehr häufig in Israel weilte, betrachtete ich das Gästezimmer inzwischen als mein Zimmer. Ich ass gemeinsam mit der Familie und fühlte mich zu Hause. Als ich mich ungefähr zwei Jahre nach meiner Scheidung eines Tages nach unten in Moshes Wohnzimmer begab, stellte ich fest, dass er einen weiteren Gast zu unserem geplanten Abendessen eingeladen hatte. Wir wollten ausgehen, mit Leon Trachtenberg (der auf Besuch in Israel weilte) und zwei alten Freunden aus Grodno: Moishe Alperstein und Iska Rubinczyk (einem Sohn des

Chefs der jüdischen Ghetto-Polizei, der mit mir in der Kolonne nach Kielbasin marschiert war). Ausserdem war Matasake «Nikki» Nakazawa zugegen, der Geschäftsführer unserer neugegründeten japanischen Firma. (Nikki hatte uns erst vor Kurzem – in der Zeit, als er über unser Angebot nachdachte – mit seiner Frau in Malvern besucht. Sie hatte zu diesem Anlass einen formellen Kimono getragen: ein Anblick, den alle Mitarbeiter überwältigend fanden.)

Da sassen sie nun alle, und ausser ihnen hatte Shamir noch eine Person für diesen Abend eingeladen, Ruta Shoshani, eine attraktive Frau mit blondem Haar.

Ruta Shoshani ging mir nach diesem Abend nicht aus dem Sinn. Es hatte sich zwischen uns nichts Besonderes ergeben, doch ich fand sie sehr schön und hatte unsere Unterhaltung genossen. Wie ich von Shamir erfuhr, arbeitete sie in einer Werbeagentur, die die Fluggesellschaft El Al als Kunden hatte. Vorher war sie Büroleiterin von Yossi Sarrid gewesen, einem prominenten Politiker der Arbeiterpartei, und davor hatte sie wiederum in der Armee für den damals stellvertretenden Chef des Generalstabs, Yitzhak Rabin, und meinen Freund Israel Tal gearbeitet.

Ruta Shoshani war die Art von Mensch, die ich gern näher kennenlernen würde, weiter ging es eigentlich nicht. Doch Mosche Shamir hegte andere Vorstellungen, und irgendwie, sei es nun durch Zufall oder Absicht, ergab es sich so, dass Ruta und ich uns bei Familienfeiern der Shamirs und anderen Zusammenkünften wiedersahen. Und nach jeder neuerlichen Begegnung beschäftigte sie mich mehr, bis ich den Wunsch verspürte, ihr wirklich näherzukommen, und schliesslich anfang, ihr den Hof zu machen.

Als wir ernsthaft über uns zu sprechen begannen, nahm sie mich zu ihrer Familie mit, die nördlich von Tel Aviv in Hadera wohnte. Ihre Mutter und ihr Vater kamen mir in gewisser Weise gleich vertraut vor – sie waren Menschen des Schlages, den die Israelis besonders schätzen, Pioniere der ersten Stunde, die mit leeren Händen gekommen waren, um das Land aufzubauen und für sich und ihre Kinder eine neue Zukunft zu schaffen. Anfang der 30er Jahre waren sie aus Rumänien eingewandert.

Rutas Vater hatte zunächst als Handwerker gearbeitet, hatte jeden Job angenommen, den er finden konnte, und es schliesslich zum selbständigen Strassenbauunternehmer gebracht. Die beiden waren starke, bescheidene Menschen.

Ich stellte mit grossem Interesse fest, wie sehr diese rumänischen Juden den Menschen ähnelten, mit denen ich in Polen gross geworden war, obwohl ihre Heimat so weit von der meinigen entfernt lag. Rutas Mutter kochte die gleichen Gerichte wie meine Mutter, die Küche war erfüllt von den gleichen Gerüchen. Sie sprach das gleiche Jiddisch wie ich. Rutas Elternhaus war vom ersten Augenblick ein vertrauter Ort, an dem ich mich wohl fühlte. Ihre Art zu sprechen, ihre Menschlichkeit, ihre Ideale, ihre Einstellung zu Israel, ihre Äusserungen über die Vergangenheit und darüber, was sie verloren hatten (die Familie von Rutas Mutter war in Rumänien geblieben und dort umgekommen) – nichts war mir hier fremd. Sie brachten mich wieder in Verbindung mit meinen Wurzeln.

Der Eindruck vertiefte sich noch, als ich Rutas Eltern näher kennenlernte. Ich begleitete ihren Vater gern zur Synagoge. Er war kein besonders religiöser Mann, aber er betete, und die Gebete, die ihn bewegten, hatten auch meinen Vater bewegt und spielten in meiner Erinnerung eine grosse Rolle. Zum Beispiel das Gebet «Hineni», in dem der Vorbeter darum bittet, gereinigt zu werden, auf dass seine Sünden nicht auf die Gemeinde übergehen, während er für sie betet. Oder das Gebet «N'sana Tokes», das meinem Vater und meinem Grossvater jedesmal Tränen in die Augen trieb: Es handelte von Rabbi Amnon aus Mainz, der vom Bischof aufgefordert wurde, sich zum Christentum zu bekehren. Der Rabbi bat um drei Tage Bedenkzeit, die ihm auch zugestanden wurden. Nach Ablauf der Frist lehnte er den Übertritt ab und wurde wegen seiner Sturheit zu Tode gefoltert. Das Gebet erinnert daran, dass der Rabbi mit der Bitte um Bedenkzeit gesündigt hat – ein naheliegender Schritt, den er nie hätte tun dürfen.

Ich mochte auch Rutas Brüder gern; mir gefiel die Achtung, die sie ihren Eltern entgegenbrachten, und die Art, wie sie mit den eigenen Kindern umgingen. Ich beobachtete die Familie in ihrem Zusammenleben. Ich spürte, was sie füreinander empfanden, und nahm die grosse

Zuneigung wahr, die Ruta nicht nur ihren Eltern, sondern auch ihren Geschwistern gegenüber an den Tag legte und die mir sogar noch grösser vorkam als die doch bereits sehr grosse Zuneigung, die innerhalb meiner Familie in Grodno geherrscht hatte. Diese Dinge besaßen für mich immense Bedeutung. Bei Ruta zu Hause herrschte eine Atmosphäre, die von den Werten geprägt war, die ich am höchsten schätzte – es war ein Heim, in das ich hineinpasste und wo ich mich willkommen fühlte.

Ruta weckte in mir eine Reihe überraschender Emotionen, eine Leidenschaft, wie ich sie seit Langem nicht gekannt hatte, und den Wunsch, wieder eine Familie zu haben mit einer Frau an der Seite, die mir seelisch eng verbunden war. Wir sprachen über Gisele, Ariele und Marc, über meine Sorgen um das Verhältnis, das sich zwischen ihr und meinen Kindern entwickeln würde. So etwas liess sich nicht vorhersehen, doch als ich Ruta eine Weile kannte, kam ich zu dem Schluss, dass sie ihnen eine wundervolle Mutter sein würde. Sie hatten selbstverständlich die eigene Mutter, brauchten aber auch auf meiner Seite eine Frau, die stark war, die sie beschützen und ihnen beistehen konnte.

Das waren, so fand ich, Gründe, um jemanden zu heiraten. Mit der Zeit entdeckte ich aber noch etwas anderes in Ruta. Sie war ein Mensch, mit dem ich über die Dinge reden konnte, über die ich noch mit niemandem gesprochen hatte. In all meinen bisherigen Beziehungen zu anderen Menschen war meine Vergangenheit etwas Trennendes gewesen. Manche waren daran nicht wirklich interessiert, andere entwickelten eine unnatürliche Neugier oder reagierten angewidert. Der Holocaust beunruhigte die Menschen, niemand wollte ihm allzu nahekommen. Ruta aber fürchtete sich nicht. Bei ihr sah und spürte ich nur Mitgefühl.

Ich lernte Ruta 1977 kennen. Binnen eines Jahres beschlossen wir zu heiraten. «Ich möchte dir ein Geheimnis anvertrauen», sagte ich zu Israel Tal, als wir wieder einmal – wie es von Zeit zu Zeit vorkam, wenn er mich zu Rate zog – an einem Projekt zusammenarbeiteten.

Tal lachte. «Du hast keine Geheimnisse vor mir, Felix. Dafür funk-

tioniert mein Informationssystem viel zu gut. Du willst Ruta Shoshani heiraten, nicht wahr? Weissst du, Ruta ist meine Büroleiterin gewesen. Ich kenne sie seit vielen Jahren. Sie trug damals stets Sandalen und hatte immer rote Zehennägel. Sie ist ungemein fleissig, Felix, und sehr liebenswürdig. Ich war immer sehr von ihr beeindruckt.»

Wir feierten zweimal Hochzeit. Die erste Trauung fand am 10. September 1978 vor einem Richter in Philadelphia statt, für Ruta, wie ich wohl wusste, eine seltsame Vorstellung. (In Israel gibt es keine Ziviltrauung.) Doch es lebten sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Israel Menschen, deren Anwesenheit bei unserer Hochzeit uns wichtig war, und unsere jüdische Hochzeit wollten wir in Israel feiern. Nach Philadelphia bräuchten sie nicht zu kommen, sagte Ruta zu ihren Eltern, das sei gar keine echte Hochzeitszeremonie, sondern bloss eine Formalität. Es war trotzdem schön. Ein paar enge Freunde kamen, unter ihnen auch Marc Mostonoy, der Dirigent der Philadelphia Concerto Soloists, der uns ein besonderes Hochzeitsgeschenk machte: Er brachte vier Solisten mit, die ein Quartett für uns spielten.

Zu einem späteren Zeitpunkt im September feierten wir in Moshe Shamirs Haus zum zweitenmal Hochzeit. Diesmal wurden wir von einem Rabbi unter einer *chupa* getraut, in Anwesenheit einer grossen Zahl von Gästen: Rutas Angehörigen und all unseren Freunden. Unsere erste Hochzeitsfeier war karg gewesen und ein wenig förmlich verlaufen. Jetzt aber, so fanden wir beide, feierten wir richtig Hochzeit.

Als ich mich in dem unterirdischen Loch versteckt hielt, stellte ich mir oft vor, wie ich den Leuten, wenn einmal alles vorbei wäre, von unseren Erfahrungen erzählen würde. Es war eine tröstliche Vorstellung: Ich würde erzählen, und die Leute würden mir voller Mitgefühl und Verständnis zuhören. Allerdings wusste ich nie so recht, wer meine Zuhörer sein würden.

Hinterher musste ich dann feststellen, dass dies alles andere als leicht war. Es gab niemanden, dem ich davon erzählen konnte. Sender sprach nie mit mir darüber, obwohl wir die Zeit doch gemeinsam durchlebt hatten. Mehrmals versuchte ich, ein Gespräch über das Thema anzufangen, doch es erregte ihn jedesmal so sehr, dass ich gleich wieder verstummte. Nur ein einziges Mal haben wir von diesen Ereignissen gesprochen, und zwar als Josef Weiss anfing, von den wagemutigen Dingen zu erzählen, die Sender in jener Zeit unternommen hatte. Das führte zu einer Diskussion, an der Sender sich, genau wie ich, beteiligte, aber wirklich dem anderen zugehört hat dabei keiner. Jeder wollte nur von den eigenen Qualen reden.

Meine anderen Freunde, die den Holocaust überlebt hatten, waren ebenso verstört wie ich. Jeder hatte seine eigene bittere Geschichte, litt unter dem eigenen nie enden wollenden Trauma. Sie waren alle in sich gekehrt. Wenn überhaupt jemals einer darauf zu sprechen kam, fielen ihm die anderen alsbald ins Wort, um das Augenmerk auf die eigene Geschichte zu lenken. Alle waren innerlich vollkommen mit dem beschäftigt, was ihnen zugestossen war. Ich konnte das sehr gut verstehen und schwieg. In gewissem Sinne standen wir einander nah, wir sorgten uns umeinander. Doch gleichzeitig lebte jeder für sich in seiner eigenen, verschlossenen Welt.

Das hatte zur Folge, dass ich mich, was diese Dinge betraf, nieman-

dem gegenüber zu öffnen vermochte – keinem einzigen Freund, keiner Freundin und auch nicht meiner ersten Frau, die es nicht ertragen konnte, davon zu hören, und die dieses Thema aus unserem Hause verbannte. Ich hatte manchmal den Eindruck, dass sie sich ebenso davor fürchtete wie ich selbst.

Mit der Zeit wurde es immer schwieriger für mich, davon zu sprechen. Wenn ich es versuchte, erfasste mich ein inneres Zittern. Es konnte durch kleinste Anlässe ausgelöst werden – einen Film, eine Fernsehsendung, einen Zeitschriftenartikel. Ich wurde urplötzlich von Angst gepackt, wenn ich einen Bericht zu diesem Thema in der Zeitung las. Je mehr es mich quälte, je stärker die innere Notwendigkeit wurde, der Qual Ausdruck zu verleihen, desto weniger war ich dazu imstande.

Manchmal dachte ich sogar daran, einen Psychiater aufzusuchen, um es mir endlich von der Seele zu reden, sagte mir dann aber jedesmal: Nein, wie kann ich jemanden dafür bezahlen, dass er sich meine Nöte anhört? Er würde zuhören und es sich aufschreiben, weil das sein Beruf ist – eine Situation, die mir unecht und unaufrichtig vorkäme. Das, was mich zutiefst bewegte, würde einen völlig künstlichen Rahmen erhalten. Dazu konnte ich mich einfach nicht entschliessen.

Durch die Heirat mit Ruta kam jedoch etwas in Bewegung. Ich konnte noch immer nicht über meine Familie und all das sprechen, was irgendwie mit jener Zeit in Verbindung stand. Ruta besass jedoch den Mut, mich danach zu fragen. Sie empfand keinen Widerwillen und keine Angst, und sie zog sich dann auch nicht in sich zurück. Ganz im Gegenteil, sie war so offen und in sich gefestigt, dass sie die Kraft hatte zuzuhören. Sie wollte alles erfahren – über meine Eltern, meine ganze Familie, über jedes Detail meiner Vergangenheit. Sie merkte, wenn ich aus irgendeinem Anlass in Erregung geriet, und kam auf mich zu, sagte, darüber müssten wir miteinander reden. Sie wollte mich mit meinen Dämonen nicht allein lassen.

Anfangs brach ich bei jeder Erwähnung des Holocaust in Tränen aus. Allmählich löste sich dann jedoch eine Zementschicht nach der anderen, mit denen ich mich über die Jahre innerlich abgeschottet hatte. Langsam befreite sie mich. Das ist mehr als Liebe, dachte ich, und mehr



als Freundschaft. Ich hatte einen Menschen gefunden, der mir in allem nahe sein wollte – ganz gleich, was ich durchgemacht hatte. Wir waren miteinander verbunden, wir waren keine zwei separaten Individuen, die zufällig zusammenlebten. Es war in meinem Leben das erste Mal, dass ich einem anderen Menschen wahrhaft angehörte. Und so kamen die Dinge, die in den dunkelsten Tiefen meines Herzens verborgen waren, nach und nach ans Licht. Wenn ich nachts schreiend aufwachte, hörte sie sich meine Träume an. Sie wollte sehen, was ich gesehen hatte, fühlen, was ich gefühlt hatte, da sein, wo ich gewesen war.

Doch wie hätte ich ihr davon erzählen können, wie ich im Versteck über der Küche Zeuge von Fania's hysterischem, ersticktem Schluchzen und Berkos Todesängsten wurde? Oder davon, wie Grossvater Frejdowicz im Wohnzimmer sass, das Baby von Fania und Berko und zwei andere Kleinkinder in den Armen, und auf das Eintreffen der SS wartete? Irgendwie merkte ich dann, dass ich es doch konnte. Wenn Ruta neben mir im Bett lag und leise weinte, brachte ich die Worte mühsam über meine Lippen.

Der Schmerz liess nicht nach. Er wurde, als ich meine Stimme wieder fand, eher stärker. Doch ich spürte, wie die stählerne Anspannung sich lockerte. Mir war, als ob ich aus einer emotionalen Zwangsjacke befreit würde. Ich fühlte mich allmählich fast normal.

Wir sprachen auch über Kinder. Ruta war erst vierzig Jahre alt, als wir heirateten, und wengleich ich bereits drei wunderbare Kinder hatte, wäre ich doch zu einem weiteren Kind bereit gewesen, wenn sie es sich gewünscht hätte. Aber Ruta entschied sich dagegen. Wir hatten am Leben des anderen teil, das war ihr genug. Im Übrigen, sagte sie, habe sie doch drei «fix und fertige» Kinder. Und da hatte sie recht: Trotz manch angespannter Situation am Anfang gewann sie Gisele, Ariele und Marc mit ihrer Warmherzigkeit für sich, und die Beziehung zwischen ihnen wurde immer enger.

Ich stellte ausserdem fest, dass Ruta ein ausgezeichneter Resonanzboden für meine Vishay betreffenden Überlegungen war. Sie war in wirtschaftlichen Dingen nicht geschult, besass aber eine hervorragende Menschenkenntnis und, wie ich rasch entdeckte, einen erstklassigen

Geschäftssinn. Ich begriff, dass ich mit ihr eine echte Lebensgefährtin gefunden hatte. Die Gegenwart von Ruta verlieh mir Kraft und Optimismus, und das machte mir Mut. Mit der Zeit begann ich die Welt ohne einige der Angstvorstellungen zu sehen, die mich bei all meinen Schritten bis dahin behindert hatten.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass Vishay einige Jahre nach unserer Hochzeit zu prosperieren begann. Ich hatte jetzt jemanden, mit dem ich die auftretenden Probleme in aller Ruhe besprechen konnte, einen Menschen, der keine persönlichen Interessen verfolgte, sondern mich in allem unterstützte. Vielleicht war ich ein Fremdling in dieser Welt, doch innerlich war ich nicht mehr so labil, nicht mehr so gequält. Und das mag ein Grund dafür gewesen sein, dass ich in den frühen 80er Jahren begann, mein Unternehmen dynamischer zu führen.

Seit seiner Gründung im Jahre 1962 war Vishay eigentlich nur durch Forschung und Entwicklung gewachsen. Unsere Hauptprodukte waren Folienwiderstände und Präzisions-Dehnungsmessgeräte. Ich hatte ausserdem die Rechte an meinem alten Photostress-Verfahren erworben, die zuerst von Budd gekauft, anschliessend verkauft und noch einmal verkauft worden waren. Unser Unternehmen wuchs stetig, bis wir einen Jahresumsatz von \$ 50 Millionen erreichten. Wir schritten behutsam voran; ich ging sparsam mit dem Geld um und zahlte alle Schulden zurück. Unsere Bilanz zeigte einen Überschuss von \$ 35 Millionen.

Und das entsprach mehr oder weniger unserer Planung. Ich hatte Vishay mit einer besonderen Vision gegründet. Es sollte ein im High-Tech-Bereich führendes Unternehmen werden, das aufgrund hervorragender Qualität und wachsender Umsätze aus sich heraus expandierte. Ausserdem wollten Alfred Slaner und ich die Firma unter unserer Kontrolle behalten. Vishay sollte meine eigenen Ideen und Prinzipien widerspiegeln – und nicht etwa ein anonymer Konzern werden, dem zufälligerweise ich vorstand. Bei der Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft im Jahre 1972 verkauften wir nur rund zwanzig Prozent der emittierten Aktien; den Rest hielten Alfred und ich.

Doch Anfang der 80er Jahre dachte ich ernsthaft darüber nach, einen Gang zuzulegen. Ich begann, unter anderem, zu begreifen, dass die Börse auf grosse Kapitalreserven nicht mit Begeisterung reagiert. Beim Börsengang hatte der Wert unserer Aktie \$ 8 betragen; trotz konservativen Managements und steigender Umsätze war er auf unter \$ 3 gefallen. Mir wurde klar, dass die Anleger auch bei wachsenden Aktivposten und steigendem Eigenkapital auf die Kapitalrendite und auf künftiges Ertragspotential achten. Wir waren reich, doch unser überschüssiges Kapital brachte uns nur Erlöse in Höhe des jeweils geltenden Zinssatzes. In der Hinsicht verhielt Vishay sich wie eine Bank, und an Anlagen mit Renditen in Höhe des Bankzinses hatten Investoren kein Interesse.

Die Erkenntnis, dass der Besitz grosser Mengen verfügbarer Geldmittel nicht unbedingt eine gute Sache ist, rüttelte meinen angeborenen Hang zur Sparsamkeit ein wenig auf und veranlasste mich, über Methoden einer effizienteren Vermögensnutzung nachzudenken. Ich begann – als Alternative zum ursprünglichen Konzept des Wachstums von innen –, eine raschere Expansion in Erwägung zu ziehen. Die Vishay-Produkte bedienten das obere Marktsegment; wir stellten die präzisesten Widerstände her, die es gab. Es sprach jedoch eigentlich nichts dagegen, auch «Feld-, Wald- und Wiesentypen» zu erzeugen. Immerhin verfügten wir schon über das technische Know-how und das Marketingwissen. Eine Entwicklung in dieser Richtung würde unser Kundenspektrum erweitern und sich auch positiv auf Umsätze wie Gewinne auswirken. Ausserdem könnten wir Synergieeffekte erzielen, wenn wir unseren Vertrieb und unsere Verwaltung auch für die neuen Produkte nutzten.

Für solch einen Schritt boten sich nur zwei Wege an. Wir konnten zum einen Produkte, deren Technologie öffentliches Eigentum war, kopieren, eigene Produktionsanlagen aufbauen und Personal einstellen. Oder wir konnten andere Firmen aufkaufen, die bereits über Anteile an dem für uns interessanten Markt verfügten. Die Methode des Kopierens und Imitierens zu Expansionszwecken wird laufend angewandt und ist ein ganz gewöhnlicher Vorgang. Der Gedanke sagte mir aber nicht zu.

Er widersprach in gewisser Weise meinem Charakter. Gegen die Übernahme anderer Firmen wiederum hatte ich nichts einzuwenden, denn das hatte den zusätzlichen Vorteil, dass es rascher zu Ergebnissen führte als der Aufbau einer eigenen neuen Produktion.

Ich ging allerdings, nachdem ich mich für diesen Weg entschieden hatte, mit grosser Umsicht vor. Weil ich nicht wusste, welche Probleme eine Übernahme mit sich brachte, wollte ich es erst einmal ausprobieren. Unter den verschiedenen Möglichkeiten, die wir prüften, schien uns das englische Unternehmen Mann Components ideal. Die Firma war – mit einem Umsatz von rund \$ 2 Millionen – klein und zudem ein Konkurrent von uns. Sie stellten einen recht hochwertigen Drahtwiderstand her, dessen Qualitätsstandard eine Stufe unter dem der Vishay-Widerstände lag – wobei Mann Components selbst von gleichwertiger Qualität sprach. Der Eigentümer war vor Kurzem gestorben, und die Firma wurde von der Witwe und einem anderen Teilhaber gemeinsam weitergeführt. Die beiden waren an einem Verkauf interessiert. Anfang 1983 übernahmen wir dieses Unternehmen, betrauten den bisherigen Teilhaber Norman Comfort aber mit der Geschäftsführung.

Mann war ein erster Versuch. Die Voraussetzungen schienen in jeder Hinsicht zu stimmen. Die Firma genoss einen guten Ruf, ihre Erzeugnisse bedeuteten eine Ergänzung unseres Produktangebots, und ausserdem war sie klein genug, dass Vishay für den Fall, dass die Firmenzusammenführung misslang, keinen bedeutsamen Schaden nehmen würde. Die Situation würde es mir also ermöglichen zu erkunden, wie man die Übernahme einer anderen Firma managte, Synergien nutzte und unterschiedliche Unternehmenskulturen zusammenbrachte. Als wir uns Mann einverleibten, entstanden nur wenige Probleme, die wir nicht vorhergesehen hatten, was zum Teil Norman Comfort zu danken war. Es gab keinerlei Konflikte. Es lief alles wie geschmiert.

Über unseren Lizenznehmer waren wir schon seit Jahren auf dem britischen Markt aktiv und kannten ihn recht genau. Da die Sache mit Mann reibungslos funktionierte, hielten wir nach einer ähnlichen Möglichkeit in Frankreich Ausschau, in einem Land also, das uns ebenfalls

vertraut war. Dort stand nach Einschätzung unserer Vertriebsleute das kleine, höchst angesehene Konkurrenzunternehmen Geka möglicherweise zum Verkauf. Nachdem wir einige Erkundigungen eingeholt hatten, entschloss ich mich zu einer Kontaktaufnahme. Bevor ich jedoch Gelegenheit dazu hatte, wurden wir von Geka angesprochen.

Der Firmengründer Dr. Jack Gingold war ein berühmter Physiker, der in den 30er Jahren in Berlin den Kohleschichtwiderstand erfunden hatte, nach der Machtergreifung der Nazis nach Frankreich geflohen war und später in den Vereinigten Staaten Zuflucht gefunden hatte. Jack Gingold war wie ich polnischer Jude. Aufgrund unserer gemeinsamen Herkunft und ähnlicher beruflicher Interessen verstanden wir uns auf Anhieb. Er besass ein ausgezeichnetes technisches Gespür, und es war ein Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten.

Eines Tages lud Jack Gingold Ruta und mich zu einem Mittagessen mit seiner Frau und seinem Sohn ein. Der junge Gingold war Vertriebsleiter des Unternehmens. «Ich wäre froh, wenn Sie Geka übernehmen würden», sagte der Vater. «Ich bin bereits über achtzig Jahre alt, und ich weiss, dass mein Sohn bei Ihnen eine sichere Stellung hätte und Sie um sein Wohlergehen besorgt sein würden.»

Auf diese Avance war ich wirklich nicht vorbereitet. «Moment mal», erwiderte ich. «Selbstverständlich würde ich für Ihren Sohn sorgen. Aber will er denn das Unternehmen überhaupt verkaufen?»

«Das geht Sie nichts an», erklärte er. «Die Firma gehört mir.»

«Gewiss. Aber ich wäre nur dann zum Kauf bereit, wenn es auch dem Wunsch Ihres Sohnes entspricht. Ich will keinesfalls für jemanden sorgen, der sich gar nicht in dieser Situation befinden möchte.» Als ich den Sohn persönlich ansprach, erklärte er mir: «Ausgeschlossen. Die Idee kommt nicht von mir. Ich lehne sie ab.»

Daraufhin brach ich die Verhandlungen ab. Sechs Monate später starb Jack Gingold, und der Sohn übernahm die Firma. Einige Zeit darauf erhielt ich einen Anruf von ihm. «Ich befinde mich in Schwierigkeiten», sagte er. «Die Geschäfte laufen gar nicht gut, und die Banken set-

zen mich unter Druck. Würden Sie den Kauf des Unternehmens in Betracht ziehen? Ich möchte Sie für den Fall ausdrücklich meiner Loyalität versichern.» Seiner Aussage zufolge wollte Sfernice Geka kaufen. Kurz darauf erfuhren wir, dass die französische Regierung sich statt eines amerikanischen Unternehmens Sfernice als neuen Eigentümer wünschte, was die Sache komplizierte. Der Sohn blieb jedoch unerbittlich. An Sfernice wollte er trotz Drucks von Regierungsseite nicht verkaufen. «Ich hasse die Leute dort», erklärte er. «Da würde ich lieber Bankrott machen.»

Ich war mehr als interessiert, denn ich kannte das Unternehmen inzwischen recht gut und war überzeugt, dass wir die meisten Probleme in den Griff bekommen konnten. Im Übrigen gab es bei Geka einen ausgezeichneten Chefingenieur, Yannick LeVacon – was die von mir geplanten technischen Umstellungen dort bestimmt erleichtern würde. Wir erwarben das Unternehmen dann schliesslich im Juli 1984 – ein Jahr nach der Übernahme von Mann. Für die Sanierung benötigten wir nur wenige Monate. Geka hatte kurz vor dem Bankrott gestanden und entwickelte sich wieder zu einem profitablen Unternehmen.

Die nächste Übernahme fand innerhalb der Vereinigten Staaten statt. Bei Angstrom Precision handelte es sich um eine kleine Firma mit Sitz an der Ostküste, die einen dem unsrigen sehr ähnlichen Folienwiderstand produzierte. In der Erwartung, von der bundesgerichtlichen Entscheidung zugunsten von Sfernice profitieren zu können, hatte Angstrom ebenfalls wegen Verletzung der Kartellgesetze Klage gegen uns erhoben – und hoffte, dass dieser Schritt uns hinreichend in Angst versetzen würde, um einer einvernehmlichen Lösung des Streitfalls zuzustimmen. Nach dem kostspieligen, sich über Monate hinziehenden Rechtsstreit mit Sfernice fand ich die Aussicht auf einen weiteren Prozess in der Tat beunruhigend.

Unser junger Unternehmensanwalt Avi Eden, dessen Rat ich immer mehr zu schätzengelernt hatte, war da freilich anderer Meinung. Nach Prüfung der finanziellen Situation von Angstrom bat er mich um die Bereitstellung einer Geldsumme zum Kauf der Firma, die erheblich unter den erwarteten Kosten für Prozess und Vergleich lagen. Als wir dar-

auffin die Fühler ausstreckten, stellte sich heraus, dass Angstromh tatsächlich zu haben war. Zur gleichen Zeit übernahmen wir auch Elliot, einen kleinen Hersteller elektronischer Bauteile an der Westküste. Dank Avis wachsendem Geschick gingen beide Übernahmen problemlos über die Bühne.

An diesen verschiedenen kleinen Übernahmen übte ich mich gewissermassen; ich betrachtete sie als erste Schritte, die uns zeigen würden, ob wir fremde Unternehmen erfolgreich in Vishay integrieren konnten, ob wir mit den geographischen und kulturellen Schwierigkeiten zurechtkamen, Synergieeffekte erzielten und unser Know-how in den Bereichen Technologie und Marketing anderswo einzusetzen vermochten. Für den Fall, dass es nicht klappen sollte, war ich bereit, Verluste hinzunehmen. Wie immer das Ergebnis ausfiel, Vishay konnte kein grosser Schaden erwachsen. (Die Übernahme von Elliot ging tatsächlich schief, so dass wir dieses Unternehmen am Ende aufgaben). Elliot und Angstromh hatten jeweils eigene Anlagen in Mexiko, die wir miteinander verschmelzen wollten; uns mangelte es jedoch bei der Verlagerung bzw. Umsiedlung von Fabrikanlagen und Mitarbeitern an Erfahrung. Die Aktion war schlecht vorbereitet, und wir verloren Kunden. Die ganze Geschichte war für uns eine Lektion, wie man es nicht machen durfte – eine Lektion, die zum Glück relativ billig ausfiel.

Im Jahr 1985 fühlte ich mich zu einem substantielleren Schritt imstande. Ich war überzeugt, dass wir von unseren Erfahrungen profitiert hatten. Wir hatten Übung darin, potentielle Übernahmekandidaten schnell zu durchleuchten. Wir wussten, wie wir sie in die Unternehmensstrukturen von Vishay eingliedern und Möglichkeiten zur Kostenreduktion nutzen konnten. Unser Hauptgeschäft war in den vergangenen Jahren immer rentabler geworden. Wir hatten nach wie vor keine Schulden, und unsere Kapitalmenge hatte sich trotz der Neuerwerbungen nicht reduziert. Ich hielt Ausschau nach einem grösseren Fisch.

1985 war ein sehr grosser Fisch, vielleicht der grösste überhaupt, kurz davor, jemandem ins Netz zu gehen – vielleicht sogar uns: Das Unternehmen Dale Electronics in Columbus, Nebraska, war auf dem

Markt. Mit \$ 120 Millionen Jahresumsatz war Dale der grösste Hersteller von Drahtwiderständen der Welt.

Dale war eine Tochtergesellschaft der Lionel Company, die früher nur elektrische Modelleisenbahnen produziert hatte und nun Eigentümer von Kiddie City, einer Supermarktkette für Spielzeug, war. Lionel hatte Dale als kleines Unternehmen erworben, weil es für seine Modelleisenbahnen Transformatoren benötigte. Dale hatte unabhängig wirtschaften dürfen, und im Laufe der Zeit war aus der kleinen Transformatorfabrik ein Riesenunternehmen mit einem grossen Anteil am Markt für verschiedene Typen von Draht- und Metallschichtwiderständen geworden.

Doch Kiddie City scheiterte 1984 und führte die Mutterfirma in den Bankrott. Der einzige Vermögenswert, der Lionel in dieser Situation zur Disposition stand, war das Unternehmen Dale Electronics, das sie deshalb zwangsweise verkaufen mussten. Bei einem zur Versteigerung angebotenen Leckerbissen wie Dale strömten Käufer in Scharen herbei – unter ihnen auch Dupont, AVX, Emerson, Square D. und Dynamics Corporation of America. Obwohl der Konkursrichter zu einem raschen Verkauf drängte, kamen die Verhandlungen aus irgendeinem Grunde nie zum Abschluss. Das Management von Dale, das gewohnt war, seine Geschäfte autonom zu führen, und der Vorstellung, in einen Konzern eingegliedert zu werden, nichts abgewinnen konnte, versuchte sogar, das Unternehmen selbst zu übernehmen, vermochte das erforderliche Kapital aber nicht aufzubringen.

Dynamics Corporation – ein besonders aggressiver Freier – einigte sich schliesslich mit Lionel auf einen Kaufpreis von \$ 55 Millionen. Wie das Schicksal so spielt, begannen aber unmittelbar vor der Finalisierung die Umsätze von Dale in die Höhe zu schnellen. Das Jahr 1984 brachte der ganzen Elektronikbranche einen phantastischen Aufschwung, so dass Dale einen viel grösseren Wert darstellte als zur Zeit der Verhandlungen. Lionel forderte, ungeachtet der Tatsache, dass man bereits einen Vertrag unterzeichnet hatte, mehr Geld. Daraufhin kam es zu einem Prozess.



Ich schaute all dem mit Interesse zu. Dale war nicht nur ein grosses, sondern auch ein gewinnbringendes und renommiertes Unternehmen, das ich zu kaufen wünschte, seit es auf den Markt gekommen war – nur schien es hoffnungslos. Wir hatten schliesslich nicht mehr als \$ 35 Millionen an verfügbarem Kapital. Unser Jahresumsatz lag bei annähernd \$ 55 Millionen, der Umsatz von Dale betrug \$ 120 Millionen. Und trotz unserer kleinen Aufkäufe verstand ich wenig von Firmenübernahmen. Ich war noch so neu in dieser Welt, dass ich nicht wusste, wie ich unsere Kapitalressourcen zu einer vernünftigen Angebotssumme aufstocken konnte. Ich sollte es alsbald herausfinden.

## 21

### *Fremdkapital*

Dale war verlockend, und das nicht nur wegen der Ergänzung, die der Erwerb für Vishay bedeuten würde. Ich glaubte, die Möglichkeit einer Verbindung von Dale mit Vishay Israel zu sehen, die es mir gestatten würde, eine zweite Produktionsstätte in Israel zu eröffnen und unsere Aktivitäten in diesem Land auf eine grundsolide Basis zu stellen. Wenn ich die israelische Regierung überzeugen könnte, sich einigen meiner Ideen anzuschliessen, würde ich in Israel Hunderte von weiteren Arbeitsplätzen schaffen und zugleich beträchtliche Kapitalmittel für unser künftiges Wachstum erwirtschaften können. Leider war Dale für mich ausser Reichweite. Doch ich schaute mich um.

Anfang 1985 flogen Ruta und ich mit einer El-Al-Maschine von Tel Aviv in die Vereinigten Staaten zurück. Ich schlief ein, während Ruta sich mit dem Herrn unterhielt, der neben ihr sass. Nach einer Weile weckte sie mich und sagte, bei ihrem Sitznachbarn handele es sich um Dr. Yehuda Shinhav, einen Professor der Wirtschaftswissenschaften. «Ich habe ihm gegenüber Dale erwähnt. Er möchte gerne mit dir reden.»

Es stellte sich heraus, dass Dr. Shinhav mit der Börse in Tel Aviv zu tun hatte und sich mit fremdfinanzierten Unternehmenskäufen auskannte. Als ich ihm ein wenig ausführlicher von Dale berichtete, meinte er, es gebe eine Möglichkeit, wie sich der Kauf bewerkstelligen lasse. Er könne mir dabei eventuell behilflich sein. Als ich ihm erzählte, welchen weiteren Grund ich hatte, Dale übernehmen zu wollen – nämlich die Eröffnung einer zweiten Fabrik in Israel –, sagte er: «Umso besser. Das verleiht Ihnen noch mehr Macht. Ich kenne Finanzminister Cohen-Orgad und könnte ein Treffen mit ihm arrangieren.»

In New York machte ich Shinhav mit Avi Eden und Alfred bekannt. Wir arbeiteten eine Weile mit ihm zusammen, während er sich um einen Kapitalanleger bemühte, der sich an einem Übernahmeangebot für Dale beteiligen würde. Leider blieben Shinhavs Bemühungen ohne Erfolg, doch im Verlauf der Suche nach einem geeigneten Partner lernte ich, wie sich Unternehmensübernahmen mit Hilfe von Krediten finanzieren liessen. Es war meine erste Begegnung mit dem Konzept, dass es für den Käufer bei einer Firmenübernahme die Möglichkeit gibt, zusätzlich zu seinen eigenen Vermögenswerten die Aktiva des zu kaufenden Unternehmens als Sicherheit einzusetzen. So besass Dale beispielsweise Vermögenswerte von ungefähr \$ 80 Millionen. Der richtige Käufer würde die Banken dazu bewegen können, ihm \$ 40 bis 50 Millionen gegen die Aktiva von Dale zu leihen. Bei Einbeziehung von Vishays Kapitalreserven und Kreditmöglichkeiten konnte ich also potentiell \$ 80 Millionen aufbringen. Das hiess: Wenn ich \$ 80 Millionen für Dale bot, musste ich unter Umständen lediglich \$ 30 Millionen Barmittel flüssig machen, vielleicht sogar nur \$ 20 Millionen; das hing von der Höhe der Kredite ab, die ich gegen die Aktiva von Dale erhalten konnte. Mit dieser Perspektive schien Dale nicht mehr ganz so unerreichbar.

Das Problem bei diesem Szenario bestand darin, dass Vishay relativ unbekannt war, ein kleines Unternehmen, das mit dieser Art von Finanzierung keinerlei Erfahrung hatte. Jede Bank, an die ich mit einem solchen Plan herangetreten wäre, hätte mich gefragt: «Wer sind Sie? Haben Sie schon ähnliche Abschlüsse getätigt? Vermögen Sie dergleichen richtig einzuschätzen? Sind Sie in der Lage, ein Unternehmen zu führen, das zweieinhalbmals grösser ist als Ihre eigene Firma?» Allesamt begründete Fragen. Mir war deshalb bewusst, dass ich einen glaubwürdigen Partner brauchte.

Zu den ersten Bewerbern um Dale hatte Charterhouse gehört, ein Londoner Rothschild-Unternehmen, das zwar im Verlauf des Bietens ausgestiegen, aber nach meinem Gefühl möglicherweise nach wie vor interessiert war. Als ich an Charterhouse herantrat, war die Reaktion erwartungsgemäss. «Wir haben noch nie von Ihnen gehört», hiess es

zunächst, doch als man unsere Unternehmensreferenzen geprüft und unsere Seriosität erkannt hatte, zeigte man sich gesprächsbereit.

«Wir würden gern eine Partnerschaft mit Ihnen eingehen», erklärte ich dem stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden Larry Fagan. «Sie haben sich vorher vielleicht gefragt, wie Sie Dale leiten können. Wir besitzen jedoch Managementenerfahrung und sind in der Lage, uns um diesen Aspekt zu kümmern. Wir steuern die eine Hälfte des erforderlichen Kapitals bei, Sie die andere Hälfte – was halten Sie davon?»

Die Idee gefiel ihm. Als dann eine generelle Übereinstimmung erzielt war, schlug Fagan vor, wir sollten gemeinsam ein starkes Übernahmeangebot machen – auf der Basis von je \$ 3 Millionen Einlage. Ich war skeptisch, aber fasziniert. Es kam mir unglaublich vor – \$ 6 Millionen für eine Firma mit einem Jahresumsatz von \$ 120 Millionen! «Warten Sie nur ab», sagte er. Vishay und Charterhouse würden einen Kredit von je \$ 10 Millionen aufnehmen; mit unseren je \$ 3 Millionen Kapitaleinsatz kämen wir so auf \$ 26 Millionen. Das übrige zur Finanzierung notwendige Kapital würden wir vom Manufacturers Hanover Trust erhalten, zu dem Charterhouse gute Beziehungen unterhielt – als Kredit, der durch die Vermögenswerte von Dale abgesichert wäre. Manufacturers Hanover willigte ein, und es sah so aus, als wäre damit die Grundlage für eine Übernahme geschaffen.

Doch bevor die Verträge unterschriftsreif waren, machte uns das unbeständige ökonomische Klima einen Strich durch die Rechnung. Das Jahr 1984 hatte der Elektronikbranche einen Boom gebracht; doch 1985 fiel der Markt in sich zusammen. Zunächst gab es keine Absatzsteigerungen mehr, dann gingen die Verkaufszahlen in den Keller. Im vorausgegangenen Jahr waren die Gewinne von Dale dramatisch gestiegen (was Lionel dazu veranlasst hatte, den Vertrag mit Dynamics Corporation zu annullieren), jetzt waren sie rückläufig. Ich merkte, dass man bei Charterhouse allmählich kalte Füße bekam. Man fing an, mir gezielte Fragen über die Branche und ihre Produkte zu stellen – Fragen, die man sich offensichtlich selbst beantwortet hatte, bevor man sich anfänglich für den Kauf von Dale interessierte. Ich spürte bei unseren Ge-

sprächen den Zweifel und das Zögern. Bei einem Treffen mit dem Vorstandsvorsitzenden Jerry Katz versuchte ich, seine Begeisterung neu zu entfachen. «Es ist genau die richtige Zeit für den Kauf», sagte ich. «Wir werden Dale zu einem günstigeren Preis kriegen.» Aber die Reaktion war zurückhaltend, und mir wurde deutlich, dass der Wille zu einer Beteiligung an der Übernahme schwand.

Ich aber wollte das Unternehmen nach wie vor. Also flog ich in die Schweiz, um einen der wichtigsten Investoren von Vishay zum Mitmachen zu überreden. Auch er gab mir keinen positiven Bescheid, wies den Gedanken aber auch nicht gänzlich zurück. Da könnte sich noch etwas ergeben, dachte ich, als ich in die Vereinigten Staaten zurückflog – darauf gewettet hätte ich aber nicht.

Das war besser als gar nichts, und ich glaubte nun, einen Weg zu sehen, um Charterhouse umzustimmen. «Ich habe eine Chance in der Schweiz», teilte ich Fagan in New York mit. «Ich kann die Übernahme mit Ihnen oder mit einem Schweizer Investor durchziehen. Ehrlich gesagt wären Sie mir lieber. Allerdings müsste es jetzt auf einer anderen Basis geschehen. Ich bin nicht mehr an einer gemeinschaftlichen Übernahme von Dale interessiert und weiss, dass Sie daran auch kein Interesse mehr haben. Also wird Vishay Dale allein übernehmen, wobei es für Sie um eine garantierte Investition gehen kann. Ich möchte sie erstens bitten, \$ 3 Millionen Kapital in unsere Übernahme zu stecken; auf diese \$ 3 Millionen sage ich Ihnen einen \$-9-Millionen-Gewinn nach Ablauf von fünf Jahren zu. Zweitens wünsche ich ein Darlehen über \$ 10 Millionen zu einem Zinssatz von zehn Prozent, das durch Vishay-Aktiva abgesichert ist.»

Ich wusste, dass diese von mir angebotene Kapitalverzinsung Fagans höchste Erwartungen übertraf. «Wenn Sie den Vorschlag ablehnen, ist es auch in Ordnung», sagte ich, «dann spielen wir eben die Schweizer Karte.» Charterhouse warf einen neuerlichen Blick auf unsere Bilanz: \$ 35 Millionen Kapital, keinerlei Schulden. Ein Darlehen über \$ 10 Millionen sei kein Problem, sagte Fagan. Und eine Investition von \$ 3 Millionen ebensowenig. Man sei gern zu einer Kooperation bereit.

Auf diese Weise wurde Charterhouse unser Partner, ohne Teilhaber

zu sein. Und das war ein Kernstück des Plans, den ich mittlerweile verfolgte. Denn was mich jetzt wirklich antrieb, war der Wunsch, unser Engagement in Israel zu verstärken.

Da die Sache mit Charterhouse funktionierte, bemühte ich mich um ein Treffen mit dem israelischen Finanzminister Yigael Cohen-Orgad, dem gegenüber ich folgende Position vertreten wollte: Ich sei daran interessiert, eine neue Fabrik in Israel zu eröffnen, die einen Teil der Produktion von Dale übernehmen und mehrere hundert Menschen beschäftigen würde. Das wäre gut für Israel, aber auch für Vishay – auf diese Weise könnten wir von den relativ niedrigen Löhnen, der grosszügigen Subventions- und Steuerstruktur und der qualifizierten Arbeiterschaft profitieren. Es lief im Grunde darauf hinaus, dass ich eine Niederlassung lieber in Israel gründete als in einem für Amerikaner naheliegenderen Land wie Mexiko (wohin Dale bereits einen Teil seiner Produktion verlegt hatte).

Ich wollte aber noch etwas von der israelischen Regierung. Ich hatte nämlich die Absicht, die Gewinne aus der geplanten neuen Produktionsstätte in Israel zur Rückzahlung der Schulden zu verwenden, die ich mit dem Kauf von Dale eingehen würde. Normalerweise war es so, dass ein Unternehmen auf Renditenerlöse, die es aus Israel abzog, hohe Steuern zu zahlen hatte. Da die Gelder, die wir auszuführen planten, jedoch zur Abzahlung unserer Schulden für die Dale-Übernahme dienen sollten, fielen sie meiner Auffassung nach unter dieselbe israelische Steuerkategorie wie Mittel, die zum Beispiel für den Ankauf von Maschinen und Ausrüstung verwendet wurden: Auf sie wurde diese Steuer nicht erhoben. Die Frage lautete nun also: Wie würde sich die Bank of Israel dazu stellen? Würde sie dieses Geld als Rendite ansehen und besteuern, oder würde sie mir gestatten, es zur Schuldenabtragung zu verwenden, und steuerlich unangetastet lassen? Dazu brauchte ich eine Entscheidung der Bank of Israel und eine Zusage der Regierung.

Eine solche Entscheidung wäre phantastisch gewesen. Sie hätte mich im Grunde in die ungewöhnliche Lage versetzt, meine Schulden mit Dollareinnahmen praktisch vor Steuern zurückzuzahlen, statt nach

Steuern. Während mir von einem Dollar Gewinn in den Vereinigten Staaten vielleicht fünfzig Cents zur Schuldentrückzahlung übrigblieben, hätten mir dazu im Falle eines günstigen Bescheids von den Israelis von jedem Dollar Gewinn neunzig Cents zur Verfügung gestanden. (Der israelische Körperschaftssteuersatz lag bei zehn Prozent.) Anders gesagt: Damit wären wir in die Lage versetzt worden, Dale billiger zu erwerben als unsere Konkurrenten, die die Rückzahlung ihrer Schulden mit in Amerika versteuerten Dollargewinnen hätten leisten müssen. Im Übrigen zeigten unsere Berechnungen, dass wir im Falle eines positiven Bescheids der Israelis ein mächtiges Instrument für künftiges Wachstum und künftige Investitionen in der Hand hätten; denn wenn ich diese Methode bei Dale anwenden konnte, warum sollte ich sie dann nicht auch bei anderen Akquisitionen nutzen dürfen?

Trotz aller Bemühungen von Dr. Shinhav bekam ich jedoch keinen Termin bei Cohen-Orgad. Also sprach ich Israel Pikol an, den Wirtschaftsattaché an der israelischen Botschaft in den Vereinigten Staaten. Pikol erwies sich als äusserst entgegenkommend und arrangierte für mich eine Begegnung mit dem damaligen Energieminister Yakov Meridor, einem Freund Yitzhak Shamirs. Meridor machte mir Mut und sagte ein Gespräch in Israel zu. Als ich dort eintraf, war Cohen-Orgad jedoch noch immer unerreichbar.

Schliesslich schilderte ich meine Schwierigkeiten Israel Tal. «Was, glaubst du, ist da eigentlich los?» fragte ich. «Warum in aller Welt kriege ich keinen Termin beim Finanzminister? Hat er an solchen Dingen kein Interesse? Oder wie erklärst du dir sein Verhalten?» Wir sassen in seinem Wohnzimmer, und es war schon Mitternacht. Trotzdem griff er zum Telefonhörer, um Verteidigungsminister Moshe Arens anzurufen. «Felix ist bei mir», sagte er. «Du kennst ihn. Er möchte hier eine Fabrik aufmachen, wird aber aus irgendeinem Grund daran gehindert. Warum kann er nicht mit Cohen-Orgad sprechen?»

Daraufhin kam es kurzfristig zu einer Unterredung mit dem Finanzminister, an der auch Yakov Meridor teilnahm. Ich nahm Moshe Shamir mit, und wir erläuterten den beiden unseren Plan. Cohen-Orgad zeigte

keinerlei Begeisterung, doch Meridor sagte mir hinterher: «Sie müssen weiterhin darum kämpfen. Ich rate Ihnen: Geben Sie nicht auf.»

Das hatte ich auch nicht vor, wenngleich sich auf Anhieb nicht erkennen liess, wie wir den Finanzminister umgehen konnten. Wie es jedoch der Zufall oder das Schicksal wollte, fasste Cohen-Orgad kurze Zeit danach den Entschluss, sein Amt niederzulegen, und Yitzhak Modai trat an seine Stelle.

Modai sorgte dafür, dass die Verhandlungen in Gang kamen, sobald er von meinen Absichten erfuhr. «Ich möchte diese Fabrik unbedingt bauen», erklärte ich ihm und seinen Beamten. «Und ich bin bereit, sie zu bauen, wo immer Sie wünschen.» Sie überlegten eine Weile, dann sagten sie: «Wie wär's mit Dimona? Dort gäbe es ein geeignetes Gebäude, das Sie mieten könnten.»

Dimona war leider ein abgelegenes Nest mitten in der Wüste Negev. Die Bewohner waren marokkanische und tunesische Juden, doch es wurden immer weniger, weil es dort keine Arbeitsplätze gab. Gleichzeitig fehlte es in der Region – von den Beschäftigten des Atomkraftwerks von Dimona abgesehen, die natürlich nicht verfügbar waren – an qualifizierten Arbeitskräften. Der Gedanke, dort eine Fabrik zu errichten, war nicht eben verlockend, doch wenn gerade dort eine gebraucht wurde, wollte ich mich dem nicht entgegenstellen. «Einverstanden», erklärte ich. «Ich werde mich bemühen, Ihnen dort ein Werk zu errichten, das innerhalb von fünf Jahren Exporte im Wert von \$ 30 Millionen erzielt und 5'000 Menschen Arbeit bietet.»

Dennoch, die Israelis zögerten, mir zu gestatten, Dollars aus dem Land auszuführen. Sie hatten aufgrund der Notwendigkeit, Öl und Rüstungsgüter zu importieren, massive Probleme mit ihrer Aussenhandelsbilanz und kontrollierten die Geldausfuhr deshalb streng. Sie hatten schon mit allen möglichen Tricks, Kapital ausser Landes zu bringen, zu tun gehabt. Deshalb waren sie nicht gleich begeistert, als ich ihnen als Grund für mein Anliegen angab, dass ich – im Interesse Israels wie Vishays – Aktiva erwerben wollte. Gewiss, ich würde Kapital ausführen, aber eben auf eine Weise, durch die Israel Geld zurückerhalten würde – in Form von Arbeitsplätzen, Entstehung von Zulieferfirmen



usw. Doch es war schwierig, die Israelis zu überzeugen. Sie hatten sich mehrmals die Finger verbrannt und vermuteten, dass es irgendeinen Haken bei der Sache gab. Um sämtliche Einwände zu entkräften, willigte ich schliesslich ein, nur versteuerte Gewinne aus Exportumsätzen zu verwenden, die durch Neuinvestitionen zustande kamen, und Dale zur Tochterfirma von Vishay Israel zu machen. Damit würde die Regierung in die Lage versetzt, die Entstehung von Arbeitsplätzen und den Geldfluss zu kontrollieren.

Aber trotz dieser Zugeständnisse lehnte die Bank of Israel unser Ersuchen um Befreiung von der Steuer ab, die auf Kapital erhoben wurde, das ausgeführt werden sollte. Es entsprach nicht den politischen Leitlinien, und die Vorschriften waren nicht eindeutig; daher entschloss man sich, unnachgiebig zu bleiben. Mir traten fast die Tränen in die Augen, als ich die Argumente hörte und erleben musste, wie sie mir ein Hindernis nach dem anderen in den Weg stellten. Dieses Land ist dringend auf neue Industrien angewiesen, dachte ich, und ein paar Bürokraten blockieren alles. Kein Amerikaner wäre angesichts solcher Probleme jemals bereit, hier zu investieren. Ich war frustriert, doch Moshe Shamir behielt seinen Optimismus. «Felix», sagte er, «dieses Projekt täte dem Land so gut, dass sie es einfach nicht ablehnen können.»

Schliesslich wurde die Angelegenheit Ministerpräsident Shimon Peres vorgetragen, der daraufhin einen Gesprächstermin mit Shamir, meiner Person und zwei Vertretern der Bank anberaumte. Der Sprecher der Bank begründete seine Position folgendermassen: «Es entspricht nicht den politischen Leitlinien unseres Landes, unseren *medinjut*.»

Peres erwiderte: «*Ma li medinjut im lo tihjeh medina?* Wozu sind politische Leitlinien gut, wenn man kein Land hat? Wir werden kein Land haben, wenn wir ohne Industrie bleiben.»

In jenen Tagen der Regierungskoalition zwischen der Arbeiterpartei und dem Likud-Block konnte jedoch nicht einmal der Ministerpräsident eine solche Angelegenheit allein klären; er benötigte die Zustimmung von Finanzminister Modai, der zum Likud gehörte. Zum Glück war Ariel Sharon, der Likud-Minister für Handel und Industrie, meinem Plan gegenüber sehr positiv eingestellt. Sharon führte sein Ministerium,

wie er in früheren Zeiten Panzerdivisionen geführt hatte: sehr entschlossen. In seiner Unduldsamkeit gegenüber Kleinkariertheit und Zeitvergeudung war er Israel Tal ebenbürtig. Als wir zu einem bestimmten Zeitpunkt von Sharons Ministerium eine Genehmigung benötigten, teilte ein Abteilungsleiter ihm mit, dergleichen erfordere drei Wochen Vorbereitung. Sharon warf einen Blick auf seine Armbanduhr und sagte: «Sie haben dreissig Minuten. Zandman wird nicht nach Philadelphia zurückfliegen, ohne die Genehmigung erhalten zu haben. Sie erledigen die Sache sofort!» Bereits eine halbe Stunde später unterzeichnete Ariel Sharon das Papier und überreichte es mir. Kurz darauf akzeptierte auch Modai meinen Plan, und der Widerstand der Bank of Israel wurde gebrochen. Ich bekam die Zusage.

Unterdessen hatte ich unsere Übernahmepläne in den Vereinigten Staaten weiterverfolgt. Wir hatten uns gründlich informiert, und ich wusste, dass das Unternehmen Dale gesund war. Seine Produkte waren ebenso exzellent wie sein Ruf. Obwohl die Gewinne je nach Konjunkturlage schwankten, erwirtschaftete es, langfristig betrachtet, gute Renditen. Die Angestellten in Nebraska zeigten gute Arbeitsmoral und hohe Produktivität. Produktionsstätten und Maschinen erwiesen sich als modern und in gutem Zustand.

Der einzige Risikofaktor war das Management. Ich war der Auffassung, dass ich bei einer Firmenakquisition in dieser Grössenordnung das Management auf meiner Seite haben müsste. Die Unternehmensführung verstand offenbar ihr Geschäft, denn sie leitete eine grosse, erstklassige Firma. Die Herren waren mir aber nicht persönlich bekannt, und über das mittlere Management besass ich keinerlei Kenntnis. Ich wusste, dass das Management über den notgedrungenen Verkauf nicht eben glücklich war und versucht hatte, das Unternehmen selbst zu übernehmen. Wenn sich aber die Topmanager bei Dale als feindselig erweisen sollten, und ich sie auswechseln müsste, könnte ich in Schwierigkeiten geraten – eine Aussicht, die mir grosse Kopfschmerzen bereitete. Mir war sehr an einer freundlichen Übernahme gelegen.

Doch obwohl das Management von Dale das grösste Problem darstellte, schob ich es bis zum letztmöglichen Augenblick hinaus, die Herren kennenzulernen – ich stattete ihnen in der Tat erst eine Woche vor dem amtlichen Auktionstermin einen Besuch ab. Ich tat alles, um sicherzustellen, dass unser Interesse an Dale nicht publik wurde, denn die Nachricht von einer Beteiligung Vishays an der Auktion hätte mit Sicherheit andere Hersteller von Widerständen auf den Plan gerufen. Eine Woche vor der Versteigerung würde jedoch keinem mehr genügend Zeit bleiben, die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen, um mitbieten zu können. So war also den Managern bei Dale von Anfang an nur Charterhouse als Bieter bekannt, und in der Wirtschaftspresse wurde als einziger Name Charterhouse erwähnt.

Eine Woche vor der Versteigerung suchte ich Dale auf, um dem Management zu erklären: «Hier bin ich. Der und der bin ich. Ich habe Folgendes vor.» Meine erste Begegnung mit dem Vorstandsvorsitzenden Carroll Novicki verlief weniger erfreulich, als ich es mir gewünscht hätte. «Wenn Sie hier einsteigen wollen», sagte er, «so kann ich das nicht verhindern. Der Aufsichtsrat von Lionel will Dale verkaufen. Wir werden aber nicht mit Ihnen zusammenarbeiten, wenn die Bedingungen uns nicht zufriedenstellen.» Das schien mir doch ein wenig arrogant; so etwas hatte ich eigentlich nicht erwartet.

«Wieso nicht?» fragte ich. «Ich möchte, dass alles so freundlich wie möglich abläuft. Und ich glaube, am Ende werden Sie feststellen, dass Sie Vishay managen und nicht umgekehrt, denn Dale ist das grössere Unternehmen. Ich bin bereit, das geschehen zu lassen.» Es wurde bald deutlich, dass Novicki sich überlegt hatte, was er fordern konnte, und er hielt nicht damit hinterm Berg. Für ihn bedeuteten akzeptable Bedingungen, dass ich drei Prozent der Vishay-Aktien abtrat – zwei Prozent an ihn persönlich und ein Prozent an das übrige Management bei Dale. Sein aggressives Auftreten gefiel mir nicht gerade, und seine Forderung lag über dem, was ich erwartet hatte, sie war jedoch nicht vollkommen abwegig.

«Gut,» sagte ich. «Angenommen. Sie werden aber gewisse Dinge tun müssen.»

«Welche Dinge?»

«Wir planen zum Beispiel, ein Werk in Israel einzurichten, was zu erheblichen Kostenreduzierungen und dadurch zum Gewinn zusätzlicher Marktanteile führen sollte. Wenn Sie meine dortigen Erwartungen erfüllen können, bin ich bereit, Ihre Forderungen anzunehmen.» Wir kamen schliesslich überein, dass Novickis Aktienbonus zur Hälfte vom Erfolg der neuen Anlage in Israel abhängig gemacht wurde, die andere Hälfte sollte er auf jeden Fall erhalten.

«Das ist aber nicht alles», sagte ich. «Sie haben hier für sich persönlich gesprochen und dabei meiner Meinung nach einen guten Schnitt gemacht. Ob ich die Übernahmepläne weiterverfolge oder nicht, hängt jedoch von der Einstellung des gesamten oberen Managements ab. Ich möchte mit allen sprechen.»

Am selben Tag ass ich mit den zwölf Topmanagern von Dale gemeinsam zu Abend. Ich erklärte ihnen, welche Pläne wir mit ihrem Unternehmen hatten und wie wir es zu stärken gedachten. Zusammen produzierten Dale und Vishay die gesamte Palette von Widerständen. Das schaffe Synergien im Vertrieb. Wir planten eine Werksanlage im Ausland, wo uns niedrige Steuern, Prämien, Subventionen für Maschinen und Ausrüstung, gute Arbeitskräfte und hervorragende Bedingungen für Forschung und Entwicklung geboten würden. Das bedeute wiederum, dass Dale in Nebraska zu einem noch gesünderen Unternehmen würde. Wenn wir das alles richtig hinbekämen, könnte das Unternehmen noch konkurrenzfähiger werden, und wir würden die Rivalen aus dem Markt drängen und Arbeitsplätze retten, wo sie gerettet werden könnten.

«Ausserdem», sagte ich, «wird Dale so oder so verkauft, wie Sie wissen. Sie werden nicht unabhängig bleiben können. Ich verstehe, dass Sie das vorziehen würden, Sie wissen aber auch, dass es unmöglich ist. Möchten Sie an DuPont oder einen ähnlichen Konzern verkauft werden? Oder würden Sie lieber zu einem Unternehmen gehören, das ganz auf elektrische Widerstände setzt? Ziehen Sie die Übernahme durch einen Konzern vor, der Sie vielleicht schon bald weiterverkauft, der nur daran interessiert ist, Ihre Aktiva auszuplündern, der Sie als Melkkuh betrachtet? Wäre es da nicht besser für Sie, eng mit einem Unternehmen

wie Vishay verbunden zu sein, das mit Ihnen gemeinsam schwimmt oder untergeht? In der Tat, ich werde Ihnen sogar die Chance einräumen, Vishay zu führen. Wessen Management sich als das bessere erweist, wird schliesslich die Führung übernehmen. Wir werden grösser und stärker sein. Zusammen verfügen wir über die Mittel zum Kauf weiterer Unternehmen. Wir haben das Potential, die stärkste Macht auf dem Markt zu werden. Wenn wir zusammengehen, werden diese beiden Firmen sehr eng miteinander verbunden. Wir werden verschmelzen. Tatsache ist, dass ich die Übernahme ohne Ihre Zustimmung tätigen könnte. Doch wenn Sie mir jetzt erklären, dass wir bei Ihnen unerwünscht sind, ziehe ich mich zurück. Das wär's dann gewesen, dann scheidet Vishay aus dem Spiel aus. Bedenken Sie aber, wer Sie am Ende übernehmen könnte – das ist die Kehrseite der Medaille. Also, entscheiden Sie sich. Wenn Sie ja zu uns sagen, erwarte ich Loyalität, und ich erwarte, dass wir zusammen gute Arbeit leisten. Vergessen Sie nicht: Es ist nicht so, dass Vishay Sie übernimmt. Sie werden Vishay übernehmen. Es spielt keine Rolle, wem die Aktien gehören, mir oder irgendjemandem sonst. Es ist sowieso eine Aktiengesellschaft. Die Frage, auf die es ankommt, lautet: Wer wird sie führen? Die Antwort kennen Sie: Sie werden sie führen, denn Sie sind doppelt, ja dreimal so gross wie ich. Aufgrund der Synergien werden Sie Vishay führen und nicht umgekehrt.»

Die Rede gefiel ihnen. Und mir war es ernst damit; es kam von Herzen. Selbstverständlich hatten sie gar keine andere Wahl. Vishay mochte in ihren Augen ein schlechter Kandidat sein, doch die anderen Optionen waren zehnmal schlechter. Ich war wenigstens kein Wall-Street-Tycoon, der Dale kaufen wollte, um die Vermögenswerte auszuschlachten. Sie begriffen, dass ich, ganz im Gegenteil, ein der Produktion verpflichteter Unternehmer war, der auf lange Sicht plante. Mir wurde bloss eine einzige Frage gestellt: Einer der Manager wollte wissen, woher das Kapital für die Übernahme komme. Ich erwiderte, wir hätten Charterhouse als Partner; Details über die Vereinbarung könne ich jedoch nicht enthüllen, das sei streng vertraulich. Es gab keine weiteren Fragen. Charterhouse war den Herren bekannt. Sie wussten, dass

wir mit Hilfe einer solchen Firma zehn Unternehmen von der Grösse Dales hätten kaufen können.

Ich war mit dem Ergebnis meines Besuchs alles in allem zufrieden und reiste in dem Bewusstsein ab, dass die Manager die Übernahme durch uns positiv beurteilten. Sollte ich bei der Versteigerung erfolgreich sein, käme ich zumindest nicht in eine feindselige Umgebung.

Der Tag der Auktion rückte näher, doch ich hatte in mir selbst noch allerlei Zweifel auszuräumen. Wie immer in solchen Fällen, besprach ich alles mit Ruta, die in dieser Zeit kaum eine Nacht durchschlafen konnte. Um zwei Uhr früh weckte ich sie, um nicht allein mit meinen Fragen konfrontiert zu sein. «Wir setzen jetzt die ganze Firma aufs Spiel», sagte ich. «Die Sache ist kompliziert. Da kann eine Menge schiefgehen. Aber betrachte es von der anderen Seite: Wir können dabei viel gewinnen. Und schau, was wir in Israel zuwege bringen können. Wenn die Sache jedoch schiefgeht ...» Ja, nein, ja, nein. Fragen und Zweifel.

Tagsüber fühlte ich mich stark, aber in den Nächten kamen die Ängste hoch. Vielleicht war ich doch nicht in der Lage, das Unternehmen zu führen – mit Dale würde Vishay seine jetzige Grösse mehr als verdreifachen. Vielleicht versagte das Management von Dale mir doch seine Unterstützung – trotz der Zusammenkunft und der getroffenen Vereinbarungen. Vielleicht würde sich auch gegen Investitionen in Israel Widerstand regen. Schliesslich waren wir Juden, und sie waren Christen aus dem Mittleren Westen. Da kommt dieser polnische Jude von der Ostküste, der einen deutlichen Akzent hat, wie ein Jude aussieht und sich offen als Jude bekennt. Natürlich, sie würden sich höflich verhalten – doch wie würde ihre wirkliche Reaktion ausfallen? Vielleicht war der kulturelle Gegensatz doch zu gross. Im Übrigen war 1985 ein schlechtes Jahr für Produzenten von elektronischen Bauteilen. Vielleicht würde unser Produkt immer unattraktiver, und es gelänge uns nicht, es zu erneuern. In diesem Fall müsste ich mit einem enormen Verlustbringer zurechtkommen. Wenn diese Übernahme sich als Fehl-

schlag erweisen sollte, würde Vishay geschwächt, wenn nicht gar völlig untergehen. Gott allein wusste, was alles passieren konnte.

Doch solche Überlegungen liess Ruta nicht gelten. «Es wird gar nichts passieren», sagte sie. «Du wirst das Unternehmen zu führen verstehen. Es ist sehr gross – na und? Du wirst es schaffen. Du kannst noch viel mehr. Mit dieser Sache wirst du noch lange nicht an die Grenzen deines Könnens stossen.»

«Aber Nebraska ist so weit entfernt», wandte ich ein. «Wie soll ich es über eine solche Entfernung schaffen?»

«Pack es nur an», antwortete sie.

Letztlich war alles eine Frage der Bewertung des Risikos, und ich hatte ja bereits befunden, dass es sich lohnte, das Risiko einzugehen. Nur dass es mir – und das war vermutlich ganz natürlich – Angst einjagte. Ruta half mir, die Ängste zu überwinden, genau wie Alfred Slaner. Und ihre Unterstützung bestärkte mich in meinem Entschluss.

Die Überlegungen zum Kaufpreis, den ich zu zahlen bereit wäre, waren sehr komplex und beruhten auf einer Reihe von Annahmen. Was würde die neue Fabrik in Dimona mir bringen? Und was die Werksniederlassung von Dale in Mexiko? Welche Synergien waren möglich, und wie würden sie sich finanziell auswirken? Von welchem Umsatzniveau durfte ich für die Zukunft ausgehen? Wie rasch sollten die Investitionen sich amortisieren? Diese Fragen mussten geklärt werden, alles weitere war Arithmetik. Ich traf meine Einschätzungen, wobei ich von einem minimalen, einem durchschnittlichen und einem maximalen Niveau ausging, überprüfte meine Zahlen ein dutzendmal und übergab sie zur Kontrolle meinen Finanzleuten. Und so kam ich schliesslich auf eine Ziffer, meine Obergrenze für die Auktion.

Wie hoch sie war, wussten nur Ruta und ich. Meine Leute brannten darauf, es zu erfahren, doch ich wollte ihnen die Zahl nicht mitteilen. Avi Eden – mein Rechtsanwalt und inzwischen enger Freund – fragte danach. «Avi», sagte ich, «es ist doch gar nicht nötig, dass du sie kennst.» Unser Finanzchef Bob Freece wollte sie erfahren. Er war fast seit der Gründung des Unternehmens bei uns. «Bob», sagte ich, «warum musst du sie kennen? Was kümmert es dich? Sie macht mir ja schon

selbst Angst.» Mir kam die Summe vor wie ein atomarer Sprengsatz. «Sie könnte sich vielleicht mittels Telepathie von dir aus einem anderen Menschen mitteilen. Lieber nicht.» Alfred hätte ich die Zahl genannt, doch er wollte sie gar nicht hören. «Sag mir nichts», meinte er. «Es könnte doch sein, dass du deine Meinung änderst. Ich will nicht, dass du dich gebunden fühlst. Wie immer du dich entscheidest – ich vertraue dir.» Ich erwiderte: «Hör zu, Alfred, bleib bitte jederzeit erreichbar. Wenn ich in Schwierigkeiten gerate, komme ich wieder auf dich zu.»

Schliesslich kam der Tag der Versteigerung. Ruta und ich flogen von Europa nach New York und stiegen im Hotel Regency ab. In jener Nacht wachte ich nach ein oder zwei Stunden Schlaf auf, und dann gingen mir unentwegt die Zahlen durch den Kopf. «Ruta», sagte ich schliesslich, «mach das Licht an. Wir müssen miteinander reden.»

«Was ist denn, Felix?»

«Also, wollen wir Dale nun kaufen oder nicht? Morgen ist der Tag der Entscheidung.»

Ruta hatte ein ausgezeichnetes Gespür für diese Dinge und war das alles so viele Male mit mir durchgegangen, dass auch sie die Zahlen genau kannte. Wir analysierten sie also noch einmal, und sie unterstützte mich nicht nur bei jedem Schritt, sondern trieb mich zum Handeln an. Sie duldete kein Ausweichen, kein Zögern. Sie war überzeugt, dass ich zu weitaus Grösserem fähig war. Wie immer gab sie mir auch diesmal Selbstvertrauen und stärkte die optimistische Seite meines Wesens. Wenn sie gesagt hätte: «Felix, wir haben doch ein schönes Unternehmen. Es läuft gut. Wozu haben wir das nötig?» – dann hätte ich den Schritt nicht getan. Hätte ich Angst oder Desinteresse bei ihr gespürt, ich hätte die Sache nicht weiter verfolgt. Sie war mir zwar wichtig, aber wenn mein eigentlicher Partner nicht voll und ganz dahintergestanden hätte, hätte ich den Sprung nicht gewagt.

An der Versteigerung von Dale beteiligte sich ausser uns nur noch die Dynamics Corporation of America. Die Auktion wurde kompliziert durch den Ausgang der Klage, die Dynamics angestrengt hatte, als Lionel den ursprünglichen Verkaufsvertrag nicht einhalten wollte. Es war zu einem Vergleich gekommen, der stipulierte, dass die neue Auktions-



runde mit einem Gebot von \$ 70 Millionen einsetzte, das heisst, \$ 15 Millionen über dem zuvor vereinbarten Kaufpreis. Falls Dale für \$ 70 Millionen an einen anderen Käufer ginge, würde Dynamics \$ 15 Millionen erhalten. Falls das Unternehmen für eine höhere Summe an jemand anderen verkauft werden sollte, würde Dynamics die \$ 15 Millionen plus 28 Prozent von der Summe über \$ 70 Millionen bekommen. Es war festgelegt worden, dass Bietwillige, allein um den Auktionsraum betreten zu dürfen, einen beglaubigten Scheck über \$ 5 Millionen und ein bestätigtes Akkreditiv für \$ 70 Millionen – für die Summe also, bei der die Versteigerung beginnen sollte – mitzubringen hatten.

Die Auktion fand in den Räumen der Anwaltskanzlei statt, die Lionel repräsentierte. Von unserer Seite waren anwesend: Alfred, Ruta, Avi Eden, der Banker Tim Talbert und ich. (Alfred und Ruta blieben allerdings draussen, damit sie, sofern nötig, unbeeinflusst von der Atmosphäre während des Bietens, Ratschläge zu geben vermochten.) Larry Fagan von Charterhouse war gekommen, ferner das Management von Dale sowie die Vertreter der Dynamics Corporation, an ihrer Spitze der Vorstandsvorsitzende Ed Vosniak.

Unsere Bank war die Manufacturers Bank of Detroit; das ging auf die Zeiten zurück, als Jim Starr das Werk in Romulus, Michigan, gegründet hatte. Unser dortiger Sachbearbeiter Tim Talbert bekleidete keine sehr hohe Position in der Bank, hatte aber für uns gekämpft wie ein Löwe und die Direktoren, die sich gegen unseren Plan aussprachen, Schritt für Schritt überzeugt. Wenn ich Charterhouse nicht gewonnen hätte, sagte er mir, wäre ihm das unmöglich gewesen.

Die Auktion begann nicht eben ohne Schwierigkeiten. Wir hatten den Scheck über \$ 5 Millionen dabei, doch der Kreditbrief für \$ 70 Millionen war noch nicht eingetroffen, und Lionel war nicht bereit anzufangen, bevor wir ihn nicht tatsächlich in der Hand hielten. Tim Talbert telefonierte mit einem Bankmitarbeiter nach dem anderen, damit der Brief endlich überbracht würde. Wir durften den Auktionsraum erst betreten, als er endlich eingetroffen war.

Als ich die Tür öffnete, schlug mir Zigarrenqualm entgegen, der die

Personen in dem Raum einzuhüllen schien. Am Kopfende des ovalen Tisches sass der Richter, der die Versteigerung leiten sollte. Zu seiner Linken hatte Mr. Vosniak mit seinen Kollegen Platz genommen. Als ich eintrat, erhob er sich, um mir die Hand zu geben. Er überragte mich und alle übrigen Anwesenden. Er wirkte geradezu wie ein Riese.

Das Bieten hob mit \$ 70 Millionen an und stieg bei jedem Schritt um \$ 100'000. «Siebzig Millionen einhunderttausend», sagte ich.

«Siebzig Millionen zweihundert», sagte Vosniak.

«Dreihundert.»

Der Justizbeamte blickte zu Vosniak hinüber.

«Vierhunderttausend. «

«Einundsiebzig Millionen», sagte ich.

Als wir \$ 80 Millionen erreichten, bat ich um eine Unterbrechung: «Ich muss mich mit meinen Leuten beraten», erklärte ich dem Richter. «Ich muss die Mitglieder des Aufsichtsrats anrufen. Wir sind bei unserem Limit angekommen.»

Und so verliessen wir den Raum, allerdings nicht, um uns zu beraten. Larry Fagan war es völlig egal, was ich bot; Charterhouse hatte eine Profitgarantie über \$ 9 Millionen bei einer Investition von \$ 3 Millionen. Alfred – der Vorsitzende unseres Aufsichtsrats – war mit mir gekommen, und ich genoss sein absolutes Vertrauen. Wir tranken zusammen eine Tasse Kaffee, dann begab ich mich wieder in den Raum. Der Rauch schien sich überhaupt nicht aufzulösen. Das Zimmer war immer noch in Dunst gehüllt.

«Achtzig Millionen einhunderttausend», verkündete ich.

Mr. Vosniak befand sich in einem Dilemma. Jede weiteren \$ 100'000, die ich bot, bedeuteten \$ 28'000 in der Tasche der Dynamics Corporation – falls sie zuliessen, dass ich den Zuschlag erhielt. Von den zu diesem Zeitpunkt gebotenen \$ 80 Millionen gehörten ihnen bereits die \$ 15 Millionen vom Eröffnungsgebot plus 28 Prozent von den über die \$ 70 Millionen hinausgehenden \$ 10 Millionen. Dieser unerwartete Geldsegen würde ihnen jedoch nur dann zugute kommen, wenn Vishay das letzte Gebot machte. Falls ich nun ausstieg und Dynamics Dale für

\$ 80 Millionen übernahm, verlören sie also \$ 17,8 Millionen, und jede weitere Steigerung um \$ 100'000 würde sie zusätzlich \$ 28'000 kosten.

Vosniak wollte Dale unbedingt haben, das machte die Sache für ihn umso komplizierter. Die Leute von Dynamics hatten einen grossen Computerausdruck mit sämtlichen Kalkulationen mitgebracht; als der Kaufpreis immer weiter stieg, beugten sie sich besorgt über ihre Zahlen. Es war klar, dass sie hin und her gerissen waren. Dale war ein Leckerbissen, doch andererseits hatten \$ 17,8 Millionen und mehr in Cash durchaus ihren Reiz. Für mich war es einfacher: Ich musste nur meine Obergrenze im Auge behalten.

Ich hatte den Raum bereits einmal verlassen. Ich verliess ihn ein zweites Mal. Als die Bietsumme \$ 85 Millionen erreichte und kein Ende abzusehen war, begann ich, mir Nervosität anmerken zu lassen. Ich rechnete hektisch auf dem Taschenrechner herum und blätterte in den Broschüren über Dale, die ich mitgebracht hatte. Die Spannung wuchs. Dann begab ich mich erneut nach draussen.

Bei \$ 94 Millionen stand Vosniak auf und sagte: «Wir möchten uns jetzt beraten.» Die Vertreter von Dynamics erhoben sich von ihren Stühlen und verliessen den Raum. Eine Ewigkeit verging, ehe sie zurückkehrten. «Okay», sagte Vosniak, «das Unternehmen gehört Ihnen.»

Bei den Worten verspürte ich eine Riesenerleichterung. Ich schaute Tim Talbert an, der dieses Ergebnis für uns ersehnt und mit aller Kraft dafür gekämpft hatte. Er hatte Tränen in den Augen. Tim schien \$ 94 Millionen kein zu hoher Preis zu sein. Aber die Obergrenze, bei der ich ausgestiegen wäre, kannte auch er nicht. Der Preis, den ich zu zahlen bereit gewesen wäre und den ausser mir nur Ruta kannte, betrug \$ 120 Millionen.

## *Israel ist unsere Rettung*

Der Champagner zur Feier der Übernahme war kaum getrunken, als bei Dale schon Probleme auftraten. Gleich in der ersten Woche erhielt ich einen Brief von Novicki, dem ich entnahm, dass es sich hier eventuell nicht um das harmonische Verhältnis handelte, das ich mir vorgestellt hatte. «Ich werde eine innerbetriebliche Mitteilung machen», schrieb Novicki, «dass wir von Vishay gekauft wurden und dass Dr. Zandman unsere Anlagen besuchen wird, sobald wir ihn dazu einladen.»

Ich rief ihn an und sagte: «Was soll das? Streichen Sie das sofort aus Ihrem Text. Sie werden solche Formulierungen auf keinen Fall benutzen. Ich bin Generaldirektor des Unternehmens. Wie kommen Sie nur auf eine solche Idee?»

«Na ja», meinte er zögernd, «vielleicht haben Sie recht.»

Ich verstand sein Vorgehen als einen ersten Test, wie weit er mit mir gehen konnte, wie weit Dale in der Lage sein würde, seine Unabhängigkeit zu behaupten. In diesem Fall liess ich es ihm nicht durchgehen. In anderen Dingen gab ich nach. Novicki war der Meinung, dass im Firmennamen «Vishay» nicht neben «Dale» erscheinen sollte. Ich hatte als Firmenbezeichnung vorgeschlagen: «Dale, ein Vishay-Unternehmen». Dagegen erhob Novicki Einspruch. «Wozu soll das gut sein?» wollte er wissen. «Das würde in der Branche doch nur Verwirrung stiften.»

«Was haben Sie zu verbergen?» fragte ich zurück. «Sind sie nun ein Teil von Vishay oder nicht?»

«Gewiss», erwiderte er.

Darauf ich: «Aus welchem Grund wollen Sie den Namen dann nicht nennen?» Als er jedoch in dem Punkt unerbittlich blieb, erklärte ich mich bereit, die Frage für ein halbes Jahr ruhen zu lassen. «Ihre Marketing- und Vertriebsleute haben ein ungutes Gefühl dabei? In Ordnung,

wir belassen es sechs Monate beim alten. Sie werden Ihre Meinung ändern.»

Unterdessen setzte ich meine Versprechen in die Tat um. So übertrug ich Dale die Verantwortung für den gesamten Bereich der Widerstände. Dale übernahm also das Management von Vishay, nicht umgekehrt. «Ich werde nicht einmal an den Sitzungen teilnehmen», erklärte ich. «Ich möchte nicht stören. Mir liegt daran, dass Sie mit den Leuten von Vishay gut auskommen und dass sie sich ungezwungen fühlen.»

Aber Novicki schien auf dutzenderlei Weise die eigene Person herauszustellen. Er tauchte namentlich und mit Foto in vielen Publikationen auf, ohne dass Vishay je erwähnt wurde. Das mochte an sich harmlos sein, war aber kein gutes Zeichen. Weitaus mehr beunruhigte mich, dass er den Spielraum, den ich ihm eingeräumt hatte, zur Förderung der eigenen Leute auf Kosten der Vishay-Angestellten auszunutzen schien.

Rutas Ansicht nach übte Novicki einen negativen Einfluss aus. «Ihm geht es nur um Dale», sagte sie, «nicht um Vishay.»

Ich stand dennoch zu den Zusagen, die ich gegenüber den Managern von Dale gemacht hatte, und zu dem Weg, den ich für richtig hielt. «Sein momentanes Verhalten ist ein Zeichen von Unsicherheit», sagte ich zu Ruta. «Wir sind keine Eigentümer wie Lionel. Bei denen hatte er es mit einem Management zu tun, das nichts von Widerständen verstand und ihm deshalb völlig freie Hand liess. Was immer er sagte, war *kadosch*, heilig. Von uns weiss er, dass wir uns in diesen Dingen auskennen, und das macht ihn unsicher. Er befindet sich noch in einer Eingewöhnungsphase; wir müssen ihm Zeit lassen. Immerhin hat er eine Übernahme zu verkraften. Er wird sich schon noch umstellen. Er hat bei der Führung eines grossen Unternehmens gute Arbeit geleistet, und ich bin mir sicher, er wird sich mit der Zeit auch für uns als guter Manager erweisen.»

«Da täuschst du dich gewaltig», sagte Ruta. «Mach nur die Augen auf.»

Ich sorgte mich nicht übermässig, schliesslich hatte ich nicht damit gerechnet, dass Vishay sich ein Riesenunternehmen wie Dale problemlos einverleiben konnte. Eine gewisse Spannung zwischen mir und dem

Mann an der Spitze war zu erwarten gewesen. Hauptsache, dass wir nun zusammengehörten und ich meine Pläne umsetzen konnte. Den Umbau des Gebäudes in Dimona hatten wir bereits in Angriff genommen; es wurde zu einer riesigen Anlage mit fast 28'000 Quadratmetern Betriebsfläche erweitert. Ausserdem sollten einige der Fertigungsstrassen von Dale schon bald nach Israel verlegt werden.

Ich dachte auch bereits darüber nach, weiter zu expandieren. Wenn Dimona erst einmal die Arbeit aufgenommen hätte, würde Vishay Israel über eine beträchtliche Produktionskapazität verfügen. Ich wollte dort mit ein paar hundert Angestellten anfangen, konnte mir aber durchaus vorstellen, dass wir in dem neuen Werk irgendwann tausend oder mehr Leute beschäftigen würden. Ich beobachtete den Fortgang der Bauarbeiten, und mit jedem neuen Ziegelstein wurde mir bewusster, was ich in Israel schaffen konnte. Durch Dale sollten bald einige meiner grössten Hoffnungen Wirklichkeit werden. Was ich nun brauchte, war ein Mechanismus, durch den ich die nötigen Mittel in die Hand bekam, um den eingeschlagenen Weg fortzusetzen.

Die Entwicklung, die ich für Vishay ursprünglich vorgesehen hatte, basierte auf einem Wachstum von innen heraus. In gewissem Sinne hatte das damit zu tun, dass ich die Firma als zu mir gehörig empfand. Vishay war entstanden, damit ich meine Ideen verwirklichen konnte, war gewissermassen ein Teil meiner selbst. Das Unternehmen, so dachte ich, war mit meiner Person verbunden und ich mit ihm. Auf diesem Hintergrund entstand der Gedanke, dass Vishay durch eigenen Erfolg wachsen und das Wachstum aus eigenen Einkünften finanziert werden sollte. Dieses Konzept brachte natürlich den Vorteil mit sich, dass mein Status als Eigentümer (und der von Alfred) nicht durch die Notwendigkeit des Verkaufs von Aktien geschwächt wurde.

Nun hatte ich meine Vorstellungen über die künftige Entwicklung von Vishay verändert. Ich hatte gesehen, wie die Übernahme von Dale gelaufen war, und trotz der Probleme war ich daran interessiert, weiter zu expandieren. Andererseits machten Firmenaufkäufe mit fremder Hilfe eine massive Kapitalbeschaffung erforderlich, damit die Kredite

finanziert werden konnten. Die übliche Methode, an Kapital zu kommen – die Emission von Aktien –, hätte wiederum zur Folge gehabt, dass Alfreds und meine Kontrollmöglichkeiten über die Firma zunehmend eingeschränkt würden.

Wir rangen eine Weile mit diesem Dilemma, und dann brachte Avi Eden uns schliesslich auf den Gedanken, eine Sonderaktie zu schaffen: Wir würden, zusätzlich zu den gewöhnlichen Stammaktien, «B-Aktien» ausgeben, die pro Aktie zehn Stimmen bedeuteten, aber nicht an der Börse gehandelt werden könnten. Alle gegenwärtigen Stammaktionäre würden zur Umwandlung ihrer Stammaktien in «B-Aktien» berechtigt sein, sie vor eventuell beabsichtigten Verkäufen aber wieder in Stammaktien umwandeln müssen. Das hiess: Wenn Alfred und ich unsere Stammaktien in «B-Aktien» umwandeln, wäre es unwahrscheinlich, dass uns die Kontrolle über die Firma entglitt – selbst wenn die Stammaktien sehr weit gestreut wären und selbst wenn jemand mit Übernahmeabsichten anfangen sollte, sie aufzukaufen. Wer sich gegen die Umwandlung seiner Aktien entschied, würde eine Aktiendividende in Höhe von  $z$  Prozent erhalten.

Einige der Juristen, deren Rat wir in dieser Sache einholten, waren der Auffassung, Alfred und ich hätten – aufgrund des grossen Anteils der in unserem Besitz befindlichen Aktien – die Befugnis, ein Zweiklassensystem von Aktien ohne Rücksicht auf die übrigen Aktionäre zu beschliessen, und es würden sich unanfechtbare Wege zu seiner Realisierung finden lassen. Dazu sei nur die Zustimmung des Aufsichtsrats von Vishay erforderlich. Diesen Weg schlugen Unternehmen in vergleichbaren Situationen häufig ein.

Da waren Avi und ich anderer Meinung. Wenn wir uns jetzt nicht an die Aktionäre wandten, riskierten wir – egal, wie wir uns entschieden – irgendwelche späteren Auseinandersetzungen. Es wäre wesentlich besser, darin waren wir uns einig, diesen Kampf hier und jetzt auszufechten. Ich war zuversichtlich, dass die Aktionäre sich einverstanden erklären würden, wenn ich ihnen die Sachlage nur richtig darstellte. Ich rief einen wichtigen Aktionär nach dem anderen an – bei den meisten handelte es sich um institutionelle Anleger – und erläuterte ihnen das Pro-

blem. Und sie erwiderten einer nach dem anderen, derartige Sonderanträge von Seiten des Managements hätten sie bisher immer abgelehnt. Doch ich liess nicht locker. Ich suchte sie persönlich auf, um ihnen klarzumachen, dass Vishay an einem Scheideweg stand. Wir hätten nach wie vor die Option eines langsamen Wachstums von innen. Oder wir könnten den Weg kreditfinanzierter Unternehmenszukäufe einschlagen und beweisen, wozu Vishay wirklich imstande sei. Die Entscheidung, sagte ich, liege bei ihnen. Als wir dann eine Aktionärsversammlung einberiefen, stimmte die Mehrheit für eine Expansion im Eiltempo.

Angesichts der finanziellen Mittel, die sich aufgrund der neuen Aktienausgabe einstellten, begann ich aktiv nach zusätzlichen Akquisitionen Ausschau zu halten. Wenige Monate nach der Übernahme von Dale ergab sich eine interessante Möglichkeit, diesmal in Deutschland. Unser dortiger Lizenznehmer Draloric, der zu Beginn unserer geschäftlichen Beziehungen im Jahre 1964 als Rosenthal Isolatoren GmbH firmiert hatte, war in der Zwischenzeit an AEG verkauft worden und von AEG weiter an Corning Glass. Letztere waren nun daran interessiert, das Unternehmen wieder zu veräussern.

Der Erwerb von Draloric war für uns aus mehreren Gründen verlockend. Draloric war der grösste Hersteller von elektrischen Widerständen in Deutschland und Deutschland einer der grössten Absatzmärkte der Welt. Mit der Übernahme von Draloric könnten wir die komplette Produktlinie Vishays in Deutschland einführen. So würden wir faktisch zu einem deutschen Unternehmen und dadurch in die Lage versetzt, als heimische Firma auf dem heimischen Markt zu verkaufen. Draloric befand sich ebenfalls an einem kritischen Punkt seiner Entwicklung. Das Unternehmen hatte es nicht verstanden, sich auf dem entstehenden globalen Markt gut zu positionieren. Noch war es zwar stark, ein objektiver Beobachter konnte jedoch nicht übersehen, dass es von nun an abwärtsgehen würde. Meinen Berechnungen zufolge konnte eine Umstrukturierung von Draloric unter dem Dach von Vishay Israel den Abstieg nicht nur aufhalten, sondern das Unternehmen sogar äusserst wettbewerbsfähig machen.



Der Verkauf wurde kompliziert durch die Tatsache, dass Draloric nicht nur elektrische Widerstände herstellte, sondern auch Kondensatoren und mich lediglich der Produktionsbereich Widerstände interessierte. Wie der Zufall so spielt, wollte der amerikanische Kondensatorhersteller AVX umgekehrt nur den Bereich Kondensatoren kaufen. Marshall Butler, der Vorstandsvorsitzende von AVX, rief mich just in dem Moment an, als ich gerade ihn anwählen wollte, und wir vereinbarten ein gemeinsames Vorgehen. Unterdessen hatte Corning Glass die Kanzlei Goldman & Sachs mit den Verkaufsverhandlungen beauftragt, und die schwierigen Drei-Parteien-Verhandlungen liefen an.

Gleichzeitig traf ich mit dem Draloric-Geschäftsführer Werner Stadler und anschliessend mit dem übrigen Topmanagement zusammen, um mich – wie vorher Carroll Novicki und den Leuten von Dale – persönlich vorzustellen und ihnen meine Beurteilung der Unternehmenslage vorzutragen, die ich während weiterer Sitzungen dann im Detail ausführte. «Es ist unumgänglich, dass Sie hier mit der Zeit einen Niedergang erleben», sagte ich. «Es herrscht anhaltender Preisverfall, während Ihre Lohnkosten stetig steigen. Es wird immer schwieriger für Sie werden, konkurrenzfähig zu bleiben. Ihre Konkurrenten haben Niederlassungen im steuergünstigen Ausland. Philips produziert in Taiwan, Indien und Brasilien. Und Sie verfügen über nichts dergleichen.» Dann erläuterte ich ihnen die Vorteile, die es hätte, einen Teil ihrer Produktion nach Israel zu verlegen. Ein solcher Schritt und die Umstrukturierung der in Deutschland verbleibenden Bereiche könnten zu einer dramatischen Kehrtwendung für Draloric führen.

Während ich Stadler beim Mittagessen meine Pläne darlegte, kritzelte ich Kalkulationen auf die Rückseite eines Kuverts. «Könnte ich den Briefumschlag haben?» fragte Stadler mich auf dem Weg zum Parkplatz. Am nächsten Tag rief er mich an, um mir mitzuteilen, die Zahlen seien phantastisch. Dann sagte er: «Packen wir's an!»

Der frühere Geschäftsführer Dr. Oskar Paul sprach sich ebenfalls dafür aus. Er gehörte zum alten Schlag von Ingenieuren, die durch ihre Unternehmensgründungen die Elektronikindustrie aufgebaut hatten.

Wir waren seit über zwanzig Jahren befreundet – seit dem Tag, an dem ich mich entschloss, Draloric eine Lizenz zur Herstellung des Vishay-Widerstands zu geben. Dr. Paul war erleichtert, dass Vishay seine alte Firma übernehmen wollte, denn er wusste, dass ich den Kauf von Draloric nicht wegen eines eventuellen kurzfristigen Gewinns in Erwägung zog. Im Gegenteil, ich war jemand aus der Branche, der die Firma erhalten und ausbauen würde. Draloric käme nach Ansicht von Dr. Paul also in gute Hände. «Wissen Sie», sagte er, «mein Sohn ist in dem Unternehmen tätig. Glauben Sie, er hat bei Ihnen eine Zukunft?»

«Ich kenne ihn überhaupt nicht», erwiderte ich. «Aber wenn er gute Arbeit leistet, hat er bei mir bestimmt eine Zukunft. Er muss nur zeigen, was er kann.» (Als Postskriptum sei angefügt, dass der junge Dr. Paul – ein Physiker – Stadlers Nachfolger als Geschäftsführer und danach Chef der Vishay-Unternehmen in Europa wurde. Im Jahre 1998 schliesslich wurde er von mir zum President und COO meines Unternehmens mit 20.000 Beschäftigten ernannt. Sein Vater starb leider wenige Monate, nachdem wir Draloric übernommen hatten, so dass ihm die Freude versagt blieb, seinen Sohn auf seinem Stuhl sitzen zu sehen.)

Es war das zweite Mal, dass ich einen Sohn im Unternehmen des Vaters vorfand – das erste Mal hatte ich das bei Geka erlebt – und es sollte nicht das letzte Mal sein. Das Vater-SohnPhänomen war symptomatisch für die Branche. Die eigentliche Gründerzeit der Elektronikindustrie waren die 20er und 30er Jahre dieses Jahrhunderts gewesen, als vor allem Physiker auf der Basis der eigenen Erfindungen kleine Firmen aufbauten. Die Firmen der unternehmerisch Tüchtigen wuchsen schliesslich zu grossen Unternehmen heran, die die Gründer an ihre Teilhaber oder Söhne Weitergaben. Einige von ihnen waren erfolgreich, viele waren es jedoch nicht, und so standen nun in Not geratene Firmen zum Verkauf: Mit dem Ausscheiden der Generation der Gründer kam eine ganze Reihe nennenswerter Elektronikunternehmen auf den Markt.

Das begann in den 60er Jahren, einer Zeit, als sich in der Geschäftswelt alles um Konglomerate und Elektronik drehte. Die Konglomerate – Riesenunternehmen, die sich in vielen Branchen betätigten – traten als

treibende Wirtschaftskraft in Erscheinung, und zu ihren beliebtesten Akquisitionsobjekten zählten Firmen der Elektronikindustrie. (Es war dieses Klima, das mich ursprünglich in die Vereinigten Staaten gelockt hatte.) Die Elektronik besass jene Leuchtkraft und Attraktivität, wie sie in späteren Zeiten dann Computer und Biotechnologie haben sollten. Für solche Unternehmen zahlten Riesenkonglomerate wie TRW, Corning und Litton viel Geld.

Die Übernahmen waren jedoch, wie sich zeigen sollte, allzuoft nur von relativ kurzer Dauer. Die Konglomerate kauften Firmen auf, die nicht zu ihrem eigentlichen Geschäft gehörten und die sie deshalb auch nicht zu führen verstanden. Dazu fehlte ihnen die Erfahrung, ausserdem hatten sie Mühe, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten. Im Grunde waren sie nicht wirklich an ihren Neuerwerbungen interessiert. Man hätte sie, im traditionellen Sinne des Wortes, auch kaum als «Eigentümer» bezeichnen können. Die Konglomerate wurden weitgehend von professionellen Managern geleitet, die von Zeit zu Zeit wechselten. Mit den Elektronikunternehmen, die sie aufgekauft hatten, identifizierten sie sich nur in geringem Masse – mit dem Ergebnis, dass sie die Gewinne dieser Unternehmen abschöpften. Sie steckten kein Geld in die Forschungs- und Entwicklungsarbeit. Sie veräusserten gewinnbringende Unternehmensteile, wenn sie schnell Kapital benötigten. Sie waren von einem völlig anderen Schlag als die Männer, die diese Branche geliebt, die ihr Leben der Elektronik gewidmet und in ihrem jeweiligen Fachgebiet originäre Leistungen erbracht hatten. Nun wurde alles zu einem Spiel mit Zahlen, bei dem Firmen mit Blick auf Börsengewinne verändert und dann wieder abgestossen wurden. Die engagierten Gründer hatten kurzfristig denkenden Finanzjongleuren Platz gemacht.

Ich hatte zufällig zu einer Zeit begonnen mich nach Akquisitionen umzuschauen, als Elektronikfirmen aus Profitgründen abgestossen wurden. (Draloric hatte bereits zwei Mal den Besitzer gewechselt, als ich die Firma kaufte). Für jemanden in meiner Position war solch ein Unternehmen viel mehr wert als die Summe seiner Aktiva. Ich untersuchte es auf potentielle Synergien und auf die Möglichkeit hin, Teile der Pro-

duktion in unser Werk in Israel mit seinen niedrigeren Lohnkosten zu verlegen. Mir ging es um die Akquisition von Produkten, die mich auf den Weltmärkten konkurrenzfähiger machen würden und die ich durch eine Verlagerung auf effizientere Weise herstellen könnte.

Der Zustand, in dem diese Firmen sich nach zweier oder dreimaligem Eigentümerwechsel befanden, liess sie für die im Rahmen meiner Pläne notwendige Umstrukturierung ideal erscheinen. Ich stellte bei der Prüfung von Draloric und anderen Übernahmekandidaten fest, dass sie einen ganz typischen Entwicklungsprozess durchlaufen hatten. Die Firmen waren in den Jahren, als sie anständig geführt worden waren, aufgrund von Produktivitätssteigerungen wettbewerbsfähig geblieben. Nach dem Verkauf hatten die neuen Besitzer – diejenigen, die nicht einfach die Firmenaktiva plünderten – meist zunächst Anstrengungen unternommen, die Wettbewerbsfähigkeit zu steigern. Es wurden zusätzliche Maschinen angeschafft, und die Kosten wurden von unten her gesenkt, durch Abbau von Arbeitskräften. (Eine Kostensenkung von oben nach unten kam so gut wie nie vor.) Auf allen Produktionsebenen arbeiteten diese Firmen am Ende effizient. Die Zahl der Arbeiter war reduziert worden, die Maschinen befanden sich auf dem neuesten Stand, die Produkte waren von hoher Qualität und die Kunden zufrieden. Trotzdem sank die Rentabilität, und die Firmen verloren mit den Jahren immer mehr an Konkurrenzfähigkeit. Etwas war da nicht in Ordnung. Aber was?

Die Antwort lautet: Die Firmen standen auf dem Kopf. Die Verwaltungsebene war aufgebläht. Vor dreissig Jahren hatte eine Firma bei 1'000 Arbeitern vielleicht 200 Manager und Angestellte gehabt. Die Zahl der Arbeitskräfte war aufgrund der immer ausgereifteren Maschinen stetig gesunken, bis von den 1000 Arbeitern vielleicht nur noch 100 übrigblieben. Doch nun gab es 250 oder 300 Manager und Angestellte, die zum grossen Teil zur Überwachung und Koordination der automatisierten Produktion eingestellt worden waren. So hatte sich die Pyramide umgekehrt. Eine weitere Reduzierung der Arbeiterschaft war unmöglich, und sich selbst würde die Verwaltung niemals antasten.

Für mich dagegen bestand das Herz eines Unternehmens in seiner Produktion, nicht in seiner Bürokratie. Es waren die Fachund Vorarbeiter, die das Produkt herstellten und auf den Markt brachten. Demgegenüber hatten alle Angestellten einschliesslich des Managements eine unterstützende Funktion; sie waren weder die Frucht des Unternehmens, noch bestanden sie um ihrer selbst willen. Bei Draloric und anderen Unternehmen bot sich Gelegenheit zum Straffen ganzer Managementbereiche. Durch die Verlegung von Teilen der Produktion in Länder mit niedrigeren Lohnkosten und die Verkleinerung des Managements, konnten die Kosten drastisch gesenkt werden.

Als wir einen Teil des Unternehmens in unser neues Werk in Dimona integrierten, begab sich eine Reihe leitender Angestellter von Draloric ebenfalls dorthin, um den Transfer der Produktion zu überwachen. (Einige nahmen ihre Frauen mit nach Israel.) Sie waren hervorragend organisiert und blieben so lange dort, bis ihre Aufgaben erledigt waren. Sie richteten die Arbeitsgänge ein, bildeten die Israelis aus und «hielten Händchen», bis jeder überzeugt war, dass alles problemlos lief. (Bedauerlicherweise tat Dale nichts dergleichen, und zu meinem grossen Leidwesen steckte Dimona bei seinen Bemühungen, die Produktion von Dale-Produkten in den Griff zu bekommen, immer noch bis zum Hals in Schwierigkeiten.) Die Draloric-Produktion klappte vom ersten Tag an hervorragend.

Während mir Dale noch ernsthafte Sorgen bereitete, verlief die Übernahme von Draloric wie nach Lehrbuch. Die Teile des Betriebs, die in Deutschland profitabel arbeiten konnten, blieben dort, die übrigen verlegten wir. Das Unternehmen kriegte, ganz wie ich geplant und gehofft hatte, die Kurve und war nach einiger Zeit stärker denn je. Stadler, der Geschäftsführer, hatte dieses Potential von Anfang an erkannt, und mit der Zeit begriff das gesamte Management, dass Draloric ohne die israelische Verbindung schweren Zeiten entgegengegangen wäre. Auf einer Sitzung projizierte ein Manager während einer Präsentation dann sogar ein Dia mit der Schrift an die Wand: ISRAEL IST UNSERE RETTUNG.

Als ich das sah, dachte ich im ersten Moment: Was für eine Ironie. Ich glaube allerdings nicht, dass sonst irgendjemand im Saal diesen Satz

auf ähnliche Weise deutete. Die Deutschen hatten sehr schnell einen unglaublichen Respekt gegenüber den Israelis entwickelt, den diese erwiderten. Die beiden Gruppen bildeten ein enges Team. In gewisser Hinsicht hatte ich damit gerechnet, immerhin hatte ich ja auf dieses Ziel hingearbeitet. Andererseits nahm ich es aber auch mit einer Mischung aus Verwirrung und Faszination zur Kenntnis.

Der Kauf von Draloric wurde im November 1987 vollzogen. In Frankreich war 1987 ein Jahr der Rezession gewesen, die verschärft worden war durch den Zusammenbruch der amerikanischen Börse im Oktober, durch die alle übrigen Aktienmärkte der Welt einschliesslich der französischen Börse ins Trudeln geraten waren. Der Wert einer Aktie unseres alten Widersachers Sfernice sank von 800 auf 200 Francs. Unsere Buchprüfer (die auch für Sfernice tätig waren) informierten uns, Sfernice würde auf ein Kaufangebot unsererseits eventuell positiv reagieren. Als ich mich in derselben Angelegenheit ein Jahr zuvor an die Firma gewandt hatte, war ich auf Ablehnung gestossen. Ich war bereit, es noch einmal zu versuchen.

Im Laufe des zurückliegenden Jahres hatte Sfernice schwere Schläge hinnehmen müssen, der Aufsichtsratsvorsitzende Jean-Claude Tiné erwies sich jedoch als unvermindert harter Unterhändler. Ja, man werde ein Angebot in Erwägung ziehen, ich könne es aber gleich vergessen, wenn ich an weniger als 800 Francs pro Aktie dächte – das entsprach einem Kaufpreis von etwa \$ 65 Millionen.

Sfernice hatte zwar einen Jahresumsatz von ungefähr \$ 110 Millionen, unter Berücksichtigung der Profitabilität erschien mir der Preis andererseits hoch. Bei gründlicher Betrachtung der Synergiemöglichkeiten erkannten wir aber ein bedeutendes Einsparungspotential. So konnten wir die Herstellkosten der Sfernice-Folienwiderstände durch Verlegung der Produktion nach Israel drastisch senken; ausserdem ergaben sich durch die Reorganisation der anderen Abteilungen weitere Einsparmöglichkeiten.

Wie im Falle von Dale und Draloric setzte ich mich auch bei Sfernice mit dem Management zusammen, um es von den Vorteilen einer Über-

nahme durch uns zu überzeugen. Ich sprach ausführlich mit dem neuen Aufsichtsratsvorsitzenden Philippe Gazeau – er war Tiné kurz nach unseren ersten Kaufverhandlungen nachgefolgt – und suchte ihn für Vishay zu begeistern, indem ich ihm erklärte, wer wir waren, welche Ziele wir hatten und wie Sfernice daran teilhaben könnte. Gazeaus Grundeinstellung war positiv, und schliesslich stimmte er meinen Vorschlägen zu.

Da gab es jedoch ein Problem: Er hatte gerade einen neuen Vorstandsvorsitzenden eingestellt, der zuvor bei der französischen Niederlassung von Texas Instruments gearbeitet hatte, einen äusserst dynamischen Manager, und Gazeau befand sich im Unklaren, ob der einwilligen würde. Ich bat um Gelegenheit zu einem persönlichen Gespräch mit dem Mann.

Bei unserer ersten Begegnung nahm ich Schwingungen auf, die mir nicht sonderlich behagten. Der neue Vorstandsvorsitzende schlug einen rauen Ton an und forderte einen Zweijahresvertrag für sich – für den Fall, dass ich eine Umstrukturierung des Unternehmens plante, bei der seine Position entfiel. Obwohl ich über seine Haltung nicht eben glücklich war, sagte ich mir: Wenn ich nicht mitspiele, wird er mich nicht in meinen Bemühungen unterstützen, die Zustimmung des Industrieministeriums zu dieser Akquisition zu erhalten. Und ich wusste genau, dass ich dabei jede nur denkbare Unterstützung brauchen würde. Die französische Regierung sähe es aller Wahrscheinlichkeit nach sowieso höchst ungern, dass eine amerikanische Aktiengesellschaft eine französische Aktiengesellschaft kaufte, die noch dazu das Militär belieferte.

Ich fand die Vertragsforderung andererseits nicht völlig abwegig, also willigte ich ein. Dem Aufsichtsratsvorsitzenden Gazeau erklärte ich in einem späteren Gespräch, ich empfinde es als unfair, dem ehemaligen Manager von Texas Instruments einen solchen Vertrag zuzubilligen und ihm nicht. Doch er entgegnete: «Ich halte einen derartigen Vertrag nicht für notwendig. Ich vertraue Ihnen.» Gleich wohl bestand ich darauf, auch mit ihm einen entsprechenden Vertrag abzuschliessen.

Nachdem Gazeau überzeugt war, überzeugte er wiederum sein Management, und dann sprach er mit den Arbeitern und holte auch deren

Zustimmung ein. Mit der Genehmigung durch die französische Regierung war es dann allerdings eine andere Geschichte. Jede Akquisition eines französischen Unternehmens durch eine ausländische Firma musste von der Regierung gebilligt werden, und Lazard Frères, die Bank, die uns in dieser Angelegenheit vertrat, hielt es für so gut wie unmöglich, dass wir eine solche Genehmigung bekommen würden. Der Auffassung war auch Jean-Claude Tiné. Es hatte bis dahin kaum ausländische Übernahmen von Aktiengesellschaften gegeben und nicht einen einzigen Fall, in dem ein Ausländer eine französische Aktiengesellschaft aufgekauft hatte, die in Verbindung mit der Landesverteidigung stand. «Wenn Sie uns mit Ihrer Vertretung beauftragen wollen», sagten die Bankiers, «werden wir unser Bestes tun. Wir müssen Sie aber von vornherein darauf aufmerksam machen, dass Ihre Chancen gering sind. Wir möchten Sie warnen, weil wir ungern in Misserfolge verwickelt sind.»

Vielleicht waren sie wirklich von unserer Chancenlosigkeit überzeugt. Es konnte aber auch sein, dass es nur eine Routinetaktik von Lazard Frères war, schwarzzumalen. Wie auch immer, ich hatte meine Strategie vorbereitet und war bereit, die Regierung anzusprechen. «Wissen Sie», erklärte ich Frères, «ich bin auch Franzose. Ich bin Träger des Verdienstordens für Forschung und Entwicklung. Ich habe in diesem Lande studiert. Ich habe hier Bücher veröffentlicht und bin hier Dozent gewesen. Ich habe meine ersten Patente hier bekommen. Ich spreche Französisch. Ich bin vielleicht kein typischer Franzose, aber ein typischer Amerikaner bin ich auch nicht.»

Als erstes suchten wir den Vorstandsvorsitzenden der französischen Börse auf, der, wie sich herausstellte, gerade eine ungemein schlechte Erfahrung mit englischen Anwälten gemacht hatte; die Nachricht war zu seinem grosser Ärger tags zuvor durch die Presse gegangen. Er war deswegen verletzt und ganz generell von einem Hass auf Anwälte erfüllt. Unsere Delegation bestand aus drei Vertretern der Bank Lazard Frères, mir und Avi Eden, der natürlich Anwalt war. Der Börsenchef ging zunächst im Raum umher und fragte einen nach dem anderen von uns spitz, ob er etwa Anwalt sei. Er kochte vor Wut. Wir erklärten, einer



nach dem anderen, kein Anwalt zu sein. Ich wartete mit einiger Sorge darauf, wie Avi reagieren würde, wenn die Reihe an ihn kam; zu unser aller Erleichterung brach der Börsenchef das Verhör dann aber ab, nachdem ich aus tiefstem Herzen mit ‚Nein‘ geantwortet hatte.

Wir sprachen – selbstverständlich auf französisch – mit den zuständigen Beamten im Verteidigungsministerium, und ich überzeugte sie, dass die Übernahme sich positiv auf Sfernice wie auf das Land auswirken würde. In Anbetracht der herrschenden Branchentrends, so argumentierte ich, sei – falls wir Sfernice nicht kaufen könnten – der Untergang des Unternehmens unabwendbar. Dazu werde es weder heute noch morgen kommen, jedoch spätestens in zwei oder drei Jahren. Das Hauptproblem sei, abgesehen von der Kostenstruktur, der fehlende Zugang zu Absatzmärkten ausserhalb Frankreichs. Im jetzigen globalen Markt könne ein Hersteller auf dieser Basis nicht überleben. Mit dem Namen und dem Vertriebsnetz von Vishay bekäme Sfernice aber Zugang zu allen Märkten – insbesondere zu dem grossen amerikanischen Markt, in den einzudringen man sich vergeblich bemüht habe.

Das Verteidigungsministerium liess sich überzeugen. «In Ordnung», hiess es. «Wir kennen Sie. Wir geben Ihnen unsere Zustimmung. Aber unter einer Bedingung: Sie müssen uns mindestens ein Jahr vorher davon in Kenntnis setzen, wenn Sie irgendeines der Produkte einstellen wollen, die wir gegenwärtig verwenden.» Das war mir recht, und wir unterzeichneten eine diesbezügliche Vereinbarung.

Das Industrieministerium war nicht so leicht zu knacken. Nach längerem Argumentieren erzielten der Staatssekretär und ich jedoch eine Übereinkunft und unterzeichneten ein Schreiben. Anschliessend rechtfertigte er sich mit den Worten: «Wir haben uns hier schliesslich nicht auf einen Ausverkauf an Amerika eingelassen. Vishay mag eine US-Aktiengesellschaft sein, aber Sie sind Franzose.» Lazard Frères war entzückt. Und ich auch. Der Staatssekretär mochte sich zur Wahrung seines Gesichts zurechtlegen, was er wollte, auf jeden Fall rettete er damit Sfernice.

Während der drei bis vier Monate, über die sich die verschiedenen

Verhandlungen hinzogen, war die Sfernice-Aktie ganz allmählich von 200 auf 500 Francs gestiegen. Alle Besprechungen waren streng geheim gewesen; offensichtlich kamen dennoch Gerüchte in Umlauf. Als wir schliesslich mit einem Aktienpreis von 840 Francs abschlossen, war der Preis auf dem freien Markt auf 820 Francs geklettert. Diese Entwicklung behinderte den Verkauf zum Glück nicht. Im Oktober 1988 übernahmen wir bei Sfernice die Kontrolle.

Wie Draloric wurde auch Sfernice als Tochtergesellschaft von Dale, das wiederum ein Tochterunternehmen von Vishay Israel war, bei Vishay eingegliedert. Und wie bei Draloric begann ich auch bei Sfernice sofort mit den Planungen für die Verlegung eines Teils der Produktion nach Israel. Meinen Berechnungen zufolge mussten diese Änderungen zu erheblichen Kostenreduzierungen führen, die uns erlauben würden, Marktanteile hinzu zu gewinnen. Dies würde insbesondere auch den französischen Teil des Unternehmens stärken.

Dann ergab sich jedoch ein Riesenproblem. Als wir soweit waren, meinte der neue Vorstandsvorsitzende, er könne einer Produktionsverlegung auf keinen Fall zustimmen. Ganz gleich, wie ausführlich ich ihm die Profitabilität dieser Massnahme darlegte, egal, wie offenkundig es war, dass sie mittelfristig französische Arbeitsplätze sichern würde – er hielt an seiner Ablehnung fest. Er war der Auffassung, sie sei nicht durchführbar, sie werde einen Streik verursachen, weder Management noch Arbeiter würden sie akzeptieren. Auch die Buchhaltung bezog Position gegen die Verlegung. Einer der obersten Finanzmanager meinte: «Sie wollen das bloss der höheren Unternehmensgewinne wegen tun? Das ist nicht in Ordnung.» Ich entgegnete: «Sind Sie denn kein Geschäftsmann? Ich verstehe Sie nicht. Wenn Sfernice momentan hohe Gewinne erwirtschaften würde, hätten Sie vielleicht ein Argument. Kein starkes Argument, aber immerhin. Sie machen jedoch kaum Gewinne. Und ich habe die Zinsen zu zahlen auf die Schulden, die wir für den Kauf des Unternehmens aufgenommen haben.» Darauf sagte er; «Sie wollten das Unternehmen kaufen. Jetzt müssen Sie Zinsen zahlen. Das ist nicht unser Problem.» Seine Arroganz war unglaublich. Da ste-

hen Sie, und hier stehen wir. Sie kümmern sich um Vishay, wir kümmern uns um Sfernice.

Ich hatte gemeint, meine Pläne und Erwartungen vorher klar präsentiert zu haben, und nun musste ich über jeden Schritt, den ich zu tun gedachte, mit dem Vorstandsvorsitzenden verhandeln. In allem war er anderer Meinung als ich. Es gab dauernd Streit und Zank, über Probleme von essentieller Bedeutung – wie die Verlegung der Produktion – aber auch über Banalitäten wie etwa die Frage, ob die Visitenkarten vertikal bedruckt werden sollten (wie im ganzen übrigen Unternehmen). «Nein», hiess es, «in Frankreich müssen sie horizontal bedruckt werden.» Ruta hielt ihn für vollkommen uneinsichtig. Ich war in meinem ganzen bisherigen Berufsleben niemandem begegnet, der das Streiten und Feilschen so liebte wie dieser Mann.

Bei Dale hatte ich jedoch – obwohl ich noch immer nicht wusste, wie ich das Problem mit Novicki lösen sollte – eine Lektion gelernt. Ich wartete nicht allzu lange, bevor ich die Regeln festlegte. «Hören Sie», sagte ich eines Tages zu ihm. «Ich habe dieses Gezänk satt. Wir machen das jetzt so. Und damit basta.»

Er sagte: «Nein, ich kann das so nicht vertreten.»

«Na gut, wenn Sie es so nicht durchführen wollen», erwiderte ich, «sind Sie entlassen.»

«Was meinen Sie damit – entlassen?»

«Genau das, was ich sage. Entlassen. Ich werde Ihnen kündigen.»

«Ich kann es aber nicht vertreten.»

«Haben Sie gehört, was ich gesagt habe?»

«Ich kann es trotzdem nicht vertreten.»

«In Ordnung. Schluss mit der Diskussion. Sie sind entlassen.»

«Entlassen?»

«Jawohl, entlassen. Ab morgen früh sind Sie ohne Arbeit. Sie haben keine Stelle mehr.»

«Nun ja, vielleicht können wir ja doch einiges ändern.»

«Nein. Schluss mit den Diskussionen. Ich habe es satt. Ich habe Ihnen jede erdenkliche Chance gegeben. Selbst wenn Sie die Massnah-

men jetzt durchführen wollen – ich kann nicht mit Ihnen Zusammenarbeiten. Ich habe Ihnen genug Zeit gelassen, sich meinem Arbeitsstil anzupassen. Es kann durchaus sein, dass er Ihrem Stil nicht entspricht. Es ist aber mein Stil, und ich bin hier der Boss. Sie sind entlassen.»

Er war schockiert.

«Holen Sie Ihre Sachen, und gehen Sie», sagte ich.

«Das werden wir aber vertraglich regeln müssen.»

«Sprechen Sie mit Gazeau darüber. Mich interessiert das nicht. Sie bekommen, was wir Ihnen schuldig sind.»

Er wurde also entlassen. Zu dem Zeitpunkt war Yannick LeVacon, unser Chefingenieur bei Geka, mit der Lösung einiger technischer Probleme bei Sfernice befasst. Ich wusste, dass Yannick ein Mann war, dem ich vertrauen konnte, und deshalb ernannte ich ihn zum Geschäftsführer. Ausser dem Vorstandsvorsitzenden wollte ich auch den Finanzmanager loswerden, der sich so arrogant und uneinsichtig verhalten hatte. Doch Yannick wollte es ein halbes Jahr lang mit ihm versuchen. Bei mir gingen sofort die Warnleuchten an. Yannick neigte offensichtlich (wie ich selbst) zu der Annahme, dass man Menschen bekehren kann, wenn man sie nur richtig behandelt. Ich wusste damals noch nicht, dass Yannick bei den Jesuiten erzogen worden war und der Wunsch, Menschen zu bekehren, bei ihm besonders ausgeprägt war. Diesbezüglich war ich selbst inzwischen natürlich äusserst skeptisch, doch ich hatte Yannick nun einmal die Verantwortung übertragen und konnte deshalb nichts unternehmen. Ich musste ihn seine eigenen Fehler machen lassen – und er hat seine Lektion gelernt. Nach sechs schwierigen Monaten entliess er den Mann dann doch. Unter Yannicks Leitung verlegten wir den Produktionsbereich für Folienwiderstände nach Israel und begannen mit der Umstrukturierung des Unternehmens. Er hatte einige Auseinandersetzungen mit dem Management – die übliche Geschichte: Wir hier und Sie dort. Sfernice gegen Vishay. Doch am Ende meisterte er die Situation, und die Belegschaft von Sfernice schlug sich auf unsere Seite.

Im Laufe dieser Entwicklungen kam ich dem früheren Sfernice-Aufsichtsratsvorsitzenden Jean-Claude Tiné näher. Ich kannte ihn aus lan-

ger Erfahrung als harten Verhandlungsführer, doch als ich ihn besser kennenlernte, beeindruckten mich zunehmend seine unternehmerische Klugheit und das Ausmass seiner Aufrichtigkeit. Nach Rücksprache mit Ruta bot ich ihm einen Posten in unserem Aufsichtsrat an; ebenso seinem Freund Guy Brana, einem bekannten Industriellen, der stellvertretender Vorsitzender des französischen Verbandes der verarbeitenden Industrie war. Tiné und Brana verliehen dem Gremium eine europäische Dimension, über die wir bis dahin nicht verfügten, die jedoch im Zuge der Expansion immer wichtiger wurde.

Ende 1987 war Vishay von Grund auf umgestaltet. Als ich eine Pause einlegte, um wieder Atem zu schöpfen, sah ich mich einem Unternehmen gegenüber, dessen Umsatz binnen anderthalb Jahren von \$ 55 Millionen auf \$ 400 Millionen gestiegen war. Ausser in den USA und Israel – wo wir in zwei Fabriken mittlerweile mehr als siebenhundert Menschen beschäftigten – gehörten uns Firmen in England, Deutschland, Frankreich und Mexiko. Vishay hatte Dale noch immer nicht ganz verdaut, und jetzt verliebte sich Dale Draloric ein. Sfernice war ebenfalls an Bord gekommen. Das Unternehmen expandierte sprunghaft, genau wie ich es mir gewünscht und wie ich es für möglich gehalten hatte.

In gewissem Sinne tätigten wir diese Akquisitionen in Übereinstimmung mit dem aktuellen Trend; es war die grosse Zeit der Übernahmen und der Experten auf dem Gebiet der kreditfinanzierten Firmenaufkäufe. Und doch war das Wachstum von Vishay von fundamental anderer Art. Uns ging es nicht darum, Unternehmen zu zerlegen und dadurch zu zerstören, wir wollten nicht durch Käufe und Verkäufe reich werden. Wir übernahmen andere Firmen, um die Möglichkeiten zu nutzen, die meiner Überzeugung nach der Branche innewohnten, der ich mein ganzes Berufsleben gewidmet hatte. Ich hatte höhere Ziele vor Augen, und keines davon war kurzfristiger Natur.

Dieses Wachstum ging nicht ohne Probleme vonstatten, wirklich beunruhigt hat mich jedoch nur ein einziges, und das betraf Carroll Novicki, den Vorstandsvorsitzenden von Dale. Aufgrund der spezifischen Art unserer Übernahmen stand Novicki an der Spitze des Gesamtunter-

nehmens. Er hatte bei Dale erwiesenermassen gute Arbeit geleistet, und ich hatte immer noch den Eindruck, dass er sich als Manager im grossen Rahmen bewähren könnte, obwohl er die Verlegung der Produktion von Dale nach Israel nicht in dem von mir gewünschten Sinne durchzuführen verstanden hatte. Ich war mit seiner Arbeit dort keineswegs zufrieden. Es waren zwar Maschinen installiert worden, aber die Leute von Dale hatten wenig dazu beigetragen, dass sie richtig bedient wurden. Sie hatten die Israelis damit mehr oder weniger allein gelassen, und nun gab es Probleme bei der Fertigung der Dale-Produkte in Dimona. Ich suchte angestrengt nach einer Lösung.

Entscheidender noch war die Tatsache, dass das persönliche Verhältnis zwischen Novicki und mir sich mit der Zeit nicht verbessert hatte. Ich empfand ihn nach wie vor als verschlossen und wenig kommunikativ und spürte deutlich seine Opposition. Vishay war ein Unternehmen mit grossem Zusammenhalt gewesen, das seinen Beschäftigten fast ein Gefühl von Familienzugehörigkeit vermittelt hatte. Doch jetzt war das Betriebsklima durch Gegnerschaft, Distanz, ja sogar durch latente Feindseligkeit gekennzeichnet.

Ich hatte Novicki während der Wachstumsphase unserer Firma nie als Partner empfunden, und zunehmend gewann ich den Eindruck, dass er meine eigenen Leute einschüchterte. Ich erhielt Hinweise darauf von Avi Eden, und eines Tages bat mich Dick Grubb, der Leiter unserer Buchhaltung, um eine Unterredung bei mir zu Hause. Dick war schon lange bei uns, ein sehr engagierter Mitarbeiter, auf dessen Urteil ich viel gab. «Felix», hob er an, «ich muss Ihnen sagen, dass ich den Eindruck habe, das Unternehmen entwickelt sich nicht in die richtige Richtung.»

«Was wollen Sie damit sagen?»

«Es gibt Probleme bei Dale. Unsere Leute fühlen sich nicht wohl. Viele sind sogar regelrecht unglücklich. In manchen Bereichen der Folienproduktlinie ist der Absatz rückläufig – aufgrund von Praktiken, die ich für falsch halte. Ich bin der Meinung, dass die ganze Unternehmenskultur nicht stimmt. Es passt alles nicht zu dem, was Sie bei Vishay eingeführt haben.

Dauernd gibt es dort Ärger und Streit. Das Unternehmen bildet keine Einheit. Ich wüsste gern, wie Sie darüber denken.»

Ich sagte es ihm offen. «Dick, ich weiss, dass Sie recht haben. Ich habe noch mit niemandem darüber gesprochen, aber ich kann Ihnen versichern, dass wir uns sehr bald darum kümmern werden.»

Dick Grubb war der erste, der mich darauf ansprach. Ich verstand die unausgesprochene Botschaft seiner Worte sehr wohl. Er war beunruhigt, fragte sich, wohin das führen könnte. Für ihn war Novicki der Kronprinz, der aufgrund seiner Position eines Tages, wenn ich mich zur Ruhe setzte, meinen Platz einnehmen würde. Ich hatte sicherlich keine Signale ausgesendet, dass ich eine andere Lösung im Sinn hatte. Dick arbeitete in der Hauptverwaltung, die mir direkt unterstellt war. Wenn er so dachte, gewannen andere Mitarbeiter zweifelsohne denselben Eindruck.

Ich wusste nicht, wie ich die Situation anpacken sollte. Zwar sprach ich darüber mit Alfred und Avi, aber nie ausführlich. Irgendwie schämte ich mich dafür. Ich wollte nicht zugeben, dass es eine Spaltung im Unternehmen gab, jedenfalls nicht, solange ich noch an einem Ausweg arbeitete. Doch Ruta gegenüber empfand ich solche Hemmungen nicht. Schliesslich reisten wir zwei allein nach Fort Lauderdale in Florida, hauptsächlich um Abstand zu gewinnen und über Dale zu sprechen. Und das taten wir auch. Während der ganzen drei Tage haben wir ununterbrochen diskutiert.

## *Die Ethik meines Vaters*

Das Hauptproblem bestand darin, dass Dale wie ein Lehen funktionierte; die Geschäftsführung hatte mehr oder weniger unabhängig von Lionel agiert und setzte alles daran, dies trotz der neuen Besitzverhältnisse beizubehalten. Infolgedessen wusste ich über Dale nicht sonderlich gut Bescheid. Ich kannte die Manager und ihre Beziehungen untereinander nicht genügend, und ich war auch mit dem Alltag der Firma nicht im Detail vertraut. Dale war mir irgendwie verschlossen geblieben. Es konnte gefährlich sein, den Weggang von Novicki zu riskieren. Er hatte mehr als 25 Jahre in unterschiedlichen Funktionen bei Dale gearbeitet und das Unternehmen zehn Jahre lang geleitet. Wie würde der Organismus auf den plötzlichen Verlust des Kopfes reagieren? Das war nicht vorherzusehen, doch es würde zumindest eine gefährlich instabile Situation entstehen. Trotzdem – nach drei Tagen mit Ruta war ich überzeugt, dass es viel schlimmere Folgen haben könnte, wenn ich nicht für klare Luft sorgen, wenn ich mich nicht durchsetzen würde. Ich erkannte die Notwendigkeit, die Ordnung im Hause wiederherzustellen.

Nach unserer Rückkehr aus Fort Lauderdale rief ich Jim Starr in North Carolina an, um die Lage mit ihm zu besprechen. Jims Measurement Group arbeitete völlig losgelöst von der Bauelementefertigung bei Vishay, insofern hatte er eine grössere Distanz zu dem Geschehen. Ausserdem war Jim einer der offensten Menschen, denen ich je begegnet war. Er äusserte seine Meinung stets schonungslos, ohne Ansehen der Person – das war auch ein Grund dafür, warum ich geschäftliche Angelegenheiten besonders gern auch mit ihm diskutierte. Nach unserem Telefonat hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, Novicki aus Nebraska zu mir zu bestellen.



Die Auseinandersetzung fand bei einer Tasse Tee in meinem Haus in Philadelphia statt. Ich erinnere mich an folgenden Gesprächsverlauf: «Ich habe ein Problem mit Ihnen», sagte ich. «Seit der Übernahme von Dale habe ich Sie, wie Sie wissen, immer wieder gebeten, Änderungswünschen von mir zu entsprechen, Dinge umzusetzen, die meiner Überzeugung nach für die Firma das Beste gewesen wären. Sie haben sich mir in fast allem widersetzt. Ich habe dauernd das Gefühl, dass ich mit Ihnen einfach nicht weiterkomme. Jetzt ist es an der Zeit, das zu ändern. Meine erste Forderung lautet: Vishay muss jedesmal erwähnt werden, wenn Dale erwähnt wird. Von jetzt an hat der Name Vishay grundsätzlich neben Dale aufzutauchen.»

Novicki erwiderte: «Sie wissen, dass wir das bereits diskutiert haben und dass ich es nicht befürworte.»

«Das weiss ich. Und ich weiss auch, dass ich Ihnen damals erklärt habe, dass wir es sechs Monate nach der Übernahme von Dale umstellen sollten. (Inzwischen waren zwei Jahre vergangen.) Es passt Ihnen noch immer nicht. Pech für Sie. Mir gefällt die Idee. Und so wird es ab jetzt gehandhabt.»

Er fragte: «Ist das eine Anweisung?»

«Ja, das ist eine Anweisung.»

«In Ordnung. Noch etwas?»

«Wenn Sie Ihren Namen und Ihr Foto in Werbeanzeigen verwenden möchten – was ich nicht gerade als sehr geschmackvoll empfinde –, werden Sie in Zukunft vorher meine Erlaubnis einholen. Vielleicht erkläre ich mich einverstanden, vielleicht auch nicht. Wenn Sie sich also wichtig machen wollen, müssen Sie mich vorher fragen.»

«Ist das auch eine Anweisung?»

«Ja, auch das ist eine Anweisung. Und Sie sollten ausserdem wissen, dass ich die Absicht habe, ab sofort stärker am Tagesgeschäft von Dale teilzunehmen. Andernfalls entsteht bei mir der Eindruck, ausgeschlossen zu sein, und ich habe die Firma nicht gekauft, um von ihr ausgeschlossen zu bleiben.»

Ich erinnere mich daran, dass wir in derselben Art und Weise über eine Reihe anderer Probleme sprachen und dass Novicki sich am Ende nicht sehr glücklich verabschiedete. Er kündigte aber nicht.

Unmittelbar nach meiner Unterredung mit Novicki flog ich mit Ruta nach Europa. Wir waren eben im Pariser Hotel InterContinental angekommen, als Yannick LeVacon, der Geschäftsführer von Sfernice, anrief und unverzüglich um ein Gespräch bat. «Lassen Sie uns heute Mittag zusammen essen, Felix», sagte er. Die Erregung in seiner Stimme war unüberhörbar.

Ruta und ich hatten kaum mit ihm am Tisch Platz genommen, als er loslegte. «Felix», sagte er, «ist Ihnen bekannt, dass Martin Park eine Firma besitzt, die uns Konkurrenz macht?» Park war Geschäftsführer von Dale Europa, ein direkter Untergebener und enger Freund Carroll Novickis. «Ist Ihnen bekannt, dass er ein eigenes Unternehmen hat, das Talema heisst?»

«Nein.»

«Wissen Sie, dass Talema Vishay auf dem Gebiet der Transformatoren Konkurrenz macht?»

«Nein, das weiss ich nicht.»

«Sind Sie mit denen im Bunde, Felix?» LeVacon war sehr aufgebracht. Er unterzog mich regelrecht einem Verhör. Ruta und ich schauten uns nur an.

«Was ist los, Yannick? Wir sind doch Freunde, oder? Was ist los?»

«Ich werde Ihnen sagen, was los ist, Felix. Und ich habe Beweise. Talema gehört Park und seiner Familie. Seiner Frau und anderen Verwandten. Und sie stellen Transformatoren her, die meiner Meinung nach mit unseren konkurrieren. Sie setzen sogar einige unserer Verkaufsvertreter ein. Die Vertreter stecken mit ihnen unter einer Decke. Die Sache ist nicht sauber, Felix.»

«Natürlich weiss ich das nicht, Yannick. Von alledem höre ich jetzt zum ersten Mal.»

«Wissen Sie eigentlich, dass in unserem Unternehmen das Gerücht umgeht, Sie selbst seien daran beteiligt? Dieser Eindruck ist entstanden, weil Sie nichts unternommen haben, um mit diesen verworrenen Verhältnissen aufzuräumen.»

«Wie bitte? Warum hat mir denn niemand etwas gesagt?» «Weil die Leute Angst haben, mit Ihnen zu sprechen. Sie fürchten sich vor No-

vicki. Sie trauen sich nicht, ihren Chef zu umgehen. Aber ich sage Ihnen jetzt klipp und klar: Ich habe keine Angst. Falls dieser Verdacht zutrifft, will ich mit dem Laden nichts mehr zu tun haben.»

Ich sagte: «Yannick, beruhigen Sie sich. Lassen Sie uns bitte in Ruhe zu Ende essen. Geben Sie mir ein paar Wochen Zeit, um herauszufinden, was da los ist, und ich werde Ihnen Bericht erstatten.»

«In Ordnung», sagte er.

«Übrigens – wie haben Sie von der Geschichte erfahren?»

«Werner Stadler [unser deutscher Geschäftsführer] hat es mir erzählt.»

«Und warum hat er mir nichts davon gesagt?»

«Weil er Angst hat. Ausserdem macht ihm die Frage der Loyalität zu schaffen. Novicki ist sein Chef. Als er dahinterkam, was los war, suchte er seinen Anwalt auf, und der riet ihm, die Sache nicht für sich zu behalten. Die Geschichte hat Stadler so mitgenommen, dass er krank wurde, Felix. Er musste ein paar Tage Urlaub nehmen. Aber vorher hat er mir alles erzählt.»

Als LeVacon gegangen war, rief ich sofort Stadler im Urlaub an, und er bestätigte mir Yannicks Aussagen: «Ja, es ist alles wahr.»

«Haben Sie schriftliche Beweise?»

«Ja, ich habe Beweise. Erst als ich sie alle in Händen hielt, habe ich Yannick eingeweiht.»

«Faxen Sie sie mir sofort herüber.»

Eine halbe Stunde später erhielt ich ein Fax von fünfzig Seiten: Kataloge, Handelsregister Auszüge, Bilanzen – alles was es an öffentlich zugänglichen Informationen gab. Martin Park und seine Frau hielten 96 Prozent der Anteile dieser Firma, obwohl beide bei Dale angestellt waren – das heisst: bei Vishay.

Ich rief Park an und bat ihn um eine Zusammenkunft in Paris. «Ich kann nicht kommen», sagte er. «Ich fliege heute Abend nach Nebraska. Können wir nicht in den Vereinigten Staaten reden?»

«Gut», sagte ich, «dann sprechen wir uns dort.»

Einige Tage später kehrte ich in die Staaten zurück, rief Jim Starr, Avi Eden und einige andere enge Mitarbeiter zu mir und berichtete ihnen von der Entdeckung. Wir gingen alle davon aus, dass Novicki mir, wenn ich ihn damit konfrontierte, erklären würde, die Sache sei mit seiner Genehmigung geschehen, die Firma stelle kaum eine Konkurrenz für uns dar und er habe seine Zustimmung vor langer Zeit gegeben. Er habe schlicht vergessen, es mir mitzuteilen. Eine unbedeutende Sache, die bereits seit vielen Jahren (vor genau 17 Jahren, wie sich dann herausstellte) bestehe. So dachten wir alle.

Ich bestellte Novicki und Park nach Malvern. Avi und Jim Starr nahmen an der Besprechung teil. Ich erinnere mich daran, wie ich Novicki als erstes die Frage stellte: «Wissen Sie etwas von einer Firma mit dem Namen Talema in Deutschland?»

Er sagte: «Nein.»

«Wissen Sie, dass Park Eigentümer von Talema ist?»

«Nein.»

«Haben Sie ihm dazu die Genehmigung erteilt?»

«Nein. Von alledem weiss ich nichts.»

Damit hatten wir nicht gerechnet. Ich wandte mich an Park.

«Hat Novicki gewusst, dass Talema Ihnen gehört?»

«Nein, er hat es nicht gewusst.»

Jim Starr stand empört auf und verliess den Raum. «Jim», sagte ich, «kommen Sie zurück.»

Dann bat ich Novicki und Park, den Raum zu verlassen und nochmals darüber nachzudenken, was sie mir sagen wollten.

Nach ihrer Rückkehr fragte ich sie, ob sie ihre Aussagen abändern wollten. «Ich werde alles vergessen, was bis zu diesem Moment gesagt worden ist. Möchten Sie mir nun etwas anderes mitteilen?»

«Nein», sagte Novicki. «Da gibt es nichts abzuändern. Ich habe nichts davon gewusst.»

«Wer hat Sie dazu ermächtigt?» fragte ich Park.

«Niemand hat mich ermächtigt.»

«Es gibt niemanden bei Dale, der Sie dazu ermächtigt hat?» «Nein.»

«Warum haben Sie das getan?»

«Na ja, ich dachte, es sei ja eigentlich keine Konkurrenz. Ausserdem bin ich lediglich Investor. Mit der Führung der Geschäfte habe ich nichts zu tun.»

«War es denn nicht Ihre Pflicht, für einen solchen Schritt eine Genehmigung einzuholen?»

Martin Park war bei Dale Geschäftsführer für den internationalen Vertrieb und hatte seine Büros in Puchheim bei München. Talema befand sich auf der gegenüberliegenden Strassenseite.

«Wie können Sie ganztägig bei uns beschäftigt sein – die Frage betrifft auch Ihre Frau – und gleichzeitig eine andere Firma führen?»

«Also, wie schon gesagt: Ich führe die Firma nicht. Sie gehört mir nur.»

«Sie besitzen 96 Prozent der Firmenanteile und verhalten sich wie ein passiver Eigentümer? Die Firma hat ihren Sitz gegenüber dem von Dale Europa, und Sie führen nicht die Geschäfte?»

«So ist es. Und Novicki hat von alledem nichts gewusst.»

Unterdessen fing Novicki an, Park zu verteidigen. Talema bedeute schliesslich keine ernste Konkurrenz für uns, und grosser Schaden sei uns nicht entstanden.

«Novicki», erwiderte ich, «wenn ich an Ihrer Stelle wäre, und wenn mir mein bester Freund so etwas angetan hätte – ich würde ihm ins Gesicht spucken. Ich würde ihm sagen: ‚Du bist nicht mehr mein Freund. Ich rede nicht mehr mit dir. Du hast mich betrogen. Wie können Sie ihn nur verteidigen?«

Es war inzwischen Mittag geworden. Ich sagte den beiden, sie sollten essen gehen, anschliessend würden wir uns wieder zusammensetzen. Park und Novicki kehrten mit einer anderen Darstellung der Dinge zurück.

«Nun», sagte Park, «es ist so, dass ich dazu autorisiert war.»

«Wer hat Sie autorisiert?»

«Mr. Stinson, der damalige Vorstandsvorsitzende des Unternehmens.»

«Grossartig! Damit sind Sie natürlich entlastet. Wenn Sie von ihm die Genehmigung erhielten, verstehe ich alles. Obwohl ich es unverständlich finde, dass Novicki davon nichts wusste. Sie sind doch enge Freunde. Sie sind zusammen zur Schule gegangen. Ihre Frauen sind zu-

sammen zur Schule gegangen. Sie besitzen seit siebzehn Jahren eine Firma, und er weiss nicht einmal, dass diese Firma existiert? Das ist nicht gerade sehr glaubhaft, aber gut... Geben Sie mir bitte die Adresse von Mr. Stinson. Ich möchte das verifizieren.»

Park lächelte. «Er ist tot.»

«Ach ja?»

«Aber es gibt noch eine Person, die Bescheid wusste: Gates. Er war damals Vertriebschef und mein unmittelbarer Vorgesetzter.»

«Okay. Geben Sie mir seine Adresse.»

«Er ist leider ebenfalls schon gestorben.»

«Ich bitte Sie! Sie nennen mir zwei Zeugen, die tot sind, und niemand sonst hat davon gewusst?»

«Genau. Niemand sonst.»

«Es gibt also nur zwei Tote als Zeugen dafür, dass Sie mündlich – nicht schriftlich – eine Genehmigung für Talema erhielten? Und der jetzige Leiter des Unternehmens, der seit zehn Jahren Ihr Vorgesetzter und gleichzeitig ihr bester Freund ist, weiss nichts davon.»

«Ja, genau so ist es.»

Park merkte, dass ich ihm nicht glaubte. «Wünschen Sie, dass ich kündige?» fragte er. Ich bejahte. Daraufhin setzte er prompt sein Kündigungsschreiben auf.\* Danach verlangte ich von Novicki eine schriftliche Bestätigung für seine Aussage, er habe von der ganzen Sache nichts gewusst.

Wenige Tage später erhielt ich einen Brief, in dem er mir genau das bestätigte. Das hatte ich nicht erwartet. Ich war angesichts des engen persönlichen und beruflichen Verhältnisses der beiden überzeugt, dass Novicki voll im Bilde war, und hatte angenommen, nach reiflicher Überlegung würde er in einem Brief klar Schiff machen, etwa in dem Sinne: «Ich habe gelogen, weil ich Angst hatte. Es tut mir leid, und ich werde alles tun, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen.»

\* In dem Prozess, den wir daraufhin wegen Verletzung treuhänderischer Verantwortung gegen Park anstrebten, befand das Gericht, Park habe in der Tat von der ehemaligen Unternehmensleitung eine Genehmigung erhalten und Talema stehe nicht in einem direkten Konkurrenzverhältnis zu Vishay.

Aber er machte keinen Rückzieher. Er bestritt hartnäckig, von Talemas Existenz gewusst zu haben, und ich habe nie beweisen können, dass er oder Park etwas anderes als die Wahrheit gesagt hatten. Aber die Fakten waren für mich nicht mehr wichtig. So oder so – ich hatte kein Vertrauen mehr zu ihm.

Als ich Jim Starr fragte, wie ich seiner Meinung nach vorgehen sollte, meinte er: «Es ist völlig klar, dass der Mann nicht im Unternehmen bleiben kann. Du solltest aber sechs Monate warten. In den sechs Monaten kannst du dich darauf vorbereiten, das ganze Unternehmen zu leiten.»

«Das ist mir unmöglich», antwortete ich. «Ich kann keine einzige Minute länger mit dem Mann zusammenarbeiten. Ich muss ihn loswerden.»

Jim sagte: «Da gehst du aber ein verdammt grosses Risiko ein. Wer wird Dale unternehmerisch leiten? Du kennst die Leute dort nicht gut genug. Innerhalb von sechs Monaten könntest du dir eine Führungsstruktur aufbauen.»

«Ich kann nicht warten», sagte ich. «Ich werde das Risiko eingehen.»

Nachdem ich die Entscheidung einmal gefällt hatte, besprach ich sie telefonisch mit unseren Vorstandsmitgliedern, die mich ausnahmslos in meinem Vorhaben unterstützten. Daraufhin flog ich mit Avi Eden, Glynn Smith, Bill Spires, Bob Freece und Dick Grubb – allesamt leitende Angestellte aus der Unternehmenszentrale – nach Columbus, Nebraska. Bill, Bob und Dick begaben sich zum Werk, wo sie – um die Kommunikation unter Kontrolle behalten zu können – sämtliche Manager in den Konferenzraum bestellten. Währenddessen bat ich Novicki, zu mir ins Hotel zu kommen. Ich wollte Avi bei dem Gespräch dabei haben, Glynn Smith begab sich ins Nebenzimmer. Ich erklärte Novicki: «Ich kann mit Ihnen nicht mehr Zusammenarbeiten. Ich möchte Sie bitten, Ihre Kündigung einzureichen.»

Er sagte: «Ich werde Ihnen meinen Rücktritt nicht anbieten. Sie müssen mir schon selbst kündigen.»

«In Ordnung. In dem Fall zahlen wir Ihnen, was Ihnen laut Vertrag zusteht. Sie sind hiermit entlassen.»

Novickis Weggang verursachte einen gewaltigen Aufruhr – in der Firma, in der Presse, in Columbus. Dale war der grösste Arbeitgeber in

der Stadt. Die Sache schlug hohe Wellen. Um die Lage in den Griff zu bekommen, rief ich die Manager einzeln zu mir und legte ihnen dar, was vorgefallen war. Sie sollten sich ein eigenes Urteil bilden, sagte ich, aber ich erwartete Loyalität von ihnen und dass sie weiterhin hart arbeiteten. Es werde bei Dale einige Veränderungen geben, und ich sei überzeugt, dass sie sich zum Guten auswirken würden.

Insbesondere war ich fest entschlossen, die Dale-Produktion in Israel in Ordnung zu bringen. Das Hauptproblem bestand darin, dass das dortige Werk unzureichend unterstützt wurde. Zwischen den Dale-Leuten und den Israelis fand kaum Kommunikation statt, man konnte sogar eine Spur von Feindschaft erkennen. Ich war nicht unbedingt der Ansicht, dass das Novickis Schuld war, obwohl dafür letztlich er die Verantwortung trug. Er mochte nicht übermässig darauf erpicht gewesen sein, dieses Vorhaben voranzutreiben, hatte sich ihm aber auch nicht widersetzt. (Ich hatte es so eingerichtet, dass das Gelingen für ihn mit einem erheblichen finanziellen Anreiz verbunden war.) Er schien es jedoch nicht so recht in den Griff zu bekommen; er wusste auch nicht, wie er mit einigen Untergebenen umzugehen hatte, die das Projekt behinderten. Gegen die Werksniederlassung in Mexiko hatten sie nichts einzuwenden, doch das Werk in Israel war ihnen zu weit entfernt, seine Kontrolle zu schwierig, und die Israelis selbst schienen sie einzuschüchtern. Das Resultat war ein einziges Durcheinander. Wenn es uns nicht gelang, eine Wende herbeizuführen, mussten wir die Produktionsstätte in Dimona eventuell sogar schliessen – und das hätte eine Katastrophe bedeutet. Ich wollte nicht einmal daran denken.

Nach dem Ausscheiden Novickis sagte ich mir: Jetzt werde ich selbst dafür sorgen, dass es klappt. Ich ersetzte ihn durch seinen Stellvertreter, William Gaines. Die Firma sollte in Zukunft von einem Dreiergespann geleitet werden, dem ausser Gaines zwei weitere Dale-Manager angehören würden. Auf Unternehmenssitzungen wollte ich mich von Glynn Smith aus Malvern repräsentieren lassen. Diese Regelung missfiel Gaines ebenso wie anderen bei Dale. Ich war jedoch zu keinem Kompromiss bereit. Dale sollte seine Angelegenheiten selbst in Ordnung brin-



gen, und wenn Gaines und seine Kollegen dazu nicht bereit waren, musste ich mich eben auch von ihnen trennen.

Zwei Wochen nach dem Hinauswurf Novickis kam Carl Fritz mit erschreckenden Neuigkeiten zu mir ins Büro. Carl gehörte seit fünfundzwanzig Jahren zu Vishay. Er hatte als Techniker angefangen und es bis zum stellvertretenden Leiter der technischen Abteilung gebracht. Er hatte bei Vishay jahrelang intensiv an der Qualitätskontrolle mitgearbeitet und war unter anderem auch unser Hauptkontaktmann zum Defense Electronics Supply Center (DESC) des Pentagon, das den Ankauf und die Tests elektronischer Bauteile für das Militär beaufsichtigte. Carl hatte mit einem Kollegen vom DESC gesprochen. Ob mir bekannt sei, fragte er mich nun, dass das Pentagon plane, Dale von seiner Liste der berechtigten Lieferanten zu streichen? Die Ausschlussanweisung könne jeden Moment erfolgen.

Ich rief sofort bei Dale an, und mir wurde mitgeteilt, ja, es gebe da ein Problem, aber nichts Ernstes, das bekomme man schon in den Griff. Als Carl jedoch in meinem Auftrag über seine Kontakte im Verteidigungsministerium Erkundigungen einholte, hiess es: «Die Sache ist sehr ernst. Das Ausschlussverfahren steht unmittelbar bevor. Es gibt wichtige Beweise dafür, dass Dale die erforderlichen Tests nicht durchgeführt hat.» Nach Aussage des Verteidigungsministeriums hatte Dale bei den für alle Zulieferer des Militärs geltenden rigorosen Testverfahren «gemauschelt». Man ging davon aus, dass die Firma sich des Betrugs schuldig gemacht hatte.

Ich war wie betäubt. Zu jener Zeit hatte Dale einen Umsatz von rund \$ 180 Millionen; etwa ein Drittel davon kam durch Lieferungen für die Produktion militärischer Güter zustande. Dieses Drittel erbrachte allerdings fast 50 Prozent der Gewinne. Wenn Dale als Lieferant disqualifiziert wurde, mussten wir für drei Jahre – die übliche Laufzeit eines solchen Ausschlusses – auf den entsprechenden Umsatz verzichten, insgesamt etwa \$ 180 Millionen. Und eine solche Massnahme hatte gewöhnlich verheerende Nebenwirkungen: Kunden aus der Privatwirtschaft re-

agierten nahezu immer nervös und wandten sich Konkurrenzfirmen zu. Ausserdem konnten Geldstrafen für Missachtung staatlicher Verordnungen enorm hoch ausfallen. Es war schon vorgekommen, dass grosse Unternehmen durch solche Forderungen ruiniert wurden. Ich stand regelrecht unter Schock, als ich mir die potentiellen Konsequenzen vor Augen hielt. Wenn die Regierung keine Geschäfte mehr mit Dale machen würde, könnte dies das Ende der Firma bedeuten. Ohne die Militäraufträge – und mit den Verlusten, die in Dimona erwirtschaftet wurden – würde Dale, und damit Vishay, auf eine Katastrophe zusteuern.

Als ich meine Fassung wiedererlangte, erinnerte ich mich an einen Monate zurückliegenden Anruf von Carroll Novicki, in dem er mich darüber informierte, dass das FBI bei Dale aufgetaucht war und Akten mit Unterlagen zur militärischen Qualitätskontrolle mitgenommen hatte. Es gebe Betrugsvorwürfe, hatte Novicki erklärt, die aber nicht stichhaltig seien – ein verärrter Mitarbeiter habe versucht, Ärger zu machen, es sei jedoch nichts dran, alles sei in Ordnung.

Ich hatte mich nicht weiter damit befasst. Dale war für sich selbst verantwortlich, und es schien auch keinen Grund zu geben, der Sache gründlicher nachzugehen.

Im Anschluss an einige zusätzliche Nachforschungen suchten Carl Fritz, Dick Grubb und ich das Militär auf, genauer gesagt: Janet Cook, die Leiterin des Büros für Vertragsüberwachung im Verteidigungsministerium. Ich wollte mich persönlich über die Probleme ins Bild setzen. Wir waren erschüttert. (Ein oder zwei Jahre später wäre ich weniger überrascht gewesen, denn da wusste ich besser Bescheid über den riesigen Betrug, der bei Tests von militärischen Gütern laufend stattfand.) Vishay tätigte sei einem Viertel] ahrhundert Geschäfte mit dem Pentagon, und derartigen Schwierigkeiten waren wir selbst noch nie begegnet. Die buchstabengetreue Erfüllung der Testvorschriften des Pentagon war für uns immer eine Selbstverständlichkeit gewesen. Und nun waren wir auf einmal in einen Betrugsfall mit potentiell verheerenden Folgen hineingezogen worden – einen Betrug, den genaugenommen nicht wir, sondern ein Tochterunternehmen von uns verübt hatte. Ich

fühlte mich in den Dreck gezogen und war entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen.

Unsere Anwälte wollten mich zu Janet Cook begleiten, aber ich lehnte ab: «Nein. Keine Anwälte.» Ich liess nicht einmal Avi mitkommen. «Aber das sind doch selbst Juristen», warnten meine Leute. «Man wird Sie fertigmachen.»

«Nein. Ich möchte ihnen von Mensch zu Mensch gegenüber sitzen und herausfinden, worum es eigentlich geht.»

Im Büro für Vertragsüberwachung sagte ich: «Schauen Sie, Sie kennen uns doch. Sie kennen unsere Vergangenheit, und Sie wissen genau, dass wir uns wissentlich auf solche Dinge niemals einlassen würden. Klären Sie uns bitte genauestens über den Vorfall auf. Ich verspreche Ihnen, dass wir der Sache selbst unerbittlich nachgehen werden.»

Und so klärten sie mich auf. Das FBI hatte die Dale-Akten zur Qualitätskontrolle geprüft und war in einem Bereich der Produktion auf Diskrepanzen zwischen den Regierungsgutachten und den internen Unterlagen gestossen. Da waren Zahlen abgeändert worden, damit die Fehlerquote bei Widerständen geringer schien, als sie in Wirklichkeit war. Bei Betriebstests hatten Dale-Bauteile nur wenige Ausfälle gezeigt, und das Unternehmen hatte den Ruf bewahrt, besonders zuverlässige Produkte anzubieten. Die Testresultate waren jedoch absichtlich verfälscht worden. Das war der Anlass für den geplanten Ausschluss.

Anschliessend begann Janet Cook mich über Novicki auszufragen. Sie wollte vor allem wissen, warum ich ihm gekündigt hatte, denn sie hegte den Verdacht, ich könnte mich von ihm getrennt haben, weil ich über diese Unregelmässigkeiten im Zusammenhang mit den Tests Bescheid wusste. Ich betonte, dass die Kündigung mit diesen Problemen nicht das geringste zu tun hatte.

«Wollen Sie behaupten, Sie haben von dieser ganzen Geschichte nichts gewusst?» fragte sie mich.

«Wenn ich davon gewusst hätte», antwortete ich, «hätte ich alle, die darin verwickelt waren, auf der Stelle gefeuert.» Sie warf einen Blick auf die Unterlagen über unsere 25jährige Zusammenarbeit – und schenkte meiner Aussage Glauben.

Nach dem Gespräch mit Janet Cook stellten wir eigene Nachforschungen an, die viel tiefer gingen, als die des Pentagons. Ich schickte Carl Fritz mit dem Auftrag zu Dale, das Übel an der Wurzel zu packen. Für eine solche Aufgabe war Carl genau der richtige Mann. Er war von Grund auf ehrlich, kompromisslos und absolut gründlich. Ihm traute ich zu, bei Dale aufzuräumen.

Was Carl herausfand, klang gar nicht gut. Einige der Angestellten zögerten, über die Praktiken zu reden; andere wiederum waren sogar sehr daran interessiert zu gestehen, denn sie hatten sich gezwungenermassen an dem Betrug beteiligt, und nun plagte sie das schlechte Gewissen. Der Hauptsitz von Dale befand sich in einer ländlichen Gegend Nebraskas. Wer keine Arbeit bei Dale fand, musste auf einer Farm arbeiten oder wegziehen.

Dem Betrug, den Carl aufdeckte, lagen primär zwei Umstände zugrunde: der harte Konkurrenzdruck und die ungewöhnliche Haltung des Verteidigungsministeriums im Hinblick auf militärische Tests. In den Vereinigten Staaten müssen die Hersteller – anders als in Frankreich oder England – ihre Erzeugnisse selbst testen. Die Vorschriften sind äusserst streng, dennoch erwartet das Pentagon von den Unternehmen, dass sie die Tests selber durchführen. (In gewisser Weise kommt das einem Ehrenkodex gleich.) Dadurch entsteht für die Produzenten natürlich die Möglichkeit zu betrügen. Allerdings muss, wer vom Verteidigungsministerium erwischt wird, mit vernichtenden Geldstrafen rechnen. Von den Grossen der Rüstungsindustrie sind viele – Teledyne, Northrup und andere – schon mit zuweilen horrenden Strafen belegt worden; ganze Managementetagen verschwanden daraufhin. Im weiteren Verlauf unserer Firmenzukäufe stiessen wir bei unseren Vorprüfungen – durch Dale waren wir in diesem Punkt sensibilisiert – in nahezu allen Fällen auf Unregelmässigkeiten, die zunächst ausgeräumt werden mussten. In der gesamten Branche waren Betrug und Fahrlässigkeit in der Testpraxis an der Tagesordnung.

Bei Dale war Folgendes vorgefallen; Eine Abteilung hatte bei ihren Widerständen eine höhere Fehlerquote entdeckt, als für die oberste Zu-

lässigkeitsstufe akzeptabel war. Hätten sie den Befund gemeldet, hätten sie ihr Produkt zurückstufen und einen Wettbewerbsnachteil hinnehmen müssen. Um das zu vermeiden, entfernten sie die unzuverlässigen Exemplare vom Prüfstand und ersetzten sie durch andere. Carl Fritz stiess auf einen Fall von vorsätzlichem Betrug – das war viel gravierender als die Zahlenmanipulationen, die die Regierung festgestellt hatte.

Nach dieser Entdeckung sprachen wir erneut beim Militär vor und setzten die zuständigen Beamten davon in Kenntnis. «Das ist das Ergebnis unserer Untersuchungen», sagten wir. «Sie hatten recht, aber es ist noch schlimmer, als Ihnen bekannt war.»

Die Regierung befand es trotz unserer Kooperation für richtig, Strafen zu verhängen. «Zuerst einmal müssen Sie», hiess es, «das Verteidigungsministerium für die Kosten entschädigen, die durch die Entfernung der betreffenden Widerstände aus den Armeebeständen angefallen sind.» Diese Rückerstattung betrug inklusive Zinsen und Nebenkosten \$ 3 Millionen. «Gut», sagte ich, «wir zahlen.»

In dem parallel laufenden, vom Justizministerium angestregten Prozess wegen Betrugs hatte Dale seine Schuld eingestanden, und nun wurden wir auch noch zu einer Geldstrafe von \$ 1 Million verurteilt.

Das lag ausserhalb der Zuständigkeit von Janet Cook, ich bat Avi aber trotzdem, die Sache mit ihr zu besprechen. «Bitte Sie, dass sie das verhindert», sagte ich zu ihm. «Wir werden die Entschädigungszahlung über \$ 3 Millionen leisten. Ich bin sogar bereit, mehr zu zahlen. Auf die Weise bekommt die Regierung am Ende mehr Geld. Aber eine Strafe sollten sie Vishay nicht auferlegen. Damit würden sie ein falsches Signal aussenden. Damit würden sie praktisch erklären, dass Vishay sich falsch verhalten hat, obwohl die Wahrheit lautet, dass wir von der Sache vorher nichts wussten und alles nur Mögliche unternommen haben, um sie in Ordnung zu bringen.»

Janet Cook liess sich jedoch nicht erweichen. «So läuft das hier nicht», sagte sie. «Wenn Sie in diese Geschichte wirklich verwickelt gewesen wären und wir Sie erwischt hätten, müssten Sie mit einer Stra-

fe um die \$ 50 Millionen rechnen. Die jetzige Summe ist das absolute Minimum.»

«Aber wir sind unschuldig», wandten wir ein.

«Ich weiss, dass Sie persönlich unschuldig sind, aber Sie sind die Eigentümer. Vishay ist im Besitz der Aktien von Dale, damit tragen Sie die Verantwortung. Wenn Sie für Dale nicht geradestehen wollen, sollten Sie die Firma abstossen; dann geht die Strafe auf den nächsten Eigentümer über. Sie wollen Dale behalten? Dann müssen Sie zahlen.»

Ich war wegen dieser \$ 1 Million sehr aufgebracht, doch es war schwer, sich der Logik ihres Arguments zu entziehen. «Sie haben recht», erklärte ich schliesslich. «Wir werden zahlen.»

Das taten wir auch. Ausserdem trennten wir uns von einer ganzen Reihe von Managern bei Dale. Wir brachten den betreffenden Produktionsbereich gründlich in Ordnung. Nachdem wir erst einmal wussten, was da los gewesen war, vermochten wir neunzig Prozent des Problems mit Gesprächen zu lösen, die kaum mehr als eine Viertelstunde dauerten. (Um die restlichen zehn Prozent zu durchschauen und zu klären, brauchten wir allerdings ein halbes Jahr.)

Die Geschichte mit Dale war höchst bedauerlich. Erstens war nur eine einzige Produktionsabteilung darin verwickelt; der Rest des Unternehmens arbeitete tadellos. Und im Übrigen war es so, dass selbst Fertigungsteile dieser Abteilung in der Praxis nur selten Schwierigkeiten verursachten. Ja, alles in allem ist die militärische Ausrüstung der USA besser als die anderer Länder. Es gibt zwar gelegentlich Unfälle, doch insgesamt funktioniert die Ausrüstung hervorragend. Wie lässt sich das angesichts der weitverbreiteten Testbetrügereien erklären?

Die Antwort lautet: Die betreffenden Bauteile zeichnen sich im allgemeinen durch eine ausgezeichnete Qualität aus. Die geltenden Vorschriften für Rüstungsgüter sind allerdings extrem streng. Um eine hundertprozentige Zuverlässigkeit zu gewährleisten, stellt das Pentagon drastische Testanforderungen, deren Durchführung äusserst kostspielig und schwierig ist. Hersteller neigen zu der Annahme, sie wüssten ohnehin, dass ihre Erzeugnisse einwandfrei funktionieren – warum sollten

sie da derart übertriebene und überflüssige Kontrollen vornehmen? Und dann finden sie irgendeinen Weg, die hohen Anforderungen zu umgehen: Sie manipulieren Zahlen, tauschen fehlerhafte getestete Teile aus oder wenden irgendwelche anderen Tricks an.

Dadurch machen sie sich selbstverständlich des Betrugs schuldig. Denn selbst wenn die Bauteile richtig funktionieren, bleibt es eine Übertretung des Gesetzes. Die Hersteller sollten eigentlich die Rüstungsbehörde aufsuchen und erklären: «Hören Sie, diese Anforderungen sind absurd» und dann ein Jahr lang dafür kämpfen, dass die Testvorschriften revidiert werden. Stattdessen nehmen sie die Sache selbst in die Hand – das erscheint einfacher, und der Druck, es zu tun, ist enorm. Denn die Geschäftsleitung nimmt häufig folgende Haltung ein: «Wir brauchen nicht zu wissen, wie das mit den Tests läuft. Auf keinen Fall darf uns aber wegen der Qualitätskontrollen ein Geschäft entgehen.» Die verschlüsselte Botschaft an die Mitarbeiter lautet: «Tun Sie bitte das Nötige.» Mit der Zeit wird diese Unehrllichkeit dann moralisch ummäntelt und zum festen Bestandteil des Modus operandi der Firma.

Die Geschichte der Betrugspraxis bei Dale war dafür symptomatisch. Obwohl die Unregelmässigkeiten in die Zeit vor der Übernahme des Unternehmens durch uns zurückreichten und erst sehr viel später ans Licht kamen, konnten wir ihren Ursprung schliesslich eruieren. Es ergab sich folgendes Bild. Im Jahre 1980 kam Mepco, eine Philips-Tochter, mit einem extrem zuverlässigen Metallschichtwiderstand auf den Markt. Nun hatte die gesamte Konkurrenz auf diesem Sektor (einschliesslich Dale) bereits einen hohen Grad an Zuverlässigkeit erzielt: einen Fehler pro 16'000 Bauteile in 10'000 Teststunden. Mepco kündigte jedoch plötzlich ein Bauteil an, das pro 16'000 getesteter Einheiten auf null Fehler kam. Und sie brachten das Erzeugnis zum gleichen Preis wie die weniger zuverlässigen Widerstände der Konkurrenz auf den Markt.

Vom ersten Augenblick an verlor Dale Marktanteile an Mepco. Man musste unbedingt einen Weg finden, um die eigene Wettbewerbsfähigkeit wiederzugewinnen. Statt sich jedoch zu bemühen, die Leistung von

Mepco realiter zu erreichen, entschloss man sich, auf dem Papier gleichzuziehen, indem man bei den eigenen Tests mogelte.

Als wir dann mit dem Testbetrugsskandal von Dale konfrontiert wurden, nahmen Carl Fritz und ich uns mit einigen anderen Ingenieuren das Produkt vor, für das Dale die gleiche Zuverlässigkeit wie Mepco beanspruchte, und wir kamen zu der Überzeugung, dass wir das Niveau tatsächlich erreichen konnten. Wir würden die Produktionstechnik zwar in einer ganzen Reihe von Bereichen verbessern müssen, hielten es aber für möglich, den Zuverlässigkeitsstandard auf ehrliche Weise zu erzielen. Falls es uns nicht gelänge, wäre allerdings schwer zu verstehen gewesen, wie Mepco es zuwege brachte.

Also machten wir uns an die Arbeit, und wir waren tatsächlich erfolgreich. Es dauerte ein Jahr, und während der ganzen Zeit büsstet wir Umsatz ein – ausschliesslich an Mepco. In diesem Zeitraum gelang es uns aber, den von Mepco vorgegebenen Leistungsstandard zu erreichen und in der Folge Kunden zurückzugewinnen. Dann kam der Schock: Die Regierung führte im Bereich Widerstände bei Mepco Ermittlungen wegen Betrugsverdachts durch und strich sie anschliessend von der Liste der anerkannten Zulieferer, worauf Mepco Bankrott machte.

Aus der Geschichte liess sich meines Erachtens nicht nur lernen, dass Ehrlichkeit ein gutes Verhaltensprinzip ist, sondern auch, dass das amerikanische Militär seine Politik der industriellen Selbstkontrolle ändern müsste. Es mag für das Militär billiger sein, wenn die Industrie die Einhaltung der geforderten Qualitätsstandards überwacht, ich glaube allerdings nicht, dass das der Grund ist, warum wir in Amerika dieses System der Selbstkontrolle haben. Die Regierung sucht selten nach der billigsten Methode – ganz im Gegenteil, die Beamten lieben es, weitere bürokratische Apparate zu schaffen, und die Einrichtung einer eigenen Bürokratie zum Testen von elektronischen Bauteilen käme dieser Neigung durchaus entgegen. Meines Erachtens hat unser System einen weltanschaulichen Grund. Irgendwie hat sich der tiefverwurzelte amerikanische Glaube an die Eigenverantwortung des Einzelnen in diesem entlegenen Sektor des Wirtschaftslebens manifestiert.



Vom philosophischen Standpunkt aus betrachtet, mag ein solches an die Ehre appellierendes System lobenswert sein, in der Praxis wirkt es jedoch destruktiv. Es verleitet geradezu zu Betrügereien. Die Branche bedarf der Kontrollen, doch die amerikanischen Kontrollmethoden sind ineffizient. In Frankreich führt das Militär für Bauteile von Rüstungsgütern die Tests selber durch. In England liegt die Verantwortung dafür bei unabhängigen Laboratorien. Betrügereien sind in diesen Ländern meines Wissens weitaus seltener. Ich kann nicht über die amerikanische Rüstungsindustrie allgemein sprechen, doch nahezu alle Elektronikunternehmen, die wir im Zusammenhang mit unseren Akquisitionen durchleuchteten, hatten wegen Übertretens der Testbestimmungen Probleme.

Was uns selbst angeht, so führten wir im Zuge der Aufklärung der Vorgänge bei Dale ein Ethikprogramm ein. Auf Anraten von Janet Cook beschäftigten wir uns mit der Geschichte anderer Firmen, die die gleichen Erfahrungen gemacht hatten, um anschliessend entsprechende Verhaltensmassregeln aufzustellen. Bei Vishay hatten Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit immer einen hohen Stellenwert besessen, andererseits war das Unternehmen binnen weniger Jahre auf die achtfache Grösse gewachsen. Es war darum an der Zeit, diesen Kodex zu institutionalisieren.

Janet Cook war kompromisslos, was die Vollstreckung des Gesetzes betraf. Andererseits war sie aber auch, insbesondere in Anbetracht unserer Ahnungslosigkeit in diesen Dingen, rücksichtsvoll und hilfsbereit. Auf ihre Empfehlung hin richtete ich als erstes einen Ethikausschuss ein, der unabhängig von allen Produktionsabteilungen und von mir persönlich arbeiten sollte. In diesen Ausschuss berief ich Avi Eden, Bill Spires (den Chef unserer Personalabteilung, einen Menschen, dem ich ebenfalls absolut vertraute) sowie Carl Fritz, den ich zum stellvertretenden Vorsitzenden im Bereich Unternehmensethik ernannte. Die drei verfassten einen Verhaltenskodex, den die Beschäftigten in all unseren Firmen zu lesen bekamen. Die letzte Seite bestand aus einer Karte, auf der sich jeder durch seine Unterschrift verpflichten musste, sich im beruflichen Leben an unseren Standards zu orientieren. Wir richteten aus-

serdem eine Ethik-Hotline mit direkter Verbindung zu Carl ein. Die Mitarbeiter wussten, dass er unmittelbar Zugang zu mir hatte, dass er nicht an den Umsatz dachte und keine persönlichen Interessen verfolgte. Wenn ihnen bei dem Gedanken unwohl war, zu ihrem Vorarbeiter oder zum Personalchef zu gehen, konnten sie ihm ihr Problem anvertrauen.

Anschliessend hielt Carl in sämtlichen Abteilungen unserer Firmen Vorträge, in denen er alle Mitarbeiter, von den Facharbeitern bis hin zu den leitenden Angestellten, mit dem Ethikprogramm vertraut machte und ihnen darlegte, welche Sünden in der Vergangenheit begangen worden waren. Er klärte sie darüber auf, welche Bedeutung das Programm besass und warum auf keiner Ebenen Mogeleien geduldet wurden. «So etwas wollen wir bei uns nicht, das haben wir nicht nötig. Falls Sie so etwas tun, werden Sie entlassen» – Das war der Kern seiner Botschaft, mit dem Zusatz: «Und wir würden die Regierung darin unterstützen, Sie strafrechtlich zu verfolgen.» (Seither erhält jeder neue Mitarbeiter sowie alle Beschäftigten in den von uns übernommenen Firmen die gleiche Mitteilung.)

Ich wollte damit zweierlei bekunden. Die Botschaft nach aussen lautete, dass wir an Rüstungsaufträgen interessiert waren. Vishay hatte sich den Ruf erworben, integer zu sein, und den wollten wir uns unter allen Umständen bewahren. Die Botschaft nach innen war nicht minder bedeutend: Wenn ein Unternehmen bei Betrügereien ertappt wird, so ist das ein Indikator für die Arbeitsweise und Ethik des Managements. Damit gibt die Führung den Beschäftigten zu erkennen, dass sie in einer korrupten Unternehmenskultur arbeiten, und das wiederum hat Konsequenzen für deren Bewusstsein von Recht und Unrecht im Zusammenhang mit ihrer eigenen Tätigkeit. Wenn ein Manager sich unehrenhaft verhält, steckt er damit das ganze Unternehmen an.

Dies war ein Thema, das mich seit meiner Zeit als Leiter der Forschungsabteilung bei der Budd Company beschäftigte. Dort hatte Mr. Budd persönlich mir in dieser Hinsicht eine deutliche Lektion erteilt.

Die Budd Company war ein Riesenunternehmen, das vor 35 Jahren einen Jahresumsatz von \$ 600 Millionen erzielte – das entspricht heute

ungefähr \$ 6 Milliarden. Bei der Durchsicht eines Vertrags, den wir mit einer anderen Firma abgeschlossen hatten, war mir irgendwann einmal aufgefallen, dass Budd bei einer ganz speziellen Deutung dieses Vertrags zusätzlich \$ 2 Millionen erzielen könnte. Solch eine Deutung entsprach zwar nicht dem Geist des Vertrags, war aber durch die Formulierung, die ich schwarz auf weiss vor mir sah, dem Buchstaben nach gedeckt. Ich liess meine Lesart von unseren Anwälten überprüfen, und sie bestätigten, dass ich da eine Lücke entdeckt hatte, die man völlig legitim ausnutzen konnte.

Mit dem Vertragstext und dem Gutachten der Anwälte bewaffnet, begab ich mich zu Mr. Budd. Ich war aufgeregt. Aus meiner Sicht der Dinge hatte ich gerade \$ 2 Millionen für unser Unternehmen verdient. Als ich Mr. Budd die Sachlage vortrug, umwölkte sich seine Stirn. «Felix», sagte er, «das werden wir auf keinen Fall tun.»

«Warum denn nicht? Es geht um zwei Millionen Dollar.»

«Bitte, darüber möchte ich nicht diskutieren. Es kommt einfach nicht in Frage!»

Als ich hartnäckig blieb, wurde Budd böse. «Das Thema ist erledigt», sagte er.

Die Angelegenheit hat mir sehr zu denken gegeben. Wie hätte ich die Sache angehen müssen? Wie sollte ich Mr. Budds Reaktion verstehen? Wieso wies ein grosser Geschäftsmann wie Mr. Budd eine völlig legale Einnahme von \$ 2 Millionen zurück?

Nach einer Weile des Nachdenkens musste ich Mr. Budd jedoch recht geben. Wenn er sich dieser Summe arglistig bemächtigt hätte – und meine Deutung der betreffenden Passage lief dem Geist des Vertrages definitiv zuwider –, so wäre er das Risiko eingegangen, seinem Ansehen zu schaden. Und die Wahrung seines Rufes war für ihn sicherlich einiges mehr wert als \$ 2 Millionen.

Nach längerem Überlegen erkannte ich jedoch eine noch viel grössere Gefahr. Einmal angenommen, er wäre auf meinen Vorschlag eingegangen. Was hätte ich dann wohl von Mr. Budd gedacht? Ich hätte gefolgert, dass man sich so verhalten musste, da die Budd Company ge-

nerell so verfuhr. Daraufhin hätte ich Ausschau nach weiteren Gelegenheiten gehalten, unsere Geschäftspartner zu Übervorteilen. Und auf diese Weise hätte ich meine Mitarbeiter im Unternehmen korrumpiert.

Das alles hat Mr. Budd mir nicht mit vielen Worten auseinandergesetzt, aber ich zog aus seinem Verhalten die Schlussfolgerung, dass die grösste Gefahr einer solchen Situation darin besteht, dass ein Vorgesetzter seine Untergebenen korrumpiert. Sie sehen, dass er sich auf Kosten anderer Vorteile verschafft, und nehmen an, dieses Verhalten entspreche dem Ethos des Unternehmens. Und dann fangen sie bald an, nach Vorteilen für sich selbst zu suchen. Mit seinem Handeln, das vorgeblich dem Wohl der Firma dient, verdirbt der Vorgesetzte also die gesamte Unternehmensstruktur. Wie das jiddische Sprichwort sagt: Ein Fisch stinkt vom Kopf abwärts.

Mr. Budds Einstellung zu diesem Thema beeindruckte mich zutiefst, zum Teil auch deswegen, weil ich das Problem der unternehmerischen Ethik nie in diesem Licht betrachtet hatte. Ich kam aus dem Ghetto, aus dem von den Deutschen besetzten Polen, und dort hatte ich alles nur Mögliche getan, um mein Leben zu retten. Wenn ich stehlen musste, habe ich gestohlen; wenn ich betrügen musste, habe ich betrogen. Nach Kriegsende fing ich an zu schmuggeln genau wie Sender. Auf die Weise ernährten wir uns. Es ging in erster Linie darum zu überleben. Wir taten, was wir tun mussten.

Mit meiner vorausgegangenen moralischen Erziehung hatte das selbstverständlich nichts zu tun gehabt. Tema war mir ein grosses Vorbild gewesen und mein Vater war ohne jeden Zweifel der ehrlichste Mensch, den ich kannte. Er schien ausserstande, auch nur Schattierungen in der Wahrheit zu sehen. Seine Ehrlichkeit konnte einen manchmal zur Verzweiflung treiben. (Wie oft hatte ich mich gefragt, warum er sich nicht zu ein klein wenig mehr Biagsamkeit durchringen konnte!) Ich hatte das grosse Glück, in einer von der jüdischen Morallehre geprägten Familie aufzuwachsen, in der Gespräche, Diskussionen und Auseinandersetzungen über richtiges und falsches Handeln zum täglichen Brot gehörten.

All das galt aber nur, bis die Nazis in Polen einfielen und eine andere Zeit anbrach. Was ich danach erlebte, vermittelte mir in keiner Weise

eine brauchbare Richtschnur für unternehmerische Ethik. Im Gegenteil. Und in Frankreich lernte ich auch nichts anderes; dort war meine Erfahrung in geschäftlichen Dingen so begrenzt, dass ich nie mit etwas in Berührung kam, was ich als moralisches Problem betrachtet hätte. In Polen war es primär darum gegangen, das Leben zu retten, aber in Philadelphia war ich nicht mit Fragen konfrontiert, bei denen es um Leben und Tod ging. Hier war das richtige Verhalten in einem normalen Leben inmitten normaler Menschen gefragt. Hier galten andere Massstäbe. Ich musste meine Betrachtungsweise ändern.

Durch den Umgang mit Persönlichkeiten wie Mr. Budd und Frank Tatnall, Jim Starr und Alfred Slaner begann ich umzudenken. In gewisser Hinsicht führten sie mich wieder zurück zur Ethik meines Vaters. Sie alle waren Geschäftsleute, und doch waren sie, jeder auf seine Art, strenge Moralisten. Zunächst kamen sie mir ein wenig naiv vor. Doch als ich dann darüber nachdachte, fragte ich mich: Was ist eigentlich naiv an ihnen? Diese Menschen sind doch keine Dummköpfe. Schau mal, wie reich dieses Land ist. Viel reicher als beispielsweise Brasilien, das fast genauso gross ist und reicher an Bodenschätzen. Wieso ist Brasilien dann aber ein Dritt-Welt-Land, und warum sind die Vereinigten Staaten ein so hochentwickelter Industriestaat? Das war zweifellos eine komplizierte Frage, doch für einen Ausländer wurde schon beim ersten Eindruck von der amerikanischen Unternehmenskultur deutlich, dass sich hier andere Dinge taten. Wer sind diese Menschen, die das zuwege gebracht haben? fragte ich mich. Wer sind hier die Wirtschaftsführer, und wie denken sie eigentlich? Wie verhalten sie sich? Wie muss eine Gesellschaft ethisch und moralisch ausgerichtet sein, damit sie überlebt und gedeiht?

Und da war ich nun durch einen Zufall in die Budd Company hineingeraten, die Teil der alten Wirtschaftskultur der Quäker von Philadelphia war. Mr. Budd und Frank Tatnall waren praktizierende Quäker – offene, ehrliche Leute. Aber es lag nicht nur an den Quäkern. Jim Starr, ein Mann von unerschütterlicher Integrität, war katholisch erzogen worden und Alfred Slaner jüdisch – er kam aus dem New Yorker Textilgewerbe und war von der derselben strikten Ehrlichkeit wie der aufrechte-

ste Quäker. (Alfred sagte immer zu mir, finanzielle Entscheidungen hätten ihm nie den Schlaf geraubt. Wenn er aber aufgrund einer Tat möglicherweise einem anderen Menschen Schaden zugefügt hatte – das habe ihn die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen lassen.)

Es waren die Werte dieser Menschen und die meines Vaters, die ich mir persönlich zu eigen machte und die ich auf Vishay übertragen wollte. Dabei übte Alfred einen besonderen Einfluss aus. Kurz nach der Gründung des Unternehmens geriet ich in folgende Situation: Eine unabhängige Vertriebsgesellschaft, die wir mit dem Verkauf unserer Widerstände beauftragten, hatte uns \$ 200'000 als Absatzgarantie übergeben, und diese \$ 200'000 hatte ich während der Zeit unserer Kooperation aufgebraucht. Es war der Firma dann jedoch nicht gelungen, die Zielsetzungen einzuhalten, so dass wir die Zusammenarbeit beendeten.

Die Eigentümer ersuchten mich kurz darauf, ihnen die Summe zurückzuerstatten. War nicht im Vertrag ausdrücklich festgehalten worden, fragten sie, dass sie sich «nach Kräften bemühen» würden?

«Doch.»

«Und haben wir uns etwa nicht nach Kräften bemüht?»

«Doch, das haben Sie.»

«Warum haben Sie dann die Garantiesumme einbehalten?» «Weil Sie keinen Erfolg hatten. Sie haben den Vertrag nicht erfüllt.»

«Wenn wir uns aber doch nach Kräften bemüht haben – und so steht es im Vertrag –, dann erstatten Sie uns bitte das Geld zurück.»

Ich beriet mich mit Alfred Slaner. «Alfred», sagte ich zu ihm, «es geht um die \$ 200'000, die ich diesen Leuten schulde. Das Geld haben wir. Und es gehört uns auch. Wir haben sie in der Zange, aber um die Wahrheit zu sagen, mir ist nicht wohl dabei. Ich würde es Ihnen gern zurückzahlen. Was meinst du?» Und er antwortete: «Genau das musst du tun. Zahl es ihnen zurück.» Mr. Budd, davon war ich felsenfest überzeugt, hätte die gleiche Meinung vertreten. Ich erstattete die Summe also zurück.

In der Anfangszeit von Vishay erhielt ich eine Einladung zu einem Vortrag, den der berühmte Archäologe und frühere Oberkommandierende Yigal Yadin vor israelischen Militärangehörigen hielt. Yadin sprach über das Thema, welcher Militärdoktrin die Armee angesichts der Tatsache, dass Israel immer ein kleines Land bleiben würde, das von grösseren und reicheren feindlichen Staaten umgeben sei, am besten folgen sollte, um das Überleben der Nation zu sichern.

Als Ausgangspunkt für seine Darlegungen benutzte Yadin die biblische Geschichte von der Schlacht Gideons gegen die weitaus zahlreicheren Midianiter. Er sprach von dem strengen Auswahlverfahren, mit dem Gideon seine Truppe von Kriegeren zusammenstellte. Anschließend erläuterte er Gideons Zeitplanung, seine Organisation, Taktik und Ausrüstung mit Waffen. Entscheidend seien letztlich fünf Elemente, betonte Yadin: Führung, Motivation, geeignete Waffen, Koordination und – saubere Hände. Dieser Faktor sei ganz besonders wichtig: Um ihr Bestes geben zu können, müsse die Armee stolz auf sich sein, und dieser Stolz erwachse aus dem Wissen, einer moralisch unanfechtbaren Unternehmung anzugehören.

Ich war sehr beeindruckt, und während ich Yadins Ausführungen lauschte, überlegte ich, dass ich mich geschäftlich eigentlich in einer vergleichbaren Situation befand: Vishay war eine kleine Firma in einem Umfeld grosser Unternehmen. Es herrschte ein harter Konkurrenzkampf, in dem es selbstverständlich nicht, wie für Israel, um Leben oder Tod ging, dennoch, es gab Ähnlichkeiten. Und merkwürdigerweise liessen sich Yadins Ausführungen Punkt für Punkt auf Vishay übertragen, einschliesslich seiner These von der Bedeutung sauberer Hände.

Wir erlebten es bei Dale (und bei späteren Akquisitionen), dass das Gesamtunternehmen erstarkte, sobald wir es von unrechtmässigen Praktiken reinigten. Es machte mir Freude, das zu beobachten, und es machte auch unseren Mitarbeitern Freude. Die einfachen Leute – die Arbeiter und Vorarbeiter in der Produktion – hatten die Betrügereien und Unehrligkeiten bei Dale gehasst. Sie waren sich bewusst, dass das, was sie taten, unrecht war, und empfanden es als enorme Erleichterung,

als wir dieses Fehlverhalten korrigierten – als hätten wir das Fenster aufgemacht und frische Luft hereingelassen.

Gaines – den Nachfolger Novickis – entliess ich schon bald nach seiner Berufung in den Ruhestand. Novicki, Gaines und drei weitere führende Manager wurden vom Büro für Vertragsüberwachung im Pentagon auf die schwarze Liste gesetzt – sie durften für kein Unternehmen mehr tätig werden, das Rüstungsaufträge annahm. Es war nicht so, dass die Regierung sie beschuldigte, persönlich in den Betrug verwickelt gewesen zu sein, da er sich aber in der Zeit ihrer Amtsführung ereignet hatte, wurden sie – ob sie nun davon gewusst hatten oder nicht – als verantwortlich angesehen. (Novicki legte gegen den Ausschluss Berufung ein und erreichte dessen Aufhebung.) Ich ersetzte Gaines durch Don Alfson, den jüngsten, aber kompetentesten leitenden Angestellten bei Dale, den ich im Zuge meiner allmählichen Annäherung an die Belegschaft als einen höchst vertrauenswürdigen Menschen zu schätzen gelernt hatte.

Alfson krepelte Dale um. Er reorganisierte Novickis verbliebenen Mitarbeiterstab. Viele der Manager kündigten. Die gesamte Führungsebene wurde ausgetauscht, Dale in eine völlig andere Firma verwandelt. Alfson schlug einen direkten, offenen Ton ein, und bei Dale wehte fortan ein neuer Wind.

Dazu war Alfson imstande, weil er von Grund auf mit dem Unternehmen vertraut war. Meine Möglichkeiten hätte das zu dem Zeitpunkt, als ich Dale übernahm, wahrscheinlich überstiegen. Wenn ich meine anfänglichen Fehler analysiere, so muss ich erkennen, dass ich von einer falschen Beurteilung des Managements geleitet wurde. Bei genauerer Kenntnis der Sachlage hätte ich das Unternehmen nie übernommen, denn das Auswechseln des ganzen Topmanagements wäre mir viel zu riskant erschienen. Wenn ich mir damals bewusst gewesen wäre, dass ich, um Dale richtig führen zu können, alle wichtigen Entscheidungsträger entlassen musste, hätte ich mir hundertmal überlegt, diesen Schritt zu tun. Denn es waren schliesslich die führenden Manager, die Dale zu einem erfolgreichen Unternehmen gemacht hatten. So schien es wenigstens. In Wirklichkeit verdankte Dale seinen Aufstieg zum be-



deutenden Wirtschaftsfaktor aber nicht dem Management, sondern der Leistung der Arbeiter und des mittleren Managements. Weil ich das anfangs nicht verstand, hätte ich die Firma wahrscheinlich nicht erworben – eine Entscheidung, die selbstverständlich Vishay zum grossen Schaden gereicht hätte.

Zu den Verdiensten Don Alfsons zählt auch, dass er die Probleme in Dimona löste. Er flog nach Israel und blieb so lange, bis er die Situation vor Ort begriff. Anschliessend führte er die nötigen Massnahmen zur Koordination der beiden Unternehmen durch. Er zeigte den Managern bei Dale, wie sie Israel zu ihrem eigenen Vorteil nutzen konnten, und machte ihnen klar, dass die Verantwortung für den Erfolg bei ihnen selbst lag. Er legte den Grundstein für eine neue Beziehung. Es dauerte gar nicht lange, bis die Dale-Produktion in Dimona reibungslos funktionierte und ein viel höheres Effizienzniveau erreicht wurde. Das war ein grosses Glück, denn ich zog bereits Schritte in Erwägung, bei deren Umsetzung den Israelis eine noch weit grössere Bürde auferlegt werden würde.

## 24

### *Unter Giganten*

Nach Novickis Weggang und der Umstrukturierung von Dale war ich voller Tatendrang. Wir hatten inzwischen beträchtliche Erfahrung mit Firmenübernahmen. Avi war ein Meister im Erarbeiten entsprechender Finanzierungspläne, und wir hatten enge Beziehungen zur Wall Street aufgebaut. Es war die Zeit, als Junk bonds das beliebteste Mittel zur Kreditfinanzierung bei Unternehmenskäufen darstellten, ich selbst war an diesem Bereich des Finanzmarkts mit seinen hohen Zinssätzen jedoch nicht interessiert. Wir führten unsere Finanzierungen stets solide und auf konservative Weise durch.

An der Wall Street arbeiteten wir mittlerweile eng mit dem Hause Bear & Stearns zusammen. Unseren ersten Börsengang im Jahre 1972 hatte mein lieber Freund Jack Hirsch, der Börsenmakler aus Philadelphia, betreut. Jack gehörte unserem Aufsichtsrat an, und er und seine Frau Sophie zählten zu unseren engsten Freunden. Die warmherzige, gebildete und obendrein umwerfend schöne Sophie war eine aussergewöhnliche Persönlichkeit. Ruta und sie mochten sich auf Anhieb und waren fast wie Schwestern geworden.

Jack hatte zuerst bei der Bank Drexel Burnham gearbeitet, dann war er – und wir mit ihm – zu Bache gewechselt. 1980 entschlossen wir uns zu einem erneuten Börsengang, diesmal mit einer Emission von Wandelanleihen. Da Jack als Aktienverkäufer an diesem Geschäft nicht persönlich beteiligt war, fassten Alfred und ich den Beschluss, es zwischen Bache und Bear & Stearns aufzuteilen, mit deren Vorstandsvorsitzendem Ace Greenberg Alfred in engem Kontakt stand.

Kurz vor der Emission waren die Verantwortlichen bei Bache augenscheinlich unzufrieden mit der Preisentwicklung des Papiers, und mir wurde sehr bald klar, dass sie die Emission entweder aufschieben oder

ganz stornieren wollten – was mich zunehmend nervös machte. (Das Scheitern einer Emission hat schreckliche Folgen für das betreffende Unternehmen.) Als Ace Greenberg das bemerkte, sagte er mit zornrotem Gesicht zu mir: «Was zum Teufel ist da los? Die wollen die Wandelanleihen nicht ausgeben? Vergessen Sie den Börsengang. Ich übernehme die ganze Emission selbst.» Daraufhin wurden wir uns mit wenigen Worten handelseinig, und Bear & Stearns kaufte tatsächlich das gesamte Kontingent. «Ace», sagte ich, «ich habe ein Gedächtnis wie ein Elefant. Diese Tat werden Sie nie bereuen.»

Seither hat Ace Greenberg all unsere Aktiengänge an der Börse gehandelt. Die Beziehung zwischen uns entwickelte sich rasch bis zu dem Punkt, dass wir alle aufkommenden Fragen telefonisch besprechen konnten. Greenberg hatte sich sowohl als absolut vertrauenswürdige Person erwiesen als auch als hochgradig professioneller, scharfsinniger Geschäftsmann. Dank seiner Unterstützung, seinem Rat und unserem wachsenden Sachverstand waren wir für weitere Akquisitionen gewappnet.

Vishay hatte auf dem Weltmarkt für elektrische Widerstände unterdessen eine starke Position errungen. Gemeinsam mit Draloric, Sfernice und Dale gehörten uns etwa ein Drittel des amerikanischen und etwa 40 Prozent des europäischen Marktes. In Anbetracht dessen sah ich auf dem Gebiet für eine weitere Expansion kaum Chancen. Wir konnten unseren Marktanteil halten und möglicherweise noch etwas vergrößern, wenn uns aber weiterhin an raschem Wachstum gelegen war, mussten wir nach einem anderen Bereich Ausschau halten, in dem wir unseren Sachverstand und unsere Erfahrung einzusetzen vermochten.

Als neuer Bereich boten sich die Kondensatoren an, die unter den drei Haupttypen passiver Elektronikbauelemente den grössten und ausserdem den am raschesten wachsenden Markt bildeten. Schon seit einiger Zeit äusserten Kunden immer wieder den Wunsch, dass unsere Verkäufer eine breitere Produktpalette anbieten sollten. (In einem Stromkreis werden Widerstände, Kondensatoren und Induktoren ver-

wendet.) Als Hersteller von Kondensatoren hätten wir viele unserer bei der Produktion von Widerständen gewonnenen Fachkenntnisse sowie die gleichen Marketingstrategien und Vertriebswege nutzen können. Ein Ausbau in dieser Richtung schien daher logisch. Wir entschlossen uns 1990, die Idee umzusetzen. Von nun an sollte Vishay nicht mehr nur Widerstände, sondern passive Bauelemente produzieren.

Bei der Suche nach geeigneten Firmen stiessen wir zunächst auf zwei potentielle Kandidaten: Kernet und Sprague. Beide standen zum Verkauf, und beide waren interessant für uns. Wir entschieden uns schliesslich für Sprague, denn Kernet unterhielt bereits einen grossen Betrieb in Mexiko, wohingegen Sprague noch ganz und gar in den Vereinigten Staaten und in Europa angesiedelt war. Darüber hinaus hatten sich die Ergebnisse von Sprague seit Jahren kontinuierlich verschlechtert. Es war offensichtlich, dass das Unternehmen bankrott gehen würde, wenn man das Kostenproblem nicht lösen würde, zumal die Verkaufspreise weiter verfallen würden. Sprague hatte, um gegen die niedrigeren Lohnkosten von Kernet und anderen Konkurrenten anzukommen, massive Investitionen im Bereich Betriebstechnik und Automation getätigt. Aber dies war nicht genug, da die Wettbewerber gleiches taten und ausserdem in Mexiko und in der Tschechischen Republik fertigten. Israel wurde also wieder aktuell.

Es war interessant zu beobachten, wie sich unsere ausländischen Aktivitäten auswirkten, besonders im Hinblick darauf, welche Beachtung die Verlegung ins Ausland fand. Dale hatte vor der Übernahme durch uns grosse Fabriken in Mexiko errichtet, und wir hatten dann später mehrere Produktionsbereiche nach Israel verlegt. Trotzdem stieg die Zahl der bei Dale Beschäftigten in den US-Bundesstaaten Nebraska und South Dakota an. In Regionen, wo Dale der grösste Arbeitgeber war, näherte sich die Arbeitslosigkeit sogar dem Nullpunkt. Das gleiche hatte sich beim Vishay-Werk in Malvern gezeigt: Nachdem wir einen Teil der Produktion nach Israel verlegt hatten, verdoppelte sich die Beschäftigtenzahl.

Dieses anscheinend paradoxe Phänomen war im Grunde gar nicht paradox. Zunächst einmal hätten die Arbeitsplätze, die in den Vereinig-

ten Staaten verlorengegangen waren, dort ohnehin nicht erhalten werden können, da es dabei um die Produktion von alten Erzeugnissen ging, die nicht mehr wettbewerbsfähig waren. Die Verlegung solcher Bereiche ins Ausland machte die Produktion wieder gewinnbringend, was unsere Unternehmen stärkte und uns ermöglichte, die Konkurrenz massiv unter Druck zu setzen. Durch die Verdrängung der Konkurrenz standen uns mehr Mittel zur Verfügung, um neue Produktlinien aufzubauen und unsere Betriebe optimal auszurüsten. Was für unsere Auslandsfirmen gut war, war also auch gut für die Vereinigten Staaten, wenngleich vielleicht nicht gar so gut für unsere Rivalen in Japan und anderswo.

Lassen Sie uns die damaligen Vorgänge etwas näher betrachten.

In den frühen 70er Jahren begannen fernöstliche Wettbewerber auf dem amerikanischen und dem europäischen Markt zu expandieren. Während in Folge dessen die Verkaufspreise stark unter Druck gerieten, stiegen gleichzeitig aufgrund hoher Tarifabschlüsse und der allgemeinen Inflation die Kosten. Die Konsequenz war, dass die lokalen Anbieter immer weniger profitabel waren und teilweise sogar bankrott gingen. Um dennoch im Geschäft zu bleiben wurde die Herstellung automatisiert oder besonders bedrohte Produktlinien wurden in Niedriglohnländern wie die Philippinen, Taiwan oder Mexiko verlagert.

Die Verlagerungen von Dale nach Mexiko, die vor der Akquisition durch Vishay stattfanden, führten zunächst zu Arbeitsplatzverlusten in Nebraska, die mit der Zeit jedoch wieder ausgeglichen werden konnten.

Wie war das möglich? Während die alten Produkte durch die Verlagerungen wieder profitabel und wettbewerbsfähig wurden, entstanden neue Produkte, die sie ersetzen sollten. Auch wurden neue Generationen von Fertigvorrichtungen entwickelt um auch die alten Produkte rationeller herstellen zu können. Mit der Zeit alterten natürlich auch die «neuen» Produkte und deren Herstellung wurde ebenfalls nach Mexiko verlagert. Der Zyklus begann von Neuem: neue Produkte, neue Generationen von Maschinen und so weiter. So wuchs die Niederlassung in

Mexiko auf gegenwärtig etwa 3'000 Beschäftigte an. Da sich das Unternehmen der Forschung und der Entwicklung neuer Maschinengenerationen verpflichtet fühlte, konnte die Zahl der Beschäftigten in den USA ebenfalls auf diesem Niveau gehalten werden.

Dies kostet natürlich viel Geld und ist insbesondere nur dann möglich, wenn keine Bardividenden an die Aktionäre gezahlt werden, und wenn die Techniker des Unternehmens innovativ und motiviert sind.

Das ist bei Vishay der Fall: Sämtliche Gewinne werden in Forschung und Maschinen reinvestiert. Die Verlagerungen nach Israel und vormals nach Mexiko haben die Firma gestärkt. Die Folge war Beschäftigungszuwachs in den Billiglohnländern bei unveränderter Beschäftigtenzahl in den USA und einer besseren Positionierung der Firma im weltweiten Wettbewerb.

Leider war dieser Absatz nicht immer erfolgreich: Sobald die Fertigungsstätte im Billiglohnland zu spät zur Verfügung stand oder die Maschinen nicht mehr weiter modernisiert worden waren, konnte zu Verlusten der Marktanteile kommen, was auch zu einem Rückgang der Beschäftigung in den USA führte.

Vishay hat aus Prinzip stets einen Teil der Produktion in den USA oder in Europa, obwohl dies wirtschaftlich gesehen nicht optimal ist. Doch die Rentabilität der Werke in den Billiglohnländern glichen lokale Verluste aus. Darüber hinaus zogen wir aus lokalem Engineering, lokaler Produktion und lokalem Vertrieb Vorteile beim Wettbewerb mit Anbietern aus Japan und dem Fernen Osten, die nicht über diesen Standortvorteil verfügten.

Die Verlagerungen nach Israel waren also nicht nur mein persönlicher Wunsch, sondern hatten auch sehr gute wirtschaftliche Gründe: Mit einer motivierten und gut ausgebildeten Belegschaft, mit innovativen Ingenieuren, mit Personalkosten deutlich geringer als in den USA, mit steuerlichen Vorteilen und Subventionen für Maschinen konnten wir die Produktionskosten drastisch senken und am Weltmarkt bestehen. Israel wurde so ein vollwertiger Partner seiner amerikanischen Stammwerke.

Wenn Vishay nicht in Billiglohnländern verlagert hätte, würden seine Divisionen Draloric, Sprague, Roederstein und Sfernice heute nicht mehr existieren. Die Vishay Spezialwiderstände und Dale wären wesentlich kleiner.

Wir leben in einer dynamischen Welt, in der sich Preise und Lohnkosten rasch ändern und in der ein zu spätes Reagieren auf veränderte Umstände leicht katastrophale Folgen haben kann. Jedoch führen in Europa rechtliche Beschränkungen bei Entlassungen, mangelnde Flexibilität bei Überstunden, bei Teilzeitarbeit, bei Werksschliessungen sowie starke Besteuerung dazu, dass Unternehmer nur zögerlich einstellen. Das Resultat ist hohe Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Stagnation. Industrielle Flexibilität ist einer der grossen Vorteile der USA.

Bevor wir uns daranmachten, Sprague zu erwerben, wurde Vishay jedoch von einem Trauerfall erschüttert. Eines Tages erhielt ich einen Anruf von Ray Fridley, dem stellvertretenden Leiter der Measurement Group in North Carolina, der eng mit Jim Starr befreundet war. Ray weinte am Telefon. Er war seinerseits von Jims Frau Brenda angerufen worden. Sie hatte ihm mitgeteilt, dass Jim soeben an einem Herzinfarkt gestorben war.

Jim Starr hatte sich einige Jahre zuvor weitgehend von der Arbeit zurückgezogen und lebte seither in dem Städtchen Little River in der Nähe von Mendocino in Kalifornien. Sein Gesundheitszustand hatte sich zusehends verschlechtert, und er fühlte sich daher nicht mehr in der Lage, die Firma zu führen. Hank Landau, sein Nachfolger, den er noch selbst aufgebaut hatte, leitete die Measurement Group mit grossem Geschick. Jims Lunge wurde allmählich durch Emphyseme zerstört, die ihm die unerschöpfliche Tatkraft raubten, mit der er sich bis dahin allen Aufgaben gewidmet hatte. Seine Forschungsarbeiten setzte er in seinem wunderschönen Haus mit Blick auf den Pazifik fort; von dort aus betreute er auch weiterhin Spezialprojekte. Am Meer fiel ihm das Atmen leichter.

Am nächsten Tag flog ich mit Ruta nach Kalifornien, wo wir uns mit Ray und einigen anderen guten Freunden von Jim zur Trauerfeier trafen, die auf Jims Wunsch im kleinsten Kreis stattfand. Er war katholisch erzogen worden, doch aus der Kirche ausgetreten und hatte keine religiöse

Zeremonie gewollt. Stattdessen hatte er sich gewünscht, dass seine Asche in den Pazifischen Ozean gestreut würde.

Ich sass mit einem Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit in dem Fischerboot, das wir zu diesem Zweck mieteten, und hielt die Urne mit Jims Asche in den Händen. Jim hatte mich seit der Gründung Vishays vor drei Jahrzehnten begleitet. Ich hatte ihn, obwohl er formal gesehen mein Angestellter war, stets als gleichberechtigten Partner betrachtet. Mir fiel wieder ein, dass er zunächst nur einen Vertrag für ein Jahr unterschrieben hatte, aber davon war nachher nie mehr die Rede gewesen. Er war ein genialer Techniker, und obwohl er in vielem anderer Ansicht war als ich, hatte er die Measurement Group hervorragend geführt.

Welche Bedeutung er wirklich für uns hatte, ging jedoch weit darüber hinaus. Jim war ein vollkommen unabhängiger Geist, eine absolute Ausnahmeerscheinung. Er hatte mir beim Nachdenken über Probleme immer als eine Art Resonanzboden gedient, so dass ich mich in schwierigen Situationen nach wie vor stets fragte, wie er die Sache wohl beurteilen würde. Meine Lösungsansätze entsprachen nicht unbedingt denen, die er gewählt hätte, doch er hatte sich in meiner geistigen Welt einen festen Platz erobert, und daran musste ich denken, als wir seine Asche über Bord streuten und anschliessend Rosen in die kabbelige See warfen.

Sprague war ein bemerkenswertes Unternehmen gewesen und war das in mancher Hinsicht noch immer. Es war keine Übertreibung, wenn man es als das bedeutendste innerhalb der Bauelementebranche bezeichnete. Die Produkte von Sprague waren in der ganzen Elektronikindustrie bestens bekannt. Sein Gründer R. C. Sprague gehörte zu ihren Pionieren.

Dr. Sprague hatte 1926 den Keramikkondensator erfunden, der, so wie der elektrische Widerstand auch, für die Abstimmung von Stromkreisen von unschätzbarem Wert war. Der Kondensator erlaubte unter anderem das Filtern von Wellenfrequenzen, wodurch dann Rundfunkempfänger, Telefonhörer und später auch Fernsehempfänger möglich



wurden. Er erfand die Mehrschichttechnik für Kondensatoren, dann die Tantaltechnik. Es war so, dass fast alles im Bereich der Kondensator-technologie auf eine Erfindung von Dr. Sprague zurückging. Später fing er an, auch Widerstände und Transistoren herzustellen. Er expandierte in alle Richtungen. Wenn sich auf dem Sektor der Elektronikbauelemente ein Markt auftat, war er dabei.

In jüngerer Zeit hatte das Unternehmen allerdings eine Menge Schwierigkeiten gehabt. Nach der Pensionierung von R.C. Sprague übernahm sein Sohn die Nachfolge, ein Physiker, der auch Betriebswirtschaft studiert hatte, aber dennoch Fehler machte. So hatte er Mitte der 60er Jahre massiv in Halbleiter investiert, obwohl das Unternehmen nicht über ausreichend Kapital verfügte, um dem Konkurrenzdruck durch amerikanische und japanische Hersteller widerstehen zu können. Die Verluste beliefen sich auf mehrere hundert Millionen Dollar.

Sprague geriet aufgrund einer ganzen Reihe finanzieller Rückschläge ins Wanken und wurde an General Cable verkauft, die später ihrerseits von Penn Central Railroad erworben wurden. Penn Central löste Sprague aus dem Verbund und stiess es ab; so kam die Firma unter die Fittiche von Carl Lindner, einem Financier aus Cincinnati, der ein grosses Aktienpaket von Sprague hielt. Im Verlauf dieser Veränderungen gab Sprague erst die Produktion von Widerständen auf, dann von Transistoren und schliesslich von Induktoren.

Sprague war aber nach wie vor der weltgrösste Hersteller von Tantal-kondensatoren. Der aus einem seltenen Erdmetall gefertigte Tantal-kondensator ist zwar der teuerste, jedoch auch der kleinste und innerhalb bestimmter Grenzen der leistungsstärkste Kondensator. Er findet breite Verwendung in Autos, Computern, Rundfunkgeräten, Telefonen, Fernsehern und einer grossen Zahl weiterer elektronischer Apparate. Sprague war mit einem Umsatz von ungefähr \$ 230 Millionen und vier-tausend Beschäftigten noch immer ein riesiges Unternehmen. Als wir anfangen, es uns näher anzuschauen, wurde deutlich, dass die Verlegung von fünfhundert Arbeitsplätzen nach Israel einerseits die Gewinne und

die Konkurrenzfähigkeit von Sprague auf dem Weltmarkt steigern, andererseits aber auch seine amerikanischen Betriebe stärken würde.

Unsere Anlage in Dimona war jedoch bereits nahezu vollständig ausgelastet. Die Verlagerung eines Teils der Produktion von Sprague würde den Bau einer zweiten Anlage notwendig machen, was ich persönlich an sich als aufregende Perspektive empfand – zumal mittlerweile die Einwanderung sowjetischer Juden nach Israel ernsthaft begonnen hatte. Dimona hatte bisher immer unter Facharbeitermangel gelitten. Die neuen Einwanderer aus der Sowjetunion suchten jedoch Arbeit, und ich würde ihnen gute Jobs anbieten können. Vor meinem inneren Auge sah ich die Anlage schon Stein um Stein entstehen.

Die fünf Jahre zurückliegenden Verhandlungen mit dem Finanzministerium und der Bank of Israel wegen der Errichtung unseres ersten Werks in Dimona hatten sich, obwohl Finanzminister Yitzhak Modai die damit verbundenen Chancen rasch erkannt hatte, lange hingezogen. Nun hatten wir jedoch fünf erfolgreiche Jahre vorzuweisen. Ich hatte Modai damals das Versprechen gegeben, dass wir binnen fünf Jahren fünfhundert Arbeitsplätze schaffen und einen Exportumsatz von \$ 30 Millionen erreichen würden – und nun, genau fünf Jahre später, beschäftigten wir tatsächlich 500 Arbeiter und Angestellte und exportierten Produkte im Wert von etwas über \$ 30 Millionen. Vor diesem Hintergrund war Modai sehr daran interessiert, den Weg für unsere neue Werksanlage zu ebnen.

«Diesmal möchte ich Sie aber um eine etwas andere Art von Unterstützung bitten», erklärte ich ihm. «Wir planen, Sprague zu kaufen, und wenn es dazu kommt, würde ich in Dimona gern weitere fünfhundert Leute einstellen. Da wünsche ich mir von der Regierung zusätzlich zu der üblichen Subvention in Höhe von 38 Prozent der Kosten für die Betriebsausrüstung einen Steuernachlass von zehn Prozent, damals gleichbedeutend mit Steuerfreiheit. Wenn Sie das einrichten können, kann ich fünfhundert Arbeitsplätze garantieren.»

Modai zeigte sich empfänglich. Wir würden Kapital ins Land bringen, es in Israel investieren, Arbeitsplätze schaffen – alles positive Faktoren. Ausserdem wusste er, dass unser Plan mit einem geringeren Risi-

ko verbunden war als die eher typische israelische Unternehmensgründung im Bereich von Forschung und Entwicklung, bei der es um die Einführung neuer Produkte ging, für die erst neue Märkte gefunden werden mussten. Vishay kaufte bei seinen Übernahmen Anteile von bereits vorhandenen Märkten – in diesem Fall vom Weltmarkt für Tantal-kondensatoren. Wie Dale und Draloric auch, verfügte Sprague über bereits eingeführte Produkte und verlässliche Vertriebsnetze. Aus dem Grund war ich in der Lage, Arbeitsplätze zu garantieren. Im Übrigen trat ich – ein Problem, das immer eine Rolle spielt, wenn Firmen sich in anderen Ländern niederlassen wollen – auf dem einheimischen Markt nicht in Konkurrenz zu heimischen Industrien. «Prima», sagte Modai. «Ich bin einverstanden. Was Sie anbieten, ist für uns von enormer Bedeutung. Nur der von Ihnen vorgeschlagene Weg dürfte sich als schwierig erweisen, weil die Subvention, von der Sie sprechen, per Regierungsverordnung an die Steuerstruktur gebunden ist. Wir müssten also, um Ihnen eine Steuersenkung einräumen zu können, die Verordnungen ändern. Das wäre möglich, könnte sich aber hinziehen.» Es sei einfacher, meinte er, die übliche Betriebssubvention durch eine Subvention zur Schaffung von Arbeitsplätzen zu ersetzen. Sie würde die Regierung dasselbe kosten, aber laut Vorschriften einen Steuernachlass nicht ausschliessen.

Nachdem in Israel der Weg somit frei war, führte ich die Verhandlungen über Sprague dem Abschluss entgegen, war aber entschlossen, nichts zu unterschreiben, bevor ich eine gründliche Prüfung der Qualitätskontrollen vorgenommen hatte. Seit der Beinahe-Katastrophe bei Dale war ich vorsichtig; ich hatte mir danach geschworen, nie mehr eine Firma zu übernehmen, ohne mich vorher vergewissert zu haben, dass die militärischen Anforderungen eingehalten wurden. Die Geschäftsführung von Sprague hatte nichts dagegen einzuwenden. «Sie können sich selbstverständlich alles anschauen», hiess es.

Bis zu der Überraschung mit Dale wäre mir schon der Gedanke, dass man die Testanordnungen der Regierung unterlaufen könnte, unvor-

stellbar gewesen. Wir wussten, dass dergleichen gelegentlich vorkam, doch sofern wir die Fälle, die an die Öffentlichkeit drangen, überhaupt beachteten, taten wir sie als Ausnahmeerscheinungen ab. Vor unserer Erfahrung mit Dale waren uns die Verfahrensweisen des Pentagon zur Durchsetzung der amtlichen Vorschriften und das Vorgehen bei Gesetzesübertretungen fremd. Wir hatten jedoch schnell gelernt. Als Carl Fritz die Fabrikanlagen von Sprague in Maine und New Hampshire aufsuchte, wusste er genau, wonach er zu suchen hatte. Er schaute sich um und wurde fündig: In einigen Abteilungen wurden offenbar seit Jahrzehnten Berichte gefälscht, und das hatte sich so sehr eingebürgert, dass es sogar fester Bestandteil der Computerprogramme für Qualitätskontrollen war.

Als Carl mir seinen Bericht überreichte, begab ich mich erneut zu Sprague. «Sie haben ernsthafte Probleme», teilte ich dem Vorstandsvorsitzenden Ed Kosnick mit. «Die Firma ist nicht sauber. Wir kaufen nicht. Der Deal ist hinfällig.»

«Das glaube ich Ihnen nicht», erwiderte er. «Was Sie da sagen, ist schlicht unmöglich.»

«Sie brauchen mir gar nicht zu glauben. Schicken Sie Ihre Anwälte in Begleitung von Carl Fritz hin, damit sie einen Blick darauf werfen. Schicken Sie, wen Sie wollen. Es ist mir gleich. Ich kenne Carl. Wenn er mir erklärt, dass er etwas entdeckt hat, können Sie sich darauf verlassen, dass er es entdeckt hat.»

Wenige Tage später suchte Carl gemeinsam mit dem Sprague-Anwalt Gus duPont das Werk erneut auf. Sie planten eine gründliche Untersuchung und hatten dafür zwei Tage angesetzt. DuPont rief jedoch bereits gegen Ende des ersten Tages bei mir an. Er hatte gesehen, was er sehen musste. «Die Sache ist überhaupt nicht gut», sagte er. «Da müssen wir nicht länger suchen. Die Zeit können wir uns sparen.»

Das Sprague-Management reagierte panisch, und ich gewann den Eindruck, dass die Führungsebene von diesen Dingen tatsächlich nichts gewusst hatte. Es waren hauptsächlich professionelle Manager von Penn Central, die ohnehin relativ wenig Branchenkenntnisse besaßen, und die von uns aufgedeckte Praxis der gefälschten Berichte hatte be-

reits lange vor ihrer Zeit bei Sprague begonnen – sie war zu einem unauffälligen Bestandteil der Betriebsroutine geworden. Unsere Entdeckung war für die Manager – ich konnte mich gut an das Gefühl erinnern – wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und ihnen drohte ein Vertrag im Wert von \$ 120 Millionen zu entgehen. «Sagen Sie uns, was wir tun sollen», baten sie mich. «Wir werden alles machen, was Sie wünschen.»

Eine Möglichkeit, von der wir durch Janet Cooks Büro erfahren hatten, war die «freiwillige Offenlegung»; sie ermöglichte Firmen, die das Augenmerk des Pentagon von sich aus auf Unregelmässigkeiten lenken wollten, die Sache in Ordnung zu bringen, ohne strafrechtlich verfolgt zu werden.

«Sie müssen das Pentagon persönlich aufsuchen und alles auf den Tisch legen», teilte ich den Sprague-Managern mit. So etwas zu tun erschien ihnen jedoch selbst in ihrem Schockzustand als extrem.

«Das wäre aber doch Wahnsinn», sagten sie. «Für solche Angelegenheiten haben wir unsere Anwälte. Wir werden sie beauftragen, sich der Sache anzunehmen und einen Weg zu finden, wie wir da rauskommen.»

«Wenden Sie sich nur an Ihre Anwälte. Tun Sie, was Sie wollen. Vishay können Sie dann aber vergessen. In dem Fall werden wir uns zurückziehen. Sie haben, wenn Sie auf unseren Vorschlag eingehen, die Chance, dass gar nichts geschieht. Aber weiss der Himmel, was aus der Sache wird, wenn Sie den von Ihnen favorisierten Weg einschlagen.»

Ich gab ihnen eine detaillierte Schilderung der Folgen, die es für die Philips-Tochter Mepco gehabt hatte, als sie von der Regierung bezichtigt worden war, betrügerische Angaben über den Zuverlässigkeitsgrad ihrer Widerstände gemacht zu haben. Sie war in Strafprozesse verwickelt worden und von der Liste der anerkannten Zulieferer für Rüstungsgüter gestrichen worden. Mepco stand am Rande des Ruins. «Und genau das wird auch Ihnen widerfahren», erklärte ich, «wenn Sie nicht das tun, was ich Ihnen zu tun empfehle.»

Sie überlegten eine Weile, dann willigten sie ein. Wir erläuterten die richtige Vorgehensweise. Schliesslich wandten sie sich an die Sonderbehörde für Strafermittlungen im Pentagon. «Wir haben bei einer inter-

nen Untersuchung entdeckt, dass einer unserer Unternehmenszweige sich der Verletzung von Regeln schuldig gemacht hat», gestanden sie und legten daraufhin alles offen.

Die unmittelbare Folge bestand im Ausschluss von der Zuliefererliste des Verteidigungsministeriums. Aufgrund der freiwilligen Offenlegung wurden aber keine Strafmassnahmen eingeleitet. Sprague stand in der Pflicht, das Problem ein für allemal zu beseitigen. Weil das Pentagon aber wusste, dass wir hinter Sprague standen, ging alles reibungslos vonstatten. Nach den Erfahrungen mit Dale waren Janet Cook und ihre Kollegen überzeugt, dass wir alles Notwendige unternehmen würden.

Derartige Vorgänge konnten sich auf die Geschäfte eines Unternehmens nachteilig auswirken, weshalb die amerikanische Börsenaufsicht in solchen Fällen darauf bestand, dass die Aktionäre davon in Kenntnis gesetzt wurden. Auf diese Weise wurde Spragues freiwillige Offenlegung in der Öffentlichkeit bekannt. Die Wirtschaftspresse berichtete kurz darauf, dass auch der Kondensatorenbereich von Philips eine freiwillige Offenlegung von Regelverstössen eingereicht hatte. Uns war sofort klar, was das bedeuten musste. So etwas hatte Philips noch nie gemacht, und nun nahmen sie plötzlich, eine Woche nach dem entsprechenden Schritt von Sprague, einen Kurswechsel vor. Es stellte ganz offensichtlich das Bemühen um Schadensbegrenzung dar.

Die Regierung war anscheinend der gleichen Auffassung. Der Produktionsbereich Widerstände von Philips war schon zuvor von der Liste der Rüstungszulieferer gestrichen worden. Warum hatte der Bereich Kondensatoren sich zu diesem Zeitpunkt nicht zu einer freiwilligen Offenlegung entschlossen? Durch das Versäumnis gerieten die Beweggründe von Philips in ein zweifelhaftes Licht. Als die Kontrolleure des Pentagon der Sache nachgingen, deckten sie dann auch tatsächlich mehr auf, als Philips von sich aus enthüllt hatte.

Philips geriet in Not, weil es Bauelemente aus Kostengründen in der Dominikanischen Republik endfertigen liess, obwohl nach den Vorschriften des Pentagon die Herstellung von Rüstungsgütern ausserhalb

der Vereinigten Staaten untersagt war. Die Bauelemente selbst waren, wie sich bei der Überprüfung von Regelverstössen so oft herausstellte, von guter Qualität: Es gab keinerlei Kundenreklamationen, und es waren auch keine betrieblichen Unfälle zu verzeichnen. Es stand andererseits aber auch ausser Zweifel, dass Betrug vorlag, und die Regierung reagierte mit äusserster Härte.

Als der Rauch sich verzogen hatte, sah Philips sich mit Geldbussen in Höhe von zig Millionen Dollar und dem Ausschluss aus dem Kreis der Rüstungslieferanten im Bereich Kondensatoren konfrontiert. Der Umsatz dieses Unternehmenszweigs sank von ca. \$ 40 Millionen auf \$ 16 Millionen, weil die Firma nicht nur die Rüstungsaufträge verlor, sondern auch das Vertrauen der freien Wirtschaft. Am Ende blieben wenige Kunden und das Geschäft im Fernen Osten, das von alledem unberührt war. Im Grunde büsste man den gesamten amerikanischen Markt ein.

Ich war über die Entwicklung insofern informiert, als die Konkurrenz (darunter auch Sprague) Kunden hinzugewann, während Philips sie verlor. Informationen aus erster Hand erhielt ich dann von Dennis Horowitz, dem Geschäftsführer des Philips-Kondensatorenbereichs, der mich anrief und um eine Zusammenkunft in Atlanta bat. Er erwies sich als offener und freundlicher Mann, trotz der Tatsache, dass er angesichts der desolaten Lage seiner Firma Höllenqualen litt. Philips hatte ihn aus einem anderen Teil des Konzerns geholt, damit er die Situation in Ordnung brachte. «Das habe ich auch getan», sagte er. «Und nun sehen Sie sich das Ergebnis an.» Wegen der Sünden der Vergangenheit waren alle Anstrengungen umsonst gewesen. Er wollte verkaufen.

Ich schickte meine Experten aus, um Einblick zu nehmen. Die Firma war interessant. Ich könne ihm zur Zeit aber kein Angebot unterbreiten, erklärte ich Horowitz, da ich zu sehr mit Sprague befasst sei und sich plötzlich eine sehr grosse Chance in Deutschland aufgetan habe. Er wies darauf hin, dass sich ein potentieller japanischer Käufer gemeldet hatte. Er werde später erneut Kontakt mit mir aufnehmen.

Die Akquisition von Sprague verlief reibungslos. Unsere Analyse er-

gab, dass wir zwar die Produktionsleiter, nicht aber das Topmanagement übernehmen konnten. Wir teilten das den Betroffenen rundheraus mit. Die Vertriebsabteilungen sowie EDV und Buchhaltung legten wir zusammen. Alles, was sich mit Vishay verschmelzen liess, wurde verschmolzen.

Um die Sprague-Produktion in Israel unterzubringen, planten wir eine Erweiterung der Werksanlagen in der bisher ungenutzten Hälfte unseres 32'000 Quadratmeter grossen Komplexes in Dimona. Wir waren gerade mit den entsprechenden Vorbereitungen befasst, als ein gewaltiger, ungewöhnlicher Schneesturm über dem Negev niederging. Vor Inbetriebnahme hatten wir bei dem Fabrikgebäude wegen der Klimaanlage die eine Hälfte des Dachs verstärkt. Das Dach des ungenutzten Teils war jedoch nicht verstärkt worden, so dass es nun unter der Schneelast einstürzte. Die Räumlichkeiten wurden unbenutzbar.

An ihrer Stelle errichteten wir Dimona 2, eine supermoderne, 14'000 Quadratmeter grosse Anlage, in der wir unverzüglich einen Teil der Sprague-Produktion unterbrachten. Mit dieser Verlegung erhöhte sich die Zahl der in Israel Beschäftigten auf über eintausend Personen. Unser Arbeitskräfteproblem im abgelegenen Dimona wurde, wie erwartet, im wesentlichen durch russische Einwanderer gelöst. Vorher war es schwierig gewesen, genügend Techniker dorthin zu locken; jetzt bekamen wir Ingenieure in Hülle und Fülle. Wir stellten sie ein und schickten sie dann in Gruppen von je zwanzig Personen zu einer zweimonatigen Ausbildung an die Universität von Beer Sheva. Anschliessend waren sie imstande, sich in unseren Produktionsbereichen zu spezialisieren.

Mit der Ausweitung unserer Produktion in Israel verstärkte ich auch meine Bemühungen, das US-Verteidigungsministerium davon zu überzeugen, in Israel hergestellte Güter zur Qualifikation für das begehrte Signum «ER» oder «Established Reliability» des amerikanischen Militärs zuzulassen. Wir erzeugten in Israel Bauelemente, die dem in den Vereinigten Staaten geltenden Industriestandard entsprachen, sie erfüllten aber längst auch die viel strengeren «ER»-Anforderungen. Zur Qualifikation für die «ER»-Einstufung mussten die Bauteile jedoch gemäss



den Vorschriften gänzlich in den USA produziert und getestet werden. Wenn in Israel gefertigte Teile vom Verteidigungsministerium anerkannt würden, könnten sich für Vishay und andere in Israel ansässige Unternehmen bedeutende neue Absatzmöglichkeiten eröffnen. Bislang waren unsere Bestrebungen allerdings ohne Erfolg geblieben. Ich war jedoch fest entschlossen, die Sache weiterzuverfolgen.\*

Ich hing an Dimona. Ich war glücklich, dass das Werk unserem Unternehmen und Israel gleichermassen guttat. Wieviel es mir persönlich bedeutete, wusste niemand ausser Ruta. Natürlich, es gab zahlreiche amerikanische Firmen, die Betriebe im Ausland gründeten, beispielsweise in Mexiko, Taiwan und Korea. Ich sprach aber weder Spanisch, noch Chinesisch oder Koreanisch, und die Menschen und die Unternehmenskultur dort waren mir unbekannt. Wenn amerikanische Firmen im Ausland investieren, bringen sie in den meisten Fällen ihre eigenen Manager mit. Das ist etwas, was mir allerdings nicht behagt, denn dadurch werden die einheimischen Angestellten zu Unternehmensangehörigen zweiter Klasse degradiert. Meiner Auffassung nach sollte eine Firma von Einheimischen geführt werden.

Die Israelis aber waren mir vertraut. Ich kannte ihre Qualitäten und ihre Lebens- und Denkgewohnheiten. Ausserdem wusste ich, dass für den Erfolg ausländischer Niederlassungen die eigene Mitarbeit erforderlich

\* 1994 wurde Vishay Israel nach fast 14jährigen Bemühungen meinerseits schliesslich als «ER»-Lieferant anerkannt. Im selben Jahr trug Vishay auch dazu bei, dass ein weiteres meiner langfristigen Ziele erreicht wurde: Es gelang, die sogenannten grossen acht Wirtschaftsprüfungsunternehmen davon abzubringen, weiterhin den arabischen Boykott gegen Israel zu beachten. Zwar hatten sie nie eingeräumt, den Boykott zu befolgen, es unterhielt jedoch keines dieser Unternehmen eine Niederlassung in Israel, wohl aber in vielen obskuren Ländern, deren Wirtschaftsmacht nur einen Bruchteil der israelischen ausmachte. Es ging zum Teil auf unsere Gespräche mit Phillip Laskowy, dem Generaldirektor von Ernst & Young – der grössten dieser acht Firmen zurück –, dass Ernst & Young als erste eine Niederlassung in Tel Aviv aufmachte. Dem Beispiel folgten bald die meisten ihrer Konkurrenten. Diese Entwicklung eröffnete israelischen Unternehmen einen wichtigen Zugang zum Welthandel.

war, und ich konnte mir nicht vorstellen, mich in einem Land wie Taiwan persönlich zu engagieren. Mit Israel war das etwas ganz anderes. Jedesmal, wenn ich dorthin reiste, hatte ich das Gefühl, nach Hause zu

Es war Anfang 1991, wir befanden uns noch in den Verhandlungen mit Sprague, als Werner Stadler und Gerald Paul von Draloric mich auf unsere Konkurrenz in Deutschland ansprachen. Ihrer Meinung nach war die Zeit gekommen, dort eine strategische Akquisition zur Stärkung der Position von Draloric auf dem Markt für Widerstände zu machen. Daraufhin zogen wir mehrere mögliche Kandidaten in Erwägung, von denen uns aber keiner wirklich überzeugte. Mitte des Jahres meldete Stadler sich telefonisch mit einer Neuigkeit: Das Elektronikunternehmen Roederstein stecke in Schwierigkeiten.

Roederstein war ein Gigant der Branche, der grösste unabhängige Hersteller elektronischer Bauelemente in Europa, ein Unternehmen mit einer breiten Produktpalette und einem Umsatz von annähernd \$ 300 Millionen. Das Unternehmen, so sagte Stadler, befinde sich in einem kritischen Zustand. Roederstein habe Personal abgebaut und Umstrukturierungen vorgenommen. Das habe anscheinend jedoch wenig gebracht, und es seien Gerüchte im Umlauf, denen zufolge die Firma kurz vor dem Bankrott stünde.

Roederstein war in den 20er Jahren gegründet worden, ungefähr zur gleichen Zeit, als in den Vereinigten Staaten R.C. Sprague seine Firma ins Leben rief. Nach dem Tod des Gründers hatte dessen Sohn, Dr. Hans Georg Roederstein, das Unternehmen höchst erfolgreich weitergeführt. Der zweite Weltkrieg hatte die Firma ruiniert, doch anschliessend baute Dr. Roederstein sie wieder auf, und mittlerweile war sie grösser als je zuvor.

Laut Stadler bestand das Problem unter anderem in einer Zusage, die Dr. Roederstein seinen Arbeitern im Zuge des Wiederaufbaus 1945 gemacht hatte: Wenn sie ihn bei seinen Plänen unterstützten, würde er nie jemanden entlassen. Und er hatte sein Versprechen all die Jahre gehalten, trotz der enormen Veränderungen, die sich im Unternehmen und in der ganzen Branche vollzogen hatten. In den letzten Jahren hatte diese

Geschäftspolitik ihn dramatisch eingeholt. Er hatte daraufhin Änderungen durchzuführen versucht und im Billiglohnland Portugal einen Betrieb eröffnet, doch die Reformen reichten nicht aus, und sie kamen zu spät.

Während dieser verzweifelten Umstrukturierungsbemühungen war Dr. Roederstein an Krebs erkrankt. In seinen letzten Lebensjahren hatte der alte Herr zu seiner Unterstützung seine beiden Söhne Jörg und Till ins Unternehmen geholt. Till, ein Rechtsanwalt, war verantwortlich für die Produktion in den deutschen Betrieben, Jörg für die Betriebe in Portugal und in den Vereinigten Staaten sowie für Marketing und Vertrieb.

Die Schwierigkeiten, mit denen Roederstein zu kämpfen hatte, wurden nicht geringer, dadurch dass die beiden Söhne sich nicht verstanden. Sie sprachen kaum mehr miteinander. Ausserdem waren sie jung, unerfahren und auf eine Situation, in der es um Leben und Tod des Unternehmens ging, keineswegs vorbereitet. Die Banken wurden bereits zu Lebzeiten des Vaters nervös. Für die Startkosten in Portugal und den wegen der Entlassungen in Deutschland fälligen Sozialplan hatte Roederstein Senior zusätzliche Kredite aufnehmen müssen. Angesichts der angespannten Lage des Unternehmens hatten die Banken sich aber geweigert, zur Deckung dieser Kosten die normalen langfristigen Kredite bereitzustellen; sie gaben das Kapital nur in Form von jederzeit kündbaren Darlehen. Und dann hatte Portugal nicht die Gewinne erbracht, die das Unternehmen dringend brauchte. Seit Kurzem wurden dort sogar Verluste eingefahren. Roederstein geriet in eine Notlage.

In dieser Situation starb der Vater. Die Banken, die nicht willens waren, die Firmenleitung den unerfahrenen Söhnen allein zu überlassen, beauftragten Hayek, eine Unternehmensberatungsgesellschaft aus der Schweiz, mit der Geschäftsführung. Und weil sich keiner von ihnen mit dem Bereich Produktion auskannte, nötigte man die Brüder einen Techniker einzustellen, Dr. Bauer von ITT. Bauer besass einen guten Ruf, war aber in der Bauelementebranche nicht versiert. Statt von zwei wurde Roederstein nun also von vier Personen geführt, die kaum miteinander kommunizierten. Das Unternehmen kam keinen Schritt voran. Es

stellte nach wie vor erstklassige Erzeugnisse her, bei den Kunden genoss es einen unverändert guten Ruf, aber das Topmanagement war eine Katastrophe. Roederstein blutete finanziell aus.

Die Roederstein-Firma, die mit Draloric in Wettbewerb stand, hiess Resista und fertigte Metallschichtwiderstände sowie preisgünstige Dickschicht-Chip-Widerstände, mit denen sie den Japanern Konkurrenz zu machen begann. An einer Akquisition dieser Technologie war ich sehr interessiert. Roedersteins Dickschicht-Chip-Widerstände waren äusserst zuverlässig und präzise – besser als die ihrer japanischen Konkurrenten. Ich sah sie mir an und war begeistert. Ich wollte sie für Vishay haben. Allerdings war der Produktionsprozess noch nicht vollständig entwickelt, und es bedurfte grosser Investitionen, ihn in grossem Stil zu etablieren.

Diese Chips werden massenweise in allen erdenklichen Geräten verwendet, in Computern, Autos, Telefonen und zahlreichen anderen Produkten. Sie werden zwar zu einem äusserst niedrigen Preis verkauft – etwa \$ 4 pro tausend Stück, heute nur noch 1-2 \$ –, andererseits aber milliardenfach genutzt, und die Wachstumssteigerung war enorm. Roederstein litt darunter, dass diese Chips aufgrund der hohen Fertigungskosten nur gerade eben noch wettbewerbsfähig waren. Mir war jedoch klar, dass sich das durch eine Verlegung der Produktion nach Israel sehr bald ändern könnte.

Resista schien mir eine exzellente Akquisition. Die Firma hatte mit einem Umsatz von \$ 20 Millionen eine überschaubare Grösse, und es boten sich gute Synergiemöglichkeiten mit unseren anderen deutschen Unternehmen. Roederstein konnte das Geld aus dem Verkauf von Resista zur Stützung seines Hauptgeschäfts mit Kondensatoren gebrauchen. Wir konnten einen Teil der Produktion nach Israel verlegen, den Rest mit Draloric fusionieren und die Gewinne auf diese Weise verdoppeln, verdreifachen oder sogar vervierfachen.

Ende 1991 reise ich zu einem Gespräch mit den Brüdern Roederstein nach Deutschland. Sie wollten Resista verkaufen und liessen sich von der Londoner Niederlassung der Bank Lazare Frères vertreten. Wir han-

delten einen Preis aus, bereiteten die Übernahme vor und hatten in kürzester Zeit die Finanzierungsdetails unter Dach und Fach.

Ich war froh, dass alles so rasch vonstatten ging. Bei diesem Deal stimmte einfach alles. Werner Stadler war seit Kurzem pensioniert, doch ich zweifelte nicht daran, dass Dr. Paul die Konsolidierung ausgezeichnet gelingen würde und Israel die Produktlinien von Resista zu integrieren vermochte. Die ganze Sache war kaum mehr als eine kleine Ablenkung von meinen laufenden Bemühungen, mit Penn Central zu einer Einigung über unsere Akquisition von Sprague zu gelangen.

Aber plötzlich ging nichts mehr glatt. Wir hatten soeben mit Lazard Frères eine Einigung erzielt, als am Freitag Till Roederstein bei mir anrief. Es habe sich da etwas ergeben, über das er dringend mit mir sprechen müsse. Er werde mit seinem Banker nach Philadelphia kommen – ob wir uns dort am Sonntag treffen könnten.

Am Sonntag Morgen sass ich mit Till und einem Vertreter von Lazard Frères im Hotel Four Seasons in Philadelphia. Till erklärte mir, sie könnten Resista nicht an mich verkaufen.

«Was ist los?» fragte ich. «Waren wir uns über diese Transaktion denn nicht schon einig geworden?»

«Natürlich, und wir möchten sie auch durchziehen. Aber daran hindern uns unsere Banken.»

«Was geht die Sache Ihre Banken an?»

«Sie haben uns mitgeteilt, dass sie uns im Falle eines Verkaufs alle kurzfristig kündbaren Darlehen entziehen werden. Resista ist unser stärkster Unternehmenszweig. Die Banken befürchten, das Gesamtunternehmen würde durch den Verkauf von Resista zu sehr geschwächt. Sie stehen auf dem Standpunkt, wir müssten entweder alles oder gar nichts abstossen. Und falls wir uns entscheiden sollten, das gesamte Unternehmen zu verkaufen, haben sie dafür angeblich auch schon einen Interessenten.»

Der von den Banken gewünschte Käufer, sagte Till, sei ein gewisser Schoeller, dessen Firma Gesellschaft für SynergieManagement heisse. Ich hatte weder von diesem Herrn noch von dieser Firma je gehört. Bei Roederstein kannte ihn auch keiner. Als ich den von den Banken dik-

tierten Kaufpreis erfuhr, war ich erst recht schockiert: 5 Millionen Deutsche Mark, also ungefähr \$ 3,5 Millionen für ein Unternehmen mit einem Jahresumsatz von \$ 300 Millionen!

«Wie bitte?» Ich traute meinen Ohren nicht. «Fünf Millionen für das Ganze?»

«Wir haben eine Menge Schulden», erwiderte Till Roederstein. «Aber die Sache ist noch viel schlimmer. Die Banken drohen mit unserer Liquidierung, wenn wir nicht für fünf Millionen Mark an Schoeller verkaufen.»

Ich war sprachlos. «Ich bitte Sie, Dr. Zandman», fuhr Till fort, «übernehmen Sie Roederstein für fünf Millionen Mark. Mir ist es lieber, wenn Sie die Firma kaufen. Bei Ihnen bin ich mir wenigstens sicher, dass Sie sie weiterführen werden. Über die Absicht der anderen Partei gibt es für uns keinen Zweifel. Sie werden die Immobilien los schlagen und die Firma dann für bankrott erklären. Ich bitte Sie deshalb jetzt darum, das gesamte Unternehmen zu erwerben.»

«Hören Sie», sagte ich, «so einfach geht das nicht. Dazu müssten wir eine komplette Bewertung vornehmen. Das erfordert eine eingehende Untersuchung.»

«Bitte, kaufen Sie das Unternehmen, Dr. Zandman. Oder geben Sie uns zumindest eine Absichtserklärung.»

Ich sah, dass er wirklich litt. Und es war ein verlockender Gedanke. Ausser dem Bereich Widerstände, den wir ohnehin erwerben wollten, verfügte Roederstein über den Bereich Tantalkondensatoren, der mit Sprague in Konkurrenz stand. Im Übrigen stellten sie Schichtkondensatoren her – eine weitere Technologie, an der ich sehr interessiert war. Doch es war nicht der richtige Augenblick. Wir steckten noch mitten in den Verhandlungen für die Übernahme von Sprague; da gab es nach wie vor eine Fülle ungeklärter Fragen. Wir hatten einfach nicht die Kraft. Wie sollte ich es denn schaffen, zur gleichen Zeit zwei grosse Firmen zu übernehmen? Andererseits, so überlegte ich, könne unser deutsches Team die Übernahme möglicherweise allein durchführen. Gerald Paul war ein hochbegabter Manager. Und Roederstein war sehr verlockend. Wenn ich doch nur ein wenig Zeit gewinnen könnte.

«Wenn Sie noch ein Jahr warten können», sagte ich, «werde ich an

dem Kauf mit Sicherheit mehr als interessiert sein. Momentan will ich jedoch nur Resista haben.»

«Noch ein Jahr?» sagte Till. «Ich weiss nicht einmal, ob ich noch eine Woche warten kann.»

«Nun, wenn das wirklich so ist, kann ich nicht viel machen. Ich kann Ihnen höchstens versprechen, dass ich unser Team für Unternehmensbewertungen losschicke, damit sie sich alles anschauen. Falls wir uns entschliessen sollten, zu einem späteren Zeitpunkt zu kaufen, werden wir selbstverständlich die Bankschulden ablösen, die Kredite refinanzieren und so weiter.»

Die Unterredung zog sich noch eine Weile hin, bis ich mir vom Oberkellner ein Blatt von einem Schreibblock erbat und zu Protokoll gab, dass wir die Firma – vorausgesetzt, gewisse Aspekte erwiesen sich als zufriedenstellend für uns – zu einem späteren Zeitpunkt zu erwerben beabsichtigten. Das liess uns genügend Spielraum, um wieder aus der Sache herauszukommen, und verschaffte Till Roederstein eventuell die Möglichkeit, uns ins Spiel zu bringen. Mit diesem Protokoll in der Hand konnte er zumindest zu seinen Banken gehen und ihnen beweisen, dass für sein Unternehmen ein rechtmässiger Käufer hinter den Kulissen wartete. Damit könne er um den zeitlichen Aufschub bitten, den ich brauchte, um mir diesen Schritt gründlich zu überlegen.

Die Unterredung dauerte von Sonntag Morgen bis in den späten Nachmittag. Anschliessend fuhren Till und der Vertreter von Lazard Frères gleich zum Flughafen. Am Montag Morgen erhielt ich einen Anruf aus München. Am Apparat war Herr Schoeller von der Gesellschaft für Synergie-Management. Er stellte sich als der Mann vor, der Roederstein gekauft hatte. Ich hörte ungläubig zu, während Schoeller mir erklärte, er habe mit den Banken von Roederstein bereits volle Übereinstimmung erzielt und verfüge über eine von den Brüdern Roederstein unterzeichnete Zustimmung zum Kauf. Ob ich nach wie vor an einer Übernahme des Widerstände-Bereichs interessiert sei?

«Moment mal», sagte ich. «Wie können Sie Roederstein überhaupt erworben haben? Wann denn – über Nacht? Ich habe mich doch erst gestern mit einem der Brüder getroffen.»

«Das ist uns bekannt», sagte Schoeller. «Der andere Bruder hat uns informiert. Tatsache ist, dass wir bereits einen Vertrag in Händen halten. Wir übernehmen die Firma, mitsamt den Schulden natürlich, die übrigens enorm hoch sind. Ich wollte nur wissen, ob Sie noch an Resista interessiert sind. Wir würden es Ihnen gern verkaufen.»

«Hören Sie», sagte ich. «Die Frage kann ich nicht beantworten. Erstens schliesse ich nie Geschäfte am Telefon ab. Zweitens kenne ich Sie nicht. Und im Übrigen ist an dieser Geschichte irgendetwas nicht in Ordnung. So kann ich keine Geschäfte machen.»

«Wir brauchen Ihre Antwort aber sofort. Übermorgen ist es zu spät, dann geht der Preis in die Höhe. Wenn Sie jetzt zustimmen, können Sie Resista für die gleiche Summe haben, die Sie den Brüdern gezahlt hätten. Wir können den Handel per Fax abschliessen.»

«Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich so keine Transaktionen mache. Ich weiss nicht, was da los ist. Ich habe gestern mit Till Roederstein gesprochen. Wie hätte er mir einen Kaufvorschlag machen können, ohne mich über diese Situation zu informieren? Lassen Sie mich die Sache überprüfen. Anschliessend melde ich mich bei Ihnen.»

«Ich habe einen unterschriebenen Kaufvertrag!» rief Schoeller.

«Ich rufe Sie zurück», sagte ich.

Ich legte auf, um sofort mit Till Roederstein zu telefonieren. «Haben Sie einen Vertrag mit diesem Schoeller unterzeichnet?» fragte ich ihn.

«Nicht wirklich», sagte er. «Einen richtigen Vertrag gibt es nicht, nur ein Verhandlungsprotokoll. Es wurde aber nicht vor einem Notar aufgesetzt und ist deshalb in keiner Weise rechtlich bindend. Es handelt sich nur um eine Absichtserklärung. Sie hat keinen Wert.»

Ich kochte vor Wut. «Aber warum haben Sie mir davon nichts gesagt? Wir haben uns doch gestern gesehen! Auf solche Spielchen lasse ich mich nicht ein. Ich will mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben. Sie haben mir gegenübergesessen, haben mich dazu gebracht,



ein Protokoll zu unterzeichnen. Sie haben mir vorgejammert, man wolle Sie übers Ohr hauen. Und das, obwohl sie schon einen Vertrag unterschrieben hatten? Das stinkt zum Himmel!»

«Er ist doch nicht bindend. Er besitzt keine rechtliche Gültigkeit. Solch ein Schriftstück markiert doch nur den Beginn von Verhandlungen.»

«Selbst wenn es nicht rechtsgültig ist. Wenn Sie das Papier unterschrieben haben, hätten Sie mich davon in Kenntnis setzen müssen. Ich verhandle nicht mit Leuten, die so etwas hinter meinem Rücken machen. Wie können Sie da von mir erwarten, dass ich Ihnen vertraue?» Ich legte auf.

Einen Augenblick später rief er zurück. «Es tut mir leid», sagte er mit weinerlicher Stimme. «Ich habe einen schrecklichen Fehler begangen. Es war falsch von mir. Ich bin selbst Anwalt, ich hätte es besser wissen müssen. Aber ich habe in solchen Dingen keinerlei Erfahrung. Bitte, verzeihen Sie mir. Ich habe mich falsch verhalten. Ich sehe es ein und werde so etwas nie wieder tun. Bitte. Sie können mir vertrauen.»

«Und was ist mit dem Vertreter von Lazard Frères? Er hat es doch auch gewusst – er hat neben Ihnen gegessen und nichts gesagt!»

«Es ist nicht seine Schuld. Er war nur dabei. Der Boss war ich. Bitte, ich möchte, dass unsere Verabredung von gestern gilt. Sind Sie dazu bereit?»

«Ich werde darüber nachdenken. Aber ich muss Ihnen sagen, von nun an können wir nicht mehr auf derselben Basis wie vorher miteinander sprechen. Sie müssen beweisen, dass Sie es ehrlich meinen.»

«Ich gebe Ihnen mein Wort», sagte Till Roederstein, «dass ich von diesem Moment an mit absolut offenen Karten spielen werde.» Und er hielt Wort. Damals wie später.

Ich rief auch bei Lazard Frères an, um ihnen die Hölle heiss zu machen. Trotz allen Tobens reisten dann aber unsere auf Unternehmensbewertungen spezialisierten Marketing-, Produktions- und Finanzexperten wenige Tage später zur Unterstützung von Werner Stadler, Gerald Paul, Bob Freece, Dick Grubb, Avi, Hank Landau und Glynn Smith nach Deutschland. Sie nahmen alle fünfzehn Produktionsbetriebe von

Roederstein unter die Lupe, und bereits nach anderthalb Wochen waren wir absolut sicher, dass wir dieses Unternehmen erwerben wollten.

Die Situation war allerdings alles andere als einfach. Roederstein hatte zwar noch nicht Bankrott gemacht, war aber bereits zahlungsunfähig. Die Schulden in Form von jederzeit kündbaren Darlehen beliefen sich auf \$ 115 Millionen plus ausstehende Rechnungen von Lieferanten, die seit Monaten nicht beglichen worden waren. Die Gläubiger rannten ihnen die Türen ein. Der Schuldenberg wuchs unaufhörlich. Die Lage war so hoffnungslos, dass Löhne und Gehälter nur auf Pump ausbezahlt werden konnten. Da war es wirklich nicht überraschend, dass die Banken unter Federführung der Bayerischen Vereinsbank nach einem Ausweg suchten. Sie sahen eine Lawine auf sich zurollen – zu Recht. Die einzige Person, der sie bei Roederstein noch trauten, war der Mitarbeiter der schweizerischen Unternehmensberatungsgesellschaft Hayek, den sie dem Unternehmen selbst aufoktroiyert hatten. Soweit ich es beurteilen konnte, war allerdings auch er keine grosse Hilfe.

Nachdem unsere Bewertung abgeschlossen und ich zu der Erkenntnis gelangt war, dass wir das Unternehmen erwerben wollten, beschloss ich, der Bayerischen Vereinsbank unser Anliegen persönlich vorzutragen. Ich schickte Avi vor, um den Boden zu bereiten. Anschliessend wollte ich selbst hingehen, um sie über Vishay zu informieren, ihnen eine Vorstellung von unserer Stärke zu vermitteln und sie davon zu überzeugen, dass wir für die Übernahme der Firma Roederstein die Richtigen waren. Am vereinbarten Tag fand ich mich in der Hauptverwaltung der Bayerischen Vereinsbank in München ein. Ich machte den Bankern klar, dass wir Roederstein kaufen wollten und dass die Eigentümer nicht Schoeller, sondern uns favorisierten. Ich erwartete, dass sie darauf sinngemäss antworten würden: «Es ist uns gleichgültig, wer Roederstein kauft, solange unsere Darlehen gesichert sind» und dann vielleicht ihre Bereitschaft bekunden würden, unsere Finanzierungspläne zu prüfen. Stattdessen musste ich mir Folgendes anhören: «Sie sind Amerikaner. Wir kennen Sie überhaupt nicht. Schoeller dagegen

ist uns gut bekannt; von ihm wissen wir, dass seine Leute mit der bestehenden Situation zurechtkommen.»

«Wie bitte?» Ich glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

«Wenn Schoeller die Firma übernimmt, werden wir die Darlehen nicht zurückfordern», erklärten meine Gesprächspartner. «Sie wollen Roederstein wirklich übernehmen? Nur zu. Dann müssen alle Schulden zum Kauftermin beglichen sein.»

Ich sah mich im Raum um. Lauter zusammengepresste Lippen und ausdruckslose Blicke. Ich hatte mich schon mehrfach in einer von Feindseligkeit geprägten Atmosphäre befunden, und es bestand kein Zweifel, dass ich wieder einmal diese Erfahrung machte. «Sie wissen genau, dass ich eine solche Summe nicht so schnell auf den Tisch legen kann», sagte ich. «Geben Sie mir ein wenig Zeit.»

«In Ordnung», hiess es daraufhin. «Wir lassen Ihnen eine Woche Zeit.»

«Sie wollen mir eine Woche Zeit lassen, um 115 Millionen Dollar zu beschaffen? Darauf bin ich nicht vorbereitet. Ich kenne dieses Unternehmen ja nur aus fachlicher Sicht. So schnell können wir die Schulden nicht refinanzieren.»

Ich konnte sagen, was ich wollte – es nützte alles nichts. Eine Woche. Dabei blieb's. Ich kehrte zu Roederstein zurück und bat sie, die Bayerische Vereinsbank anzurufen und eine Sitzung für den Donnerstag der folgenden Woche vorzuschlagen – in neun statt in sieben Tagen. Die Bank erklärte sich unter der Voraussetzung damit einverstanden, dass ich ein Akkreditiv für \$ 65 Millionen (ihren Anteil von der Gesamtschuld) mitbrachte. Sonst sei eine Zusammenkunft zwecklos, und sie würden die Zwangsvollstreckung gegen Roederstein einleiten.

In mir reifte allmählich der Verdacht, dass es zwischen Schoeller und der Bank irgendeine Art von Abkommen gab. Der Bayerischen Vereinsbank war einfach zu sehr daran gelegen, dass Roederstein von Schoeller und nicht von uns übernommen wurde.

Mir blieben also nur ein paar Tage, um mir ein Akkreditiv für \$ 65 Millionen zu beschaffen. Vishay besass genügend Geldmittel, um die Summe aufzubringen, eine derart hohe Belastung hätte jedoch unsere

Bilanz ruiniert. Was ich brauchte, war ein auf Roederstein ausgestelltes Akkreditiv. Doch für diese Firma wäre wohl niemand bereit gewesen, Kapital zur Verfügung zu stellen. Beim ersten Blick auf die Bilanz wäre jeder davor zurückgeschreckt.

Ich rief Moshe Shamir in Israel an und schilderte ihm die Situation. «Wir wären imstande, Roederstein in eine Goldgrube zu verwandeln», erklärte ich. «Es würde zweifellos hervorragend funktionieren. Wir könnten in Israel neue Arbeitsplätze schaffen und das Werk in Portugal umstrukturieren. Mit diesem Unternehmen liessen sich ein Dutzend Dinge bewerkstelligen.» Ich legte ihm den gesamten Umstrukturierungsplan dar. «Aber ich muss die Banken einschalten. Ich brauche ein Akkreditiv für \$ 65 Millionen. Und ich brauche es sofort.»

«Bei Vishay ist das kein Problem», sagte er. «Ich kann es jederzeit besorgen.»

«Das Akkreditiv soll nicht auf Vishay ausgestellt werden», korrigierte ich ihn, «sondern auf Roederstein, und zwar ohne Bürgschaft von Seiten Vishays.»

Diese Mitteilung mag Moshe vielleicht etwas verblüfft haben, aber aus der Fassung brachte sie ihn nicht. Im Grunde liebte er solche Situationen, denn sie forderte all seine Talente als Politiker und Finanzkundler heraus. Er machte sich sofort an die Arbeit, und es gelang ihm, bis Ende der Woche eine bindende Verpflichtung der Bank Hapoalim und der FIBI, der First International Bank of Israel, zu bekommen, kein Akkreditiv zwar, aber eine Absichtserklärung, dass sie die Finanzierung übernehmen würden. Der Brief enthielt im Kern die Aussage, dass diese Banken Vishay kannten und dem Unternehmen vertrauten, und dass sie bereit waren, Roederstein die entsprechenden Mittel zu leihen, sofern gewisse Kaufbedingungen erfüllt wären.

Das war zwar nicht genau das, was die Bayerische Vereinsbank verlangte, aber immerhin. Es bewies unsere Seriosität und das Ausmass unseres Rückhalts. Und da die deutschen Banken die israelischen Banken kannten, war ich gewiss, dass sie die Absichtserklärung nicht einfach würden beiseite schieben können, so gern sie es vielleicht auch getan hätten.

Sie reagierten überrascht, als ich ihnen am Donnerstag den Brief vorlegte, und es war ihnen sofort klar, dass sie ihre Forderungen nun nicht mehr geltend machen konnten. Um ganz sicherzugehen, dass sie die Botschaft verstanden, erklärte ich unverblümt: «Hieraus können Sie ersehen, dass es mir Ernst ist. Falls Sie dennoch auf Ihrem Kurs bestehen sollten, habe ich keine andere Wahl, als gerichtlich gegen Sie vorzugehen. Im Übrigen bin ich überzeugt, dass Sie nicht die Absicht haben, gegen Roederstein eine Zwangsvollstreckung einzuleiten und auf diese Weise viertausend Menschen auf die Strasse zu setzen. Oder sollte ich mich da täuschen? – Da Sie dieses Schreiben nunmehr in Händen halten, möchte ich Sie um einige Monate Zeit bitten, damit ich Gelegenheit habe, die gesamte Schuldenlage neu zu regeln.» In diesem Punkt zeigte man sich zugänglich, wenngleich sich nicht eben Begeisterung breitmachte. Als ich dann jedoch davon sprach, ich könnte die Schulden entweder sofort mit Skonto bezahlen oder sie müssten für eine Zeitlang die Zinsen aussetzen, reagierten sie eiskalt. Sie gaben keinen Deut nach. Dem 1. April als Zahlungstermin stimmten sie zu – unser Gespräch fand am 19. Februar statt –, verlangten allerdings zu diesem Zeitpunkt die komplette Summe.

«Wir möchten Sie bitten», fügten sie noch hinzu, «dass Sie sich zuvor mit Schoeller zusammensetzen. Vielleicht können Sie ja mit ihm eine Drei-Parteien-Vereinbarung ausarbeiten.»

«Einverstanden», sagte ich, «ich habe nichts dagegen einzuwenden, mich mit ihm zusammenzusetzen. Ich muss Ihnen allerdings gestehen, dass ich nicht weiss, was er zu bieten haben könnte. Er versteht nichts von Widerständen. Er versteht nichts von Kondensatoren. Er verfügt über keinerlei Managementkenntnisse. Was hat er also zu bieten? Kapital? Das haben wir auch. Ausserdem – wer ist dieser Schoeller überhaupt? Von ihm hat keiner je etwas gehört.»

«Seien Sie unbesorgt», erwiderten sie, «er hat tadellose Referenzen vorzuweisen.»

Am nächsten Tag sass ich Herrn Schoeller in einem Münchner Hotel gegenüber. Als ich mich nach seinem persönlichen Werdegang und nach seiner Firma erkundigte, erzählte er mir etwas über seine Familie.

Die Firma sei speziell als Vehikel für den Erwerb anderer Unternehmen gegründet worden.

«Mit finanzieller Unterstützung Ihrer Familie?»

«Nein, ich habe andere Geldgeber», sagte er, ohne dazu jedoch nähere Angaben zu machen.

Er blieb auch sonst vage, nannte eine Menge Leute, die er kannte, aber auf eine Weise, die in diesem Zusammenhang ohne Belang war. Seine Firma kenne sich mit dem deutschen Recht bestens aus, betonte er, seine Leute hätten in Deutschland Erfahrung – was wohl bedeuten sollte, dass sie die Akquisition von Roederstein besser handhaben könnten.

«Hören Sie», erwiderte ich, «wir sind Eigentümer eines deutschen Unternehmens, das seit sechzig Jahren in diesem Land tätig ist. Wir kennen uns also bestens aus.» Es wurde bald deutlich, dass er nichts Handfestes anzubieten hatte, und so gingen wir auseinander.

Nach meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten erhielt ich einen Anruf von einem gewissen Mr. Alan Patricof. Er gab sich auffallend freundlich. «Felix», sagte er, «erinnern Sie sich an mich? Ich bin ein Freund von Alfred Slaner. Ich habe an ein oder zwei Konferenzen mit Ihnen teilgenommen.» Ich konnte mich nicht erinnern, ihm persönlich begegnet zu sein, kannte aber seinen Namen. «Wissen Sie, Felix, wir haben in Deutschland eine Investitionsfirma. Unsere Leute dort haben diesem Schoeller hundert Millionen gegeben, damit er Roederstein kauft. Das heisst, im Grunde ist Schoeller dort unser Mittelsmann. Warum tun wir uns nicht zusammen? Sie kaufen das Tochterunternehmen Resista, und wir übernehmen den Rest. Oder wir kaufen alles gemeinsam. Was immer Sie wollen.»

Nun wusste ich wenigstens, warum die Banken Schoeller favorisierten. Er besass wirklich tadellose Referenzen. Hinter ihm stand ein Risikokapitalgeber grossen Stils; für Alan Patricof waren \$ 100 Millionen kaum der Rede wert.

Ich teilte ihm jedoch dasselbe mit, was ich schon Schoeller gesagt hatte. Ich würde mich gern weiter mit ihm darüber unterhalten, aber was er uns denn Brauchbares zu bieten habe – ausser Kapital? «Wäre Ihr Geld für uns billiger als das Geld der Banken?» fragte ich. «Was verlangen Sie denn an Zinsen?»

Er erwartete eine enorme Rendite. Sie unterschied sich nicht sehr von den Forderungen anderer Investmentgesellschaften. Aber zu einem so hohen Zinssatz konnten wir kaum Kapital brauchen. Das Gespräch verlief freundlich, doch am Ende liess ich Patricof wissen, dass wir das nötige Kapital selbst auftreiben könnten, womit sich jeder Gedanke an ein gemeinsames Vorgehen erübrigte. Ich musste mit der noch immer schwierigen Situation allein fertig werden.

Ein grosses Problem stellte die Metallarbeitergewerkschaft dar, die am besten organisierte und hartnäckigste Arbeitervertretung in Deutschland. Wir mussten, um Roederstein retten und auf Gewinnkurs bringen zu können, viele Leute entlassen. Von den Stellenstreichungen wäre der enorm aufgeblähte Managementbereich massiv getroffen, wir würden aber auch eintausend oder mehr Arbeitsplätze im Produktionssektor streichen müssen. Zunächst mussten wir dazu die Zustimmung der Gewerkschaft einholen. Selbst wenn uns das gelänge, blieb ein zweites Problem: Die mit den Entlassungen verbundenen erheblichen Kosten des Sozialplans würden zusätzlich zu allen anderen Schulden von Roederstein in der Bilanz von Vishay erscheinen.

Avi Eden fand nach längerer Beschäftigung mit diesem Problem eine Lösung: Anstatt das ganze Unternehmen auf einen Schlag zu erwerben, sollten wir lediglich 19 Prozent der Anteile kaufen, mit einer Zweijahresoption auf die übrigen Anteile. Bei einem Kaufpreis von 5 Millionen Mark machten 19 Prozent knapp eine Million Mark aus. Falls wir nach Ablauf der zwei Jahre nicht alles kauften, würden wir diese eine Million verlieren.

Bei einem solchen Vorgehen bräuchten wir den Buchhaltungsregeln gemäss die Bilanzen von Roederstein und Vishay nicht zu konsolidieren. Solange wir unser Optionsrecht nicht wahrnahmen, würde Roederstein nur als einfache Investition geführt. Diese Regelung würde uns auch bei den anstehenden Verhandlungen mit der Gewerkschaft zum Vorteil gereichen. In dem Wissen, dass es uns offenstand, uns durch Aufgabe einer relativ geringen Investition wieder von Roederstein zu trennen, würde sie wesentlich kooperationsbereiter sein.

Wir nahmen Kontakt mit der Metallarbeitergewerkschaft auf und legten ihr unseren Plan zur Umstrukturierung des Unternehmens im Detail dar, nannten den Cash-flow und erklärten die rechnerischen Hintergründe, die Ausgangspunkt unserer Überlegungen waren. Wir sagten den Gewerkschaftsfunktionären offen, wie viele Arbeiter wir entlassen müssten, und schilderten die positiven Auswirkungen, die die Verlagerung von Teilen der Produktion nach Israel und in die Tschechoslowakei (die Grenze lag in unmittelbarer Nähe der Stadt Selb, wo ein Teil der Roederstein-Werke beheimatet war) für das Unternehmen und die Sicherung der verbleibenden Arbeitsplätze haben würde. Anschließend baten wir sie um Zustimmung zu unseren Plänen. «Wenn wir mit Ihnen keine Vereinbarung auf der Grundlage dieser Vorschläge erzielen können», sagte ich, «schreiben wir die eine Million Mark als Verlust ab und ziehen uns zurück. Wenn es aber klappt, werden wir die Schulden des Unternehmens abtragen und prüfen, wie wir die Anlagen und die Maschinen verbessern können. Wir brauchen Ihre Zustimmung, sind aber auch offen für Ideen von Ihrer Seite. Wenn Sie vernünftiger Vorschläge haben, so möchte ich sie gern erfahren.»

Ich wusste, dass unser Vorschlag Hand und Fuss hatte, doch in Anbetracht des Rufes, den die Metallarbeitergewerkschaft genoss, war ich mir des Ausgangs keineswegs sicher. Sie prüften die Bücher, sie hörten uns zu und erklärten schliesslich, keinen besseren Plan vorlegen zu können. Die Entlassungen missfielen ihnen natürlich, sie erkannten aber, dass wir sie fair behandelten, und hatten den Eindruck, dass wir unser Geschäft verstanden. Sie vertrauten darauf, dass das Unternehmen (und die Mehrzahl der Arbeitsplätze) bei einer Übernahme durch Vishay gerettet werden würde. Noch am Abend desselben Tages erklärten sie sich mit unserem Vorschlag einverstanden.

Am nächsten Tag gab die Gewerkschaft eine Presseerklärung ab, in der sinngemäss stand: Vishay rettet Roederstein. Das verschaffte uns eine hervorragende Publicity. Die Zustimmung der Gewerkschaft brachte mich auch in meinen Bemühungen um eine Lösung der Probleme mit den deutschen Banken einen grossen Schritt weiter. Wir ver-



fügten über die Absichtserklärung der israelischen Banken, jetzt hatten wir obendrein eine Übereinkunft mit den Gewerkschaften vorzuweisen. Gerald Paul bereitete sich bereits darauf vor, gemeinsam mit seinem Team die Führung der Tagesgeschäfte zu übernehmen.

All das verfehlte nicht seine Wirkung bei den deutschen Bankern. Ich versicherte ihnen, wir würden ein Akkreditiv vorlegen, das die Hapoalim/FIBI-Absichtserklärung ersetzte, und bildeten zur Zeit gerade ein Bankenkonsortium zur Ablösung der Roederstein-Darlehen. Ich brachte sogar die Erklärung einer anderen deutschen Bank bei, der BHF, in der sinngemäss stand: «Wir übernehmen die Federführung des Konsortiums zur Finanzierung der Akquisition. Das bereitet uns keine Probleme. Wir kennen Vishay. Die Roederstein-Aktiva sind uns bekannt. (...) Durch den Wert von Grundbesitz, Fabriken und Maschinen waren die Schulden übrigens voll gedeckt. Schoeller hatte genau gewusst, was er tat. (...) Vishay garantiert, bis zu neunzehn Prozent der Firmenanteile zu übernehmen. Das reicht uns – es ist mehr als genug, um die vollständige Rückzahlung Ihrer Darlehen zu gewährleisten. Falls Sie dem neuen Konsortium nicht beitreten möchten, werden wir Sie auszahlen.»

Auf diese Mitteilung hin wurden die unbeugsamen Herren von der Bayerischen Vereinsbank zugänglicher. Und als sie dann erfuhren, dass die BHF-Bank eine französische und zwei israelische Banken mit ins Spiel brachte, wollten sie auf einmal selbst einen Teil der Refinanzierung übernehmen. Die Bankenkrise war für Roederstein ausgestanden.

Es gab bei dem Handel jedoch einen weiteren Aspekt, der mir nicht behagte: der Kaufpreis von 5 Millionen Mark. Mir war bekannt, dass den Brüdern Roederstein wegen der Erbschaftssteuern von dieser Summe kaum etwas bleiben würde – die Eigentümerfamilie würde also fast leer ausgehen. Das war hart, in gewisser Weise beinahe tragisch. Der Vater hatte das Unternehmen zu einem Imperium aufgebaut; Landshut war eine ziemlich grosse Stadt, in der das Unternehmen lange Zeit der grösste Arbeitgeber und die Roedersteins eine der führenden Familien gewesen waren. Dann starb der Vater, das Imperium zerbröckelte, und der Familie blieb bis auf die eine oder andere Wohnung in

der Stadt nichts. (Klang da nicht die Erinnerung an die Mahnung nach, die Grossmutter Tema mir mit auf den Weg gegeben hatte, dass kein Mensch je seines Besitzes sicher sein kann?)

Mir machte der Gedanke zu schaffen, dass ich von dieser Situation möglicherweise profitieren könnte. Wenn dir auf der Strasse ein Mann begegnen würde, sagte ich zu mir, der eine goldene Uhr besitzt, und er braucht etwas zu essen und ist bereit, dir für ein Stück Brot seine goldene Uhr zu geben – würdest du ihm das Brot geben und seine Uhr nehmen? Nein, das würdest du nicht tun. Du würdest ihm etwas im Wert der Uhr geben. Vielleicht ein bisschen weniger. Also gut, vielleicht sogar viel weniger. Aber du würdest ihm etwas geben, das in irgendeinem Verhältnis zum Wert der goldenen Uhr steht, nicht wahr? Du würdest ihm doch nicht antun, was dir in Losossna angetan wurde, als der Bürgermeister dir für den goldenen Ehering von Bass einen Laib Brot gab, nicht wahr?

Es war die gleiche Situation: Hier war eine Familie, die ein Stück Brot brauchte, aber nur eine goldene Uhr besass. Da gab es jemanden, der ihnen für ihre goldene Uhr ein Stück Brot geben wollte, aber sie wollten sie nicht ihm geben, sondern mir. Das durfte ich wirklich nicht tun (obwohl die Investmentbanker grosse Mühe hatten, meine diesbezüglichen Empfindungen nachzuvollziehen). Meine Beweggründe waren jedoch keineswegs nur selbstloser Natur. Ich betrachtete die Angelegenheit durchaus auch von einem eigennützigen Standpunkt: Wie würden die Manager von Vishay, wie würden meine Angestellten ein solches Verhalten bewerten? Sie hatten doch ein Gewissen, was würden sie also davon halten? Sie würden sagen, ich hätte für ein Stück Brot eine goldene Uhr entgegengenommen. Und das gefiel mir ganz und gar nicht.

Also sprach ich Till Roederstein auf das Thema an, und er schlug vor, dass ich ihm, seinem Bruder und seinen zwei Schwestern vielleicht weitere 5 Millionen Mark in Form von Pensionen zukommen lassen könnte. Als ich mich damit einverstanden erklärte, arrangierte Till ein gemeinsames Abendessen, bei dem ich die Familie über meine Vereinbarung mit Till informierte. «Und wenn diese Übernahme sich wirklich

sehr gut entwickeln sollte», sagte ich, «dann könnten Sie bis zu zehn Millionen Mark zusätzlich bekommen – sofern ich persönlich das beschliesse. Das heisst, ich möchte es nicht vertraglich festlegen, sondern frei entscheiden. Aber zu einem späteren Zeitpunkt. Wenn alle unsere Pläne sich umsetzen lassen und wenn ich Ihre volle Unterstützung erhalte, dann haben Sie mehr verdient. Dann werde ich Ihnen mehr Geld geben.» Sie waren sehr dankbar, und mir selbst war wohler zumute. Nach diesem Abendessen litt ich nicht mehr unter dem Gefühl, die Familie beraubt zu haben\*.

Als die Übernahmeverhandlungen abgeschlossen waren, suchte Gerald Paul mit einem fünfköpfigen Team – bestehend aus Managern für die Bereiche Finanzen, Vertrieb, Personal, Entwicklung und Produktion – Roederstein auf und machte sich an die Umstrukturierung des Unternehmens. Als erstes gab er die Emissäre von Hayek und ITT frei. Danach nahm er sich das Topmanagement vor. «Wir brauchen keinen von denen», teilte er mir mit. «Darf ich alle entlassen?» Den Brüdern Roederstein hatte ich versprochen, dass sie bleiben dürften, doch bis auf diese zwei Ausnahmen verschwand die gesamte Chefetage. (Jörg kündigte sowieso bald darauf. Till Roederstein blieb als Rechtsberater und Mitglied des Verwaltungsrats eine Zeitlang im Unternehmen.)

Die zweite Managementebene war, wie Paul dann feststellen musste, enorm aufgebläht. Hayek hatte das Unternehmen während der vorangegangenen achtzehn Monate in sieben selbständige Einheiten aufgeteilt; jeder Produktbereich war in eine unabhängige Firma verwandelt worden. Da gab es sieben Geschäftsführer, sieben Vertriebsapparate, sieben Buchhaltungen und so weiter. Dahinter stand der Gedanke, dass die Einheiten, ganz auf sich gestellt, besser wirtschaften würden, weil die Angestellten so mehr Anreize hätten, sie wie ein Unternehmen zu führen, das ihnen selbst gehörte. Ich fand diese Idee vollkommen unsinnig, denn die Firmen gehörten den Leuten ja gar nicht, sondern waren Ei-

\* Mit der Zeit wurde allerdings klar, dass zur dauerhaften Gesundung von Roederstein erheblich grössere Mittel erforderlich waren als ursprünglich geplant.

gentum der Roedersteins. Vielleicht war Hayek aber auch davon ausgegangen, dass die Aufteilung in sieben Einzelfirmen es erleichtern würde, das Unternehmen stückweise zu verkaufen.

Was immer der Grund gewesen war: Wir machten uns unverzüglich daran, alles Überflüssige zu entfernen. Roederstein verfügte zwar über ein besonders aufgeblähtes Management, doch wir hatten bei allen von uns übernommenen Firmen geradezu inflationäre Zustände im Managementbereich vorgefunden. Es war in gewisser Weise schockierend, festzustellen, dass wir ganze Managementebenen eliminieren konnten und daraufhin die Produktivität sogar stieg. In diesem Fall begannen wir damit an der Spitze, um uns dann nach unten vorzuarbeiten. Wir legten dies und das zusammen, strukturierten Roederstein mit Hilfe von Draloric um und sparten zig Millionen Mark ein.

Anschliessend nahmen wir die einzelnen Betriebszweige unter die Lupe. Wir entdeckten, dass eine der Werksanlagen für die Herstellung von Aluminiumkondensatoren hoffnungslos veraltet war. Da blieb uns nichts anderes übrig, als sie zu schliessen. Wir informierten die Gewerkschaft, und die Abfindungen mussten wir selbstverständlich zahlen. Aber die Gewerkschaft erklärte sich mit dem Schritt einverstanden. Es gab weder Streiks noch Streikandrohungen. Nachdem wir uns bei Roederstein gerade von zwei Dritteln des Managements getrennt hatten, konnten sie kaum gegen die Schliessung einer Anlage klagen, die nicht mehr gewinnträchtig geführt werden konnte. Infolge dieser Stilllegung kam es zu einem gewissen Umsatzrückgang, doch was übrigblieb, war gesund. Danach begab sich Paul in das portugiesische Werk, wo er die Belegschaft von izoo auf 750 Beschäftigte reduzierte. Die Produktion stieg um 20 Prozent.

Die Massnahmen, die Gerald Paul beim oberen Management von Roederstein ergriff, hätte ich selbst bei Dale durchführen müssen. Wenn ich dort genauso vorgegangen wäre, hätte ich die Firma binnen drei Monaten integrieren können. Ich war jedoch nicht mit der richtigen Einstellung an die Sache herangegangen. Im Nachhinein gewann ich den Eindruck, dass ich im Grunde vom Management bei Dale hatte ge-

liebt werden wollen. Ich hatte mich darum bemüht, sie zu verändern und für mich zu gewinnen. Nur spielt in diesen Dingen Liebe eben keine Rolle. Personen, die überflüssig sind und sich unkooperativ verhalten, muss man sich schlicht entledigen; die übrigen werden einen sowieso lieben, weil man sie im Unternehmen weiterbeschäftigt und weil man ihre Arbeitsbedingungen und ihre Lebensumstände verbessert. Meine ursprüngliche Einstellung war schlichtweg zu romantisch gewesen. Mit der Zeit hatte ich dann meine Fehler erkannt. Gerald Pauls radikale Umstrukturierung bei Roederstein entsprach den Prinzipien, die ich auf die harte Tour hatte lernen müssen.

Die Übernahme von Roederstein verlief im Wesentlichen problemlos. Diese Firma, die so kurz vor ihrer Auflösung gestanden hatte, wurde innerhalb von neun Monaten zu einem effizienten, profitablen Unternehmen. Wir hatten mittlerweile genügend Erfahrung mit Akquisitionen, um fast alle Fehler zu vermeiden. Wir wussten nicht nur, was wir zu tun hatten, sondern auch, was wir auf jeden Fall unterlassen mussten. Laut Kaufvertrag hatten wir mit der Entscheidung, ob wir unsere Option geltend machen und das Unternehmen formell erwerben wollten, zwei Jahre Zeit. Wir waren jedoch bereits nach neun Monaten dazu bereit. Am 1. Januar 1993 inkorporierten wir Roederstein bei Vishay.

Wenige Monate danach erhielt ich einen Anruf von Dennis Horowitz, dem Chef des Kondensatoren-Zweigs von Philips. Zur Zeit unserer letzten Unterredung hatte er mit einem japanischen Unternehmen Verkaufsverhandlungen geführt. Er sei inzwischen mit ihnen handels-einig, teilte er mir mit. Ob ich zufällig noch selbst Interesse hätte?

In der Woche darauf flog ich zu einer genauen Prüfung der Philips-Tochter nach Florida und beschloss, sie zu kaufen. Die Firma war durch die Verluste, die sie nach ihrer Streichung von der Zuliefererliste der Rüstungsindustrie erlitten hatte, enorm geschrumpft, wegen der potentiellen Synergie-Möglichkeiten aber eine verlockende Akquisition. So wurde auch dieser Philips-Zweig Vishay einverleibt.

Angesichts all dieser Übernahmen schien mir der Moment gekommen, mir ein Unternehmen genauer anzusehen, das ich seit Jahren von

fern beobachtete. Auf einer Industriemesse im Jahr 1975 hatten wir uns neben dem Stand einer Firma namens Vitramon befunden. Bei einem Gespräch mit dem Geschäftsführer erfuhr ich, dass Vitramon einen mehrschichtigen Keramik Kondensator herstellte, der die Produkte der Konkurrenz bei Weitem übertraf. Ich studierte die technischen Daten – und war beeindruckt. Und obwohl ich an Kondensatoren nicht besonders interessiert war, machte ich es mir zur Gewohnheit, mich von Zeit zu Zeit nach dem Ergehen von Vitramon zu erkundigen.

Als wir darüber nachzudenken begannen, die Produktpalette von Vishay über Widerstände hinaus zu erweitern, kam uns als mögliche Akquisition daher sofort Vitramon in den Sinn. Vielschicht-Keramik Kondensatoren wären genau die richtige Ergänzung für Vishay. Zudem genoss das Unternehmen einen ausgezeichneten Ruf. Als ich Carroll Novicki bat, entsprechende Erkundigungen einzuholen, kehrte er mit der Nachricht zurück, Vitramon sei soeben verkauft worden – an Thomas & Betts, einen führenden Hersteller elektrischer Erzeugnisse für die Bauindustrie.

Durch die Akquisition von Sprague und Roederstein waren wir mittlerweile selbst zu einer bedeutsamen Kraft auf dem Kondensator-Sektor geworden. Wir verfügten aber nicht über die Technologie der Vielschichtkeramik. Das war die einzige eklatante Lücke in unserem Produktionsprogramm und obendrein das grösste und am schnellsten wachsende Segment des Marktes für Keramik Kondensatoren. Ich warf erneut einen begierigen Blick auf Vitramon. Je eingehender unsere Untersuchungen, desto überzeugter war ich von den Vorteilen, die Vishay sich mit Vitramon sichern könnte. Ich wollte die Firma kaufen.

Andererseits hatte Thomas & Betts keinerlei Signal ausgesandt, dass das Unternehmen an einen Verkauf von Vitramon dachte. Ich kannte den Vorstandsvorsitzenden von Thomas & Betts nicht persönlich, glaubte aber, ihn in einem Gespräch davon überzeugen zu können, dass Vitramon nicht zu seinem Unternehmen, sondern zu uns passte und dass ein Eigentümerwechsel für beide Parteien von Vorteil wäre. In dieser

Überzeugung wurde ich durch die Tatsache bestärkt, dass Thomas & Betts seit der Akquisition von Vitramon im Bereich Elektronikteile keine weiteren Übernahmen getätigt, im Bereich ihres Kerngeschäfts aber ein anderes Unternehmen aufgekauft hatte und auf dem Gebiet elektrischer Geräte für das Baugewerbe erheblich gewachsen war.

Ich deutete diese Tatsache als Indiz dafür, dass man bei Thomas & Betts zur Zeit der Übernahme von Vitramon eine Expansion in den Produktionsbereich Elektronikteile ins Auge gefasst, diese Strategie mittlerweile jedoch aufgegeben hatte und sich wieder auf das ursprüngliche Gebiet konzentrierte. Ich vermutete, dass Thomas & Betts für Investitionen im Bereich der eigenen Branche zusätzliches Kapital gebrauchen konnte und Vitramon als eine Firma ansah, die zwar Gewinn machte, jedoch nicht zu ihrem Hauptinteressengebiet gehörte. Wenn das aber der Fall war – und ich wäre bereit gewesen, darauf zu wetten –, so stellte sich die Frage: Warum sollte Thomas & Betts Vitramon dann behalten? Würde ein Verkauf an Vishay dem Unternehmen denn nicht grösseren Nutzen bringen? Ich würde eine Firma erwerben, die ich brauchte, und sie würden Kapital bekommen, das sie für Dinge einsetzen konnten, an denen sie Interesse hatten..

Mir war im Übrigen bekannt, dass Vitramon sehr bald eine recht beträchtliche Investition würde tätigen müssen. Seine Kondensatoren waren so gefragt, dass in den Vitramon-Werken an sieben Tagen pro Woche in drei Schichten gearbeitet wurde. Die Firma brauchte unbedingt zusätzliche Produktionskapazitäten, und deren Bau erforderte einen Kapitaleinsatz in Höhe von nahezu \$ 100 Millionen. Kevin Dunnigan, Aufsichtsratsvorsitzender und Generaldirektor von Thomas & Betts, galt als erstklassiger Geschäftsmann. Ich nahm nicht an, dass er die Absicht hatte, eine solch hohe Investition in einem für ihn letztlich irrelevanten Geschäftsbereich vorzunehmen. Dagegen wäre ich sehr wohl bereit gewesen, alles Nötige zu tun, um Vitramon zu unterstützen. Mir war sogar schon klar, wie ich dabei vorgehen würde.

Mark Hassenberg, der als Analyst bei der Wall-Street-Firma Donaldson Lufkin & Jenrette (DLJ) nicht nur für Vishay, sondern auch für

Thomas & Betts zuständig war, kannte Kevin Dunnigan persönlich. Als ich ihn darauf ansprach, dass es für ein Gespräch zwischen ihm, Dunnigan und mir an der Zeit sein könnte, stimmte er mir sofort zu. «Das ist absolut richtig», sagte er. «Eine wirklich vernünftige Idee.»

Eine Woche später traf ich bei DLJ mit Dunnigan zusammen. Er brachte einen Berg von Unterlagen und Bilanzen mit in den Besprechungsraum und erklärte, wenn er Vitramon verkaufen sollte, würde er \$ 225 Millionen verlangen.

Dunnigan war ein überaus klardenkender Mann, der nicht um den heißen Brei herumredete. Die von ihm genannte Summe überraschte mich allerdings doch. «Das kann ich einfach nicht glauben», sagte ich. «Der Umsatz beläuft sich nur auf \$ 120 Millionen. Und Sie verlangen von uns beinahe zwei Dollar pro Umsatzdollar? Ohne Rücksicht auf die Gewinnlage?»

Doch er hatte seine Hausaufgaben gemacht und wies nach, dass Vitramon stetig wuchs und wie er auf die gewünschte Summe gekommen war. Er verlangte den hohen Kaufpreis hauptsächlich deswegen, weil ein niedrigerer Preis die Rendite der Thomas & Betts-Aktie geschwächt hätte. «Ich werde nichts nachlassen», sagte Dunnigan. Und er blieb bei \$ 225 Millionen.

Als wir die Berechnungen auf einer leicht veränderten Basis gemeinsam anstellten, konnte ich ihm aber schliesslich vorführen, dass \$ 200 Millionen ein angemessenerer Preis wären. Das sei schon möglich, meinte er, und an diesem Punkt beschlossen wir nach Hause zu gehen und einzeln weiter darüber nachzudenken. Und das bedeutete: Jetzt konnte das Katzund-Maus-Spiel richtig losgehen.

Als ich bei unserer zweiten Zusammenkunft einen Kaufpreis von \$ 165 Millionen vorschlug, glaubte ich im ersten Moment, er würde mich aus seinem Büro hinauswerfen. Mein Angebot war aber nicht aus der Luft gegriffen. Bei der ersten Unterredung hatten wir sehr viel Zeit damit verbracht, uns gegenseitig Kalkulationen zu präsentieren. «Schauen Sie», sagte ich nun. «Als Sie Ihre Berechnungen vorlegten, haben Sie nicht berücksichtigt, dass Ihre Aktiva bereits völlig abgeschrieben sind.»



Wenn wir Vitramon kaufen, müssen wir die Aktiva aber neu bewerten. Das rückt den Wert der Firma in ein anderes Licht, und in diesem Licht kann der richtige Preis für Vitramon nur \$ 165 Millionen betragen.»

«Nein», sagte er. «Ausgeschlossen. Adieu.»

Es blieb allerdings nicht bei diesem Adieu. Tatsache war nämlich, dass es sich hier für uns beide um ein viel zu gutes Geschäft handelte, als dass wir uns davon einfach verabschieden konnten. Nachdem wir noch weitere Unterlagen und Vorschläge ausgetauscht hatten, lud ich ihn schliesslich zu mir ins Büro ein. Dort erklärte ich ihm dann: «Also, Sie wollen \$ 200 Millionen haben. Ich will \$ 165 Millionen zahlen. Korrekt?»

«Korrekt.»

«Sie wollen die Firma verkaufen, aber nicht unter Preis. Ich will die Firma kaufen, aber nicht zuviel zahlen. Lassen Sie uns doch vernünftig sein. Einigen wir uns auf die Hälfte der Differenz. Einigen wir uns auf \$ 185 Millionen.» Darauf schauten wir uns an, tauschten einen Händedruck, und ich öffnete die Flasche Champagner, die ich eigens für diese Gelegenheit besorgt hatte. Wir waren uns einig geworden.

Nur dass die Schwierigkeiten damit erst anfangen. Das Problem bestand darin, dass wir lediglich ein Angebot auf das Betriebsvermögen von Vitramon gemacht hatten. Dunnigan aber bestand darauf, dass wir auch die Lagerbestände übernahmen – womit die Verantwortung für alle eventuell verborgenen Verbindlichkeiten auf uns übergegangen wäre. So kam es über der Frage, wer zu welchem Preis und wofür die Verantwortung übernehmen sollte, zu einem Dauerkrieg zwischen den beiden Anwaltsteams. Nach drei Monaten fruchtloser Verhandlungen beschlossen Dunnigan und ich, uns in New York zusammzusetzen und zu versuchen, die Probleme selbst zu lösen. Zu meiner grossen Enttäuschung gelang es mir jedoch nicht, die Anwälte von unserer Zusammenkunft fernzuhalten.

Der Raum füllte sich im Handumdrehen mit Zigarettenqualm, und die Anwälte legten los. Jetzt, in Anwesenheit ihrer Mandanten, zogen sie eine noch grössere Show ab, um einander zu übertrumpfen. An einem Punkt brach eine endlose, hitzige Debatte über eine \$ 50'000-Frage los. Nach einer Weile unterbrach ich und erklärte: «Hören Sie.

Sie können die 50'000 Dollar meinetwegen behalten. Und nun lassen Sie uns weitermachen.»

«Nein», sagte der Anwalt von Thomas & Betts. «Ich möchte Ihnen beweisen, dass wir in diesem Punkt recht haben. Dass die fünfzigtausend Dollar tatsächlich uns gehören.»

«Schluss jetzt», sagte ich. «Nehmen Sie das Geld. Wir verschwenden viel zuviel Zeit. Ich bin einverstanden. Sie haben mich überzeugt.»

«Nein», sagte der Anwalt. «Erlauben Sie, dass ich Ihnen nachweise, warum wir im Recht sind.»

Mein Anwalt wollte das Wort ergreifen, doch ich unterbrach ihn: «Seien Sie still, Sie habe ich zumindest in der Hand. Ich rede selbst mit den Anwälten der Gegenseite.»

Am Ende konnte ich den Thomas & Betts-Anwalt überreden, die fünfzigtausend Dollar zu akzeptieren. Aber dann traten weitere lästige Hindernisse auf. Schliesslich gingen Kevin Dunnigan und ich irritiert zusammen auf den Flur und fanden innerhalb von wenigen Minuten eine Antwort auf alle offenen Fragen. Nach unserer Rückkehr teilte Dunnigan seinen Anwälten mit, wir hätten eine Entscheidung gefällt. Sie wandten empört ein, aus dieser Situation lasse sich noch viel mehr herausholen. Am Ende blieb ihnen nichts anderes übrig, als unsere Entscheidung zu akzeptieren.

Mit einer insgesamt so komplexen Angelegenheit wie der Übernahme von Vitramon hatte ich bislang selten zu tun gehabt. Da wir die Verhandlungen geheimhalten mussten (um die Aufmerksamkeit der Medien nicht zu erregen und daraus resultierende Offerten anderer Interessenten zu vermeiden), waren die fälligen Prüfungen im Verborgenen durchzuführen, d.h. wir durften bei der Durchleuchtung der Vitramon-Werksanlagen in vier verschiedenen Ländern nicht erkannt werden. Gleichzeitig verfügten wir nicht über die \$ 184 Millionen, die das Unternehmen uns kosten würde (der Kaufpreis von \$ 185 Millionen war im Laufe der Verhandlungen um eine Million Dollar gesenkt worden), so dass wir ein aus zwölf Banken bestehendes Konsortium dazu bewegen mussten, unsere alten Schulden unter Einbeziehung der neuen

umzustrukturieren. Zu unserem finanziellen Gesamtvorhaben gehörte auch der Plan, mit einer Emission von Aktien im Wert von \$ 100 Millionen an die Börse zu gehen.

All diese Dinge mussten jedoch rasch und gleichzeitig vonstatten gehen. Wir setzten uns einen Tag im Juli des Jahres 1994 als festen Termin, an dem wir unser gesamtes Programm abschliessen wollten – die Verhandlungen mit Thomas & Betts, die Sorgfaltskontrollen, die Kreditumschuldung sowie die Aktienaussage. Wir waren uns darüber im Klaren, dass mit einer Verzögerung der ganze Deal gefährdet würde. Gegen Mitte Juli beginnt in Europa (wo sich drei Vitramon-Werke befanden) die Ferienzeit, und dann lässt sich dort gar nichts mehr über die Bühne bringen. Ausserdem ist das Verhalten der Börse im Anschluss an die Ferienzeit unvorhersehbar. Der rechte Moment für eine Aktienaussage war also vor Ferienbeginn.

Wir klärten alle Fragen in denkbar kürzester Zeit. Ein übereiltes Vorgehen barg zwar Risiken, doch die waren aufgrund unserer Erfahrung mit dem Gebiet mittlerweile vertraut, und wir wussten, wie wir uns zu verhalten hatten. Nicht unterschätzen durfte man allerdings die Risiken, die mit der Vorbereitung des öffentlichen Zeichnungsangebots verbunden waren.

Wenn ein Unternehmen mit einer Aktienaussage an die Börse geht, erhält es dafür in Amerika in der Regel grünes Licht von der Börsenaufsichtsbehörde SEC (Security and Exchange Commission), bevor es bei Investoren und bei den Managern von Investmentfonds für diese Aktien die Werbetrommel zu rühren beginnt. Im Prinzip könnte man damit vor Erteilung der Genehmigung durch die SEC anfangen, nur tut das de facto niemand, weil die Möglichkeit besteht, dass die SEC Detailänderungen verlangt.

Diese übliche Vorsicht hatten wir bei all unseren früheren Aktienaussagen walten lassen. Nur fehlte uns dazu diesmal die Zeit, ausserdem hatte die SEC bei unseren vorhergehenden Emissionen nie auf einer Modifizierung der Konditionen bestanden. Daher fassten wir den Beschluss, sofort mit der Werbetour anzufangen. Sollte unerwarteterweise das grosse Unglück geschehen, dass wir aufgrund des Einspruchs

der SEC einige Details unseres Aktienangebots modifizieren müssten, so würden wir die Änderungen eben mittendrin vornehmen.

An diesem Punkt liess das Glück uns im Stich. Aus Gründen, die mit unserer Aktienemission nicht das mindeste zu tun hatten, nahm die SEC eine Überprüfung der ioK-Papiere von Vishay vor – eine rein zufällige Routineuntersuchung ohne jede Bedeutung, ausser dass sie eben Zeit kostete. Solange die SEC unsere 10K-Aktien prüfte, würde sie keine neue Emission genehmigen.

Die Prüferin hatte keine Eile, und die Überprüfung zog sich in die Länge. Dann machte die Prüferin Urlaub. Wir flehten sie an, die Sache zu beschleunigen. Jede Stunde zählte; wenn das festgelegte Datum für die Aktienemission verstrich, wären wir erledigt. Eine Verschiebung des Termins war unmöglich. Wird eine Emission verschoben, so geht man an der Wall Street davon aus, dass etwas schiefgelaufen ist, und der Aktienwert stürzt ab. Die Katastrophe lauert hinter den Kulissen.

Der Einzelpreis für neue Aktiengaben wird um 16 Uhr festgesetzt, unmittelbar nach Börsenschluss. Am Tag der Emission beendete ich um zehn Uhr morgens (Ost-Zeit) in Los Angeles eine Präsentation der neuen Aktie vor einer Gruppe von Vermögensverwaltern und stieg anschliessend in eine Maschine nach Philadelphia. Wir hatten die Genehmigung der SEC noch immer nicht erhalten. Im Flugzeug waren Telefone installiert, die aber, wie ich rasch feststellte, noch nicht funktionierten. Um 15.45 Uhr landeten wir in Philadelphia. Ich hielt verzweifelt nach einem freien Münzfernsprecher Ausschau, doch sie waren alle besetzt. Als ich in meinen Wagen stieg, standen mir die paar verbliebenen Haare zu Berge. Es war genau 16 Uhr. Mein Fahrer hatte eine Mitteilung für mich. Vor einer Stunde hatte die SEC uns ihren Segen gegeben. Ich rief per Autotelefon Ace Greenberg von Bear & Stearns an, und wir legten den Preis für die Emission fest. Auf der Heimfahrt streckte ich dann die Beine aus, lehnte mich im Fond zurück und dachte entspannt an die \$-150-Millionen-Fabrik, die wir in Migdal Ha'Emeg in Israel pflanzen, sowie an die baldige Erweiterung der Vitramon-Werksanlagen in Virginia. Es würde nicht lange dauern, bis Vi-

tramon über die Kapazitäten verfügte, die notwendig waren, um Märkte zu erobern, von denen das Unternehmen bislang nur träumen konnte.

Durch die Akquisition von Dale, Draloric und Sfernice war Vishays Umsatz von \$ 50 Millionen auf \$ 450 Millionen gestiegen, und wir waren auf dem Weltmarkt für passive Elektronikteile zu einem führenden Unternehmen geworden. Diese turbulente Phase lag einige Jahre hinter uns. Nun blickte ich auf eine zweite Wachstumsperiode zurück. Mit Sprague, Roederstein, Philips und nunmehr Vitramon an Bord machten wir plötzlich eine Milliarde Dollar Umsatz pro Jahr. Wir besaßen Werke in den Vereinigten Staaten, Israel, Deutschland, Frankreich, England, Mexiko, Marokko, Portugal, Brasilien, in der Tschechoslowakei und in Japan. Für Vishay waren in der einen oder anderen Form insgesamt mehr als 16'000 Menschen tätig. Der Wert unserer Aktie war substantiell gestiegen, und wir waren in der Lage, Obligationen in Aktien umzuwandeln und unsere Schulden zu refinanzieren. Aus dieser Runde von Firmenübernahmen gingen wir definitiv als grösster Hersteller passiver Elektronikteile ausserhalb Japans hervor – möglicherweise sogar einschliesslich Japans.

Auf der Rangliste der 500 grössten amerikanischen Industrieunternehmen, die jährlich von der Zeitschrift «Fortune» veröffentlicht wird, hatte ich Vishay erstmals 1993 entdeckt. Wir gelangten aufgrund unserer Kapitalrendite für Investoren auf Platz 15. Als ich auf der Rangliste der Elektronikindustrie nachschaute, die solche Giganten wie General Electric, Intel und Motorola einschloss, standen wir dort in der Bewertung nach dem Gesamtgewinn für Investoren auf Platz eins – sowohl für das laufende Jahr als auch für das gesamte Jahrzehnt. Es war eine wundervolle Überraschung, schwarz auf weiss zu sehen, welche Früchte unsere Bemühungen getragen hatten. Dass wir im Kreis der Giganten so gut abgeschnitten hatten, erfüllte mich mit Stolz. Gar nicht schlecht, dachte ich, für ein Unternehmen, das den Namen eines untergegangenen jüdischen Schtetls trug.

## 25

### *Kaddisch*

Ich war mir bewusst, dass ich einen grossen Teil dieser beeindruckenden Entwicklung der Tüchtigkeit der Menschen verdankte, die ich bei Vishay um mich geschart hatte – Avi, Don Alfson, Gerald Paul, Moshe Shamir, Abe Inbar, Gad Negbi, Jim Starr, Philip Gazeau, Yannick Le-Vacon, Dick Grubb, Bob Freece, Bill Spires, Carl Fritz, Glynn Smith, Hank Landau und andere mehr. Nicht zuletzt ihren Fähigkeiten war es zuzuschreiben, dass die Übernahmen so erfolgreich verliefen und zu einem Unternehmenswachstum dieses Ausmasses führten. Aber die Kraft, derer es zunächst einmal bedurfte, damit ich all diese Herausforderungen annehmen konnte, verlieh mir Ruta. Ihre Liebe hatte es mir im Laufe der Jahre ermöglicht, meine Vergangenheit ins Auge zu fassen, mich ihr zu stellen und sie sogar einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Der bohrende Schmerz war dadurch nicht geringer geworden, doch ich stand jetzt nicht mehr unter dem panischen Zwang, immer neue Schutzmechanismen aufzubauen, um ihn zu unterdrücken. Der Schmerz war keine Gefahr mehr, die mir jederzeit aus den Tiefen meiner Seele auflauern konnte.

Damit änderte sich auch die Perspektive, aus der ich Vishay betrachtete. Nicht, dass ich in geschäftlichen Dingen fortan weniger vorsichtig gewesen wäre als zuvor, doch ich wurde zupackender, hielt eifriger nach neuen Chancen Ausschau und ergriff sie, wenn sie sich mir boten. Und die Veränderungen, die in meinem Privatleben vorstatten gingen, waren – zumindest für mich selbst – ebenfalls offensichtlich. Ich machte eine Reihe von Erfahrungen und erlebte Dinge, die ich mir ohne Ruta an meiner Seite nie hätte träumen lassen.

Der Holocaust-Gedenktag Jom Haschoa wird in Israel eine Woche vor dem Unabhängigkeitstag begangen. Da heulen im ganzen Land um

zwölf Uhr mittags die Sirenen. Alle Arbeit ruht. Autofahrer halten an und steigen aus ihren Fahrzeugen aus. In Firmen, Geschäften, Schulen und Privatwohnungen halten die Menschen mitten in ihrem Tun inne, um sich für eine Schweigeminute zu erheben.

In Yad Vashem, dem Holocaust-Mahnmal auf den Hügeln ausserhalb Jerusalems, findet eine Feierstunde statt, an der Überlebende des Holocaust mit Kindern und Kindeskindern sowie viele andere Israelis teilnehmen, um der Vernichtung der Juden zu gedenken. Ich hatte nie auch nur in Erwägung gezogen, Yad Vashem zu besichtigen; schon der Gedanke daran brachte mich völlig aus der Fassung. Zwei Jahre nach unserer Hochzeit beschlossen Ruta und ich dann jedoch, gemeinsam mit unserer Tochter Gisele am Holocaust-Gedenktag teilzunehmen. Gisele studierte damals an der Universität von Tel Aviv Medizin.

Ich sah diesem Besuch mit banger Erwartung entgegen. Wir parkten den Wagen und schritten durch den Hain, der das steinerne Gebäude umgibt. Doch als wir uns dem Eingang näherten, spürte ich, wie sich mir die Brust vor Angst zusammenschnürte. Ich hatte wieder das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Ich brachte es nicht über mich, die Tür zu öffnen und mich hineinzubegeben, zu den Namen, die, wie ich wusste, in den Boden eingraviert waren, und zu den Kerzen, die für die Toten brannten. Ich spürte, wie Ruta von einer Seite den Arm um mich legte, und Gisele von der anderen. Wir machten kehrt und gingen langsam zum Parkplatz zurück.

Ich wusste, dass Yad Vashem es sich auch zur Aufgabe gemacht hatte, Nicht-Juden, die Juden das Leben gerettet hatten – «aufrechte Menschen» – zu ehren. Seit Jahren schon hatte ich die Puchalskis für diese Auszeichnung vorschlagen wollen, doch ich fand die Vorstellung unerträglich, den Raum zu betreten oder gar an einer Feier dort teilzunehmen. Und deshalb schob ich den Gedanken, der mir innerlich keine Ruhe liess, doch immer wieder von mir.

Dann sprach Ruta mich wiederholt darauf an und begann, mich zu drängen. Janova war vor fünfzehn, Jan vor zwanzig Jahren gestorben. Sie hatten für ihr Verhalten nie Anerkennung erhalten. Von Polen so-

wieso nicht, aber eben auch nicht vom jüdischen Volk. Ich wusste, dass die Familie sich darüber freuen würde, Krystyna, Irena und Sabina hatten damals schliesslich alles miterlebt. Während jener siebzehn Monate, als Sender, das Ehepaar Bass und ich bei ihnen unter den Dielenbrettern versteckt waren, hatten auch sie jede Minute in Lebensgefahr geschwebt. Ebenso Wlodek und Wanda, die beiden jüngeren Kinder, obwohl es ihnen damals nicht bewusst war. In der Familie Puchalski war die Erinnerung an diese Zeit lebendig geblieben; das Geschehen war allen Kindern und Enkelkindern vertraut, und sie achteten Jan und Janova wegen ihrer Barmherzigkeit und ihres Mutes. Ich hatte den dringenden Wunsch, sie geehrt zu sehen.

Bevor Yad Vashem jemanden auszeichnet, der Juden das Leben gerettet hat, findet eine gründliche Untersuchung statt. Rechercheure stellen ein Dossier zusammen, sammeln Beweismaterial und suchen dann nach Zeugen, die die Angaben bestätigen. Es dauerte ein Jahr, bis die Arbeiten abgeschlossen waren und die Puchalskis im Frühjahr 1987 zur Ehrung nach Yad Vashem eingeladen wurden.

Alle Kinder Janovas reisten zu den Feierlichkeiten nach Israel, mit Ausnahme der Zweitältesten, Sabina. Ihr Sohn Zdzislaw war einige Jahre zuvor in die Vereinigten Staaten gegangen – ein energischer junger Mann, der mit der kommunistischen Regierung in Konflikt geraten und geflohen war. Er hatte zunächst in Atlanta gelebt, wo er an der Universität von Georgia als Elektrotechniker arbeitete, später hatte ich ihm eine Stelle bei Vishay in Philadelphia angeboten. Sabina hatte ihn und uns im vorigen Jahr besucht und dabei ihr Visum überschritten. Jetzt lehnte die polnische Regierung ihren Antrag ab, zu einem Besuch nach Israel reisen zu dürfen. Ich zog alle nur erdenklichen Register. Umsonst. Es war eine Strafaktion. Sie durfte Polen nicht verlassen.

An Sabinas Stelle kam deshalb Zdzislaw nach Israel. Gemeinsam mit Krystyna, Irena, Wanda und Wlodek, Ruta und mir reiste er durch das Land. Am 15. Juni 1987 trafen wir in Yad Vashem ein. Vor dem Mahnmalgebäude befindet sich ein kleiner Wald, in dem jeder Baum



an einen «aufrechten Menschen» erinnert, der einem Juden das Leben gerettet hat. Dort war nun ein Baum zu Ehren der Familie Puchalski gepflanzt worden. Wir standen in der warmen Junisonne und gaben ihm einer nach dem anderen Wasser.

Im Inneren des Gebäudes war es kühl. Serge und Beate Klarsfeld waren zu diesem Anlass aus Frankreich angereist. Wir hörten der Einführung zu, die Richter Beisky vom Obersten Gericht Israels auf Polnisch hielt. Beisky war selbst ein Überlebender des Holocaust. Er hatte seine Rettung Schindler zu verdanken. Es sei seit Kriegsende das erste Mal, sagte er, dass er eine Ansprache auf Polnisch halte. Danach sprach Mordechaj Paldiel von Yad Vashem auf englisch und ich auf hebräisch. Es seien Menschen wie die Puchalskis gewesen, erklärte ich, die Polens Seele gerettet hätten. Es war die Wahrheit: Auf den Tafeln an den Bäumen draussen standen vorwiegend polnische Namen. In Polen waren die meisten europäischen Juden gestorben, und manch ein Pole, manch eine Polin hatte sich über den allgemein herrschenden Hass und die Angst erhoben und alles – das eigene Leben und das der Angehörigen – aufs Spiel gesetzt, um das Leben Unschuldiger zu retten.

Nachdem ich geendet hatte, trat Wanda, Janovas jüngstes Kind, spontan nach vorn. Sie hatte keine Rede vorbereitet, sich keinerlei Notizen gemacht, aber sie sprach grossartig – ihre Worte kamen unmittelbar aus dem Herzen. Sie sprach über die Juden, über Israel, sagte, Israel müsse stark sein, und erklärte, wie wohl sie sich hier fühle. Wir seien, sagte sie, wie eine Familie. Als sie endete, waren alle Anwesenden zu Tränen gerührt.

Anschliessend begaben wir uns zu einer kurzen religiösen Feier in die Kapelle. In der Mitte des Fussbodens brannte ein ewiges Licht, um das herum die Namen Auschwitz, Buchenwald, Treblinka, Sobibor und aller anderen KZs in den dunklen Stein gemeisselt waren. Ein Kantor führte einen kleinen Chor im Gebet für die Toten an. Ich beobachtete, wie ZdzisTaw sich dem Rabbi näherte, kurz mit ihm sprach, zu seinen Onkeln und Tanten zurückkehrte und ein paar Worte mit ihnen wechselte. Dann knieten alle nieder, falteten die Hände und begannen auf polnisch zu beten. Wegen des hebräischen Betgesangs im Hintergrund

konnte ich ihre Worte kaum hören: «*Ojczy nasz któryś jest w niebie ...*»  
– «Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name...»

Hinterher hatte ich Schwierigkeiten zu sprechen. So etwas war in Yad Vashem, wie Paldiel bemerkte, noch nie vorgekommen. Was für aussergewöhnliche Menschen, dachte ich: Knien sich in einem jüdischen Heiligtum hin, die Männer mit Jarmulken auf dem Kopf, und sprechen auf polnisch ein katholisches Gebet. Ein Ausdruck von Charakterstärke, wie sie schon Janova besessen hatte.

An jenem Tag war dort auch ein Pole, der nicht mit den Puchalskis betete. Die kommunistische Regierung Polens hatte Israel 1987 offiziell noch nicht anerkannt. Es gab in Israel also keine polnische Botschaft, wohl aber eine kleine Delegation von Diplomaten. Als der Konsul von der Feier in Yad Vashem hörte, schickte er einen Beobachter, und dieser Mann lud uns nach der Feier ins polnische Konsulat in Tel Aviv ein.

Wir nahmen die Einladung an, allerdings bat ich Zdzislaw, nicht mit hineinzukommen. Da ich um seinen Zorn auf die Kommunisten im allgemeinen (und seine Wut darüber, wie sie seine Mutter behandelten) wusste, hielt ich es für gut möglich, dass er dort jemanden körperlich angriff und verhaftet wurde. Deshalb wartete Zdzislaw also draussen.

Und das war gut, denn der Konsul versuchte, uns mit Propaganda abzuspeisen. Beim Kaffee liess er sich über die Bruderschaft zwischen dem polnischen und dem jüdischen Volk aus. Es war schamlos, und das liess ich ihn auch ohne Umschweife wissen. Ich war genauso wütend wie Zdzislaw. «Wenn Sie jemanden einladen», sagte ich, «sollten Sie ihn nicht mit dieser Art von Propaganda behelligen. Warum tischen Sie mir solche Unwahrheiten auf? Wer zwingt Sie dazu? Was soll das für eine Bruderschaft zwischen Polen und Juden gewesen sein?» Ich verlor die Beherrschung. «Es gab keine Bruderschaft! Doch Ihre Ehre, Ihre Seele wurde von Menschen wie diesen gerettet. An den Bäumen dort draussen in Yad Vashem stehen lauter polnische Namen. Sie haben Ihre Ehre gerettet, indem sie ihr eigenes Leben riskierten, um Mitmenschen, um Juden zu retten. Aber das polnische Volk allgemein? Die grosse

Mehrheit hat nichts dergleichen getan! Und die polnische Regierung achtet und ehrt diese Menschen nicht einmal. Jahrelang mussten sie verheimlichen, dass sie Juden das Leben gerettet hatten. Damit es niemand erfuhr, sich niemand an ihnen rächte!»

Damit kam das Gespräch zu einem abrupten Ende. Wir verliessen das Konsulat wenige Minuten später – es war der gefühlsgeladene Abschluss eines Tages, der für uns alle voller Emotionen gewesen war.

Im darauffolgenden Jahr sahen wir die Puchalskis unter ähnlich ergreifenden Umständen wieder. 1988 wurde der 45. Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto begangen. Ruta und ich beschlossen hinzufahren und bei dieser Gelegenheit auch Auschwitz und Treblinka zu besuchen, obwohl der Gedanke daran mich immer mit grösstem Schrecken erfüllt hatte. Doch ich glaubte, es mir schuldig zu sein, und ich fühlte mich diesem Besuch zum ersten Mal im Leben gewachsen.

Mein Sohn Marc begleitete uns. Wie Gisele hatte auch er sich inzwischen für ein Leben in Israel entschieden. 1984 hatte er sein Studium an der Drexel University in Philadelphia abgeschlossen, war seither bei Vishay tätig und zunächst nur für die Dauer eines Jahres nach Israel gegangen. Ich hatte mit meinen Kindern noch immer kaum über meine Vergangenheit gesprochen, obwohl sie ihnen in groben Zügen vertraut war. Wenngleich Gisele, Ariele und Marc mittlerweile erwachsen waren, bestanden doch nach wie vor die alten Hemmungen, die mich vom Erzählen abhielten und sie vom Fragen. Das Schweigen, das früher zu diesem Thema herrschte, hatte sich in eine gegenseitige Scheu und Zurückhaltung verwandelt. Marc und ich mieden das Gespräch über diese Dinge sorgsam, als befürchteten wir beide, ungebeten in die Gefühlswelt des anderen einzudringen. Doch während unserer gemeinsamen Reise in die Vergangenheit hatten wir fast den Eindruck, als wären Worte überflüssig.

Wir reisten zusammen mit einer grossen Gruppe von Menschen, die anlässlich der Gedenkfeierlichkeiten zum Jahrestag des Aufstandes nach Polen gekommen waren, mit dem Zug nach Auschwitz. Wir sahen unzählige junge Leute, die israelische Flaggen mitgebracht hatten und

von den Rangiergleisen am Bahnhof zu den Gaskammern marschieren wollten. Und so schritten wir mit einem Meer blauweisser Davidsterne über unseren Köpfen durch das Eingangstor, auf dem «Arbeit macht frei» stand. Eine Tafel gleich hinter dem Tor verkündete lakonisch: «An dieser Stätte wurden zwischen 1940 und 1945 vier Millionen Männer, Frauen und Kinder getötet.» Dieser Satz wurde in Dutzenden von Sprachen einschliesslich Hebräisch wiederholt – doch er enthielt nicht ein einziges Wort über die Juden. Mir war, als hätte mir jemand einen Tritt in den Magen versetzt. An dieser Stätte hatten die Deutschen uns umgebracht, und an dieser Stätte versuchten die Kommunisten jetzt mit aller Kraft, die Erinnerung an uns auszulöschen. Als wir in das Gebäude hineingingen und eine der Gaskammern betraten, konnte ich gerade noch erkennen, dass sich dort viele betende junge Menschen versammelt hatten, dann traten mir Tränen in die Augen, und alles um mich her fing an, sich zu drehen.

Noch am selben Tag reisten wir weiter nach Gdansk (dem früheren Danzig), um die Puchalskis zu besuchen. Sabina, Krystyna und Władek wohnten dort mit ihren Familien. Sabina, in deren Wohnung wir uns alle trafen, lebte in äusserst bescheidenen Verhältnissen; wir drängten uns in den kleinen Zimmern, wo ein wunderbares Abendessen auf uns wartete. Wir küssten uns, nahmen einander in die Arme und sprachen den ganzen Abend über unsere Erinnerungen. Ich fühlte mich ihnen enger verbunden als Geschwistern.

Am folgenden Tag fuhren wir gemeinsam nach Warschau zur Gedenkfeier für den Aufstand im Ghetto; dort stiess der Rest der Familie zu uns: Irena mit ihrem Mann und ihrer Tochter sowie Wanda, die aus Deutschland angereist war, wo sie lebte. Nun waren alle fünf Kinder Janovas mit Ruta, Marc und mir vereint. Nach der Gedenkfeier begaben wir uns zum Sejm, dem polnischen Parlament. In Polen fanden damals gerade radikale Veränderungen statt, die mit dem Befreiungskampf der Solidarnosc angefangen hatten. Infolge der Schwächung des kommunistischen Regimes war es zu dem Beschluss des Sejm gekommen, die polnischen Helden auszuzeichnen, die Juden das Leben gerettet hatten. Und so erlebten Ruta, Marc und ich mit, wie die Puchalskis und Hun-

derte andere Polen für Dinge geehrt wurden, die sie 45 Jahre zuvor getan hatten.

In Warschau traf ich mich auch mit Wiktor Woroszyński, meinem Jugendfreund aus Grodno, der gleichzeitig mit Leon Trachtenberg und mir 1946 die Oberschule abgeschlossen hatte. Wiktor war auf Betreiben seines Vaters Arzt geworden und hatte das Dichten aufgegeben – für das wir ihn damals so bewundert hatten. Später gab er den Arztberuf dann jedoch auf, um sich wieder dem Schreiben zuzuwenden. Er zählte inzwischen zu den bekanntesten Dichtern und literarischen Persönlichkeiten Polens.

Wiktor war nach Kriegsende in Polen geblieben. «Polen ist meine Heimat», hatte er erklärt, als ich ihn drängte, das Land mit mir zusammen zu verlassen. «Ich will einen Beitrag zum Wiederaufbau des Landes leisten.» Wiktor war ein überzeugter Kommunist gewesen, doch er hatte 1956 gesehen, wie die sowjetischen Panzer in Budapest einrollten, und diese Erfahrung hatte ihn wachgerüttelt. Zu Beginn der Solidarnosc-Bewegung schloss er sich Lech Walesa als Berater an. Ich hatte Wiktor einige Jahre zuvor in Paris wiedergesehen, als er dort eine Reihe von Vorträgen hielt. In der Zwischenzeit hatte er, im Zuge des Vorgehens der polnischen Regierung gegen die Solidarnosc, ein Jahr lang im Gefängnis gesessen, zeitweise sogar gemeinsam mit Frau und Tochter. Die französische Presse hatte sich über die Inhaftierung der Familienangehörigen von Solidarnosc-Mitgliedern empört, so dass Frau und Tochter von Wiktor nach drei Monaten freigelassen wurden. Wiktor selbst hatte zu den führenden Köpfen der Solidarnosc gehört, die als letzte aus dem Gefängnis kamen.

Tags darauf fuhren wir mit den Puchalskis nach Treblinka, zu der Todesfabrik, in der die Mehrheit der 30'000 Juden aus Grodno – darunter meine Eltern und Grosseltern – ihr Leben lassen mussten. Auschwitz, das wir tags zuvor besichtigt hatten, ist erhalten geblieben: die Laderampe, an der die Juden aus den Zügen stiegen; das Eingangstor, durch das sie marschierten; die Gaskammern, wo sie zum letzten Mal Luft holten; die Krematorien, die ihre Leiber als Asche ausspuckten. In Treblinka aber gibt es heute nichts ausser dem Gleisende, einem

Denkmal und einer Wiese mit grossen, gezackten Felsblöcken, von denen jeder den Namen einer ausgelöschten jüdischen Gemeinde trägt. Das Denkmal steht an der Stelle, wo die grosse Grube war, in die die Leichen geworfen wurden. Dort legten die Puchalskis und andere Besucher Blumen ab, deren Farben vor dem nackten grauen Stein leuchteten. Alle Anwesenden beteten mit Tränen in den Augen – Polen und Juden, die gemeinsam den Tod polnischer Juden beweinten.

Ruta und ich reisten bald nach unserem Polenaufenthalt wieder nach Israel, wo wir eines Tages Moshe Shamir aufsuchten, bei dem auch seine in Mexiko lebende Tante Hadasia zu Besuch weilte. Sie gehörte einem Zweig der Kelmer Maggid-Familie an, der unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg aus Polen geflohen war, vergeblich versucht hatte, über die mexikanische Grenze in die Vereinigten Staaten zu gelangen und sich daraufhin in Mexiko City niedergelassen hatte. Mit meinem dort lebenden Cousin Jack Wiener und seiner Frau Doris unterhielten Ruta und ich seit einiger Zeit recht enge Beziehungen.

An diesem Tag war ein weiterer Besucher anwesend: ein Jugendfreund von Moshes Tante Hadasia, der ihr vor dem Einmarsch der Deutschen – als beide achtzehn Jahre alt waren – den Hof gemacht hatte.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, dass dieser Mann den Krieg als Partisan überlebt hatte. Er kam aus Lida, wo mein Onkel Grischka gestorben war – der Geburtsstadt von Solomon Polachik, meinem lieben Freund aus der Zeit der Befreiung. «Ich hatte einen Freund, der aus Lida stammte und Partisan war», sagte ich. «Er ist nach der Befreiung von Grodno an der Front gefallen. Haben Sie ihn vielleicht gekannt? Solomon Polachik?»

«Solomon Polachik?» sagte er. «Wie kommen Sie darauf, dass er tot ist? Solomon Polachik lebt. Er wohnt in Minsk! Ich korrespondiere regelmässig mit ihm.»

Ich konnte es nicht glauben. Ich hatte Solomon zuletzt im Herbst 1944 gesehen, als er uns verliess, um sich der Roten Armee anzuschliessen. Ich erinnerte mich an den Moment, als die Nachricht von seinem

Tod eintraf, als wäre es gestern gewesen. Es hatte uns schwer getroffen. Und nun, 44 Jahre danach, sollte Solomon plötzlich am Leben sein?

Ich schrieb ihm sofort einen Brief und erhielt auch bald Antwort. Es sei wahr, schrieb er, er sei nicht gefallen, obwohl er sich damals selbst schon für tot gehalten habe. Nach seiner Ausbildung zum Artilleriegeschützen hatte er im November 1944 an der ostpreussischen Front gekämpft. Während einer Schlacht, in der seine Einheit einen deutschen Panzerangriff abwehrte, blieb seiner Mannschaft nicht genug Zeit, das Geschütz richtig einzugraben; es erhielt einen Volltreffer und wurde zerstört. Dabei kamen die meisten seiner Kameraden ums Leben. Es war ein schreckliches Blutbad. Solomon selbst erlitt eine schwere Kopfverletzung, verlor das Bewusstsein und wurde bei der Identifizierung der Opfer irgendwie mit einem der umliegenden Toten verwechselt. Als er drei Tage später in einem Krankenhaus aufwachte, war er bereits als gefallen gemeldet worden.

Solomon war nach Kriegsende beim Militär geblieben, hatte als Major einer sowjetischen Raketeneinheit angehört und war irgendwann aus der Armee ausgeschieden. Kurz danach machte sich im Gefolge des Sechstagekrieges, der für die arabischen Verbündeten der UdSSR übel ausging, in der Sowjetunion ein offizieller Antisemitismus breit, von dem insbesondere Juden mit zionistischen Sympathien betroffen waren. Solomon Polachik, der in seinem Leben noch nie einem Kampf ausgewichen war, nahm öffentlich gegen die Verfolgung von Juden Stellung.

Angesichts dieses Vergehens nutzte es Solomon gar nichts, dass er ein hochdekoriertes Kriegsheld war. Er verlor seinen Arbeitsplatz und fand in den nächsten zwanzig Jahren auch keine neue Anstellung mehr. Zum Glück hatte er während seiner Zeit beim Militär zahlreiche technische Lehrgänge besucht und verfügte über ein solides Ingenieurwissen. Also brachte er sich selbst Englisch bei und fing an, Fachliteratur aus dem Englischen ins Russische zu übersetzen, eine Arbeit, die er unter der Hand machen konnte.

Ich hatte meine Besuche in der UdSSR aussetzen müssen, als die wissenschaftlichen Kontakte nach dem sowjetischen Einmarsch in Afgha-

nistan eingeschränkt worden waren. Als Gorbatschow an die Macht kam, schmolz das Eis, und der Austausch wurde wiederbelebt. Im Oktober 1989 kam ich dann als Leiter eines wissenschaftlichen Gremiums nach Moskau und rief während meines Aufenthalts dort Solomon an. Ich wollte nach Minsk fliegen, um ihn zu besuchen; wir erörterten auch die Möglichkeit, von dort gemeinsam nach Grodno zu fahren, eine noch immer abgesperrte, für Ausländer verbotene Stadt. Ein Besuch Grodnos gehörte ebenfalls zu den Dingen, nach denen ich mich seit Langem sehnte, vor denen ich mich aber gleichzeitig fürchtete. Gemeinsam mit Ruta war es mir möglich gewesen, Yad Vashem und sogar Auschwitz und Treblinka zu besuchen, und nun trieb mich der Wunsch, sie nach Grodno mitzunehmen, um ihr all die Örtlichkeiten zu zeigen, die ihr aus meinen Erzählungen vertraut waren.

Solomon erwartete uns am Flughafen von Minsk. Wir erkannten einander sofort wieder und fielen uns in die Arme, er nahm uns zu sich nach Hause mit, wo wir seine Frau Elvira kennenlernten, die gefüllte Fisch und andere Spezialitäten zubereitet hatte. Beim Abendessen erzählte Solomon ausführlich von seiner Militärzeit und den schweren Jahren seit dem Ausscheiden. Er hatte sogar seine alte Partisanenuniform aufbewahrt, die auf einer Seite vom Kragen bis zum Gürtel mit Medaillen und Bändern bedeckt war. Solomon war so offen und ehrlich wie immer, geradeheraus wie ein Pfeil, mit seinen 62 Jahren war er noch genauso wie in den alten Zeiten – nur dass ihm jetzt die Haare fehlten. Er hatte immer noch den ausgeprägten Gerechtigkeitssinn.

Da Grodno nicht auf der Intourist-Liste der genehmigten Besuchsziele stand, war eine Übernachtung in einem Hotel ausgeschlossen. Wir hatten daher nur die Möglichkeit, einen Wagen zu mieten und am selben Tag nach Grodno und wieder zurück nach Minsk zu fahren – insgesamt 640 Kilometer. Vergeblich bemühte ich mich, einen Leihwagen zu bekommen, doch dann bot Solomons Schwiegersohn uns sein Auto und sich selbst als Chauffeur an.

Wie eine Gruppe von Verschwörern fuhren wir um fünf Uhr früh in dem kleinen Fiat los – Ruta und ich, Solomon und seine Frau, ihr



Schwiegersohn am Steuer. Wir kamen durch bedrückend armselige Gegenden, schauten hinaus auf die eintönige Landschaft mit den kahlen Wäldern, den verlassenen Bauernhöfen und verfallenen Häusern. Es gab unterwegs keine Tankstellen (wir hatten den Kofferraum und das Wageninnere mit Benzinkanistern vollgestopft), keine WCs (wir benutzten den Wald) und nichts, wo man etwas hätte essen können. So wie auch keine anderen Autos zu sehen waren, bis auf ein paar vereinzelte Lastwagen.

Nach unserer Ankunft in Grodno suchten wir Salomon Zhukowski und Gregory Hossid auf, die beiden einzigen Holocaust-Überlebenden, die meines Wissens in der Stadt geblieben waren. An Hossid konnte ich mich kaum erinnern, Salomon Zhukowski dagegen war Lehrer und ein Freund unserer Familie gewesen. Wir umarmten uns zur Begrüssung. Mittlerweile war er ein alter Herr, und er lebte in einer winzigen Einzimmerwohnung inmitten hebräischer Bücher. Er hatte auch deshalb in Grodno ausgeharrt, weil er überzeugter Kommunist geblieben war. Seine leidenschaftlichen politischen Ansichten kamen noch immer rasch an die Oberfläche. Der Zionismus war ihm nach wie vor verhasst. Er hatte eine Schwester, die in Israel lebte und ihm Bücher und Zeitschriften schickte. «Wenn ich etwas über Grodno lese, was in Israel geschrieben wird, stelle ich mir jedesmal die Frage, warum eigentlich die Arbeiter und die kommunistische Bewegung nie erwähnt werden», sagte er in einem Ton, als erwartete er, dass ich diese Ungerechtigkeit verteidigte. Aber ich musste ihm natürlich recht geben: Im jüdischen Grodno hatten ausser Zionisten auch sehr viele Sozialisten und Kommunisten gelebt. Er war zutiefst verärgert. «Beruhige dich, Salomon», sagte ich. «Das hat mit Politik zu tun. Aber du und ich, wir sind doch alte Freunde, da sollten wir uns deswegen nicht aufregen.»

Als ich Ruta zu unserem alten Haus an der Brygidzka-Strasse 28 führte, stellten wir fest, dass es in viele Wohnungen unterteilt worden war. Im Erdgeschoss, das ich mit meiner Mutter, meinem Vater und meiner Schwester bewohnt hatte, gab es nun drei Wohnungen. Wir klopfen an einer der Türen, und man teilte uns mit, der Eigentümer sei

nicht da, wir könnten nicht hinein. Wir standen vor dem Haus und blickten zu dem Balkon hoch, auf dem Grossmutter Tema einst meine Hand gehalten und mir erklärt hatte, dass uns bei allem Reichtum im Grunde nichts gehöre, dass uns das alles im Nu entgleiten könne. Am anderen Ende des Hofes lagen unsere alten Geschäftsräume, ihnen gegenüber standen die Stallungen und die Lager, in denen sich die Waren der Firma Frejdowicz einst bis zur Decke gestapelt hatten.

Wir gingen zur Rückseite des Hauses. Ich zeigte Ruta die Fenster meines früheren Zimmers und unserer einstigen Küche. «Und wo war das Schlupfloch», wollte sie wissen, als wir hinter dem Gebäude entlanggingen, «durch das du damals mit Sender und deiner Mutter entkommen bist?»

«Irgendwo dort muss es sein», antwortete ich mit ausgestrecktem Finger.

Und gleich darauf rief Ruta: «Da ist es ja!»

Und wirklich, da war es, zum Teil hinter Unkraut und hohem Gras versteckt. Ich war verblüfft: Das Loch im Mauerwerk des Fundaments sah genauso aus wie an jenem Morgen Anfang November 1942, als wir auf unserer panischen Flucht vor den Deutschen hindurchschlüpfen. 47 Jahre war das nun her – und keiner hatte sich die Mühe gemacht, das Loch zuzumauern. Es war absolut unverändert.

Und das galt mehr oder weniger für die ganze Stadt. In den Randgebieten waren neue Gebäude emporgewachsen, aber die Altstadt sah genauso aus wie damals – nur dass sie sich in einem viel schlechteren Zustand befand. Die Büros, die Läden und Wohnhäuser entsprachen ganz dem Bild, das ich in Erinnerung hatte. Ebenso der Eingang zum Ghetto, die Chasna-Strasse, die Sender entlang gerannt war, als Wiese versucht hatte, ihn zu erschiessen.

Wir fuhren dann mit Polachik und Zhukowski nach Losossna hinaus, dem immer noch sehr grünen, doch stärker besiedelten Vorort. Wo damals einsam und allein Janovas Haus gestanden hatte, befanden sich nun mehrere Häuser. Ich fand das frühere Haus der Puchalskis dennoch sofort; es war trotz eines kleinen Anbaus und obwohl es renoviert worden war, unverkennbar. Ich erkundigte mich bei einem Nachbarn, ob in

dem Haus früher die Familie Puchalski gewohnt habe. Die Puchalskis? fragte er. Den Namen habe er schon gehört, seines Wissens habe ihr Haus aber an einer anderen Stelle gestanden und sei vor einigen Jahren abgerissen worden.

Uns blieb nichts anderes übrig, als wieder in die Stadt zurückzufahren. Ich nahm mir jedoch vor, Grodno ein weiteres Mal zu besuchen und mich dann besser vorzubereiten. Ich wollte unser Haus in der Brygidzka-Strasse und auch das Haus der Puchalskis von innen sehen. (Ich war mir sicher, dass wir an der richtigen Stelle gewesen waren.) Ich fragte mich, ob ich unter dem Fussboden des Schlafzimmers wohl unsere Grube wiederfinden würde. Ich wäre auch gern in das etwa 55 Kilometer nördlich von Grodno gelegene Dorf Vishay gefahren, aber dafür reichte die Zeit nicht mehr. Das mussten wir uns für die nächste Reise aufbewahren.

In Grodno kamen wir erneut in Salomon Zhukowskis überfülltem Zimmer zusammen. Er sei wiederholt mit der Frage beim Bürgermeister vorstellig geworden, berichtete er, ob die Stadt am Eingang zum ehemaligen Ghetto nicht wenigstens ein Schild anbringen könne, auf dem sinngemäss stehen solle: «Grodno war eine jüdische Stadt, an dieser Stelle wurden die Juden zusammengetrieben, hier hat ihre Vernichtung begonnen.» Der Bürgermeister hatte sich geweigert. «Woher», meinte er, «wissen wir eigentlich, dass in Grodno Juden gelebt haben? Wo ist der Beweis?»

«Nehmen Sie die Synagoge», antwortete Salomon.

«Kann sein», sagte der Bürgermeister, «das ist aber noch kein Beweis, dass es dort zu irgendwelchen Vorfällen gekommen ist. Über solche Dinge ist uns nichts bekannt.»

Grodno wurde nach Kriegsende Teil der Sowjetunion. Eine Generation später war die Erinnerung an die Ereignisse, die sich in der Stadt zugetragen hatten, wie weggefegt. Dreissigtausend Menschen waren ausgerottet worden, waren vom Erdboden verschwunden, und dann wurde am Ort des Geschehens auch noch die Erinnerung an sie ausgelöscht.

Das war mir nicht neu. Ich besass in meiner Bibliothek daheim mehrere sowjetische Bücher über Grodno, ich hatte auch in den sowjetischen Enzyklopädien unter «Grodno» nachgeschlagen: Die Vernich-

tung der Juden wurde nirgends erwähnt. Da wurden die herrlichen Errungenschaften des Kommunismus und der siegreiche patriotische Kampf gegen den Faschismus geschildert, doch über die Juden, die in Grodno gelebt hatten und die gestorben waren, fand sich kein einziges Wort. Eins der Bücher enthielt sogar ein Foto meiner alten Freundin Lisa Chapnik, die als Dienstmädchen bei SS-Angehörigen gearbeitet und die Untergrundbewegung mit Geheiminformationen und Waffen versorgt hatte. Sie wurde in den Geschichtsbüchern als Heldin des sowjetischen Widerstands gefeiert. Dass sie aus dem Ghetto entkommen war, dass sie eine Jüdin, eine Überlebende des Holocaust war, wurde überall verschwiegen. Die Sowjets hatten die Geschichte ausradiert.

Vor unserer Abfahrt überreichte Salomon Ruta und mir einen Thorazeiger und einen Thoraumhang, Dinge, die er irgendwie aus der Grossen Synagoge hatte retten können. Er habe schon einmal eine Möglichkeit gesehen, sie nach Israel zu schaffen, doch die Leute, die dazu ausersehen waren, sie mitzunehmen, hätten Angst gekriegt. Es sei illegal, derartige «historische Objekte» ausser Landes zu bringen.

Ruta und mir gelang es, sie aus der Sowjetunion mitzunehmen, aber auch uns war nicht ganz wohl dabei. Wir hatten sie in einen Koffer gepackt und beobachteten im Moskauer Flughafen mit wachsender Nervosität die Zollbeamten, die das Gepäck der Leute vor uns durchsuchten. Als wir schliesslich an die Reihe kamen, waren wir schweissgebadet. Doch es kam gar nicht dazu, dass der Zollinspektor sich mit unseren Koffern befasste. Er hatte kaum einen Blick auf unsere Papiere geworfen, als er uns scharf ins Verhör nahm. Der Vermerk, dass wir \$ 3'000 in Devisen ins Land gebracht hatten, war nicht gestempelt. Wo der Stempel sei? Und wo das Geld? Den grössten Teil hatten wir nicht angetastet und trugen es bei uns. Der Zöllner überprüfte die Banknoten. Wegen so einer Sache könnten wir im Gefängnis landen, sagte er. Ob wir das nicht wüssten?

Ich bedeutete Ruta auf hebräisch, wir sollten ihm das Geld einfach in die Hand drücken – wir mussten alles tun, um ihn zu besänftigen und von einer Durchsuchung unseres Gepäcks abzuhalten. «Nicht einen

Cent!» erklärte Ruta, als sich uns ein höherrangiger Zollbeamter näherte. Was wir uns dabei gedacht hätten, die Devisenerklärung nicht abstempeln zu lassen? Ob wir etwa Freunde in der Sowjetunion hätten? Wer sie seien? Glücklicherweise hatten uns zwei der Teilnehmer an der Konferenz, die ich geleitet hatte – beides Physiker – zum Flughafen begleitet. Sie waren noch in der Nähe. Als der Zollinspektor daraufhin auch sie zu belästigen begann, gaben sie ihm die Telefonnummer des zuständigen Beamten im Wissenschaftsministerium, der die Tagung organisiert hatte. Sobald der Zollinspektor diese Person in der Leitung hatte, überschlug sich seine Stimme beinahe vor Ehrerbietung. Er hoffe aufrichtig, versicherte er uns anschließend, meine Frau und ich hätten die Reise genossen und würden die UdSSR wieder einmal besuchen. Ob wir bitte gleich durchgehen und es uns in der Wartelounge gemütlich machen wollten. Wir nahmen dort Platz, aber sehr behaglich war uns nicht zumute. Ich konnte es gar nicht abwarten, ins Flugzeug zu steigen.

Nach unserer Rückkehr in die USA trug ich dafür Sorge, dass Zeiger und Umhang Salomon Zhukowskis Schwester in Israel überbracht wurden. (Am Ende landeten sie im HolocaustMuseum in Washington, D.C.) Zuvor hatte ich Zhukowski die sechs Bände umfassenden *Documents Concerning the Destruction of the Jews of Grodno* geschickt, die wir nach der offiziellen Freigabe der Akten von den Nazi-prozessen in Bielefeld und Köln publiziert hatten. Zhukowski brachte die Bände, wie er mir später berichtete, zum Bürgermeister. «Sie wollten doch Beweise», erklärte er ihm. «Hier haben Sie die Beweise. Lesen Sie.» Er wurde einen Monat später wieder zum Bürgermeister bestellt, der ihm mitteilte, dass die Gemeindeverwaltung sein Gesuch prüfe, ein Denkmal zu errichten.

Die Prüfung nahm mehrere Jahre in Anspruch. Unterdessen dachte ich häufig an Grodno, besuchte die Stadt aber nicht wieder. Anlässlich einer Reise nach Riga, wo ich auf einer Tagung über Spannungsprobleme einen Vortrag hielt, fuhr ich jedoch gemeinsam mit Ruta nach Vishay. Der Leiter des Rigaer Testzentrums für Flugzeuge, Professor Milow,

organisierte unsere Reise von Riga nach Wilna und von dort weiter zu dem kleinen Holzhäuserdorf Vishay.

Trotz der Bedeutung, die Vishay für meine Familiengeschichte hatte, war ich doch nie in dem Shtetl gewesen, in dem Grossmutter Tema und ihre Geschwister zur Welt gekommen und aufgewachsen waren. Ich wusste, dass die Nazis die Juden aus Vishay und aus den umliegenden Dörfern ausgelöscht hatten. Ich wollte jedoch sehen, was von Vishay übriggeblieben war und ob überhaupt noch etwas an die Menschen erinnerte, die hier einst gelebt hatten.

Wenngleich die Juden verschwunden waren, war das Dorf selbst noch erhalten, und es sah fast genauso aus wie auf dem alten Gemälde, das in Joe Szwarcs Büro in unserem Werk in Holon hing (und von dem ich mir eine Kopie für mein Büro hatte anfertigen lassen). Ich ging mit Ruta am Seeufer entlang und durch den Ort spazieren. Vor einer Statue zum Gedenken an Vishays berühmtesten Bürger, Ludwik Zamenhof, der die Kunstsprache Esperanto entwickelt hatte, blieben wir stehen. Zamenhof war selbst Jude gewesen und hatte als Augenzeuge des Hasses zwischen Russen, Polen und Litauern von einer vorurteilsfreien Welt geträumt, in der nur eine Sprache gesprochen würde. Die immensen Anstrengungen, die er gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Verbreitung seiner Universalsprache unternahm, galten der Umsetzung dieser Vision.

Zamenhofs Denkmal und sein Haus waren erhalten geblieben. Es erschien mir wie eine schreckliche Ironie der Geschichte, dass diese zwei Gedenkstätten für den exzentrischen Visionär einer universalen Harmonie die einzigen Überreste einer jüdischen Gemeinde waren, die durch Rassenhass ausgelöscht worden war. Man hatte nicht einmal den Friedhof unangetastet gelassen. Ein junger Mann, dessen Bekanntschaft Ruta und ich machten, wollte uns zunächst nicht zeigen, wo sich der Friedhof befunden hatte. Schliesslich führte er uns aber doch zu einem verwilderten Hang, der übersät war mit Bruchstücken von Grabsteinen. Da stachen eingemeisselte hebräische Buchstaben aus dem Erdreich hervor; auf einigen umgestürzten halb zugewachsenen Tafeln konnten wir hier und da ganze Wörter und Familiennamen entziffern.

Unser junger Führer wusste nicht, was mit den etwa tausend Juden, die 1941 in Vishay gewohnt hatten, geschehen war, er machte uns jedoch mit seiner Grossmutter bekannt, die sich an diese Zeit erinnerte. Ich erklärte ihr, ich sei ein Solnicki, Urenkel von Sender und Chaya Solnicki, Enkelsohn von Tema, die nach Grodno gezogen war, und der Sohn von deren Tochter Genia. Sie erinnerte sich an die Familie und konnte mir sogar das Haus zeigen, in dem die Solnickis gelebt hatten. Nachdem wir uns eine Weile unterhalten hatten, fragte ich sie, was damals geschehen war. Und auch daran erinnerte sie sich.

Sie werde nie vergessen, was die Litauer getan hätten, sagte sie. Zu Beginn des Krieges seien litauische – nicht deutsche – Faschisten nach Vishay gekommen. Als erstes hätten sie die Juden aus ihren Häusern getrieben und alle zusammen im Schulgebäude untergebracht. Eine Zeitlang hätten sie die Juden zu Zwangsarbeiten eingesetzt, später jedoch abtransportiert. Die alte Frau wusste nicht, wohin die Juden gebracht worden waren, zurückgekommen war aber keiner. «Es waren nicht die Deutschen», wiederholte sie, «es waren die Litauer. Mörder, Mörder, Mörder.»

Nach Grodno fuhren wir nicht noch einmal. Ich war viel zu beschäftigt mit dem Erwerb neuer Firmen und deren Integration in unser Unternehmen. Auch in der Weltpolitik gab es weitreichende Veränderungen, als sich nach 45 Jahren das Ende des Kalten Krieges abzeichnete. Im Jahre 1991 kam es schliesslich zu einer vorsichtigen Annäherung von Amerikanern und Sowjets; es wurden gar Gespräche über eine militärische Zusammenarbeit geführt.

Das war ein Glück, denn als Saddam Hussein im August in Kuwait einmarschierte, gab es keine Grossmacht, die ihn unterstützte. Im Dezember stellte George Bush ihm ein Ultimatum: Falls die irakischen Truppen Kuwait nach Ablauf von dreissig Tagen nicht verlassen hätten, träte die Allianz in Aktion.

Dass ein Krieg bevorstand, war allen klar. Bush hatte dem Irak eine Frist gesetzt, doch nichts geschah. In Israel machte sich Besorgnis breit. Saddam hatte gedroht, gegen Israel zurückzuschlagen, falls die Vereinigten Staaten ihn angriffen.

Dass er über Scud-Raketen mittlerer Reichweite verfügte – Raketen, die jeden Ort des Landes zu erreichen vermochten –, war allgemein bekannt, Ebenso, dass die Irakis für diese Raketen Sprengköpfe mit Giftgas entwickelt hatten. Der Gedanke, mit Giftgas angegriffen zu werden, hatte für die Israelis eine ganz spezielle Dimension.

Ich traf einen Tag vor Ablauf des Ultimatums in Israel ein, ohne Ruta, die erst einige Tage später nachkommen konnte. Ich hatte das Gefühl, dort sein zu müssen, während das Land dieser neuerlichen Gefahr ausgesetzt war, ich machte mir angesichts der drohenden Raketenangriffe aus dem Irak aber auch grosse Sorgen um meine Kinder und Enkelkinder. (Marc war noch ledig, doch Gisele hatte bereits drei Kinder und ging mit dem vierten schwanger.) Ich fühlte mich in gewissem Sinne verantwortlich dafür, dass sie in Israel lebten; von wem sonst hatten sie denn ihre zionistischen Überzeugungen? Deshalb trug ich auch die Verantwortung dafür, dass sie solchen Gefahren ausgesetzt waren.

Ich verzehrte mich vor Angst und flehte Gisele an, Israel vorübergehend zu verlassen und in die Vereinigten Staaten zurückzukehren, wo sie mit ihren Kindern in Sicherheit wäre. Anschliessend könne sie sofort wieder herkommen, doch solange die Gefahr andauere, müsse sie einfach fort. Aber davon wollte sie nichts wissen. «Ich verstehe dich ja, Daddy», sagte sie, «aber ich lebe nicht dir zu Gefallen in Israel. Ich lebe hier aus Überzeugung. Israel ist meine Heimat, und ich bleibe hier. Vergiss es.»

«Schick wenigstens die Kinder fort», bat ich. «Wenn du sie nicht nach Amerika schicken willst, dann schick sie in ein Kibbuz oder zu Rutas Familie nach Hadera. Bring sie wenigstens aus Tel Aviv weg.» Die Antwort blieb immer gleich: Ausgeschlossen, sie würden es alle gemeinsam durchstehen.

Ich suchte Marc auf, der nicht einmal die israelische Staatsbürgerschaft besass. «Marc», sagte ich, «es gibt eine Direktive des US-Aussenministeriums, die alle Amerikaner dazu auffordert, Israel zu verlassen. Bitte, befolge sie. Du solltest deine Sachen packen und verschwinden, bis alles vorüber ist.»

Er schaute mich an. «Das soll wohl ein Witz sein», sagte er.



«Ich mache keine Witze. Es gibt immerhin die Direktive des Ausenministeriums. «

«Ich gehe nicht fort. Ich bleibe hier. Und ich weiss genau, dass du es nicht ernst meinst.»

«Doch, Marc, ich meine es ernst. Ich weiss, dass es nicht in meiner Macht steht, dich dazu zu bringen, Israel zu verlassen. Aber es gibt diese Direktive. Denk darüber nach. Bitte. Ich finde, du solltest zumindest darüber nachdenken.»

«Ich will nicht mal drüber nachdenken», entgegnete er. «Ich laufe nicht weg. «

Am Abend besuchte ich Rutas Familie in Hadera – ihre Brüder Yitzhak und Ya'akow, deren Kinder Ziv, Roy, Ron und Shai, und Erela, Ya'akows Frau. Ich kam mit der Gasmasken in der Hand – Orit, Marcs Freundin (und künftige Frau) hatte mir gezeigt, wie man sie benutzte – , ausserdem brachte ich eine Spritze mit einem Medikament gegen Nervengas mit. Wir überprüften die Gasmasken und sprachen darüber, was wohl geschehen würde. Sogar diesen starken Menschen war die Anspannung deutlich anzumerken. Eine vergleichbare Situation hatte Israel bisher nie erlebt: Die gesamte Bevölkerung wurde durch Raketenangriffe bedroht, und es gab offenbar keine Möglichkeit, sich zu wehren. Die Vereinigten Staaten setzten die Regierung Shamir massiv unter Druck, sich selbst dann aus dem Krieg herauszuhalten, wenn Israel unter irakischen Raketenbeschuss geriete. Mir war fast zumute, als befände ich mich wieder im Ghetto, als sässe ich ohnmächtig in der Falle.

Mitten in jener Nacht kamen dann die Raketen. Die Sirenen heulten, die Menschen setzten ihre Gasmasken auf und drängten in die abgedichteten Räume. Ich war in Marcs Wohnung, und als das Sirenengeheul einsetzte, begann ich mich ganz langsam anzuziehen. Ich band mir eben die Krawatte, als Marc schrie: «Wir werden bombardiert, Dad! Vielleicht mit Giftgas! Was machst du bloss?»

Ein paar Minuten später rief Gisele an. Sie war ins Krankenhaus bestellt worden und fragte, ob wir zu Eli und den Kindern kommen könnten. Marc und ich fuhren um drei Uhr früh durch die verdunkelten, menschenleeren Strassen Tel Avivs. Unterwegs stiessen wir auf einige Armeepatrouillen und sahen Strassensperren, wo Raketen eingeschlagen

waren. Kurz nach unserer Ankunft in Giseles Wohnung rief Ruta aus Philadelphia an. Ariele und ihr Ehemann Steve waren mit ihrem Sohn Steve herübergekommen, um an diesem Abend bei ihr zu sein. CNN brachte Bilder von Israelis mit Gasmasken und von abgedichteten Räumen. Sie hatten Angst um uns.

Die Menschen suchten die Nähe ihrer Familien. Im Kreise ihrer Lieben fühlten sie sich instinktiv sicherer. An den folgenden Tagen schlugen weitere Raketen ein. Das Gefühl, ohnmächtig zu sein, lähmte die Leute. In den Kriegen von 1967 und 1973 war zumindest die Armee beteiligt gewesen, da hatten israelische Einheiten den Feind an der Front bekämpft. Jetzt konnte man nichts tun, als darauf zu warten, dass Skud-Raketen vom Himmel fielen. Gisele hatte wenigstens ihre Arbeit. Sie war mittlerweile eine angesehene Internistin und hielt sich tagsüber und oft auch nachts im Krankenhaus auf. Ihr Mann Eli dagegen machte eine schwere Zeit durch. Er war Anwalt, doch solange der Ausnahmezustand währte, hatte seine Kanzlei geschlossen. Er war ein starker Mann, ein Kämpfer, aber jetzt kam er sich unnütz vor. Als Reservist gehörte er einer Kampfeinheit an, war aber bislang nicht einberufen worden. Und so blieb er daheim, schlief viel und verbrachte die übrige Zeit mit seinen Kindern.

So wie Elis Kanzlei waren in Israel fast alle Betriebe geschlossen. Moshe Shamir, Abe Inbar und ich hatten hingegen den Beschluss gefasst, den Betrieb mit den Beschäftigten, die trotz allem zur Arbeit erscheinen mochten, aufrechtzuerhalten. Wir hatten Lieferverpflichtungen und wollten alles in unserer Macht Stehende tun, um ihnen nachzukommen.

Der erste Raketenangriff war Donnerstag nacht erfolgt. Am Freitag und Samstag war unsere Firma wie gewöhnlich geschlossen. Die technischen und Verwaltungsangestellten kamen am Sonntag zur Arbeit, und an diesem Tag riefen wir alle unsere Beschäftigten an, um ihnen mitzuteilen, dass Vishay den Betrieb wieder aufnahm: Es sei niemand verpflichtet, zur Arbeit zu kommen (die Schulen waren geschlossen, und die Regierung hatte die Bevölkerung informiert, es sei besser, wenn Eltern bei ihren Kindern blieben), doch unser Werk sei geöffnet. Wir

würden eine Tagesstätte für kleine Kinder einrichten und Schulunterricht für die älteren Kinder organisieren. Alle, die das wünschten, könnten wir von zu Hause abholen und nachher wieder zurückbringen.

Am nächsten Tag ereignete sich etwas Merkwürdiges. Von unseren Beschäftigten erschienen achtzig Prozent zur Arbeit. Tags darauf waren es hundert Prozent. (Normalerweise waren immer nur fünfundneunzig Prozent anwesend!) Die Belegschaft fand sich auch für die übrige Dauer des Ausnahmezustands vollständig am Arbeitsplatz ein. Die Produktivität stieg. Obwohl El Al in dieser Zeit als einzige Fluggesellschaft von und nach Israel flog, konnte der Frachtverkehr aufrechterhalten werden. An jeder Kiste, die nach Amerika abging, wurde ein weissblaues Etikett mit der Aufschrift befestigt: «To America with Love.» Es fielen weiterhin Raketen auf Israel, doch die Unterstützung aus Amerika hob die Moral, ebenso wie die stetig eintreffenden Grussbotschaften und Firmennachrichten von Vishay-Unternehmen aus aller Welt.

Tel Aviv wurde am Tag der Ankunft Rutas dreimal zum Ziel von Raketenangriffen. Beim ersten Aufheulen der Sirenen befanden wir uns in Giseles Wohnung. Alle drängten in den abgedichteten Raum und beeilten sich, die Gasmasken aufzusetzen und die Kinder besonders zu schützen. Die Gasmasken sahen makaber aus. Mit den schwarzen Gummieinfassungen, den Kopfriemen und den knollenförmigen Atemeinsätzen verliehen sie den Menschen das furchterregende Aussehen ausserirdischer Wesen. Gisele setzte ihr Baby Yam in den luftdichten Plastikkäfig, der für Säuglinge vorgesehen war. Eli kleidete den dreijährigen Shir in die Spezialplastikhülle für Kleinkinder. Während die Sirenen unaufhörlich heulten, kämpfte Giseles vierzehnjährige Tochter Maya mit ihrer Gasmaske. Sie geriet in Panik. Ich nahm meine Maske ab und half ihr, indem ich ihr, so wie es im Fernsehen vorgeführt worden war, erst das Kinnenteil und anschliessend die Kopfriemen anlegte.

Als es uns endlich gelungen war, ihr die Gasmaske aufzusetzen, wurde ich plötzlich von einer Woge der Verzweiflung erfasst. Mir war es, als wäre es gerade erst gewesen, dass ich Sender in unserem Versteck anflehte, mich zum Fluss fliehen zu lassen, bevor uns die Deut-

schen entdeckten und umbrachten. Während der vergangenen Tage hatten die Zeitungen Berichte über deutsche Firmen veröffentlicht, die den Irak bei der Herstellung von Giftgas unterstützt hatten, und nun war ich hier mit meinen Angehörigen – mit Ruta, Eli, Elis Vater, mit meinen drei Enkelkindern und Gisele, die mit ihrem vierten Kind schwanger war – in Erwartung des Giftgases in dem kleinen Raum zusammengepfercht. Ich schaute sie alle an, und plötzlich merkte ich, dass mir hinter dem Kunststoff und dem Gummi der Gasmasken Tränen die Wangen hinunterliefen.

Die nächsten Tage verbrachten Ruta und ich bei unseren Familien und warteten darauf, dass der Schrecken ein Ende nahm. Trotz der Angst war ich auf meine Kinder so stolz wie nie zuvor. Sie gaben mir Kraft, Gisele und insbesondere Marc, der anfangs zu nervös gewesen war, um sich eine Gasmasken aufsetzen zu können, dann aber grosse Entschlossenheit und Mut bewiesen hatte. Obwohl wir beide offiziell keine Bürger dieses Landes waren, empfanden wir uns als Israelis.

Die Stadt Grodno entschied schliesslich doch, am Eingang des alten Ghettos eine Gedenktafel anzubringen. Die Enthüllung wurde für den 12. März 1991 anberaumt, dem offiziellen Jahrestag der Vernichtung des Ghettos. Am 12. März vor 48 Jahren hatten die Deutschen die letzten noch verbliebenen Juden deportiert und anschliessend ermordet.

Die Nachricht von der feierlichen Enthüllung der Tafel erhielt ich per Telegramm am 8. März, vier Tage vor dem Termin. Die sowjetische Botschaft stellte mir sofort ein Visum aus. Ich flog via Moskau nach Grodno, wo mich Avi Eden mit seinen zwei Söhnen und seinem Vater Nachum erwartete. (Nachum war 1938 aus Grodno in die Vereinigten Staaten ausgewandert.) Nach meiner Ankunft besichtigten wir die Stadt. Ich sah die alte Tarbut-Schule und die Grosse Synagoge – sie wurde von einer Künstlerkooperative als Atelier und für Proben benutzt. Diesmal konnten wir unser altes Haus in der Brygidzka-Strasse und das der Puchalskis in Losossna betreten. (Die Grube unter dem Fussboden des hinteren Zimmers war zugeschüttet worden.)

Während meines Aufenthalts in Grodno wurde ich eingeladen, vor einem Kulturverein zu sprechen, der die Restaurierung des historischen Grodno zum Ziel hatte. Es war eine kleine Gruppe, der Juden, Polen, Russen und Weissrussen angehörten (mittlerweile lag Grodno in Weissrussland). Hier erlebte ich zum ersten Mal, dass Nicht-Juden an der Wiederherstellung des jüdischen Teils von Grodno interessiert waren. Die Angehörigen des Kulturvereins waren anständige, feine Menschen, die offen über die Verfälschung der historischen Wahrheit und über Möglichkeiten sprachen, diese Entstellung zu korrigieren. Der kommunistische Bürgermeister war nicht anwesend, wohl aber sein Stellvertreter, ein junger nationalistisch gesinnter Weissrusse, der einen sehr geradlinigen und aufgeschlossenen Eindruck machte.

Dem Bürgermeister begegnete ich später. Ich fragte ihn nach der Synagoge und nach den Friedhöfen, die dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Er erklärte sich damit einverstanden, an der Stelle, wo sich der Hauptfriedhof befunden hatte, eine steinerne Gedenktafel anzubringen. «Aber die Synagoge kann ich Ihnen nicht überlassen», fuhr er fort. «Sie wird von den Malern als Atelier benutzt. Wo sollen sie hin? Oder werden Sie ein Haus für sie bauen?»

«Nein», sagte ich, «das ist nicht unser Problem, sondern das Ihre. Bauen Sie ihnen ein Haus. Diese Synagoge ist kein städtisches Eigentum, sie gehört nicht Ihnen, sie ist Eigentum der jüdischen Gemeinde. Sie war früher ein Gotteshaus. Sie haben es entweiht. Sie müssen es uns zurückgeben.»

Die Sache machte ihn nervös. Ich sprach ihn auf die Verfälschung der historischen Tatsachen an. «Gut», meinte er, «wir wissen jetzt, dass hier früher Juden gelebt haben. Wo bleibt da die Verfälschung?» Ich erwiderte: «Holen Sie Ihre Enzyklopädie aus dem Regal, und zeigen Sie mir, was darin über die Juden von Grodno steht.» Er schlug den entsprechenden Band auf: kein Wort über Juden. «Sie verfälschen die Vergangenheit», sagte ich. «Ist es wirklich das, was Sie wollen?»

«Lassen Sie mir Zeit, um über Ihre Forderung nachzudenken», sagte er. Die Zusammenkunft endete so steif, wie sie begonnen hatte.

Am 12. März war es bitterkalt. Aus dem bleigrauen Himmel über Grodno fiel ein eisiger Regen. Am Eingang des Ghettos in der Zamkova-Strasse hatte sich eine Menschenchar versammelt, manche mit einer Kerze in der Hand. Darunter waren viele Juden, die zu einer rund tausend Mitglieder zählenden jüdischen Gemeinde gehörten, die nach Kriegsende aus Zugezogenen neu entstanden war. An einem Haus neben dem früheren Gestapo-Kontrollpunkt hing eine grosse Tafel aus rauher, gehämmelter Bronze, auf der die Umrisse des Ghettos und ein endloser Strom marschierender Männer, Frauen und Kinder zu erkennen waren. Der Text – in hebräischer und in russischer Sprache – lautete: «Zur Erinnerung an die 29'000 Märtyrer des Ghettos von Grodno». Mehrere Würdenträger der Stadt hielten eine Ansprache, dann redete Lisa Chapnik, die aus Razan im Innern Russlands angereist war, wo sie mittlerweile wohnte. Lisas Rede beschwor auf bewegende Weise, was geschehen war und was wir durchgemacht hatten. Obwohl sie inzwischen Mitte sechzig war, besass sie immer noch den unschuldigen Liebreiz der jungen Frau, die ich gekannt hatte.

Als die Reihe an mich kam, war ich sehr zornig. Ich sprach über das Ghetto und über die jüdische Gemeinde Grodnos. Ich sprach aber auch über die in der UdSSR hergestellten ScudRaketen, die während des Golfkriegs vor weniger als einem Monat auf Tel Aviv niedergegangen waren. Sowjetische Raketen töten Juden, sagte ich. Ich forderte sie zur Aufgabe der feindseligen Haltung gegenüber Israel auf.

Salomon Zhukowski sprach schliesslich das Kaddisch, das Gebet für die Toten. Seine rauhe Stimme schnitt durch die eisige Luft und überdeckte die Geräusche der Stadt. Er redete langsam und mit Emphase, dieser alte Herr, der eine lebendige Verbindung zu dem Grodno darstellte, in dem ich meine Kindheit verlebt und in dem sechs Jahrhunderte lang das jüdische Leben pulsiert hatte – in Trauer um unsere Toten.

*Jissgadal wejsskadasch schme'eh rabo, be'obno diwro kirusseh wejamlich malchuss'eh bechajechon uwjomechon uwchajej d'chol bejss issro'el ba'agolo uwisman koriw, we'imru ome'n.*

## Nachwort

Am 11. März 1994 nahm ich die israelische Staatsbürgerschaft an – etwas, das ich seit Langem vorgehabt hatte, und als ich es dann schliesslich tat, hatte ich das Gefühl, nun am Ende einer langen Reise angekommen zu sein.

Diese Reise hatte 1946, bei meiner Ankunft als Student in Frankreich, begonnen. Auf dem Polizeirevier, wo ich einige Formulare ausfüllen musste, wurde ich nach meiner Nationalität gefragt. Als ich mit der Antwort zögerte, warf der Polizist einen Blick auf mein Visum und sagte: «Sie sind Pole.»

«Was soll das heissen, Pole?» sagte ich. «Ich kann kein Pole sein. Ich bin kein Katholik, ich bin Jude.»

«Schreiben sie einfach hin, wo sie geboren wurden», sagte er. Ich schrieb: Polen, worauf er dann in der für die Nationalität vorgesehenen Zeile vermerkte: «Polnisch.»

«Moment mal», sagte ich. «In Polen werden auch Kühe und Pferde geboren, die sind deshalb aber nicht polnisch.» An derartiger Logik hatte der Polizist jedoch keinerlei Interesse. Für die Franzosen war ich ein *Polonais*.

Einige Jahre später wurde ich Franzose. Ich empfand Frankreich gegenüber eine tiefe Dankbarkeit. Dort hatte ich zum ersten Mal die Luft der Freiheit geatmet – ein Gefühl, das niemand, der in Freiheit geboren wurde, je gebührend zu schätzen vermag. Die Franzosen hatten mir einen Ort gegeben, an dem ich das Recht hatte zu leben, und mir das Tor zu ihren grossartigen Universitäten geöffnet. In Frankreich hatte ich meine Studien abgeschlossen, hatte ich Bücher geschrieben, als Dozent gearbeitet und geforscht; dort hatte ich meine ersten Erfindungen gemacht. Die Franzosen hatten das Fundament zu meinem intellektuellen Leben gelegt. Und deshalb wurde ich offiziell Franzose.

Ich empfand mich allerdings nicht als Franzose. So brachte ich es unter anderem nicht fertig, mich an Wahlen zu beteiligen. Mir schien, ich hätte dazu kein Recht. Ich war dort nicht geboren, meine Vorfahren und meine Eltern hatten nicht am Aufbau des Landes mitgewirkt und nicht für dieses Land gekämpft. Niemand sagte etwas in der Art zu mir, aber so empfand ich es. Mein Reisepass gab mich als Franzosen aus, doch die französische Staatsbürgerschaft war etwas Angenommenes, ein Anzug, der nicht richtig passte.

Im Jahre 1956 kam ich in die Vereinigten Staaten, und obwohl ich das eigentlich nicht so geplant hatte, blieb ich am Ende dort, baute mir in diesem Land eine Existenz auf. Mit der Zeit wurde ich auch amerikanischer Staatsbürger (wobei ich die französische Staatsbürgerschaft nicht verlor; die verliert ein Franzose nie). In den Vereinigten Staaten hatte ich ein anderes Lebensgefühl. Dort ging ich wählen. Dort glaubte ich die gleichen Rechte zu besitzen wie alle anderen auch. Wer war dort, abgesehen von den Indianern, denn überhaupt einheimisch? Dort kamen alle woanders her, genauso wie ich – selbst die Quäker in Philadelphia. Mit anderen Worten: Es war bloss eine Frage der Zeit. Sprechen Sie aufs Geratewohl einen Amerikaner an: Er gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zur zweiten, dritten oder – höchstens – zur vierten hier ansässigen Generation.

Doch obwohl ich Amerika liebe und dem Land mehr verdanke, als ich je in Worten ausdrücken könnte, habe ich mich tief in meinem Innern stets als abseits stehend wahrgenommen. Als ich vor einiger Zeit in Philadelphia eine Auszeichnung als Unternehmer erhielt, empfand ich das als grosse Ehre, doch ich erklärte dem Preiskomitee: «Freunde, ich komme ursprünglich gar nicht aus Philadelphia.»

«Sie leben aber doch seit nahezu vierzig Jahren hier», erwiderten sie. Ja, dachte ich, körperlich lebe ich hier nun seit fast vierzig Jahren, aber heimisch bin ich hier noch immer nicht. Ich schätze euch sehr, und ich weiss, dass ihr mich ebenfalls schätzt. Da gibt es gar keinen Zweifel. Doch im Grunde haben wir unterschiedliche Interessen und sehen die Dinge aus verschiedenen Perspektiven.



Denn in meinem Herzen bin ich ein Jude, und das heisst für mich: ein Israeli. Für die meisten Leute verbindet sich mit Israel die Vorstellung eines bestimmten Landes mit seinen nationalen Konflikten, Grenzproblemen und innenpolitischen Schwierigkeiten. Mir bedeutet Israel etwas anderes. Ich war Israeli, bevor es den Staat Israel gab. Israel ist seit meiner Geburt ein Teil von mir. Es war das Land meines Vaters und meines Grossvaters. Für mich war es etwas völlig Natürliches, ein ganz normaler Schritt, auch offiziell Israeli zu werden, ein schlichtes Bekenntnis zu dem, was ich wirklich bin. Es war eine Möglichkeit zur Heimkehr.

Ruta hielt es nicht für notwendig. «Du bist Israeli», sagte sie. «Ganz gleich, welche Staatsbürgerschaft du hast – du bist immer Israeli gewesen.» Ich hatte jedoch einen Punkt erreicht, an dem mir das nicht länger genügte. Die israelische Staatsbürgerschaft nicht anzunehmen wäre mir vorgekommen wie Drückebergerei, so als stünde ich nicht hundertprozentig zu dem, was ich war – und das hatte ich satt. In gewisser Hinsicht war die Annahme der israelischen Staatsbürgerschaft im Alter von 65 Jahren für mich wie eine Bar-Mizwa: Ich bekannte mich unumschränkt zu der Gemeinschaft.

Als Israeli fühle ich mich seltsamerweise nicht weniger amerikanisch oder gar weniger französisch. Diesen Ländern habe ich soviel zu verdanken, dass ich ihnen unwiderruflich verbunden bin. Die grösste Befriedigung aber hat mir meine Mitarbeit am Aufbau Israels und meine Zugehörigkeit zu diesem Land verschafft. Nicht, dass mein Beitrag etwas Besonderes wäre, doch ich habe meinen kleinen Ziegelstein dazugesetzt. Bei der feierlichen Eröffnung unserer Fabrik in Dimona drückte Handelsminister Ariel Sharon es so aus: «Das hier ist bloss ein Ziegelstein, aber jeder von uns sollte einen Ziegelstein legen, einen nach dem anderen, bis wir unser Land aufgebaut haben.» Und so empfinde ich Tag für Tag. Dieser Gedanke erfüllt mich mit grosser Kraft.

Mit wie vielen Problemen hat die Regierung Israels zu kämpfen! Sie scheinen endlos zu sein. Dort geschäftlich tätig zu werden führt zu ganz eigenen Problemen und Frustrationen, weswegen viele Geschäftsleute

Israel meiden. Aber das alles sind im Grunde nur Ausreden. Es ist wunderbar, dass Israel existiert, wunderbar, dass wir etwas für das Land tun können. Bedenken Sie nur: Bevor Israel existierte, fehlte allem, was wir Juden unternahmen, die Basis. Wir bauten auf Sand, für andere. Es ist seit zweitausend Jahren das erste Mal, dass wir etwas Solides und Stabiles für uns selber aufbauen, etwas, womit wir uns identifizieren können. Wir leben in einer für unser jüdisches Volk wunderbaren historischen Zeit. Und ich nehme daran teil, bin davon erfüllt.

Ich spreche mit meinen Kindern, sage ihnen: Schaut doch, wie ausserordentlich das alles ist. Wie furchtbar wäre es gewesen, achtzig oder hundert Jahre früher zu leben. Und wer weiss? Vielleicht werden die Menschen in hundert Jahren Israel betreffend genauso blasiert sein, wie es so viele Amerikaner heute in Bezug auf ihr Land sind. Wir aber erleben die Zeit mit, da das Land zum Leben erwacht und aufgebaut wird. Wir übernehmen eine wichtige Aufgabe dabei. Dass ich, ein Überlebender aus dem Ghetto, der eigentlich 1943 hätte sterben sollen, daran teilhabe – das ist das Wichtigste in meinem Leben. Damit lässt sich nichts vergleichen. Und das ist der Grund für meine Dankbarkeit. Das treibt mich an.

Und das tut auch meinem Unternehmen gut. Ich bin schliesslich Generaldirektor von Vishay. Es ist meine Pflicht, mein Bestes für Vishay zu geben, und ich tue für das Unternehmen, was ich kann. Wenn man es langfristig betrachtet, geht es nicht nur um die Resultate des nächsten Tages oder des nächsten Vierteljahres. Es geht auch darum, ein Team aufzubauen, eine Gemeinschaft. Wir haben in Israel eine wunderbare Gruppe von mehr als dreitausend Menschen, die mit unseren Unternehmensangehörigen in der ganzen Welt verbunden sind und gemeinsam mit ihnen zum Erfolg von Vishay beitragen.

Vielleicht wäre mir das auch in Taiwan, China oder Indonesien möglich gewesen, doch mein Herz gehörte Israel. So interessant diese Länder auch sein mögen, ich hätte nur ungern die Zeit aufgebracht, die es braucht, um eine ausländische Niederlassung zu eröffnen und zu betreuen. Doch an jedem Tag, an dem ich meinen Fuss auf israelischen

Boden setze, weiss ich, dass ich zu Hause bin. Ich fühle mich vollkommen frei, vorbehaltlos willkommen. Es gibt mir das Gefühl, in den Leib meiner Mutter zurückzukehren.

## *Einige Überlebende: Ein Nachtrag*

Sender Frejdowicz wurde in Paris zu einem erfolgreichen Importeur von Büromaschinen. Mit Roma, seiner zweiten Frau, die er 1953 heiratete, hatte er eine Tochter, Antoinette, und einen Sohn, Michel. Sender starb am 22. Mai 1973 und ist auf dem Friedhof von Bagneux begraben. Roma entschlief 1993 und liegt nun an seiner Seite.

Leon Trachtenberg hat sich auf Klimaanlageanlagen spezialisiert. Er lebt mit seiner Frau Dziunia – auch sie eine Holocaustüberlebende – in New York und Miami. Die beiden haben einen Sohn, Avi. Leons Eltern und sein Bruder Julek wanderten ebenfalls nach New York aus, wo sie bis zu ihrem Tode wohnten.

Wiktor Woroszylski ist eine berühmte Persönlichkeit des literarischen Lebens in Polen. Er war früher Berater des polnischen Staatspräsidenten Lech Walesa. Viktor lebt mit seiner Frau, die ihm zwei Kinder schenkte, in Warschau. Seine jüngere Schwester wanderte in die Vereinigten Staaten aus.

Mottl und Goldie Bass gingen nach dem Krieg in die Vereinigten Staaten, wo sie in Atlanta, Georgia, ein kleines Geschäft aufmachten. Nach Goldies Tod übersiedelte Mottl nach Pittsburgh, um in der Nähe seines Sohns zu leben. Mottl hat auch eine Tochter, die in New Jersey wohnt.

Boris Shulkes, der Verbindungsmann, der unser Versteck während der ersten Tage mit uns teilte, überlebte den Krieg und wanderte später nach Australien aus.

Meir Zamoszczanski, der jüdische Polizist, der zunächst ebenfalls das Versteck mit uns teilte, kämpfte bis zum Ende des Krieges bei den Partisanen. Danach zog er mit seiner Frau nach Kanada, wo sie später eine Fabrik für Beleuchtungsartikel besaßen. Sie leben heute in Florida im Ruhestand.

Josef Weiss blieb als enger Freund und Geschäftspartner meines Onkels Sender in Paris. Er heiratete nie und starb 1991. In seinem Testament vermachte er sein gesamtes kleines Vermögen dem israelischen Militär.

Ania Klempner und Bolek Schiff, enge Freunde Senders, heirateten und wanderten in die Vereinigten Staaten aus. Sie wohnen in Los Angeles.

Zeydl Asch, der sich den Partisanen angeschlossen hatte, ging in die Vereinigten Staaten und machte ein Lebensmittelgeschäft auf. Er wohnt in New York.

Frumka Halpern, eine Schulfreundin meiner Mutter, die mich in Oklahoma besuchte, lebt heute in Florida.

Mesha und Pela Byelodworski, die nach der Befreiung bei uns wohnten, siedelten nach Paris über, wo sie bis zu ihrem Tode lebten. Ihr Sohn Dan wurde Ingenieur.

Jonah Zaretsky, der sich durch den Sprung in eine Jauchegrube vor der SS retten konnte, studierte in Paris Filmkunst und zog später nach Israel, wo er heiratete und ein angesehenes Dokumentarfilmer wurde.

Lisa Chapnik und Anja Rud, die beiden Mädchen aus Grodno, die heimlich für den Untergrund Informationen sammelten und Waffen schmuggelten, zogen nach dem Krieg nach Razan in der Sowjetunion und wanderten vor einigen Jahren nach Israel aus. Lisa wohnt mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Beer Sehe va. Anja, deren Ehemann (Lisas Bruder) von den Nazis ermordet wurde, hat nicht wieder geheiratet. Sie wohnt in Tel Aviv.

Haschia Bielitzka, eine Mitkämpferin von Lisa und Anja im Widerstand, arbeitete nach Kriegsende für die Organisation Bricha. 1946 schmuggelte sie eine Gruppe von hundert Kindern nach Israel und beteiligte sich an der Gründung eines Kibbuz im Norden, in der Nähe der Golanhöhen. Später heiratete sie. Haschia hat Kinder und Enkelkinder. Sie lebt immer noch in ihrem Kibbuz Lehavot haBashan – Flammen vom Berge Bashan.

Esther Heidemak und ihr Mann, der polnische Untergrundagent, verliessen Grodno nach dem Krieg. Es ist uns trotz grosser Anstrengungen nicht gelungen, sie aufzuspüren.

Josef Szwarc, der in der polnischen Armee Stalins kämpfte, wurde in Frankreich Ingenieur, wanderte nach Israel aus und ist bei Vishay als Chefingenieur und wissenschaftlicher Leiter tätig. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

Jaschka Jonas, der an der Seite von Joseph Szwarc in der polnischen Armee Stalins kämpfte, heiratete nach dem Krieg in Polen und wurde Vater zweier Kinder. Er ging schliesslich nach Israel, wo er bis zu seinem Tod bei Vishay tätig war. Seine Frau und einer der beiden Söhne arbeiteten ebenfalls bei Vishay.

Noah Berezowski, mein Klassenkamerad am Tarbut, der zu den Partisanen ging, verliess Russland und ging nach Israel. Er arbeitet heute bei Vishay in der Abteilung für Qualitätskontrolle.

Solomon Polachik wanderte 1990, kurz vor dem Golfkrieg, mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn nach Israel aus. Er ist heute als Manager im Werk Holon für Vishay tätig.

Hillel Seidel, der Leiter der Organisation Bricha, für den Leon Trachtenberg und ich nach der Befreiung Waffen einkauften, reiste 1946 mit mir nach Frankreich. Später wanderte er nach Israel aus, gründete eine

politische Partei und wurde Mitglied der Knesset. Seine Frau Ola war ebenfalls eine Überlebende des Holocaust. Beide sind inzwischen gestorben.

Bella Hirschorn, der ich zuerst als Vierzehnjähriger in Slonim begegnete, war während des Krieges Partisanin. Sie lebt heute mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Israel.

Franye Braude, das Mädchen, das in Slonim schwanger war, ging mit ihrem Mann Hillel nach Israel. Sie ist inzwischen verwitwet und lebt mit ihren Kindern im Kibbuz Kfar Menachem im südlichen Israel.

Alex Blumstein, der Franye Braudes Baby vor der Haustür eines kinderlosen polnischen Ehepaars abgelegt hatte, arbeitete als promovierter Chemiker mit mir zusammen bei Budd. Später erhielt er eine Professur an der University of Lowell. Dort wohnt er mit seiner Frau, die ebenfalls Chemieprofessorin ist.

Heia Tarlofsky, meine Schulkameradin am Tarbut, heiratete Tolek Blumstein, einen anderen Holocaust-Überlebenden aus Grodno. Sie zogen nach Paris, wo Heia nach dem Heimgang ihres Mannes heute noch lebt.

Josef Rakoch, der 1946 bei der Vorbereitung unserer Flucht aus Polen mithalf, studierte in Frankreich Zahnmedizin. Er heiratete eine Studentin aus unserer Gruppe. Die beiden wanderten nach Israel aus, und Josef eröffnete eine Praxis in Hadera. Sie haben zwei Kinder.

## *Danksagung*

Von den Überlebenden des Holocaust, deren Wege sich vor und während des Zweiten Weltkrieges mit meinem kreuzten, haben mir einige zur Überprüfung und Unterstützung meines Gedächtnisses ihre eigenen Erinnerungen geborgt: Leon Trachtenberg, Nachum Eden, Mottl Bass, Lisa Chapnick, Anja Rud, Solomon Polachik, Josef Szwarc, Joseph Starowolski und Lisa Starowolski. Ihnen schulde ich besonderen Dank für ihre anhaltende Freundschaft und für ihre Hilfe beim Schreiben dieser Memoiren. Zutiefst dankbar bin ich auch Janova Puchalskis Tochter Sabina Kazimierczyk, die sich an viele Details zu erinnern vermochte, die das Leben der Puchalskis in der Zeit betrafen, als wir unter den Bodenbrettern des hinteren Zimmers hausten. Sabinas Sohn Zdzislaw Kazimierczyk verschaffte mir ebenfalls eine Fülle von Kenntnissen über jene Zeit. Mein Dank gilt auch Hanna Kazimierczyk für ihre Tüchtigkeit als Dolmetscherin.

Ich möchte Israel Tal, Elisha Roih, Abe Inbar und Moshe Shamir in Israel für den Beitrag danken, den sie zur Entstehung dieses Buches geleistet haben. Zu meinem grossen Kummer verstarb Moshe Shamir kurz vor Fertigstellung des Manuskripts. Die Lektüre des vollendeten Werkes hätte ihm einen Eindruck davon vermittelt, für wie herausragend ich die Rolle erachte, die er im Zusammenhang mit dem Erfolg von Vishay Israel gespielt hat, der Firma, der er mehr als zwei Jahrzehnte als Vorstandsvorsitzender diente.

Etliche weitere bei Vishay tätige Personen haben mir ebenfalls grosszügig ihre Zeit geschenkt und der Geschichte wichtige Aspekte hinzugefügt. Unter ihnen möchte ich besonders Avi Eden, Don Alfson, Gerald Paul, Carl Fritz, Sharon Vinette, Bill O'Connor und Ray Fridley



danken. Mein Dank gilt auch meinen Sekretärinnen Mercedes White und Betty Henry, die die Logistik und die Detaildurchführung mit ihrer üblichen Effizienz betreuten. Ich möchte zudem einige Mitglieder des Vishay-Aufsichtsrats namentlich erwähnen, die zwar nicht direkt an der Entstehung dieses Buches beteiligt waren, sich jedoch während des Schreibprozesses als eine Quelle der Kraft erwiesen: Professor Edward Shils, Mark Salomon, Bob Freece, Dick Grubb, Guy Brana, Jean-Claude Tiné und Eli Hurwitz. Meine Mitarbeiter bei Vishay wissen, wie wichtig auch die Erinnerungen der früheren Aufsichtsratsmitglieder Milton Scofield und Gerald Frank für mich sind – vor allem jetzt, da ich die Geschichte des Unternehmens erzählt habe.

Danken möchte ich auch Serge und Beate Klarsfeld, dass sie ihre Erinnerungen an die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Bielefelder und dem Kölner Nazi-Prozess mit mir geteilt haben, sowie Fritz Wald, Raphael Bouganim und Anne Lapidus für ihre Hilfe beim Übersetzen von Dokumenten aus dem Deutschen, Hebräischen und Jiddischen.

Memoiren sind in mehr als nur einer Hinsicht eine Familienangelegenheit. Meine Frau Ruta hat dieses Projekt mit ganzem Herzen begleitet, so wie sie das bei all meinen Unternehmungen tut. Sie allein weiss, wieviel ich ihr verdanke. Meine Kinder Gisele, Ariele und Marc haben mir, wie immer und in allem, auch während des Schreibens ihre Unterstützung und Liebe zuteil werden lassen. Sie sind in mehr als einer Hinsicht die Inspiration zu diesem Buch gewesen. Luella Slaner und Marcia Burnham vermochten Licht auf Bereiche in der Vergangenheit der Familie zu werfen, in denen mein eigenes Wissen und meine persönlichen Erinnerungen weniger vollständig waren als ihre. Ich bin ihnen zu grossem Dank verpflichtet.

Mein Vetter und Teilhaber Alfred Slaner schliesslich ist mir während der ganzen Zeit, in der ich an diesem Buch schrieb, in Gedanken gegenwärtig gewesen. Wie die Leser inzwischen wissen, ist es tatsächlich so, dass ein grosser Teil von dem, worüber Sie gelesen haben, nie hätte zustande kommen können ohne sein Vertrauen, seinen weisen Rat und die Unterstützung, die er mir vom Augenblick meiner Ankunft in den

Vereinigten Staaten an hat zuteil werden lassen. Es ist ein weiterer grosser Kummer für mich, dass Alfred vor einigen Jahren an Alzheimer erkrankte. Ich hätte die Erfahrung des Schreibens gern mit ihm geteilt, wie wir in der Vergangenheit so vieles miteinander geteilt haben. Doch er starb kurz nach Erscheinen der amerikanischen Ausgabe dieses Buches.

Besonderer Dank gilt auch Dr. Gerald Paul für die Durchsicht des deutschen Texts sowie für seine vielen Anregungen.